UNIV.
OF TORONTO
LIBRARY

DAS TÜRKENVOLK.

AnE
V2162t

DAS

TÜRKENVOLK

IN SEINEN

ETHNOLOGISCHEN UND ETHNOGRAPHISCHEN
BEZIEHUNGEN

GESCHILDERT

VON

HERMANN VÁMBÉRY.

MIT ZWEI TAFELN UND MEHREREN HOLZSCHNITTEN.

LEIPZIG:
F. A. BROCKHAUS.

1885.

Das Recht der Uebersetzung bleibt vorbehalten.

10447
4/12/90 b

SEINER EXCELLENZ

DEM HERRN

Dr. AUGUST VON TREFORT

KÖNIGLICH UNGARISCHEM
CULTUS- UND UNTERRICHTSMINISTER, PRÄSIDENTEN DER UNGARISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN [illegible]

SEI

DIESES BUCH IN HOCHACHTUNG UND DANKBARKEIT

GEWIDMET.

VORWORT.

Das Türkenvolk, das unter allen Völkern der Erde noch heute sich der grössten geographischen Verbreitung rühmen kann, dessen unbändige Wanderlust und kriegerischer Sinn in der Geschichte Asiens und Europas die bedeutendsten Veränderungen hervorgerufen, und im Völkerrahmen der Alten Welt so manch interessantes ethnologisches Räthsel geschaffen hat, ist von der modernen Wissenschaft noch lange nicht der gebührenden Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Wol fehlt es nicht an einzelnen fragmentarischen Skizzen und russisch geschriebenen, daher nicht jedermann zugänglichen Monographien; auch haben Reisende und Ethnographen der Neuzeit das grosse türkische Völkergebiet an verschiedenen Punkten berührt und so manche Züge aus dem Sittenleben einzelner Stämme gezeichnet. Indess ein das gesammte Türkenvolk umfassendes Bild ist bisher noch nicht entworfen worden, und von den gegenseitigen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen der einzelnen Stämme haben selbst eminente Gelehrte, wie Peschel und Friedrich Müller, nur sehr schwache und fehlerhafte Begriffe gehabt.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen und diese bedeutende Lücke im Studium der Völkerkunde auszufüllen, habe ich mich entschlossen, vorliegendes Werk zu schreiben. Der Umstand, dass ich Jahrzehnte hindurch mit Sprache, Literatur und Geschichte der Türkenvölker mich befasst, und dabei auf meinen mehrjährigen Reisen mit einzelnen Theilen dieses Volkes in langem und innigem

Verkehr gestanden, war die Hauptursache, dass ich an die Arbeit mich heranwagte. Im südlichen Theile des hier behandelten Völkergebiets konnte ich daher autoptische Erfahrungen verwerthen, während ich bezüglich des nördlichen Theils aus fremden Quellen schöpfen musste. Letztere sind leider nicht immer zugänglich, und so manche in russischen Provinzialblättern zerstreut erschienene ethnographische Abhandlung habe ich nur erwähnen gehört, aber nicht zu Gesicht bekommen können. In Anbetracht der Unvollkommenheit des mir zu Gebote gestandenen Quellenmaterials konnte die Bearbeitung der verschiedenen Theile auch keine gleichmässige und auch keine gleichgeartete werden. So ist z. B. das von Tschuwaschen, Baschkiren und Kazaner Tataren entworfene Bild viel detaillirter als das von den einzelnen Theilen der Sibirischen Türken, über die wir erst in der Neuzeit etwas erfahren haben, und über welche die noch allzu verschwommenen Daten nicht immer verarbeitet werden konnten. Merkwürdigerweise macht dieser Mangel selbst bei den in unserer unmittelbaren Nähe befindlichen Türken, nämlich bei den Osmanen, sich fühlbar, denn in seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen ist Anatolien uns fremder geblieben als die entfernten Gegenden des Thien-Schan und des Jaxartesbeckens. Was dem Studium der Völkerkunde bisher am meisten Abbruch gethan hat, ist die nicht genügende Vorbereitung der ethnographischen Reisenden, und namentlich ihre nicht hinlängliche Sprachkenntniss. Ethnographie und praktische Philologie sind unzertrennlich. Dem Geographen, Naturforscher und Archäologen genügt wol ein gutes Auge, der Ethnograph aber kann nur mit Ohr und Zunge forschen, und Ethnographen, welche fremde Länder in Begleitung eines Dolmetschers durchziehen, thäten wol besser, ganz zu Hause zu bleiben.

Das Ziel, welches bei Bearbeitung vorliegenden Werkes mir vor Augen geschwebt, war vor allem, die einzelnen, bezüglich des Türkenvolkes bisher erschienenen Daten zu sammeln, zu sichten und in einer leichtfasslichen Form den Freunden der Völkerkunde zu übergeben. Da der Grundplan meiner Arbeit war, eine volksthümliche Behandlung meines Stoffs zu geben, so wurden wissenschaftliche Speculationen nur dort berücksichtigt, wo das

eine oder andere ethnologische Räthsel dies unumgänglich machte, so z. B. in der Einleitung, in welcher die Ursprungsfrage des gesammten Türkenvolkes erörtert wird, über die bisher selbst in der Gelehrtenwelt die verworrensten Begriffe herrschen. In der Alterthumskunde der Arier und Semiten haben die modernen Gelehrten dieser beiden Menschengeschlechter schon Erhebliches geleistet, während die Ural-Altaier, die noch im Kindesalter des Culturlebens stehen, auf fremde Hülfe angewiesen sind und bisjetzt nur stiefmütterlich behandelt wurden. Ein Blick auf dieses bisher vernachlässigte Gebiet der Völkerkunde ist aber um so dringender geboten, weil einerseits einzelne Stämme des Türkenvolkes im heftigen Culturkampfe des Westens gegen den Osten dem Untergange nahe gebracht sind und bald spurlos verschwunden sein werden, und weil andererseits durch die rasch zunehmenden Verkehrsmittel die Völker der fernen Zonen einander so genähert werden, dass sie der gegenseitigen Bekanntschaft nicht mehr lange entbehren können. Wo im grossen Völkerverkehr Eisenbahnen und Telegraphen den Weg geöffnet haben, dort muss praktische Philologie und Ethnographie das Werk der Annäherung beschleunigen und vervollkommnen.

Budapest, im September 1885.

Hermann Vámbéry.

INHALT.

Seite

Vorwort V

EINLEITUNG.

I. Die ersten Anfange der Türken nach der nationalen Tradition . . 1
II. Das erste Erscheinen der Türken nach dem Zeugniss der Geschichte 12
III. Turkische Alterthümer mit Bezug auf den Ursprung der Türken. (Mit zwei Tafeln.) 21
IV. Das Zeugniss der Culturmomente 15
V. Die Stellung der Türken im ural-altaischen Stamme 59
VI. Die Wanderungen und Geschicke des Türkenvolkes 73

I. SIBIRISCHE TÜRKEN.

Verschiedene Völkerschaften 91
Jakuten 146

II. MITTELASIATISCHE TÜRKEN.

Nomaden und Halbnomaden 171
Kara-Kirgizen 257
Kazak-Kirgizen 277
Uiguren und Ostturkestaner 314
Özbegen 346
Kara-Kalpaken 373
Turkomanen 382

III. WOLGA-TÜRKEN.

Kazaner Tataren 419
Tschuwaschen 444
Baschkiren 496
Meschtscheren und Tepteren 518

IV. PONTUS-TÜRKEN.

Seite
Krim-Tataren 527
Nogai-Tataren, Kunduren, Kumüken und Karatschais 543

V. WESTTÜRKEN.

Iranische Türken oder Azerbaidschaner 569
Osmanen 594

Register 625
Quellenverzeichniss 634

Einleitung.

I.

Die ersten Anfänge der Türken nach der nationalen Tradition.

In der mit Fabeln und Mythen reichlich geschmückten und von der Tradition[1] in der verschiedensten und buntesten Form überlieferten Ursprungsgeschichte des Türkenvolkes heisst es, dass

[1] Diese Tradition wird am ausführlichsten von den folgenden orientalischen Geschichtswerken behandelt: 1) Ala-ed-din Dschuweini in seinem Buche betitelt „Dschihankuscha" (Welteröffner), welches die Eroberung der Mongolen schildert. Der Verfasser machte unter Helagu den Feldzug gegen Bagdad mit und starb 1283; sein Werk schliesst mit dem Jahre 1257. — 2) Raschid-ed-din Tabibi, der Vezier Ghazan-Chan's, einer der gelehrtesten Historiker des moslimischen Asiens, der sein Werk über Dschengiz und seine ersten Nachfolger 1307 beendete und 1318 auf Befehl Ebusaid's hingerichtet wurde. Dieses mit Recht „Tadsch-et-tewarich", d. h. die Krone der Geschichten, genannte Werk ist von den späteru Historikern bezüglich der Ursprungsgeschichte der Türken auf die verschiedenste Art ausgebeutet worden. — 3) „Schedschrei Türki" (d. h. türkischer Stammbaum) von Abulghazi Bahadur-Chan, einem Herrscher von Chiwa (1643—63), der wie er selbst erzählt, neben dem Werke Raschid-ed-din's noch 17 andere Dschengiznameh, d. h. Geschichte der Mongolen, benutzt hatte, unter welchen wol einige uns unbekannt gebliebene Quellen gewesen sein mögen. — 4) „Rauzat-es-Sefa" (Garten der Wonne) von Mirchond, eine in orientalischem Redeschwulst geschriebene Weltgeschichte, die unter der Regierungszeit Husein Baikara's in Herat verfasst wurde; der Autor starb 1497. — 5) Tarichi Wassaf unter dem Titel „Tedschzijet ul emsar we tezdschijet ul asar" (Detaillirung der Städte und Vorüberführung der Jahrhunderte), die bis

Jafeth, der Sohn Noe's, acht Söhne gehabt, nämlich: 1) Türk, 2) Tschin, 3) Khazar, 4) Saklab, 5) Rus, 6) Ming, 7) Gumari und 8) Khaladsch, auch Taradsch oder Jaradsch[1] genannt, und dass von diesen acht Kindern Türk in der Nähe des Issik-Köl an einem Orte Namens Selenkej sich niedergelassen und der Erfinder der Zeltenwohnung geworden sei. Tschin, der Repräsentant der kunstvollen Industrie und der Seidencultur, hatte Ma-Tschin gegründet und sich dort niedergelassen; Khazar hatte die Ufergegenden der Wolga zu seiner Heimat gewählt; Saklab wurde über das siebente Klima hinaus in den rauhen Norden verdrängt, zu ihm hatte Rus, der Stammvater der Russen, sich anfangs gesellt, später jedoch von demselben sich getrennt; während schliesslich Ming und Gumari in der Nähe Bulgars und im Lande der Ghuzen sich niedergelassen hatten. Auch bezüglich der Nachkommen dieser Stammväter weiss die Tradition einigen Bescheid; indem sie von Türk die Söhne Tütek, Hakal, Barsadschar und Imlak[2] abstammen lässt, und von einem Enkel des erstern, nämlich von Tütek, das Zwillingspaar Tatar und Mogul[3] ableitet. Rus und Saklab, d. h. Russen und Slawen, werden als Verwandte

zum Jahre 1327 reicht und wegen der rhetorischen Bombastik für die Ursprungsgeschichte der Türken nur geringen Werth hat. — 6) „Zafar-nameh" (Siegesbuch) von Scheref-ed-din Ali Jezdi, eine Geschichte Timur's bis zu dessen Tod 1405. — 7) „Tarichi Benaketi", auch „Fenaketi", von Abu Suleiman Daud bin Abul-Fazl, reicht bis 1318 und behandelt im neunten Abschnitte die Geschichte der Türken und Mongolen, nach Raschid-ed-din's Buch. — 8) „Tewarichi-Ali Seldschuk" (Geschichte der Seldschukiden). — 9) „Chulasat ul Achbar fi bejani ahwali ul Achjar" (Auszug der Nachrichten über die Vortrefflichsten) von Chondemir, einem Sohne Mirchond's, der 1534 gestorben ist. Im neunten Kapitel wird der Genealogie der Türken Erwähnung gethan. — Kürzere Auszüge sind ausserdem noch anzutreffen im „Habib-es-Sijar" von Kazwini, im „Munt et tewarich", im „Tarichi Raschidi" von Mir Haidar u. s. w.

[1] Die verschiedene Schreibart, richtiger Entstellung, der ursprünglich unbekannten Eigennamen rectificiren zu wollen, wäre eine nutzlose Arbeit. Wir haben immer auf die eventuelle Wortbedeutung und auf die Lautlehre der türkischen Sprache Rücksicht genommen.

[2] Tütek mag in tutuk rectificirt werden. Barsadschar und Imlak können leicht im Türkischen erklärt werden, indem ersteres Wenn der Freund geht und letzteres heilbringend bedeutet. Nur Hakal ist bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

[3] Wie Raschid-ed-din mittheilt, hätten die Mongolen den Namen Mogul erst zur Zeit Dschengiz-Chan's angenommen, eine Ansicht, die von Raverty

hingestellt, der Sohn Ming's heisst Guz und die beiden Söhne Gumari's sind Bulgar und Burtas, als deren Nachkommen die Magyaren und Baschkiren (مشقريان)[1] bezeichnet werden.

Bis hierher hat die Phantasie sich den weitesten Spielraum gelassen, doch allmählich beengt sich derselbe, Tatar und Mogul treten als eigentliche Ahnen des Gesammtvolkes immer mehr in den Vordergrund, indem man von ersterm succesive die gut türkisch benannten Persönlichkeiten Buka, Jelindsche, Atli, Atsiz, Urdu, Baidu und Süjündsch, von letzterm Kara-Chan, Öz-Chan, Köz-Chan und Kör-Chan[2] ableitet. Auch der Schauplatz der Begebenheiten nähert sich in auffallender Weise den muthmasslichen Ursitzen des Türkenvolkes. Um so befremdender wird der Umstand, dass die phantastische Genealogie, anstatt die Türken von Tatar-Chan und die Mongolen von Mogul-Chan abzuleiten, wie dies folgerichtig zu erwarten wäre, erstens die eigentlichen Türken aus dem Geschlechte Mogul's entspringen, und zweitens die Nachkommen beider Ahnen in solch wilde Fehde miteinander sich verwickeln lässt, dass die Mongolen gänzlich in den Tataren aufgehen, so zwar, dass nach dem Ausdrucke Abulghazi's nach dieser Fehde eigentlich gar kein Mongole auf der Welt übriggeblieben war.[3]

Diese beiden Momente in der genetischen Tradition des Türkenvolkes wollen wir nun näher ins Auge fassen.

Die Sage lässt Kara, den ältesten Sohn Mogul's, bald im Norden des heutigen Turkestan, den Sommer über in Bergen

(in seinem Vortrage „On the Turks, Tattars and Mughals", gehalten auf dem Internationalen Congress der Orientalisten in St.-Petersburg 1876) mit Recht widerlegt wird. Der Name Mogul war allerdings im Westen Asiens vor Dschingiz unbekannt, dass er jedoch schon früher existirte, darüber kann kein Zweifel sein.

[1] Maschkar oder Maschghar ist ein Schreibfehler statt مشعر Masch'ar, richtiger Madschar. Siehe in meinem „Ursprung der Magyaren" die Etymologie dieses Wortes auf S. 116—119.

[2] Öz, Köz und Kör werden von den einzelnen Quellen in der verschiedensten Art geschrieben. Ich halte die Schreibart Raschid-ed-din's und Abulghazi's für die richtigste und vermuthe in öz das türkische Wort für Individualität, während köz mit Auge übersetzt und kör für das türkische Adjectiv blind gehalten werden kann.

[3] غرض مغول هیچ دنیاده قالمادی Abulghazi edit. Demaison, S. 31, d. h. mit einem Worte: Es blieb gar kein Mongole mehr in der Welt.

Ar-Tag und Kar-tag, den Winter hingegen in den Niederungen des Kizil-kum wohnen; bald wieder in einem solchen Theile Mittelasiens, der östlich von China, westlich von den Uiguren, nördlich von den Kirgisen und südlich von den Tanguten begrenzt wird, was ungefähr auf die heutigen Sitze der Khalkas-Mongolen passt. Nur in Bezeichnung seines Sohnes Oghuz-Chan's sind die verschiedenen Quellen einig, der, obwol Zeitgenosse des fabelhaften Kajumers, doch als eifriger Moslim und Welteroberer hingestellt wird, mit einem Worte für den ersten und mächtigsten Türkenfürsten[1] gilt. Dieser fabelhafte Held, dem alle Siege der turanischen Welterschütterer, welche Jahrhunderte, vielleicht sogar Jahrtausende später gelebt haben, zugeschrieben werden, hinterlässt nach einer 116 Jahre langen Regierung sechs Söhne, nämlich Kün-Chan (= Fürst-Sonne), Aj-Chan (= Fürst-Mond), Jolduz-Chan (= Fürst-Stern), Kök-Chan (= Fürst-Himmel), Tak-Chan (= Fürst-Berg), Tingiz-Chan (= Fürst-Meer). Drei dieser Söhne bilden den rechten und drei den linken Flügel, und da jeder von ihnen noch vier Söhne hatte, so lässt die Tradition von diesen folgende 24 Geschlechter entspringen, deren Namen mit betreffendem Epitheton: Siegel, eigenthümlichem Jagdvogel und Lieblingsgericht, in folgender Weise mitgetheilt werden.[2]

	Name und Bedeutung	Siegel	Jagdvogel	Lieblingsgericht
Söhne Kün-Chan's	Kati (stark)		شاهين Falke	قرى بغرين Heute ein kirgisisches Gericht aus Stutenfleisch
	Bajat (reich)			
	Alka-oji[3] (mit jedem Orte zufrieden)			
	Kara-ojli (schwarz-zeltig)			

[1] Er verdient den Titel „Türkenfürst" um so mehr, da in seiner Zeit, wie die Sage übereinstimmend berichtet, sein Volk den gemeinsamen Namen Türkmen, d. h. Türkenthum, geführt hat. Siehe weiter unten bei den Turkomanen die Etymologie des Wortes Türkmen.

[2] Ich habe hier unter den mir zu Gebote stehenden Quellen vorzugsweise das Tewarichi-Ali Seldschuk (Leidener Bibliothek, Nr. 419) benutzt, die einzige, welche neben den Siegelformen auch die beliebten Jagdvögel und Fleischgerichte mittheilt.

[3] Inwiefern alka-oji „mit jedem Orte zufrieden" übersetzt werden könne, ist mir keinesfalls einleuchtend. Das Räthsel beruht jedenfalls auf einer Entstellung des Urtextes.

	Name und Bedeutung	Siegel	Jagdvogel	Lieblingsgericht
Söhne Aj-Chan's	Jazar (der grosse Ländereien hat)		قرقال Adler	اشقلو اوماچ Eine Mehlsuppe mit Knöchelbeinen
	Düker [1] (gibt Stelldichein)			
	Dudurga (Herrschaftsgründer)			
	Japarli (duftend) (?)			
Söhne Joldus-Chan's	Tschar (flink)		طوشانجيل Hasengeier	اوماچ و ادلو Mehlsuppe mit Fleisch
	Kizik (feurig)			
	Begdili [2] (schatzt Fürstenworte)			
	Karkin [3] (starker Esser und Sättiger)			
Söhne Kok-Chan's	Bajindir (werde reich)		شنقور Falke	صولو قرى بغرين Wasseriges Fleischgericht
	Bitschene [4] (Nachahmer)			
	Tschauldur [5] (berühmt)			
	Tschini [6] (sogleich kampfbereit)			
Söhne Tak-Chan's	Salar (mit Waffen anstürmend)		اوچ قوش Drei Vögel ?	اشقلو و قمچ Knöchel und Hintertheil
	Imir (sehr gut und reich)			
	Ala jontlu [7] (hat gute Pferde)			
	Oragir [8] (immerwohlthätig)			

[1] دوكار mag ursprünglich دولار duler, von dule = gegenüberstehen, gelautet haben.

[2] Begdili heisst wörtlich Fürstenwort, Fürstenzunge.

[3] Soll richtiger قنقين kankin lauten von kan = sich laben, sich sättigen.

[4] Bitschin, Bidschin heisst eigentlich Affe und ist dem Mongolischen entlehnt.

[5] Von tschau = Ruf und daher tschauldur, oder tschaudur = berühmt werden.

[6] Eigentlich aufrichtig, rechtlich.

[7] Jont, jonda ist ein alttürkisches Wort für Pferd, Stute und Füllen.

[8] Bei Abulghazi Ürker, bei Rashid-ed-din اوركز Ürkez und Ovagir im Tewarichi-Ali Seldschuk können in keiner Weise diesen Sinn wiedergeben.

	Name und Bedeutung	Siegel	Jagdvogel	Lieblingsgericht
Söhne Tingiz-Chan's	Bikdir (grosser Held)			
	Böktür (grossmüthig gegen Besiegte)		چاڭو	ادلو
	Tawa [1] (der immer obenan ist)		Sperber	Fleischgericht
	Kanik [2] (dem jeder Kampf zur Ehre gereicht)			

Die Sage führt des weitern auch die Nachkommen dieser 24 Geschlechtshäupter an, erwähnt aber noch ausserdem der illegitimen Kinder derselben in einer fast durchweg türkischen Namensliste, was jedoch nicht verhindert, Il-Chan, einen Sohn Tingiz-Chan's, zum Fürsten der Mongolen zu machen, der Mongolen, die damals die zahlreichsten unter allen waren und dessenungeachtet von Süjündsch-Chan, den die Kirgisen unterstützten, dermassen aufs Haupt geschlagen wurden, dass mit Ausnahme Kijan's und Nöküz' [3] sämmtliche Mongolen, wie schon erwähnt, vernichtet wurden. Kijan und Nöküz ziehen sich hierauf nach Erkenekun [4] zurück, um später mit ihren stark vermehrten Nachkommen als die eigentlichen Mongolen auf der Bühne der Begebenheiten aufzutreten, die nun als selbständiges Volk in den Vordergrund gebracht und unter Dschengiz zur weltgeschichtlichen Berühmtheit gelangt sind.

Nach dem Gesagten wäre wol zu erwarten, dass von nun an

---

[1] Bei Abulghazi awa, bei Raschid-ed-din بيوه büve. Wir schlagen deshalb die Lesart توه tawa vor, weil dies der Wortbedeutung am besten entspricht (siehe in meinen „Tschagataischen Sprachstudien" das Wort تاوا).

[2] Kanik bei Abulghazi, das Tewarichi-Ali Seldschuk bringt karkin.

[3] Kijan bedeutet nach Abulghazi einen Wildbach, aus welchem Worte später Kijat (eine mongolische Pluralform von Kij) wurde. — Berezin hält Kijat für ein mongolisches Wort von kej = Luft und findet es nicht statthaft mit kijan zu verwechseln (siehe seine „Scheibaniada", Kasan 1849, S. 35 und 38). Bezüglich des Wortes Nöküz weiss Abulghazi keinen Bescheid, doch ist es unschwer, darunter das mongolische Wort noghoson = Wolle zu erkennen. Ich lese Nöküz, weil dieses Wort als Geschlechtsname der Özbegen noch heute so lautet.

[2] Der mongolische Gelehrte Dordschi Banzarof liest Ergene-chon, und übersetzt dieses Wort mit Vertiefung, Thalgrund (russisch Lohsbina), siehe Berezin, „Scheibaniada", S. 21.

beide Völker, nämlich Türken und Mongolen, von der Tradition streng voneinander geschieden, in ihrer ethnischen Entfaltung einzeln dargestellt werden. Doch ist dem nicht so. Sowol Dschuweini und Raschid-ed-din, die ersten Verzeichner der Tradition, als auch ihre spätern Nachschreiber kennen keine Grenzen in ihren genealogischen Auseinandersetzungen[1], denn Mongolen und Türken werden bunt durcheinander geworfen und der einzig übereinstimmende Punkt bezüglich einer grossen ethnischen Demarcation erstreckt sich blos auf die fünf ersten Geschlechter, nämlich auf die Uiguren, Kanglis, Kiptschaken, Kalatsch und Karliken[2], deren ehemalige Sitze mit geringer Ausnahme in Uebereinstimmung mit den Angaben älterer arabischer Geographen genau angegeben sind. So wird als die Heimat der Kiptschaken die Gegend zwischen dem Don, der Wolga und dem Ural bezeichnet. Die Kanglis, die zuerst mit den Turkomanen (allem Anscheine nach in der Nachbarschaft der Kiptschaken) wohnten, hatten sich von letztern getrennt und an die Ufer des Issik-köl, Tschui und Talasch zurückgezogen. Die Karliken wohnten in den hohen Bergen der Mongolei, während die Uiguren, wie wir weiter unten nach Abulghazi ausführlich mittheilen, ebenfalls in der heutigen Mongolei, südöstlich von den Kanglis ihre Sitze hatten[3]; oder wie Raschid-ed-din sich bündiger ausdrückt: das nomadische Türkenvolk bewohnte die Steppen, Thäler, Berge und Ebenen von Kiptschak, Rus, Tscherkes, Baschkir, Talas, Sairam, Ibir, Sibir, Selenga, Ankara bis an die Grenzen Turkestans und Uiguristans, ferner von den Ufern des Irtisch und am Altaigebirge, mit einem Worte alle jene Oertlichkeiten, auf denen zur Zeit der mongolischen Invasion und auch noch heute Türken anzutreffen sind. Natürlich begnügt die Tradition sich nicht mit der einfachen Aufzählung dieser turko-mongolischen

[1] Dies muss namentlich bei Abulghazi befremden, der die beiden Sprachen, nämlich Türkisch und Mongolisch, kannte, und über die obwaltende ethnische Verschiedenheit der beiden doch genau unterrichtet gewesen sein muss.

[2] An einer andern Stelle fügt Raschid-ed-din diesen fünf Namen der ersten türkischen Geschlechter noch den Namen اغاجار Agatschar bei.

[3] Dem Stamme Khaladsch, obwol auf einer phantastischen Etymologie basirt, wird kein specieller Ort als Heimat angewiesen. Einige Geschichtschreiber erwähnen ihrer als älterer Bewohner Sistans und des an renzenden Afghanistan.

Stämme, sondern sie berichtet auch mitunter von ihren geschichtlichen Thaten und gibt bisweilen solche geographische Details, die vom oro- und hydrographischen Standpunkte jener Gegenden interessant sind und insgesammt die Muthmassung unterstützen, dass das ganze Gewebe, welches unter dem Namen einer genealogischen Tradition des Türkenvolkes von den Historikern des Morgenlandes und von den Gelehrten Europas so vielfach erörtert, commentirt und so verschiedenartig interpretirt worden ist, unter keinen Umständen in das hohe Alterthum hineinreicht, sondern als eine solche Production der Phantasie einzelner Mongolen- und Türkenhäuptlinge sowie der ersten Genealogen dieser Völker zu betrachten ist, die vielleicht in sehr wenigen Punkten auf eine dem Urwesen nach stark verwischte Ueberlieferung sich stützt, in den meisten Fällen aber, und dies gilt namentlich von den Werken Dschuweini's, Raschid-ed-din's und Abulghazi's, theils das Bild der ethnischen Sachlage des Türkenvolkes im 13. Jahrhundert darstellt, theils aber auf den Daten solcher arabischer und persischer Reisewerke beruht, die aus den vorhergehenden Jahrhunderten stammen und theilweise auch der wissenschaftlichen Welt bekannt sind.

Zu einem solchen Resultat werden wir gelangen, wenn wir Quelle, Tendenz und Inhalt dieser Tradition einigermassen untersuchen. Bei voller Würdigung der Angaben Raschid-ed-din's, nach welchen Ghazan-Chan ihn zur Abfassung einer Geschichte der Mongolen aufforderte, können wir nicht umhin, schon in der von Abulghazi gebrachten Ansprache Ghazan's einen Widerspruch zu entdecken. „Gott sei Dank", soll Ghazan zu Raschid-ed-din gesagt haben, „wir sind nun Mohammedaner geworden. Zwei bis drei Geschlechter sind vergangen, seitdem unser Grossahne Helagu aus Mongolien herausgekommen. Unsere Nachkommen werden nunmehr die Sprache, Sitten, Land und Heimat, wie auch die Geschlechter der Mongolen vergessen. In der Mongolei gibt es noch viele Völker, von denen einige rein mongolischer Abstammung sind, andere jedoch nicht. Diese nun sollst du zusammenschreiben." Als ich (Raschid-ed-din) hierauf bemerkte, der Chan habe mir eine grosse Arbeit befohlen, die ich allein wol kaum zu Stande bringen könne, setzte der Chan hinzu: „Ja, hierzu ist ausser dir niemand fähig. Wir haben mongolisch geschriebene Bücher und Leute, die das Nichtgeschriebene im Gedächtniss halten." Man gab mir hierauf fünf bis sechs wort-

kundige mongolische Graubärte zur Seite, und ausser diesen noch den Fürsten Pulad Tschingsang, dem der Chan folgenden Auftrag gab: „Niemand kennt besser als du die Genealogie der Mongolen, auch bist du der mongolischen Sprache und Schrift kundig." Vor allem ist es schwer einzusehen, welche Sprachen und Sitten Ghazan-Chan von dem Vergessenwerden bedroht sah. Vom Mongolischen kann hier wol schwerlich die Rede sein, da bekanntermassen Ghazan's Hof und Umgebung schon ganz turkisirt war. Ferner kann es uns nur schwer einleuchten, wie der Mongole Pulad Tschingsang, wenn er auch in der Genealogie seiner Landsleute ganz bewandert war, auch in der Genealogie der Türken Bescheid wissen sollte, indem doch kaum anzunehmen ist, dass Mongolen und Türken, die von altersher voneinander getrennt und abgesondert gelebt, von den gegenseitigen Clanverhältnissen unterrichtet waren, da dies selbst von Turkomanen, Kirgizen und Kazaken trotz der Stammesverwandtschaft und Nachbarschaft nicht behauptet werden kann. Auch die Möglichkeit von der Existenz mongolisch geschriebener Annalen hat einiges Bedenken, wenn wir erwägen, dass die mongolischen Schriftzeichen erst zur Zeit Dschengiz-Chan's dem Uigurischen entlehnt worden sind, und dass solche Urkunden im besten Falle doch kaum hundert Jahre alt sein konnten. Abgesehen aber von dem allen ist der Glaube an das hohe Alter der Tradition durch den Umstand erschüttert, dass wir keinen einzigen Türkenstamm kennen, der von seinen genetischen Verhältnissen irgendwelche auf Jahrhunderte zurückreichende zuverlässige Tradition bewahrt hätte. Einige vage und dunkle Punkte, wie z. B. die der Turkomanen von Sön-Chan und Esen Ili oder von ihrer alten Heimat in Mangischlak, sowie andere dergleichen Erinnerungen mögen in der Reminiscenz einzelner Türken- und Mongolenstämme wol übriggeblieben sein, und solche werthvolle Fäden mögen auch in dem vorliegenden traditionellen Gewebe der Genealogie existiren, doch von diesen das Uralte herauszufinden und das Gewisse vom Erdichteten zu unterscheiden, ist keine leichte Arbeit. Es dünkt uns daher im grossen und ganzen das Werk Dschuweini's, Raschid-ed-din's und ihrer Nachschreiber von der Phantasie der sogenannten Gewährsmänner stark beeinflusst, und ebenso scheinen diese Autoren in vielen Dingen zu den ethnischen Angaben der ältern arabischen Geographen ihre Zuflucht genommen zu haben, sodass auch diese Tradition keinesfalls jener ernsten kritischen Interpretation würdig

sein dürfte, welcher dieselbe seitens der europäischen und asiatischen Wissenschaft bisher theilhaftig geworden ist.[1]

Es muss ferner in Betracht gezogen werden, dass bei dem heutigen Stand der Turkologie, wo das Sichten des ältern türkischen Wortschatzes von dem neuern leicht zu bewerkstelligen wäre, wir in dem gegebenen Namenregister der Personen und Geschlechter selbst den kleinsten Anhaltepunkt zur Eruirung eines alttürkischen Sprachcharakters vermissen. Wir wollen zugeben, dass die persische Nationalität der ersten Niederschreiber und die zur Transscription türkischer Laute ganz untaugliche arabische Schrift, sowie die Nachlässigkeit der Copisten so manches entstellt und im Kleide der Räthselhaftigkeit uns überliefert haben.[2] Doch bei alledem wird es schwer sein einzusehen, wie es gekommen, dass selbst bei den Namen der 24 Enkel Oghuz-Chan's, die im Grunde genommen nur Epitheta sind, keine Spur sprachlicher Antiquität sich vorfindet, und dass die heute türkisch nicht ganz verständlichen Worte im mongolischen Sprachcharakter sich erhalten haben. Dasselbe kann auch von den den einzelnen Namen beigefügten Siegeln (tamga) behauptet werden, die, wie wir später zeigen werden, den übrigen türkischen und sogar nichttürkischen Nomaden eigen waren und noch sind, sodass alles in allem aus den Daten der genealogischen Tradition die nüchterne Forschung wol weniger gewinnen kann, als der gewaltsame speculative Geist. Vom Standpunkte der Speculation wäre es wol unschwer, in einigen Namen der angeblichen Urahnen eine mytho-

[1] Es ist mir in der That unbegreiflich, dass Gelehrte wie Major Raverty in seiner Abhandlung: „On Turks, Tattars and Mughals" (siehe „Travaux de la troisième session du Congrès International des Orientalistes à St.-Pétersbourg" 1876, S. 95—96) selbst die phantastischen Daten von 1000 und 4000 Jahren, welche mit den Thaten der fabelhaften Helden in Verbindung gebracht sind, ernst nehmen und einer kritischen Untersuchung würdigen konnten. Ob die Wissenschaft hieraus wol einen Nutzen ziehen kann?

[2] Perser sowol als Araber können selbst nach jahrelanger Uebung es selten zur Fertigkeit in der türkischen Sprache bringen, da ihnen die Vocale *ö*, *ü* und *ı*, welche im Türkischen eine bedeutende Rolle spielen, gänzlich abgehen. Noch ärger ist es mit den von beiden gebrauchten arabischen Schriftzeichen bestellt, sodass ohne Uebertreibung behauptet werden kann, dass 90 Procent der von den arabischen und persischen Autoren gebrauchten türkischen Wörter fehlerhaft geschrieben und falsch gelesen werden. Was besagte Texte heute in correcter Transscription bringen, das ist zumeist türkischen Gelehrten und Copisten zu verdanken.

logische Bedeutung zu vermuthen und so z. B. in Kara, dem Sohne Oghuz-Chan's, welches Erde bedeutet, und im Namen seiner sechs Söhne, als Kün = Sonne, Aj = Mond, Jolduz = Stern, Kök = Himmel, Tagh = Berg und Tingiz = Meer, irgendwelche kosmogonische Anspielungen zu entdecken, wie dies auf dem Gebiete der griechischen Mythologie mit Erfolg durchgeführt ist. Selbst der Name von Oghuz, der Wortbedeutung nach Fluss[1], könnte als Symbol für die laufende Zeit genommen werden. Doch dünkt uns ein derartiges Vorgehen viel zu unsicher und zu phantastisch, als dass wir uns der etwaigen Resultate als Basis in der Ursprungsgeschichte des Türkenvolkes bedienen könnten. Nicht minder gewagt dünkt uns von den äusserst unsichern ethnographischen Andeutungen dieser Tradition auf das gegenseitige Verhältniss der einzelnen Fractionen der Türken und Mongolen schliessen zu wollen. Dass beide miteinander in engste Verwandtschaft gebracht, ja von einem gemeinsamen Stamme abgeleitet werden, ist nicht so sehr dem factischen Umstande der engen Angliederung dieser Völker zuzuschreiben, als vielmehr jenen politischen und socialen Beziehungen, in welchen Türken und Mongolen zur Zeit der Dschengiziden, als die Tradition zuerst niedergeschrieben wurde, zueinander gestanden hatten, und schliesslich mag die geographische Nachbarschaft und die sprachliche Verwandtschaft zu einer solchen Annahme Anlass gegeben haben, da das Mongolische, namentlich was seinen Wortschatz anbelangt, auf dem ganzen ural-altaischen Sprachgebiete dem Türkischen am allernächsten steht.

Wir können daher in den Daten, welche in der genealogischen Tradition des Türkenvolkes uns aufbewahrt sind, keine Leuchte in der Dunkelheit der vorliegenden Probleme entdecken, und müssen uns sonach an ein anderes, mehr Positivität versprechendes Quellenmaterial wenden, und dieses ist die Geschichte.

[1] Ich vermuthe in Oghuz dasjenige Wort, mit welchem die Griechen zur Zeit des alexandrinischen Feldzuges in Mittelasien den Oxus benennen hörten, und welches mit dem von ihnen gebrauchten Ὦξος identisch ist. Diese Vermuthung stützt sich einerseits auf den Wortwerth von Oghus, welches von ogh, respective ak, akh = fliessen stammt, während uz eine ältere Partikel zur Bildung eines Nomens ist, andererseits aber auf den wichtigen Umstand, dass die Turkomanen und Özbegen noch heute das alte Flussbett des Oxus Ouz nennen. Vgl. in lautlicher Beziehung ogur mit our, aghiz mit aiz u. s. w.

II.

Das erste Erscheinen der Türken nach dem Zeugniss der Geschichte.

Was können wir in diesem Falle unter Geschichte verstehen? Unter Geschichte können wir hier nur jene Daten verstehen, die in den historischen und geographischen Werken der Byzantiner, Araber und Perser, von den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung angefangen bis zum Zeitalter der ersten Dschengiziden in Westasien, zerstreut sich vorfinden; Daten, die im Grunde genommen wol theils im Gewande der Sagen und Mythen uns überliefert, theils auch vagen und unsichern Quellen entflossen, im ganzen genommen aber, wenn mit dem Auge vorurtheilsloser Kritik betrachtet, uns dennoch schon einen ziemlich sichern Anhaltspunkt gewähren. Allerdings kann der Zeitpunkt, in welchem die Byzantiner den unbestimmten Sammelnamen **Skythen** durch den schon in engern Grenzen sich bewegenden Namen Türken ersetzten, nicht genau ermittelt werden. Erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts, als die Handelsinteressen des oströmischen Reiches mit denen Persiens zu collidiren anfingen, namentlich als die Sassaniden dem von den Türken geführten Seidenhandel durch Persien sich widersetzten, da soll der Türkenfürst Dizabulus auf den Gedanken gekommen sein, mit Byzanz in directen Verkehr zu treten, infolge dessen Kaiser Justin im Jahre 568 die oft besprochene Gesandtschaft unter Zemarchos an den Hof dieses Türkenfürsten, am Gebirge Namens Ektag, was die Griechen mit „Goldberg" übersetzen, geschickt hatte. Von dieser Gesandtschaft nun hatte Zemarchos einen Reisebericht abgefasst, der in den Fragmenten des Menander Protector sich befindet und von der europäischen Gelehrtenwelt mannichfach erörtert und ausgelegt worden ist. Auf der Hinreise hatten die Griechen Sogdien, welches damals die Türken beherrschten, passirt, und von hier wurden sie zu dem in Ektag residirenden Khakan gebracht, wo Zemarchos einige Zeit geweilt hatte und von wo er dann auf einem andern Wege, nämlich im Norden der heutigen Chanate, über den Ural, die Wolga und den Kaukasus über Trebisond nach Konstantinopel zurückkehrte.

Leider enthält der Reisebericht des Zemarchos nur wenig, was auf die ethnische Beschaffenheit der Türken einiges Licht

werfen könnte. In dem Empfangsceremoniell, welches er schildert, und wobei man unter Glocken- und Trommeltönen die Griechen sammt ihrem Gepäck mit Feuer von bösen Geistern reinigte, wird der Leser wol stark an eine ähnliche Gepflogenheit des Schamanencultus erinnert, von welcher sich sogar heute noch Spuren erhalten haben, indem die Neuvermählte beim Eintritt in das Zelt ihres Mannes über Reisigfeuer springen muss, und da die bösen Geister von den Schamanen selbst heute noch mittels Trommel und Glocken verscheucht werden. Den Hof des Türkenfürsten Dizabulus fanden die Griechen besonders von Luxus und Pomp erfüllt. Zuerst trafen sie den Türken auf einem zweiräderigen Goldsessel, und später auf einem von Gold starrenden Lager an, inmitten eines prachtvollen Zeltes, welches mit gestickten Seidenteppichen, Gold- und Silbergefässen geschmückt war, während draussen vor dem Zelte ganze Wagenreihen mit den kostbarsten Schätzen beladen standen. Auf den Festgelagen, welche man den Griechen zu Ehren gab, wurde einem nicht aus Trauben bereiteten barbarischen Getränke wacker zugesprochen[1]; mit einem Worte, der Hof des Dizabulus stellt sich ganz anders dar als das Zeltlager der spätern Nomadenfürsten, wie wir solches in den aus dem 13. Jahrhundert stammenden Berichten geschildert finden. Und dennoch beruht der diesbezügliche Sachverhalt auf ganz einfachen Gründen. Die Türken waren, wie aus den übereinstimmenden Berichten des Zemarchos und des zwölf Jahre später unter Tiberius II. abgeschickten Valentinus hervorgeht[2], nicht nur die Herren Transoxaniens, sondern auch eines Theils des am linken Oxusufer sich erstreckenden alten Khorasans. Ihre siegreichen Waffen hatten ihnen damals schon den mannichfaltigen Tribut der industriellen und emsigen arischen Autochthonen jener Gegenden verschafft, sie hatten reiche Schätze an edeln Metallen und kostbaren Stoffen angehäuft, und so wie das zur Zeit der arabischen Invasion in commerzieller Beziehung blühende Beikend

[1] In der griechischen Quelle wird dieses Getränk Kosmos genannt, in welchem wol leicht das heutige kîmîs zu erkennen ist. Vgl. diesbezüglich das kamos, dessen Priscus (Bonner Ausgabe, S. 183) am Hofe Attila's erwähnt. Ursprünglich muss dieses Wort auch bei Menander oder bei Zemarchos komos kîmîs gelautet haben, was die griechischen Copisten in das ihnen bekanntere kosmos umgestaltet haben.

[2] Die Nachricht von dieser Gesandtschaft ist ebenfalls in den Fragmenten des Menander vorhanden.

seinen Tribut in kostbaren Brocaten und Teppichen den Chalifen entrichtete, ebenso scheint dies früher bezüglich der Türken der Fall gewesen zu sein. Trotz alledem aber verharrten sie in der nomadischen Lebensweise und hielten mit ihren Heerden in den Steppen jenseit des Jaxartes bis zum Altai hin sich auf, obwol es uns aus philologischen Gründen immerhin schwer fällt, letzterwähnten Gebirgsnamen mit dem Ektag des Zemarchos zu identificiren. Ob hier ein Fehler der Copisten vorliegt, indem vor der Bezeichnung „Goldberg" das betreffende türkische Wort ausgelassen wurde, wäre schwer zu beweisen, doch dass Ektag nicht „Goldberg" bedeuten kann, sondern höchstens für Ak-tag = weisser Berg genommen werden kann, dies steht ausser Zweifel. Infolge dieser dunkeln topographischen Angabe des Zemarchos werden wir bezüglich des Wohnortes der Türkenfürsten nie ins Klare kommen und müssen auch fernerhin auf dem weiten Felde der Muthmassungen verbleiben.[1]

Was den engern ethnischen Verband dieser Türken betrifft, so erfahren wir durch Menander, dass die Türken, zu welchen Justin seinen Gesandten schickte, früher unter dem Namen Saken bekannt waren. Der Vermuthung, dass die Saken eigentlich Türken waren, haben wir schon früher Raum gegeben[2], und es ist daher ganz folgerichtig, wenn die Byzantiner, von einer solchen Annahme ausgehend, auch das Türkenvolk jenseit des Oxus und Jaxartes mit diesem Namen bezeichneten. Die Frage, die für uns das meiste Interesse hat, ist wol die: zu welchem Stamme die Türken Dizabul's gehört haben. Doch hierüber gibt uns der Bericht des Zemarchos leider gar keinen Aufschluss. Kazak-Kirgizen oder Kara-Kirgizen waren es keinesfalls, denn sonst würden wir nicht lesen, dass Dizabul seinem griechischen Gaste ein mit seinem eigenen Speere erobertes kirgizisches Sklavenmädchen geschenkt hat[3] und im besten Falle können es nur Karluk- oder

[1] Ebenso verhält es sich mit dem Lande der Choliaten, wohin Dizabul das Gefolge des Zemarchos geschickt hatte. Desguignes (II, 9) will dieses Wort mit dem früher auf S. 2 erwähnten Khaladsch identificiren, was aber keinesfalls thunlich ist, da diese ethnische (also nicht topographische) Bezeichnung ins Reich der Fabel gehört.

[2] Siehe meinen „Ursprung der Magyaren", S. 17.

[3] Die Kirgizenmädchen haben von jeher in den Augen der übrigen Türken für besondere Schönheiten gegolten (siehe weiter unten unsere Abhandlung über diesen Theil des Türkenvolkes). Dizabul ist daher von seinem

Naiman-Türken gewesen sein, die beim Erscheinen der Mongolen im Nordosten der Khanate gewohnt und auch früher schon da nomadisirt haben mögen.

Was der Reisebericht des Zemarchos an Daten von positivem Werthe enthält, das bezieht sich übrigens theils auf die geographische Nomenclatur, theils auf die Personen- und Würdennamen, in deren unbezweifelbar türkischem Sprachcharakter wir den ersten Lichtschimmer in der dunkeln Periode der geschichtlichen Beziehungen des Türkenvolkes zu dem Abendlande antreffen. Bezüglich der Personennamen haben wir in einer unserer frühern Arbeiten[1] schon dargelegt, das Dizabul oder Dizavul Dizeöl = der Ordner, Regent: Tagma, Name des türkischen Gesandten, der Zemarchos auf der Rückreise begleitete, der Hinzugefügte: Maniakh, richtiger Manaka = der edle Herr; Tardu, richtiger Tartu = das Geschenk; Bokhan (Name eines Gesandten Dizabul's), richtiger Bukan = der Auflauerer bedeute. Von Wichtigkeit sind ferner die Würdennamen Tarkhan und Khakan, von welchen letzterer auch als Titel der Awarenfürsten, namentlich Bajan's figurirt, und in welchem eine untrügliche Spur der Verwandtschaft zwischen diesen an der Donau und im Norden von Jaxartes lebenden Stämmen der Ural-Altaier im Alterthum sich nachweisen lässt. Wenden wir uns nun der geographischen Nomenclatur zu, so wird es mit Recht überraschen, dass Talas, ein Ort am Rande der Kirgizensteppe, schon im 6. Jahrhunderte unter gleichem Namen bekannt gewesen, und dass ferner Zemarchos, bevor er zum grossen Lagun, d. h. Aralsee gelangte, den Fluss Oikh zu überschreiten hatte, in welch letzterm wir ganz einfach das türkische Ikh = Fluss, auch Name eines Nebenflusses des Jaxartes, entdecken können.[2] Welches der kürzere Weg gewesen, auf dem der an Justin vorangeschickte Georg die Grenzen des byzantinischen Reiches schneller erreichte, wäre schwer zu bestimmen, doch um so leichter dünkt uns die Identificirung anderer Orte auf der Rückreise des Zemarchos selbst. Er zog

ästhetischen Geschmacke ausgegangen, indem er dem griechischen Gesandten eine solche Schönheit zum Geschenke machte.

[1] Siehe Hunnisch-awarisches Wort- und Namenregister in „Ursprung der Magyaren".

[2] Yule („Cathay and the way thither", S. CIXVI) will in Oech den Jaxartes selbst entdecken.

aller Wahrscheinlichkeit nach nördlich vom Aralsee über die Emba, die er ebenfalls mit dem Namen Ikh = Fluss bezeichnet, gelangt von letzterm zum Daikh, in welchem sich leicht der Jaikh = der Ural erkennen lässt, worauf er zur Athil, heute Itil = die Wolga, und von da wieder ins Land der Uguren gelangt, von denen er hört, dass 4000 Perser in einem Hinterhalt am Kophen, d. h. Kuban, ihm auflauern. Welches ural-altaische Volk unter diesen Uguren zu verstehen sei, die zu jener Zeit im Norden des Kaukasus gewohnt und von den militärischen Bewegungen der Sassaniden genau unterrichtet waren, wäre schwer genau zu bestimmen, da Ugur, Ogur und Ugr vor allem nur ein solcher Sammelname ist, der den betreffenden Völkern unbekannt, und den das mittelalterliche Europa einer ganzen Reihe von türkischen und finnisch-ugrischen Völkerschaften verliehen hatte. Tscheremissen oder Mordwinen waren es aber keinesfalls, denn diese haben zu allen Zeiten höher oben an der Wolga gewohnt, und wenn wir schon eine Hypothese uns erlauben, so könnten wir höchstens an einen sich Uguz oder Ugur nennenden türkischen Volksstamm denken, der in dieser Gegend sich aufgehalten. Alles in allem genommen erfahren wir durch den Reisebericht des Zemarchos, dass die Wolga, der Ural und die Emba schon im 6. Jahrhundert n. Chr. türkische Namen hatten[1], woraus sich nun mit Sicherheit folgern lässt, dass die an besagten Flüssen wohnenden Völker gewiss schon im 6. Jahrhundert, aber wahrscheinlich auch schon früher, zur türkischen Nationalität gehörten, da es sonst kaum denkbar ist, warum eben eine türkische und nicht etwa finnisch-ugrische Benennung dieser Flüsse so früh zu uns gelangt ist.

Was wir nun des weitern von den Byzantinern über das Türkenvolk erfahren, das verdanken wir zumeist dem Kaiser Constantinus Porphyrogenitus, der seine Schrift „De administrando imperio" im Jahre 940 verfasste, folglich sozusagen Augenzeuge der Bewegungen des Türkenvolkes jener Zeit und jener Gegenden gewesen ist, uns aber, da er doch nur nach Hörensagen schreibt, nur solche Daten liefert, deren unbestimmte und fragmentarische Beschaffenheit nur über einzelne Stämme einigen

[1] Der Ural heisst türkisch Jaik oder jajik, was wörtlich breit bedeutet. Porphyrogenitus schreibt Γεϊχ, lies Jeikh. Etil oder Itil, der Name der Wolga, heisst auf türkisch Fluss im allgemeinen.

Aufschluss geben kann. Zu jener Zeit, d. h. im 10. und auch schon im 9. Jahrhundert war der türkische Völkerschwarm den Grenzen des byzantinischen Reiches und dem östlichen Europa im allgemeinen schon viel näher gerückt: der Sammelname Turk fing allmählich an zu schwinden und an dessen Stelle traten die Stammesbenennungen Bolgar, Khazar, Petscheneg, Ghuz und Uz: einzelne Fractionen, bei deren Benennung man die ethnische Bezeichnung Turk als selbstverständlich schon weggelassen und nur die generische Definition beibehalten hatte. Bolgar und Khazar, von denen weiter unten noch die Rede sein wird, repräsentiren allem Anscheine nach mehr den politischen Namen einer Nation, in welcher das leitende Element aus Türken bestand, wie ich dies in meiner Studie über den Ursprung der Magyaren ausführlich nachgewiesen. Desto sicherer ist aber die exclusiv türkische Nationalität der Petschenegen, von denen der Purpurgeborene uns erzählt, dass sie von Anfang her an der Wolga und dem Ural gewohnt, gegen 890 aber, von den Uzen gegen Westen gedrängt, in den Steppengebieten am Don und Dnjepr sich niedergelassen haben, was auch von den russischen Annalen bestätigt wird[1], die das erste Erscheinen dieses Volkes an den Grenzen Russlands auf das Jahr 915 setzen. Konstantin beschreibt ihre dortigen Sitze mit einiger Ausführlichkeit, und über den türkischen Sprachcharakter der topographischen Nomenclatur kann kein Zweifel obwalten.[2] Bezüglich der ethnographischen Details wissen die Byzantiner von den Türken nur wenig zu berichten; sie schildern dieselben als ein eminent kriegerisches Reitervolk, das, in Geschlechter und Stämme vertheilt, zumeist eine nomadische Lebensexistenz fristet, auf Waffen und Pferde grosse Sorgfalt verwendet, letztere Sommer und Winter über im Freien weiden lässt, ein Volk, das, gegen alle Unbilden des Klimas abgehärtet, Hunger und Durst leicht ertragen kann, mit einem Worte eine Beschreibung, die genau auf das Sittengemälde der heutigen Turkomanen und Kirgizen passt und den Charakter der türkischen Nomaden darstellt.[3] Den Petschenegen zunächst geschieht bei

[1] Siehe Karamsin, I. 87.

[2] Siehe „Ursprung der Magyaren", S. 86—88, wie auch das petschenegische Wort- und Namenregister.

[3] So schreibt Kaiser Leo VI., auch der Weise genannt, ungefähr 50 Jahre vor Konstantin.

Konstantin noch der Uzen eine specielle Erwähnung, die zu seiner Zeit als Nachkommen und Verbündete der Khazaren zwischen der Wolga und dem Ural, dort wo heute die Innere Horde der Kazak-Kirgizen wohnt, sich aufhielten und von Konstantin sowol wie von andern zu den Türken gerechnet werden.

Die durch Vermittelung der Araber zu uns gelangten Nachrichten von den Türken datiren ungefähr aus demselben Zeitalter, sind aber ausführlicher und von einer mehr concreten Form, was sich dadurch erklären lässt, dass die als Missionare, Kaufleute und wissbegierige Reisende über die nördlichen und östlichen Grenzen des damaligen Islams hinziehenden Araber und Perser infolge des damaligen Blütezustandes der moslimischen Cultur für die unbekannten Gegenden Asiens mehr Interesse hatten und unter den Nomaden sich auch heimischer fühlten als der auf alle Barbaren mit Verachtung herabsehende Grieche. Ibn-Dasta und Ibn-Fozlan, die ältesten arabischen Quellen[1], befassen sich zumeist nur mit dem Türkenthume an der Wolga und am Pontus, d. h. mit den damaligen Westtürken, insofern sie nur von den Baschkiren, Petschenegen und Magyaren als von eigentlichen Türken sprechen. Viel ausführlicher hingegen ist schon Mas'udi, der in seinem Murudsch ez Zeheb we Maaden ul Dschowher (Die Goldwiesen und die Minen der Juwelen), das 943—44 begonnen und 947—48 beendet wurde, vom Türkenthume jener Zeit ein ganz zuverlässiges Bild entwirft. Sein Zeitgenosse Ebu Dolef Missar Ibn-Mohalhal, der vom Hofe des Samaniden Nasr-bin-Ahmed eine Gesandtschaft nach China begleitete und 941 zurückkehrte, bereichert diese Angaben mit einigen neuen Zugaben, was auch von dem Vorgänger der beiden, nämlich von Ibn-Chordadbeh, dem Postdirector des Chalifen Mutemid Billah, der in seinem Kitab ul Mesalik we Memalik (Das Buch der Strassen und der Länder) von Türken spricht, als auch von Ibn-Haukal, der ein Werk ähnlichen Titels 976—77 verfasst hat, gesagt werden kann. Diese und die Angaben anderer Reisender sind nun in den Sammelwerken späterer arabischer Geographen vereinigt, unter denen das Mudschem ul Buldan (Alphabetisches Register der Länder) von Schahab-ed-din Abu Abdallah Jakut (gest. 1229) und das Takwim ul Buldan (Register der Länder)

[1] Ibn-Dasta schrieb sein „Kitab ul Alaik al Nafisa" (Das Buch der edlen Kostbarkeiten) im Jahre 913 und Ibn-Fozlan erst nach 921.

von Abulfeda (gest. 1312) die hervorragendsten Stellen einnehmen. Was wir aus diesen Arbeiten über die eigentlichen Osttürken erfahren, ist allerdings, dem herrschenden Zeitgeiste gemäss, in das Gewand der Fabeln gekleidet, und sehr häufig nur fragmentarisch. Im grossen und ganzen jedoch verschaffen sie uns einen Einblick in die ethnischen Verhältnisse der damaligen Türken. So bezeichnen die Araber mit dem Sammelnamen Ghuz غز sämmtliche türkische Nomaden, die auf den Steppen östlich von der Wolga, d. h. vom Norden des Kaspischen und Aralsees angefangen, südlich bis nach Dihistan und östlich bis nach Aspidschab (in der Umgebung des heutigen Dschimkent[1]) sich herumtreiben. Ihre Nachbarn waren im Norden die Baschkiren, im Westen die Petschenegen, im Süden Dschordschan und Chorasan und im Osten die Karluk. Mas'udi (Kap. VII) theilt sie in obere, untere und mittlere Ghuzen, nennt ihren Hauptort Al-hadisa (die neue Stadt) ungefähr eine Meile weit vom Jaxartes und zwei Meilen weit von der Mündung des letztern in den Aralsee, und rechnet noch das im Mittelalter oft genannte Dschend, im Norden Bocharas, als ihnen gehörend dazu. Unter dem Namen Ghuz werden überhaupt sämmtliche türkische Nomaden im Norden Irans bis nach Belch hin bezeichnet; sie sind schon von altersher die eigentliche Landplage der culturbeflissenen Chahrezmier, Chorasaner und Sogdier, und so wie Jahrhunderte später, galten ihre Frauen schon zur Zeit Ibn-Haukal's, d. h. im 10. Jahrhundert, als Prototypen der Schönheit.

Dass man nun in diesen Ghuz der Araber die Turkomanen der Neuzeit vermuthet, das dünkt uns in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Vor allem muss in Erinnerung gebracht werden, dass die Steppenregionen vom Norden des Kaspi- und Aralsees bis zum Nordrande Irans, ja bis zum obern Oxuslaufe seit geschichtlicher Erinnerung von solchen türkischen Nomaden bewohnt waren, die hinsichtlich der Zahlenstärke als auch der physischen Beschaffenheit wegen als die eigentlichen Türken erscheinen. Mas'udi (Kap. XIII) erwähnt, dass sie von untersetzter Gestalt sind, kleinere Augen als die übrigen haben, und infolge ihrer Macht sämmtlichen Nachbarn Furcht einjagen. In Anbetracht ihrer geographischen

[1] Diese Identification der beiden Orte gibt Grigoriew in seiner Besprechung der Reise Ebu Dolef's in Mittelasien.

Ausdehnung darf diese Angabe auch gar nicht überraschen, und als Türken κατ' ἐξοχήν mögen sie den Namen Türkmen deshalb beibehalten haben, weil, wie die Tradition erzählt, zur Zeit des Urahnen Oghuz sämmtliche Türken den Namen Türkmen führten.[1] Fraglich bleibt immer, woher das Ghuz غز der Araber stammt? Dieses Wort stammt jedenfalls von oghuz اوغوز ab, das im Munde der Türken in ouz und ūz sich verwandelte, woraus nun das Οὔζ der Byzantiner wurde, und dieses uz ist es, das die Araber meist mit einem anlautenden ع ain, nämlich عز transscribirten, aus welchem später durch falsche Punktation غز geworden ist. Dass Ghuz als ein türkisch generischer Name von weiter Bedeutung figurirt, darf keinesfalls als eine Sache des blinden Zufalls angesehen werden. Ghuz, richtiger Oghuz, kann thatsächlich als die ethnische Bezeichnung der Türken genommen werden, denn merkwürdigerweise lebt dieses Wort selbst heute noch fort in der Adjectivform von grob, ungebildet, d. h. nicht moslimisch, woraus ersichtlich wird, dass man den alten heidnischen, dem Islam nicht huldigenden Türken das Epitheton oghuz = barbarisch verliehen hatte.[2]

Als unmittelbare Nachbarn dieser Ghuzen oder Turkomanen werden von den arabischen Geographen die Karluken erwähnt. Diese wohnten östlich vom Jaxartes bis an die Grenzen Chinas, und die Moslimen Transoxaniens verkehrten mit ihnen theils über Taras, theils über Özkend, die Grenzstadt des Islams nach Norden und Osten hin. Sie werden von hoher Gestalt und als die schönsten aller Türken geschildert. Ihr Fürst führt den Titel Khakan der Khakane und Efrasiab, der Besieger Persiens, war einer ihrer ältesten Herrscher (Mas'udi, Kap. XIII). Was Ebu Dolef bezüglich der ethnographischen Daten der Karluken sagt, ist ohne jegliche Bedeutung und rührt wol von einer Verwechselung her, indem dieser Reisende das, was er von einem andern Türkenvolke gehört, auf die Karluken anwendet, wie dies Grigoriew mit Recht annimmt.[3] Welcher türkische Volksstamm

---

[1] Siehe Raschid-ed-din, oben S. 4 erwähntes Citat.

[2] Im Osmanischen kommt oghuz und oghuzane vor — vgl. oghuz kischi = ein rauher Mensch und اوغوزانه سويلر oghuzane söjler = er spricht ungeschliffen.

[3] Siehe „Ob arabskom puteschestwennikje X wjeka Abu Dolefje i strauswcwanij jego po Srednej Asii" (St.-Petersburg 1872), S. 36.

unter diesen Karluken zu verstehen sei, darüber sind wir noch immer im Dunkeln. Schon die verschiedenartige Orthographie dieses Namens, der خرلخ Charlich, خزلخ Chizlich, خزلج Chizlidsch und bei den Türken قرلوق Karluk geschrieben wird und keine sichere Lesart ermöglicht, macht die Identificirung dieses Volkes schwer, wenn nicht geradezu unmöglich. Die bunten Hypothesen, welche von den orientalischen Autoren und von den europäischen Gelehrten hierauf bezüglich gebracht werden, tragen zur Lösung des Räthsels wenig oder gar nichts bei; ebenso wenig wie die Muthmassung Grigoriew's[1], der, auf die gleichen geographischen Angaben Mas'udi's, Edrisi's und der chinesischen Autoren sich stützend, in den Karluken die Tu-kiu der letztern entdecken will, uns zum eigentlichen Ziele verhelfen kann. Bemerkenswerth bleibt allerdings, dass in der traditionellen Genealogie des Türkenvolkes die Karluken nebst den Uiguren, Kanglis und Kiptschaken als Urtürken erwähnt werden. Der Name ist daher alt, und wenngleich die Existenz eines gleichnamigen Türkenvolkes zur Zeit des Auftretens der Mongolen sich nicht mehr nachweisen lässt, so ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass ein solcher Volksstamm im Norden des heutigen Ferghana gewohnt, und dass der Name Karluk, ursprünglich einem Clan oder einem Zweige angehörig, auf das Gros der im Norden Ostturkestans und Ferghanas wohnenden Nomaden angewendet wurde, wie dies so häufig in der Geschichte geschehen ist.

Ueber die noch räthselhafteren Völkernamen von Chatajan, Chatlan und Dschikil[2] der arabischen Geographen weggehend, wollen wir zunächst der Tagazgazen Erwähnung thun, eines Volkes, dessen Name تغرغز orthographisch verdreht, ursprünglich تغزغز, richtiger تغوز ايغور toghuz-uigur gelautet, mit dem Tokuz Uigur Abulghazi's identisch ist, wie hiervon weiter

[1] Siehe a. a. O., S. 36.

[2] Diese drei geographischen Namen sind bisher in der verschiedensten Weise commentirt worden. Am amusantesten klingt die Identificirung des Dschikil mit dem magyarischen Székely (Szekler), wobei man zu vergessen scheint, dass die Székler im 10. Jahrhundert schon in den östlichen Karpaten wohnten und mit den Dschikils, die hinter den Petschenegen wohnten, nichts gemein haben konnten.

ausführlich die Rede sein wird.[1] Das Land dieser Uiguren bezeichnen Mas'udi und Ibn-Chordadbe als im Norden von Tibet befindlich, zwischen Chorasan und China und östlich von den Karluken, allerdings ein unbestimmter und verworrener geographischer Begriff, wenn wir erwägen, dass Chorasan damals bis zum Thien-Schan reichte, und dass die Ostgrenze Chinas am Westrande der Gobisteppe anfing. Im ganzen genommen ist jedoch die Heimat der Uiguren richtig genug angegeben, und selbst von der culturellen und politischen Bedeutung dieses Volkes, obwol seine Macht schon damals von den Chinesen gebrochen war, hatten die Araber einen ziemlich richtigen Begriff. Nach Ibn-Chordadbe besitzen die Uiguren das ausgedehnteste Gebiet unter allen Türken. Ihr Chakan wohnt in einer grossen Stadt, die zwölf Thore hat, und sein Sitz ist ein goldenes Zelt, fünf Fersache weit, in welchem 900 Menschen Platz haben. Mas'udi nennt ihre Hauptstadt Kuschan كشان, in welchem Barbier de Meynard das heutige Kutscha im Thien-Schan erkennen will, und schildert die Uiguren als die tapfersten, mächtigsten und wohlhabendsten unter allen Türken. Ihr Fürst heisst Er-Chan, d. h. Mann-Fürst, ihr Glaube ist der Manichäismus (Mezheb ul Menaje), zu dem die übrigen Türken sich nicht bekennen. Vom Christenthume der Uiguren geschieht bei den ersten arabischen Autoren keine Erwähnung, trotzdem die Nestorianer um jene Zeit schon längst die Lehre Christi bis dahin verbreitet hatten. Diese Schilderung der politischen Macht und der grossen Ausdehnung des Landes der Uiguren, von welcher die Araber im 10. Jahrhundert schrieben, entspricht auch vollkommen der Wahrheit, und wird auch von den chinesischen Schriftstellern bestätigt, wie dies Abel Rémusat, Klaproth und Grigoriew in ihren Arbeiten über die Uiguren dargelegt; ja es unterliegt keinem Zweifel, dass das letztgenannte türkische Volk schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung im Norden des Thien-Schan einen wohlgeordneten Staat gebildet, dass es einen bedeutenden Grad von Cultur erreicht, und sozusagen den Brennpunkt der damaligen Türkenwelt gebildet hatte. In seinem Namen war die Macht und das Ansehen des östlichen Türkenthumes personificirt und das nach Byzanz und zu den Russen schon früh gelangte Ugor, Ugur, Ogur und Ugr ist trotz der Gegenansicht Klaproth's und anderer

[1] Siehe Einleitung zum Kapitel über „Uiguren und Ostturkestaner".

neuerer Forscher, die ihm folgen, nichts anderes als eine Abkürzung des ursprünglichen Uigur, unter welchem Namen man schon früh im Westen den grössten, mächtigsten und gebildetsten Türkenstaat nennen hörte.

In dem von den Arabern entworfenen Bilde der Türkenwelt im östlichen Asien treten noch zwei andere Völkerschaften in den Vordergrund, nämlich die Kimaken und Kirgizen. Erstere, auch den Chinesen unter demselben Namen bekannt, werden von den verschiedenen arabischen Geographen zumeist nördlich von den Karluken gesetzt. Edrisi, der als ihre südlichen Nachbarn die Uiguren nennt, bezeichnet in ihnen das grösste der Türkenvölker, eine Wiederholung der ähnlichen Bemerkung Mas'udi's über die Karluken. Nur darin stimmen sämmtliche Quellen überein, dass östlich von ihnen die Kirgizen wohnen. Die Kimaken, nicht zu verwechseln mit den ähnlich lautenden Kumücken im Kaukasus, scheinen allerdings zu den nördlichen Türken gehört zu haben, hierfür spricht die übereinstimmende Angabe von der nördlichen Lage ihrer Heimat, und dass sie nach Ebu Dolef ihre Wohnungen aus den Häuten wilder Thiere bauen; eine Sitte, die noch heute bei einzelnen Türkenstämmen Sibiriens in Gebrauch ist. Derselbe arabische Autor spricht auch von Goldwäschereien im Lande der Kimaken, von welchen bekanntermassen so viele Flüsse berühmt sind.[1] Was nun die Chirchiz der Araber, d. h. die Kirgizen, anbelangt, so ist der Umstand, dass ihre Heimat als nördlich von den Uiguren bezeichnet wird, ein hinreichender Beweis für ihre Identität mit dem heute bekannten gleichnamigen Nomadenvolke. Wir haben es hier mit den Kirgizen an den Ursitzen am obern Jenissei, Ob und Irtisch zu thun, in welchen Beziehungen jedoch besagter Name zu den Kimaken, Karluken, Dschikilen u. s. w. gestanden, d. h. ob Kirgiz als der eigentliche Stamm zu betrachten sei, zu dem die übrigen nur im Clanverhältnisse standen, das ist den vagen, mythenartigen Berichten der Araber nicht zu entnehmen. In den meisten Fällen beruhen diese Angaben nur auf Hörensagen; die Reisenden waren der türkischen Sprache unkundig, ihr Aufenthalt auf der Steppe

[1] Yule mag daher recht haben, wenn er („Cathay and the way thither", S. CIXXXVIII) vermuthet, dass der schwarze und weisse Irschat des Mas'udi, an dessen Ufern der Türkenstamm Keimak-Baigur wohnt, mit dem Irtisch zu identificiren sei.

nur ein flüchtiger, weshalb die Aufzeichnungen nur fragmentarisch sind und blos in Hauptzügen dem eigentlichen Originalbilde entsprechen. Da diese Unzulänglichkeit den Byzantinern in noch grösserm Masse zur Last gelegt werden kann, so bedarf es keiner Wiederholung, dass die Nachrichten der Byzantiner und Araber bezüglich des ersten Auftretens der Türken nur mit dem Auge vorurtheilsloser Kritik betrachtet und verwerthet werden dürfen; da indess diese Daten im günstigsten Falle nur bis zum 6. Jahrhundert zurückreichen und nur des erste Erscheinen, nicht aber die ersten Anfänge des Türkenvolkes beleuchten, so wollen wir versuchsweise auch noch an die Archäologie als an das sonst bedeutendste Hülfsmittel der Geschichte uns wenden.

III.

Türkische Alterthümer mit Bezug auf den Ursprung der Türken.

Wo die durch Klio angezündete Fackel nur ein mattes Licht verbreitet, dort ist allerdings von den Denkmälern des Alterthums nicht viel mehr Helle zu erwarten. Dessenungeachtet wollen wir auf die aus der vorgeschichtlichen Vergangenheit zu uns gelangten und von Völkern türkischer Zunge herrührenden Monumente einen flüchtigen Blick werfen. Angesichts der grossen Ausdehnung der von den Türken seit geschichtlicher Erinnerung bewohnten Gegenden Asiens wollen wir weniger die westlichen als die östlichen Türkensitze, und hier nicht so sehr die südlichen als die nördlichen Theile, d. h. Südsibirien, aufsuchen. In diesem unserm Vorhaben wollen wir hauptsächlich der in den „Zapiski" der kaiserlich-russischen Geographischen Gesellschaft von 1857 erschienenen verdienstvollen Arbeit des Herrn G. Spasski folgen, der den Alterthümern Sibiriens jahrelang ein eingehendes Studium gewidmet, und der, ohne dass wir seine Ansichten überall theilen werden, uns mit werthvollen Winken an die Hand geht. Die Alterthümer Südsibiriens bestehen *a*) aus Kurganen und den in denselben gefundenen Gegenständen; *b*) aus den an oder bei letztern angebrachten Denksteinen oder Bildsäulen; *c*) aus einigen auf stei-

len Felswänden befindlichen Gravuren und Zeichnungen; *d*) aus einigen ebenfalls auf Felswänden vorgefundenen roth- oder schwarzfarbigen Aufschriften in bekannten und unbekannten Schriftzeichen.

Kurgan, das Wort, mit welchem man die Grabhügel von dem Sajanischen und Altaischen Gebirge, dem Ural, der Kama und Wolga entlang bis zu den Ufern des Azowschen und Schwarzen Meeres bezeichnet, ist türkischen Ursprungs und bedeutet heute Festung, Schutzort, im Grunde genommen eine Erhöhung, auf welcher der Urmensch inmitten des ebenen Bodens gegen Ueberfall der Thiere und später auch der Menschen Schutz suchte, und das möglicherweise wegen Identität der Form von Schutzplatz auf Grabhügel übergegangen war. Heute verstehen die innerasiatischen Türken unter diesem Namen entschieden eine Festung, und das Wort für Grabhügel ist überall eine Umschreibung des Begriffes Anhöhe, Erhöhung[1], was sonderbarerweise selbst bei dem für Grabhügel in Indien gebrauchten Topee der Fall ist, wenn wir nämlich dieses Wort mit dem türkischen töpe = Hügel vergleichen. „In Sibirien" (schreibt Jadrintzew in der „Russischen Revue", XXI. Bd., 12. Heft, S. 511) „finden wir in seiner ganzen Ausdehnung vom Kreise Kurgan bis zum Altai eine Menge Kurgane verschiedener Typen indigener Kirchhöfe, welche Zeugniss dafür ablegen, welch eine ungeheuere Menschenmenge jenes Land in vorhistorischer Zeit bewohnt haben muss... Der Altai weist uns Kurgane und Massengräber auf, die einen Faden hoch mit Steinen bedeckt sind, und 5—10 Faden im Diameter haben. Sie sind mit Steinplatten und Steinbaben (Koscha-taschi, d. h. Heldensteine) bedeckt. Auf den Gräbern fanden wir Scherben von Lehmgefässen, sogar Handmühlen fanden wir in der Nähe der Gräber." In Anbetracht der allbekannten Thatsache, dass die Sitte, über Verstorbenen von Ansehen und Würde kleinere oder grössere Hügel zu erheben, nicht nur Türken allein, sondern andern nichttür-

[1] Das Wort Kurgan stammt vom Verbum kur = erheben. Kurgan heisst daher Erhöhung, Hügel. Ebenso das russische Mogila, sprich magila = Grab, der Grundbedeutung nach Erhöhung, denn man sagt „magila ssipat" = ein Grab aufschütten und nicht graben. Vgl. ferner magyarisch máglya = Haufen. Vgl. P. von Köppen, „Ueber Tumuli in Russland" (St.-Petersburg 1836), S. 2. Wie dieser Gelehrte auf den sonderbaren Einfall gekommen, das türkische kurgan vom persischen kur (Grab) und chane (Haus) abzuleiten, kann ich schwer begreifen.

kischen, unter dem Sammelnamen „Skythen“ erwähnten Völkern, ja sogar den alten Einwohnern Afrikas, Europas und Amerikas eigen war, konnte und dürfte den Kurganen auf der ganzen Ausdehnung vom Quellengebiete des Jenissei und Ob bis zum Dnjepr wol wenig, speciell auf die Ethnologie der Türken Bezug habendes Interesse entnommen werden. In der äussern Form unterscheiden sie sich wenig oder gar nicht von andern ähnlichen Ueberresten der Vorzeit, nur das Innere, d. h. die eigentliche Grabstätte der Todten gibt Zeugniss von einer andern Sittenwelt, indem die dort gefundenen Gegenstände auf einen unzweifelhaft türkischen Charakter hindeuten, so z. B. die Schädelbildung der Todten, besonders aber Waffen, Geräthe und Werkzeuge, aus denen der ural-altaische, speciell türkische Ursprung der dort Bestatteten ersichtlich wird. Auch bezüglich der bei den einzelnen Fractionen des Türkenvolkes bestandenen Sitten geben die Gräber einigen Aufschluss, so sollen nach Aussage unsers Gewährsmannes[1] die sibirischen Kurgane viel mehr Gegenstände aus edlem Metall enthalten als die Kurgane am Dnjepr und anderswo, während andererseits die Statuen und Gravuren auf den Denksteinen der südsibirischen Kurgane, was die künstlerische Ausführung anbelangt, von einer viel rauhern und plumpern Arbeit sind als die Sculpturen der Kurgane am Azowschen Meere, bei welchen allem Anscheine nach der griechische Einfluss aus dem vorchristlichen Zeitalter merkliche Spuren aufzuweisen hat.[2]

Ihrer geographischen Ausdehnung nach erstrecken die Kurgane sich weiter in westlicher als in südlicher Richtung, wenn wir nämlich vom Altai ausgehen. Die südliche Grenze bildet das Steppengebiet Centralasiens von der Gobi- bis zur Hyrkanischen Wüste. Im Thien-Schan gibt es deren keine, auch nicht im Schar-Mur und Adschi-Bogdo-Gebirge, welches die Gobiwüste von Norden her begrenzt, und die letzten Kurgane, von den Mongolen Kereksur genannt, hat Potanin[3] auf einem Wege von Kobdo

[1] Zapiski. S. 122.

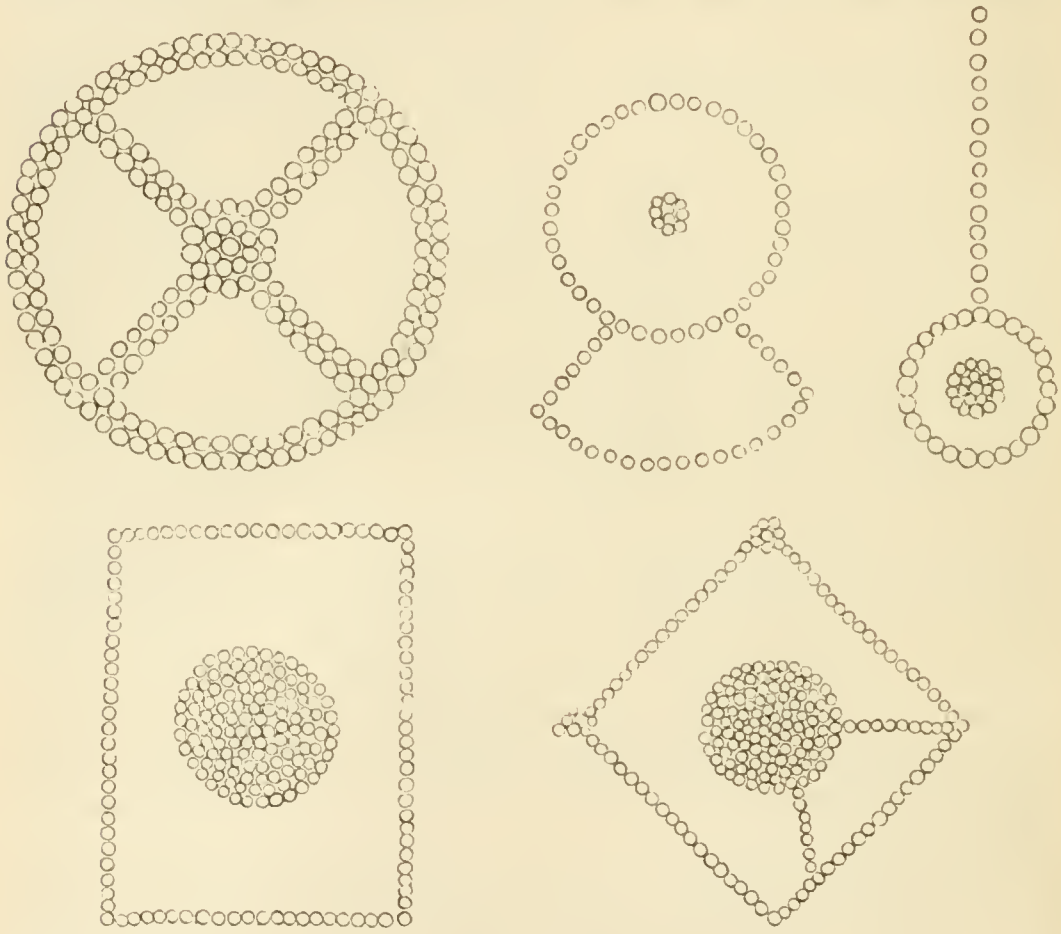
[2] Es ist eben wegen der mehr künstlerischen Form der Statuen auf der Krim, infolge dessen mein gelehrter Landsmann E. Henszlmann diese Monumente den Gothen zuschreibt. Siehe „L'âge du fer. Étude sur l'art gothique“ (Budapest 1878).

[3] Siehe Potanin, „Otscherki sjewero-zapadnoi Mongolij“ (Wipusk). II, 46—76.

nach Barkul gesehen. Sehr zahlreich sind sie natürlich in der nordwestlichen Mongolei, wo sie gruppenweise am Fusse der Berge, die irgendeinen Fluss oder Seebecken umringen, anzutreffen sind, und über ihren Ursprung circuliren die buntesten Märchen. Nach Ansicht der Chalcha-Mongolen sind dies die Gräber vorzeitlicher Menschen, die von Riesengestalt und von solch übernatürlicher Grösse waren, dass sie die grössten Bäume sammt den Wurzeln ausrissen, wenn sie Brennmaterial bedurften. Später jedoch nahm dieses Riesengeschlecht im Wachsen immer mehr und mehr ab, woraus sie nun folgern, dass die heutige Menschheit in der Zukunft immer kleiner wird. Nach einer andern Version sind die Kurgane solche Orte, in denen die Kriegführenden in alten Zeiten ihre Schätze und ihr Hab und Gut verbargen, und welche man mit Aufschriften und gewissen Kennzeichen versehen hatte, für welch letztere die Steinbaben, mongolisch Kischatschilo, kirgizisch Sin-tas, d. h. Bilderstein, sprechen. Was die Form anbelangt, so sind die Kurgane in der nordwestlichen Mongolei und in den Ursitzen der Türken im allgemeinen: 1) ein Kreis von Erdaufwürfen, deren Peripherie zwischen 60 und 80 Schritten variirt und in deren Mitte sich ein Steinhaufen befindet, während der Kreis selbst ungefähr 200 Schritte misst; 2) in Quadratform, die dermassen angelegt sind, dass die vier Seiten den vier Weltgegenden entsprechen; 3) Kurgane mit verschiedenen Zugaben oder Verzierungen der früher erwähnten Formen, wie z. B. aus den Figuren auf nächster Seite ersichtlich, die auf den von Potanin gebrachten Beilagen sich vorfinden und von welchen Figuren Potanin 24 Beispiele bringt, die wahrscheinlich durch viele andere noch vermehrt werden können.

Mehr als die äussere Form der Kurgane sind es daher die bei denselben aufgefundenen Statuen, die der Aufmerksamkeit des Forschers in gewissem Grade würdig scheinen. Herr Spasski gibt in seinem Artikel die Zeichnung von fünf südsibirischen Statuen, nämlich drei, die im Bereiche der Altaischen Gebirge, und zwei die im Quellengebiete des Jenissei auf der Sagaischen Steppe gefunden worden, und stellt dieselben behufs eines Vergleiches andern am Asowschen Meere und am Dnjepr gefundenen ähnlichen Denkmälern gegenüber. Wir geben auf umstehender Tafel einige dieser Bilder, ohne uns in Beschreibung der Einzelheiten einzulassen, und wollen lieber von deren Zweck und Bewandtniss sowie von einigen hervortretenden Zügen derselben sprechen.

Dass diese Denksteine als Monumente buddhistischen Religionseinflusses zu betrachten seien, wie Pallas meint, wäre auch schon deshalb zu bezweifeln, weil 1) auf denselben keine Spur buddhistischer Götzenzeichnungen (Burchane) sich vorfinden, und weil 2) von diesen Statuen als von einer aus dem Heidenalter der Türken stammenden Sitte in Abulghazi's Geschichte die Rede ist, wo erzählt wird, dass die alten Türken beim Tode eines geliebten Familiengliedes eine Art Puppe oder Götzen anfertigten, denselben



lange Zeit im Hause aufbewahrten (möglicherweise später beim Grabhügel aufstellten), ihm Speisen vorsetzten, ihn sorgfältig reinigten und schliesslich anbeteten.[1] Und da die Türken früher

[1] Auf dies Bezug nehmend vgl. auch Kudatku Bilik, S. 109, Vers 17:

juketti atasika asch sub ögüsch
tschikaika üledi köb altun kömüsch —

d. h.: Er opfert seinem Vater viel Speisen und Getränke,
Den Armen theilt er viel Gold und Silber aus;

wobei von einem Verstorbenen die Rede ist.

den Schamanenglauben bekannten, ist in dieser von Abulghazi als antimoslimisch gerügten Sitte der Ursprung der Kurganen-Bildsäulen leicht zu entdecken: 3) weil der Buddhismus im allgemeinen trotz seiner heutigen Verbreitung unter mandschuischen und mongolischen Völkern, wo er allerdings mit dem Schamanismus zu kämpfen hat und demselben auch Zugeständnisse machen musste, unter Türken wenig oder gar keine Verbreitung gefunden hat, selbst zu jener Zeit nicht, als die Lehre Buddha's von Ostturkestan aus über Centralasien bis nach dem Aralsee vordrang. Ja, wir glauben in unserer diesbezüglichen Ansicht noch weiter gehen zu können, als Herr Spasski, und wollen die sibirischen Statuen auch schon deshalb ausschliesslich dem Einfluss des Schamanencultus vindiciren, weil wir in den Zeichnungen 3 und 4, namentlich in den um die Hauptfiguren herum befindlichen Abbildungen von Thieren ein Memento jener Opferthiere entdecken, die am Grabe des Dahingeschiedenen geschlachtet wurden, also eine Erinnerung an die Grossartigkeit des begangenen Todtenmahles (Toj = Festessen, Todtenmahl) bezeugen — des Todtenmahles, das bekanntermassen auch bei den Hunnen gefeiert wurde, wie aus den Berichten über den Tod Atilla's hervorgeht, und das auch heute eine grosse Rolle spielt. Dass dem Dahingeschiedenen zu Ehren selbst heute noch dessen Lieblingspferd getödtet und mit ihm begraben wird, davon berichtet Lewschine[1], und was die Türken im grauen Alterthume mit Aufzeichnung der Thiere auf dem Grabsteine bezwecken wollten, das wird heute mit dem Aufhängen der Widderhörner erreicht, die ebenfalls als Ueberbleibsel der geschlachteten Opfer figuriren und obendrein das Emblem der Stärke vorstellen, wie auf dem Bilde Nr. 5 die Sonne den Heldensinn, der Bär die Stärke und die Peitsche die Herrschaft und Strenge repräsentiren.

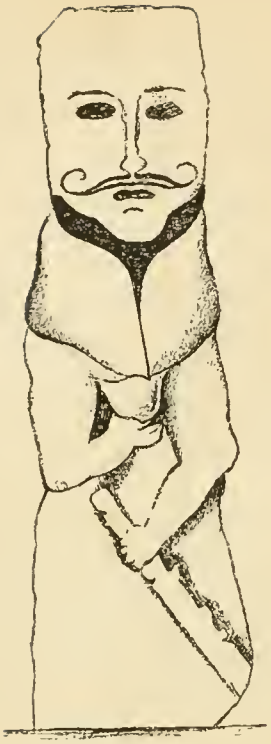
Freilich hat die Archäologie auch die rauhen Skizzen barbarischer Sculptur zu ethnographischen oder richtiger zu ethnologischen Zwecken ausbeuten und in den plumpen Zügen der Steinbilder den mongolischen Typus herausfindend auf einen Verwandtschaftsgrad schliessen wollen, der zwischen dem Original dieser Bilder und den Hunnen, als dem zuerst bekannten und beschriebenen Stamme des ural-altaischen Volkes, bestanden haben soll. Dies muss, namentlich was die Statuen der südsibirischen

[1] a. a. O., S. 365.

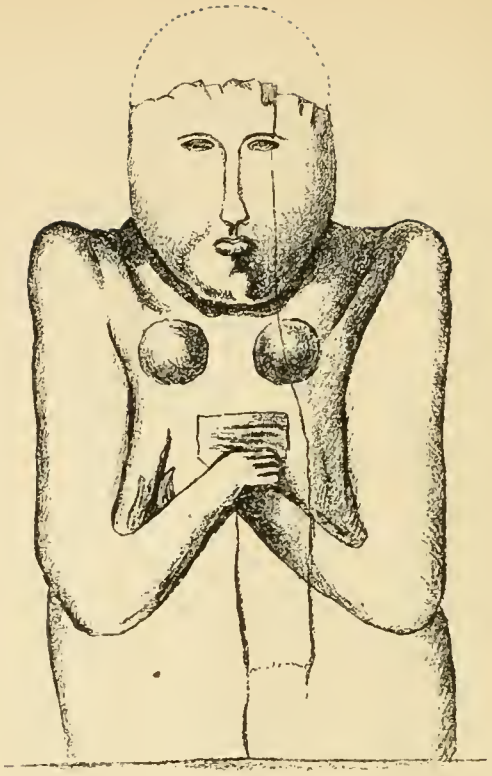
Kurgane anbelangt, als kühne Hypothese bezeichnet werden, denn wäre ein solcher Vergleich thunlich, so könnte er nur bei den Statuen in der Umgebung des Azowschen Meeres, wo infolge der nahen griechischen Bildungswelt schon Spuren einer grössern Kunstfertigkeit sich bemerkbar machen, angestellt werden. Es treten nämlich auf denselben die Merkmale des mongolischen und turkotatarischen Typus in unverkennbarer Weise hervor: der grosse Kopf, die Plattnase, die kleinen schiefgestellten Augen, und was als besondere Charakteristik hervorgehoben werden darf, die gänzliche Bartlosigkeit; d. i. ganz das Porträt, welches Jordanis[1] von Atilla entwirft, und auch nur Figur 1 hat einen Schnurrbart, der übrigens nach skythischer Sitte gewichst und umgebogen, wie er noch heute bei den Magyaren anzutreffen ist. Was bei diesen Monumenten noch ferner auf alttürkischen Ursprung hindeutet, das sind vor allem die Stiefel auf Figur Nr. 5, die genau dieselbe Form haben, in welcher die csizma (Stiefel) der Magyaren und die tschezme der Mittelasiaten verfertigt werden, denn merkwürdigerweise ist die Fussbekleidung der Kirgizen, Özbegen, Tataren und Magyaren bis heute noch ganz ähnlich geblieben: ebenso ist die Form der Kopfbedeckung genau dieselbe, die wir auf den Hunnenköpfen im Aargau in der Schweiz antreffen, dieselbe, in welcher der Özbegenfürst Scheibani (Ende des 15. Jahrhunderts) in der Nationaltracht der Herrscher der Goldenen Horde conterfeit ist, und die in Ostturkestan bei den Bauern sowie im Galaanzug der ungarischen Magnaten sich bis heute erhalten hat.

Was beim gegenseitigen Vergleiche der südsibirischen und azowschen Bildsäulen vom grössten Interesse ist, das wäre die Congruenz der Sitte, nach welcher beide in kreuzweise übereinandergelegten Händen eine Schale oder ein derselben ähnliches Gefäss halten, was zu verschiedenartiger Auslegung Anlass gegeben hat. Pallas will dies dem tibetanisch-buddhistischen Religionseinflusse zuschreiben, Spasski widerspricht dieser Ansicht, ohne eine andere bessere Erklärung zu geben; die Schale oder der Becher deutet aber doch ganz einfach auf den Schamanencultus hin, indem durch diese Haltung der Mensch in einer feierlich-religiösen Stellung, mit der Trinkschale oder dem Opferbecher in der Hand, d. h. betend dargestellt ist. Der Opferbecher (Ajak) hat von jeher, wie wir schon im Kudatku Bilik lesen, als Emblem der

[1] „De rebus gothicis", c. 53.

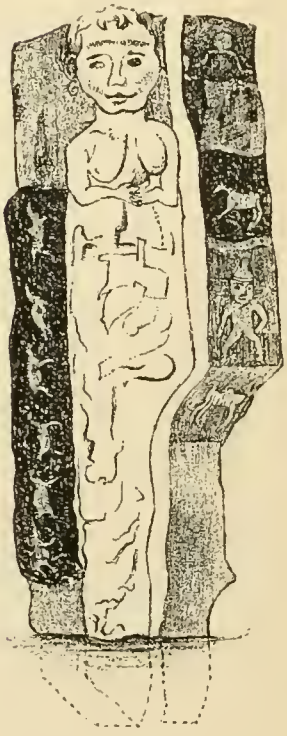


1



2

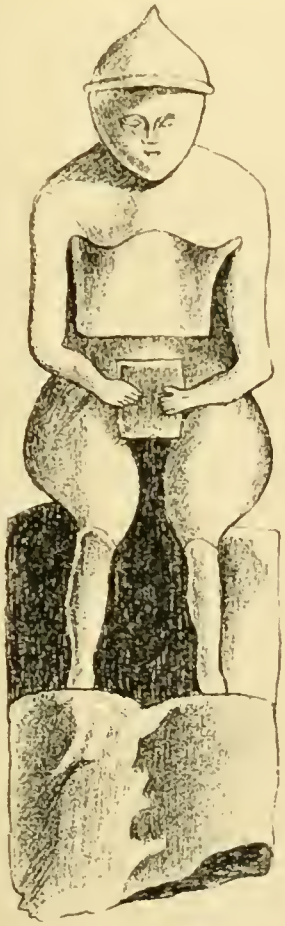
3



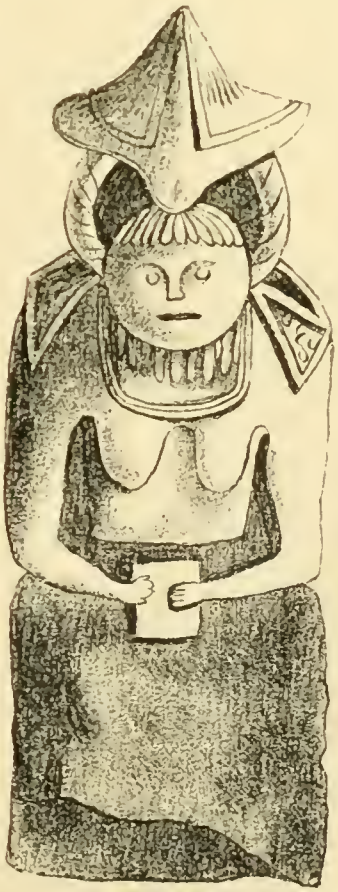
4

5

6



7



8

Religion zu den Insignien der Fürsten gehört; mit dem Becher in der Hand wurde die Ceremonie der Krönung begangen, denn als Batu-Chan auf den Thron von Kiptschak erhoben wurde, heisst es[1]: Man reicht ihm nach mongolischer Sitte die Schale dar, und welche Wichtigkeit der Becher selbst noch heute bei den schon tausend Jahre in Europa wohnenden Ural-Altaiern besitzt, davon kann man sich am besten in der magyarischen Sitte des Áldomás (feierlicher Trunk beim Abschlusse eines Bündnisses oder Kaufes) überzeugen. Die bildliche Darstellung des Verstorbenen mit dem Gefässe in der Hand beweist daher am sichersten, dass die Menschen, die diese Kurgane errichteten, zum Schamanenglauben sich bekannt hatten. Gegen diese unsere Annahme könnte allerdings eingewendet werden, dass die Sitte des Bechers schon von Herodot (Kap. IV) erwähnt wird, und dass selbst Statuen aus dem Heidenzeitalter Europas in Spanien[2] und in Deutschland, ebenfalls die fraglichen Becher vor den Gürteln haltend, vorgefunden worden, und daher diese Sitte nicht ausschliesslich ural-altaischen Ursprungs sei. Hierauf möchten wir bemerken, dass diese Thatsache um so mehr unsere Ansicht unterstützt, als es erwiesen ist, dass die Sitte der Steinbilder nebst vielen andern aus Asien und zwar über die Pontusländer und die Krim nach Europa gelangte, und daher, ohne den Schamanencultus zu beweisen, doch ural-altaischen Ursprungs sei. Dass die Gothen diese Sitte der Steinbilder aus der Krim nach Spanien gebracht, wie Professor Henszlmann (a. a. O., S. 17) annimmt, wollen wir keinesfalls bezweifeln, um so mehr jedoch jene Behauptung des ungarischen Gelehrten, dass es nur Gothen sein konnten, die auch die Statuen der Krim und der pontischen Länder angefertigt hätten. Wenn dem so wäre, wer hat die zahlreichen Statuen in Südsibirien und anderswo im fernen Osten verfertigt, wer die mannichfachen Monumente einer alten, bei den türkischen Nomaden heimischen Industrie, welche in den Kurganen Südsibiriens gefunden werden?

Was die nordwestliche Mongolei anbelangt, so hat Potanin[3]

---

[1] Abulghazi, S. 170.

[2] Siehe „Memoria sobra las notables excavaciones hechas en el Terro de los Santos, publicada por los P. P. Escolapios de Jecla", Madrid 1871 (nach Henszlmann citirt).

[3] Potanin, II., 66—75.

Religion zu den Insignien der Fürsten gehört; mit dem Becher in der Hand wurde die Ceremonie der Krönung begangen, denn als Batu-Chan auf den Thron von Kiptschak erhoben wurde, heisst es[1]: Man reicht ihm nach mongolischer Sitte die Schale dar, und welche Wichtigkeit der Becher selbst noch heute bei den schon tausend Jahre in Europa wohnenden Ural-Altaiern besitzt, davon kann man sich am besten in der magyarischen Sitte des Áldomás (feierlicher Trunk beim Abschlusse eines Bündnisses oder Kaufes) überzeugen. Die bildliche Darstellung des Verstorbenen mit dem Gefässe in der Hand beweist daher am sichersten, dass die Menschen, die diese Kurgane errichteten, zum Schamanenglauben sich bekannt hatten. Gegen diese unsere Annahme könnte allerdings eingewendet werden, dass die Sitte des Bechers schon von Herodot (Kap. IV) erwähnt wird, und dass selbst Statuen aus dem Heidenzeitalter Europas in Spanien[2] und in Deutschland, ebenfalls die fraglichen Becher vor den Gürteln haltend, vorgefunden worden, und daher diese Sitte nicht ausschliesslich ural-altaischen Ursprungs sei. Hierauf möchten wir bemerken, dass diese Thatsache um so mehr unsere Ansicht unterstützt, als es erwiesen ist, dass die Sitte der Steinbilder nebst vielen andern aus Asien und zwar über die Pontusländer und die Krim nach Europa gelangte, und daher, ohne den Schamanencultus zu beweisen, doch ural-altaischen Ursprungs sei. Dass die Gothen diese Sitte der Steinbilder aus der Krim nach Spanien gebracht, wie Professor Henszlmann (a. a. O., S. 17) annimmt, wollen wir keinesfalls bezweifeln, um so mehr jedoch jene Behauptung des ungarischen Gelehrten, dass es nur Gothen sein konnten, die auch die Statuen der Krim und der pontischen Länder angefertigt hätten. Wenn dem so wäre, wer hat die zahlreichen Statuen in Südsibirien und anderswo im fernen Osten verfertigt, wer die mannichfachen Monumente einer alten, bei den türkischen Nomaden heimischen Industrie, welche in den Kurganen Südsibiriens gefunden werden?

Was die nordwestliche Mongolei anbelangt, so hat Potanin[3]

[1] Abulghazi, S. 170.

[2] Siehe „Memoria sobra las notables excavaciones hechas en el Terro de los Santos, publicada por los P. P. Escolapios de Jecla", Madrid 1871 (nach Henszlmann citirt).

[3] Potanin, II., 66—75.

die grösste Anzahl von Steinbaben in der Nähe des Altai gefunden, und zwar aus Granit und Granitit, theils in gehauener, theils in ungehauener Form. Erstere sind zumeist mit Bildern, menschlichen Figuren und räthselhaften Aufschriften versehen, und nur bei Figur 26 (Tafel IX) und Figur 32 (Tafel XVI) sind die Opferbecher wahrzunehmen, während die sogenannten Inschriften, welche dieser russische Reisende auf Tafel X bringt, von gleicher Natur und zwar noch primitiver sind, als die von uns in den folgenden Blättern zu besprechenden Monumente erscheinen.

Bezüglich dieser dritten Kategorie der südsibirischen Monumente, d. h. der auf Felswänden entdeckten Gravuren und Zeichnungen, können wir, offen gestanden, mit nüchternem, d. h. mit einem von archäologischem Uebereifer nicht erhitzten Auge, aus diesen allerprimitivsten Gravirungen nur wenig herauslesen, was auf das prähistorische Zeitalter der Türken einiges Licht zu werfen im Stande wäre, und können daher mit unserm Gewährsmann[1] keinesfalls übereinstimmen, der in denselben Monumente von hohem Alterthume gleich den Kurganen entdecken will. Diese Zeichnungen, zumeist die allerplumpesten Darstellungen von Thieren, Menschen und sonstigen leblosen Gegenständen in einfachen Linien, haben seit Strahlenberg, der zuerst die bei Kuznetzk und Tscherdin gefundenen mittheilte, die Gelehrtenwelt schon oft und vielfach beschäftigt und, wie leicht erklärlich, zu den verschiedenartigsten Auslegungen Anlass gegeben, um so mehr, da ähnliche Funde weit von Südsibirien entfernt, nämlich auch an den Ufern des Onegasees gemacht und mit erstern verglichen wurden. Allerdings ist eine gewisse Coincidenz in den Formen, wenngleich nicht in der Ausführung der Figuren, auf besagten, geographisch weit voneinander getrennten Felswänden schwer in Abrede zu stellen, eine Coincidenz, die nicht nur auf dergleichen Ueberresten menschlicher Kunst in Asien, im Norden Europas, sondern auch in Amerika sich nachweisen lässt, wenn wir nämlich die durch Baron de la Hontan[2] in Canada bei den Irokesen gefundenen Zeichnungen in Betracht ziehen. Doch wir erlauben uns die Frage: Ob dies nicht etwa blos Sache des Zufalls wäre, und ob eine derartige Manifestirung des menschlichen Sinnes auf den verschiedensten Punkten der Erde nicht jener wunderbaren

[1] Zapiski, S. 135.
[2] Ebend., S. 146.

Analogie des Gedankenganges gliche, die in Sitten, Gebräuchen und Aberglauben bei den Völkern heterogensten Ursprungs zu Tage tritt?

Um dem Leser einen wenn auch schwachen Begriff von fraglichen Zeichnungen zu geben, wollen wir hier von den dem Aufsatze des Herr Spasski beigegebenen Proben die auf Tafel IV befindliche Zeichnung von Maidaschinak (richtiger Mai dasch tat, Fettstein) anführen und mit den Worten des russischen Archäologen beschreiben.

„Diese Zeichnung auf einem rothen Sandsteine, befindet sich auf dem Felsenabhang des rechten Jenisseiufers in einer Entfernung von sieben Werst von Minussinsk, ein Arschin hoch über dem Wasser, und ist in folgende sieben Gruppen oder Felder eingetheilt. Gruppe 1 stellt einen vielleicht seinerzeit berühmten Nomadenzug dar. Verschiedene Hausthiere, als Kamele, Pferde, Ziegen, auch Hirsche ziehen in einer Richtung hin, in derselben auch ein Wagen mit einem Pferde bespannt, während oben ein Mensch mit irgendeiner Waffe in Begleitung eines Pferdes und zweier Kamele zu sehen ist. Gruppe 2 und 3 stellen eine Jagd und deren Beute dar, wo vier Menschen, einer besser ausgeprägt, mit einem Schwerte in der Hand oder einer Keule auf dem Rücken sichtbar sind; unter den verschiedenen wilden Thieren sind Wolf, Fuchs und Zobel zu erkennen, während im untern Theile die Herbeiführung gewisser Thiere zum Opfer, und die Anbetung irgendeiner Gottheit von kolossaler Grösse (?) und ähnlich den alten Puppen seitens einiger Menschen mit energischen (?) Bewegungen repräsentirt ist. So sieht man auf Gruppe 4 einen Menschen auf einem Fuss stehen, daneben einen andern, wahrscheinlich ein Weib, mit ausgebreiteten Händen sitzen, um welche herum zwei Figuren tanzen, die eine mit einem runden Hute auf dem Kopfe. In Gruppe 5 gewahrt man einen Knienden mit der über den Kopf erhobenen Rechten, vor ihm drei Menschen, von denen einer möglicherweise ein Priester (Schamane) sein mag, mit einer auf alten Münzen vorkommenden phrygischen Mütze auf dem Kopfe. Gruppe 6 zeigt verschiedene Thiere, einige mit ihren Jungen oder Füllen an der Seite, möglicherweise eine Gottheit der Fruchtbarkeit (?). In der Gruppe 7 sind Götter und Menschen, umgeben von symbolischen Zeichen, repräsentirt, und neben einem der Menschen ein Hahn oder ein anderer Vogel, soweit nach den niedern Füssen sich urtheilen lässt."

Dass zur Definirung all dieser Gegenstände eine überaus

lebhafte Phantasie und rege Einbildungskraft nöthig sei, braucht wol dem Leser nicht besonders gesagt zu werden, und gesetzt, dass wir trotz alledem in der Auslegung der Zeichnungen auch übereinstimmten, so müsste es doch schwer fallen, in diesen primitiven Zeichnungen irgendeine geheime Bildersprache zu entdecken, mit welcher die einer andern Schriftgattung unkundigen Urmenschen der Türkenrasse ihre Gedanken ausgedrückt haben könnten, wie Herr Spasski[1], und mit ihm andere Alterthumsforscher anzunehmen bereit sind. Wir finden eine solche Unterstellung unstatthaft, weil unter anderm dort auch solche Thiere und Gegenstände angeführt werden, deren Existenz bei den vorzeitlichen Türken zu bezweifeln ist, so z. B. die Ziege, deren Name, im Türkischen fremd, nur vom Süden eingeführt wurde[2], und so auch der Wagen[3], der chinesischen Ursprung bekundet, während andererseits das Rind, dieses von den Türken zuerst gekannte Nutzthier[4], gänzlich fehlt.

Angesichts des Umstandes, dass wir mit Bezug der Kurgane und Zeichnungen unserm Ziele nur wenig näher gerückt sind, ist es leicht erklärlich, dass unsere Hoffnung, die Finsterniss zu erhellen, beim Anblick der theils roth, theil schwarz geschriebenen Schriftzeichen sich um so mehr erhöhen muss. Dem Allgemeinen nach zu urtheilen, haben wir in den bisher entdeckten Monumenten es mit zwei Gattungen von Schriftzeichen zu thun, von denen die eine uigurisch, daher bekannt, die andere jedoch gänzlich unbekannt ist, und nur insofern unsere Aufmerksamkeit erregt, weil derselben ein dem ganzen Türkenvolke gemeinsamer, ich möchte sagen nationaler Charakter innewohnt.

Wir wollen zuerst von den unbekannten Schriftzeichen sprechen, und dann zu den uigurischen übergehen. Zeichen dieser unbekannten Schrift sind fast von sämmtlichen Reisenden in Südsibirien copirt und in ihren Berichten veröffentlicht worden. Es steht daher eine erkleckliche Anzahl derselben zu unserer Verfügung, und wenn wir trotzdem hier speciell auf Tafel VI der „Zapiski", nämlich auf den von Castrén im Jahre 1847, am linken Ufer des Jenissei in der Nähe von Minussinsk gefundenen,

---

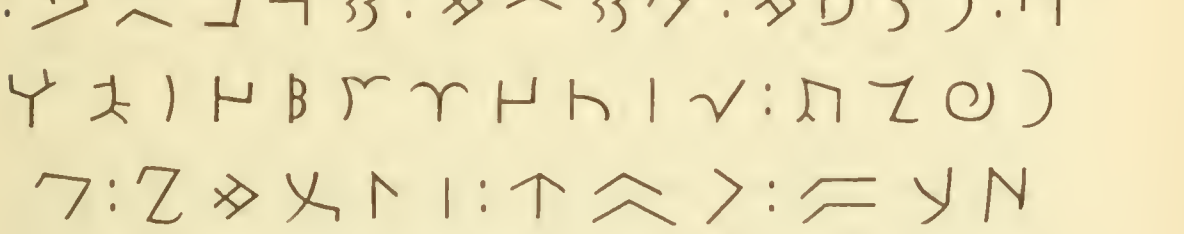
[1] Zapiski, S. 135.

[2] Siehe „Primitive Cultur des Türkenvolkes", S. 197.

[3] A. a. O., S. 128.

[4] A. a. O., S. 188.

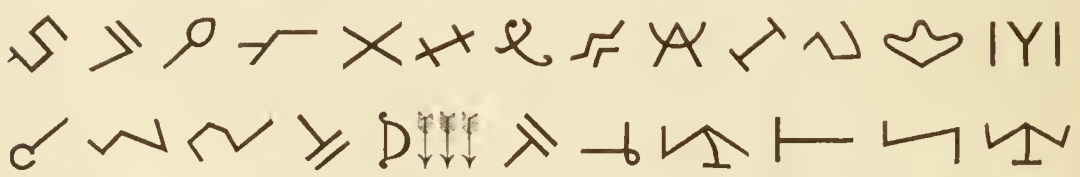
3 Arschinen langen, 12 Zoll breiten und 3½ Zoll dicken Stein reflectiren, so geschieht dies einzig und allein, weil dessen Aufschrift durch Klarheit und Reinheit der Züge sich hervorthut, und die in den „Zapiski" veröffentlichte Copie von ähnlichen Publicationen bei Pallas und Spasski vortheilhaft absticht. Die Hauptaufschrift auf dem Steine läuft in drei Zeilen, von denen wir hier die erste und die zweite Zeile mittheilen, die Bemerkung vorausschickend, dass die vorkommenden Doppelpunkte entweder zur Abgrenzung eines Satzes oder Wortes dienen und aller Wahrscheinlichkeit nach einen blos diakritischen Werth haben.



Ausser besagten Doppelpunkten muss ferner das häufig am Ende des Satzes stehende Zeichen ≫ auffallen und unsere Neugierde noch erhöhen, um so mehr, als ebendasselbe Zeichen auch in Tafel IV der Spasski'schen „Inscriptiones Sibiriacae" (auch von Pallas im 5. Bande der „Nordischen Beiträge" veröffentlicht) in ähnlicher Stellung am Ende des Satzes vorkommt.

Was sollen wol diese Zeichen bedeuten? Sind es Buchstaben, Silben, Wörter oder symbolische Zeichen, besonders aber, welchen Ursprunges sind sie, da einige Forscher in denselben eine Aehnlichkeit mit den chinesischen Lettern, andere hingegen wieder mit den gothischen und keltischen Runen zu finden glauben? Diese und ähnliche Fragen werden die wissenschaftliche Welt gewiss noch lange beschäftigen und ihre endgültige Lösung auch nicht eher finden, bis nicht ein glücklicher Zufall in der Form einer bilinguischen Aufschrift eine hülfreiche Hand bietet. Nach unserm eigenen Dafürhalten können wir vorderhand nichts besseres thun als uns der Spasski'schen Ansicht anzuschliessen, der Seite 4 seiner „Inscriptiones" Folgendes bemerkt: „Si ductus illi omnino pro litteris, neque vero pro signis, de quibus fortasse inter homines convenit, aut characteribus ad subscribendum et subsignandum usurpatis, cuius generis sunt, quae Tamga ac. Taoro appellata, etiam nunc inter Nomades Sibiriae inveniuntur, habendi sunt, nonne illi in orientalium potius antiquis et hodiernis litteris.

quam apud Celtas et Gothos quaerendi videbuntur.“ Und diese Meinung ist um so mehr zu unterschreiben, da wir in der bisher wenig gekannten Handschrift der Leidener Bibliothek, welche unter dem Titel „Tewarichi Ali-Seldschuk“ (Geschichte der Familie Seldschuk), dort, wo von der Genealogie der Urstämme der Türken die Rede ist, auf ähnliche Zeichen[1] stossen, die als die Siegel oder Stempel (Tamga) der einzelnen Geschlechter angeführt werden. Wenn wir nun besagte Zeichen folgenderweise in einer Reihe nebeneinander aufstellen:



so wird, wenngleich nicht eine Identität derselben, doch eine Aehnlichkeit zwischen den einzelnen Zügen und in dem allgemeinen Charakter der Schrift sich jedenfalls herausstellen. Es ist gerade deshalb, dass wir von einem türkisch-nationalen Charakter dieser Schriftart sprechen, denn die Zeichen sind alt, ja uralt, denn sie stellen eine bildliche Stammesunterschrift vor, die, wenngleich nicht bei Unterzeichnung officieller Actenstücke, doch als Stempel, als Kennzeichen der Thiere der einzelnen Stämme im Leben der Nomaden eine bedeutende Rolle spielen mussten. Wenn wir nun den Umstand in Erwägung ziehen, dass die Eintheilung und Grenzbestimmung der Weideplätze in den gesellschaftlichen Verhältnissen der über zahlreiche Heerden verfügenden Steppenbewohner stets von einer überaus grossen Wichtigkeit sein musste, und dass selbst noch in der jüngsten Vergangenheit die Abgrenzung der Weideplätze mittels Erhebung kleiner Hügel auf der Steppe bewerkstelligt wurde, so wäre die Annahme wol nicht ausgeschlossen, dass die Aufschrift in der Nähe von Minussinsk wie auch die auf dem Granitfelsen am Ufer der Smolanka (eines in den Irtisch fallenden Flusses) und andere ähnliche eine Art Register jener Stämme enthalten, denen das Weiderecht in jenen Gegenden zugestanden worden, folglich als eine auf Weiderecht bezügliche Urkunde zu betrachten sei.[2]

---

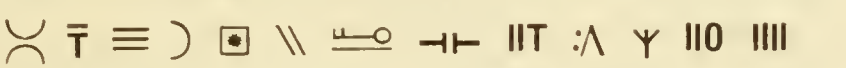
[1] Siehe S. 4—6.

[2] Einer ähnlichen Ansicht hat Herr Wetzstein in der Sitzung der Ber-

Hinsichtlich der zweiten Kategorie der Schriftzeichen, d. h. der uigurischen oder bekannten und der Erörterung weniger Schwierigkeit bietenden Schriftgattung ist es natürlich schon besser bestellt. Die uigurischen Inschriften, von denen Herr Grigor Spasski im 12. Band der „Zapiski" (1857) spricht, sind an zwei verschiedenen Punkten Südsibiriens aufgefunden worden: 1) In einer Höhle am rechten Ufer des Buchtarma-Flusses in einer Entfernung von 12 Werst nordöstlich von der Festung Buchtarminsk. Diese Höhle hat am Eingange $3^1/_2$ Sazhen Höhe und 3 Sazhen Breite, wird aber immer enger im Innern und ist in 12 Sazhen Länge unzugänglich, da sie gegen das Ende zu höchstens eine Arschine hoch und eine halbe Arschine breit ist. Die Aufschriften selbst befanden sich rechts am Eingange und bestanden aus einigen perpendiculär von oben gegen unten ziehenden Zeilen in verschiedener Handschrift, waren daher nach der Meinung des Herrn Spasski zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Als dieser russische Gelehrte jene Gegenden besuchte, war von der Inschrift keine Spur mehr vorhanden und nach Aussage der dortigen Leute soll dieselbe 1806 vernichtet worden sein, und zwar, was unglaublich klingt, durch Klaproth, der auf seiner Rückreise aus Peking mit der Gesandtschaft des Grafen Golowkin diesen herostratischen Act deshalb begangen haben soll, weil die Schrift eine auf die Russen bezügliche unangenehme Erinnerung enthielt. Abgesehen von der Art und Weise, wie sie zu Grunde gegangen, können wir ihren Verlust nicht besonders bedauern, denn so wie sie auf Tafel VI der „Inscriptiones Sibiriacae" vorliegt, bietet die Aufschrift auch nicht den geringsten Anhaltepunkt zu irgendeiner Erörterung, geschweige denn zu historischen oder philologischen Deductionen. Uns dünkt das Ganze ein plan- und zweckloses Gekritzel, wenn

---

liner Gesellschaft für Anthropologie vom 20. Januar 1877 bezüglich einer bei Smolensk im Jahre 1873 gefundenen Steinschrift, die irgendein begeisterter Archäolog schon für Phönizisch erklären wollte, Ausdruck gegeben. Der gelehrte Kenner des Lebens und der Sprache der Beduinen hat an verschiedenen Orten im Osten von Damaskus Wesm, Zeichen, d. h. Eigenthumsmarken einzelner Beduinenstämme gefunden, und zwar folgender Form:



von denen merkwürdigerweise einige sogar den türkischen tamgas nicht unähnlich sind und ebenfalls als Grenzbestimmung der Weideplätze verschiedener Geschlechter und Stämme gedient haben sollen (vgl. „Globus", XXXII, 256).

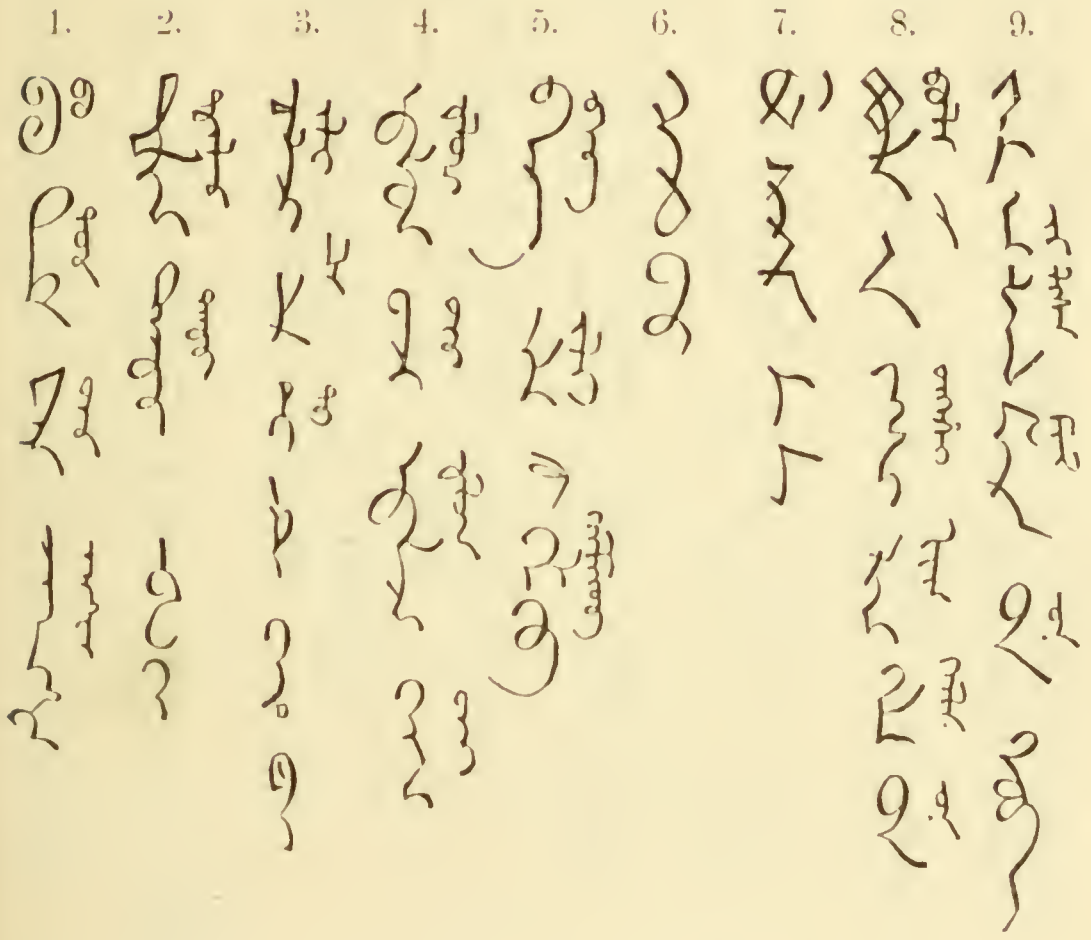
nicht eine unschuldige Schreibübung uigurischer und arabischer Lettern. Der obere Theil ist geradezu ein phantastisches Gekritzel, während im zweiten, versartig geschriebenen Bruchstücke einige arabische Worte wie عز (izz, Zeile 1), نقدر (nikadr, Zeile 2), auch uigurische Worte wie بولعان (bolgan, Zeile 10) zu lesen sind. Die Aufschrift von Buchtarminsk, mit der sich auch Pallas beschäftigt, ist daher absolut werthlos. Bedeutend mehr Interesse verdienen daher: 2) die den ersterwähnten ähnlichen Inschriften, welche noch heute am linken Ufer des Jenissei gegenüber der Insel Abakansk auf den Felsabhängen aus rothen Sandsteinen im sogenannten „Ueberfuhrberge" existiren. Die steilen Felsen erheben sich senkrecht über dem Wasser und die Aufschriften befinden sich bei niederm Wasserstande ungefähr 7 Fuss über dem Niveau des Flusses. Diese Inschriften hat Herr Spasski selbst im Jahre 1811 gesehen, und im Winter des folgenden Jahres mit Hülfe eines krasnojarszker Malers, eines Herrn Martin Chazjainow, von denselben eine Copie genommen, die er dem bekannten Gelehrten Igumenow, dem Lehrer Kowalewski's und Popow's, betreffs Uebersetzung mittheilte. Herr Igumenow war aufrichtig genug, zu sagen, dass die Charaktere der Aufschrift zwar mit denen der mongolischen eine frappante Aehnlichkeit hätten, ihm aber unbekannt seien, doch schien ihm die Sprache ganz verschieden und er empfahl die Zuhülfenahme irgendeines bucharischen Gelehrten. Auch Fraehn und Klaproth haben bezüglich der Inschriften auf Tafel V und VI der „Inscriptiones Sibiriacae" von Spasski nicht viel mehr Bescheid gewusst. Zuletzt gelang es Herrn Titow mittels Daguerreotypie eine neue Aufnahme zu bewerkstelligen, die in fünf Abtheilungen von Spasski auf Tafel VIII der „Zapiski" mitgetheilt ist und von dem in den „Inscriptiones Sibiriacae" erschienenen Facsimile sich sehr vortheilhaft unterscheidet; sie ist folgendermassen bezeichnet: Nr. 1 befindet sich am obern Theile des Steines an der Felssteile der „Ueberfuhrberge", Nr. 2 am mittlern Theile desselben Steines, Nr. 3 am untern Theile, Nr. 4 auf dem zweiten Steine und Nr. 5 am dritten Steine. Nachdem diese Aufschrift sowol als die von Castrén in der Nähe von Minussinsk gefundene dem bekannten Turkologen J. N. Berezin zugeschickt wurde, war dieser auch der einzige, der ganz richtig auf den uigurischen Ursprung der erstern hindeutete. In seinem diesbezüglichen, an den Fürsten N. A. Kostrow gerichteten Schreiben sagt der letzt-

rwähnte russische Gelehrte: „Was die abakaner Aufschrift anbelangt, so gehört dieselbe der Zeit Dschengiz-Chan's oder seiner Vorgänger an, und ist uigurisch, d. h. in derselben Schrift, in welcher das Jarlik Tochtamisch an Jagailo abgefasst wurde. Den Sinn der Aufschrift herauszufinden ist auch schon deshalb schwer, weil von der 6. bis zur 17. Zeile kaum einige Buchstaben zu erkennen sind, was auch bei den Endzeilen der Fall ist, und scheint entweder die Copie ungetreu oder das Original mit der Zeit verwischt worden zu sein. Ferner gibt es einzelne Bruchstücke, die miteinander gar nicht verbunden werden können, und hier durch ein Wort, dort durch einen Buchstaben einen in Verwirrung bringen. In Uebereinstimmung mit dem uigurischen oder mongolischen Alphabet sind *a* und *i*, ferner *z*, *c*, *sch* und *k* identisch (?), während die verwandten Zeichen *t*, *d*, *b* und *u* sich miteinander verwechseln. Mit Ungeduld eine neue Copie erwartend, werde ich einstweilen diese Copie zurückbehalten, obwol ohne Hoffnung auf ein besseres Exemplar ich mich auch mit einem solchen befassen würde, in welchem auf einer Zeile etwas gleich besch jüz — fünfhundert zu lesen ist. Besonders bedauere ich den Mangel eines Anfanges, da mit demselben sogleich der Inhalt der Schrift zu errathen und annähernd die ganze Aufschrift zu lesen wäre, was jedoch jetzt nicht der Fall ist."

Ich war so glücklich, infolge einer mehrjährigen Beschäftigung mit dem an vielen Stellen fast bis zur Unleserlichkeit entstellten Texte des Kudatku-Bilik, dessen verzerrte Zeichen das Auge an die uigurischen Schriftzeichen mehr gewöhnte, in Erörterung der Aufschriften am Jenissei mit etwas mehr Glück vorzugehen, indem es mir dermassen gelungen ist, mehr als zwei Drittel der vorhandenen Wörter zu lesen, und in denselben ein mit Bezug auf Schrift und Sprache dem Kudatku-Bilik nahe verwandtes, ja letzterm ein eventuell zeitlich vorangegangenes Monument alttürkischer Sprache zu entdecken. Um den Leser vom Besagten zu überzeugen, bitte ich, das Facsimile, welches als Beilage meiner „Uigurischen Sprachmonumente" beigegeben ist, mit der hier aus den „Zapiski" auf Tafel VIII reproducirten Aufschrift am Jenissei zu vergleichen, und sowol die Aehnlichkeit der Züge, als die Art und Weise, wie Stammwörter von Partikeln und Affixen getrennt erscheinen, wird sofort ins Auge fallen müssen. Hinsichtlich dieser Aehnlichkeit der Schrift muss besonders hervorgehoben werden, dass die Felsenaufschrift bei Abakansk weder den uigu-

rischen Manuscripten von Oxford und Paris, noch den bekannten Schreiben Timur's und Tochtamisch, sondern einzig und allein der Schreibart des Kudatku-Bilik, namentlich dort, wo der Copist Nachlässigkeit bekundet, gleicht. Besonders auffallend ist die Aehnlichkeit in ᠠ = *k* = *ch*, ᠰ = *s*, *z*, ᠵ auch ق = *k*. *g*, ᠷ = *r* und ᠬ = *i*, welche Schriftzeichen in andern uigurischen Handschriften in einer verschiedenen Form wiedergegeben sind. Die Congruenz beider Schriftarten ist daher ausser Zweifel, und wenn dessenungeachtet die gänzliche Entzifferung unmöglich geworden, so muss vor allem in Betracht gezogen werden, dass erstens die fragliche Aufschrift mindestens so primitiv und nachlässig geschrieben ist, wie der schlechteste Theil des Kudatku-Bilik; zweitens, dass sie auf Sandstein geschrieben, folglich Verwitterung und Abbröckelung leichter ausgesetzt war; drittens, dass zur Schrift eine schwarze Farbe gebraucht war, die auch schon deshalb leicht verwischbar war, weil viertens die Aufschrift, auf der über dem Wasser des Jenissei sich erhebenden Steinwand sich befindend, sozusagen nur auf wunderbare Weise gerettet wurde. Was aber schliesslich als Haupthinderniss der gänzlichen Zerstörung im Wege gestanden, das ist der niedere Bildungsgrad und die wenig geübte Hand des Schreibers, dem es mehr an der Ausdehnung der Schriftzeichen als an dem Inhalt gelegen war. Behufs bessern Verständnisses wollen wir die zwei ersten Aufschriften erst mit unserer eigenen interlinearen Correctur, und dann mit Transscription und Uebersetzung bringen.

A.

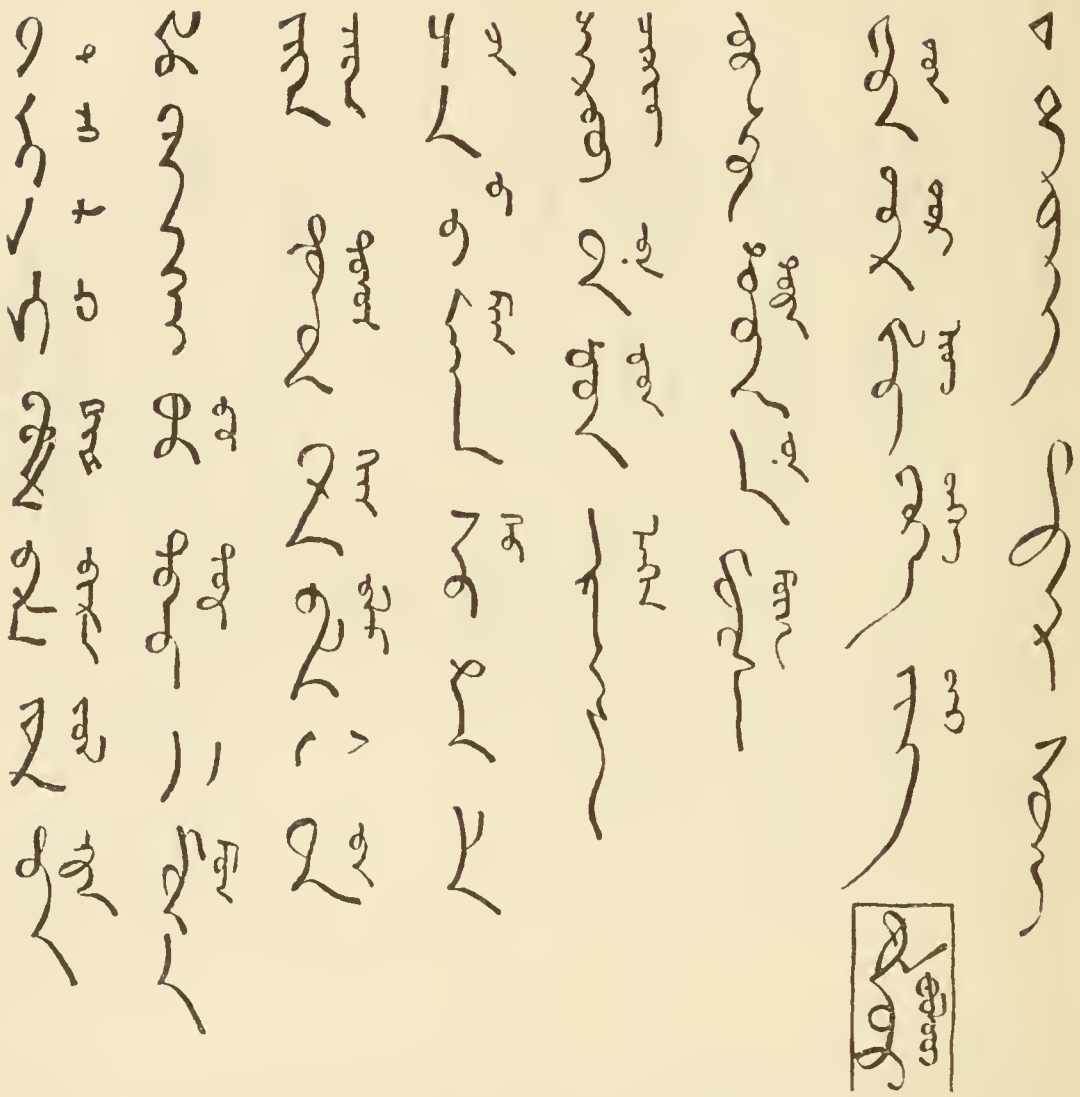


Die Transscription der perpendiculär, und zwar von links nach rechts zu laufenden Aufschrift, wäre daher in dem durch uns lesbar gefundenen Theile folgende:

1. Bu dur jer aksir . . (Dieses ist der Ort Aksir).
2. Tetilir taktu . . . . . (Genannt Taktu).
3. Ililadi . . . . . (Angrenzt).
4. Atluk jer atlik jer . (Berühmten [genannten] Ort).
5. Bek ili kelmejüb . . (Der Fürsten Volk nicht kommend).
6. . . . . } ganz unleserlich.
7. . . . . }
8. Bolmasa, jakśilik kelsün (sei nicht, Gutes möge kommen).
9. Almasa malun . . . . . (Möge sein Vieh nicht nehmen).

B.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.



Transscription und Uebersetzung.

1. Tangri kim bir... jülek (Dass der Gott Hülfe gebe).
2. ..... bu töb a mus... (. . . . .).
3. Ajik tönün kesülmez sun (Die Helle schwinde nicht der Nacht).
4. Ćapmaka su . . . . . (zu bekriegen eine Armee).
5. Ćerikin tüzmeke . . . . . (zu ordnen ein Heer).
6. ..... tutsum möjüz (..... möge er bewältigen).
7. Jüz urluk jeke jaj bolub (Einen Hunderte tödtenden Bogen habend).
8. . . . . (. . . . .).

Aus diesem hier fragmentarisch und lückenhaft mitgetheilten Texte wird ersichtlich, dass wir es mit einem türkischen Sprachmonumente zu thun haben, aus dessen grammatikalischen Formen der Charakter der uigurischen Sprache und speciell der Sprache des Kudatku-Bilik hervortritt, was namentlich im Zeitworte tetilir anstatt anderwärtigen dejilir (es wird gesagt oder genannt) in tün-ün = bei Nacht, mit dem Adverbialsuffixe ün, und im Worte jülek = Hülfe, welches nur im Kudatku-Bilik vorkommt, erwiesen ist. Zweitens birgt der karge Ueberrest noch keine Spur moslimischen, richtiger arabischen Einflusses, mit Ausnahme des Wortes mal (Vieh), das auch im Mongolischen vorhanden ist, was Anlass zur berechtigten Vermuthung gibt, dass die Aufschrift von einem Türkenvolke herrührt, das den Islam nicht angenommen, ja möglicherweise die Composition eines Schamanenpriesters sei; ein solcher Geist wenigstens manifestirt sich in unverkennbarer Weise in den gebetartigen Anrufungen um Hülfe Gottes zur Kräftigung der Armee und zur Besiegung der Feinde, und erinnert lebhaft an den Geist jener Schamanengebete und Segensworte, die theils von Radloff im ersten Bande seiner „Proben der Volkslieder der türkischen Stämme Südsibiriens", theils von den Autoren der „Grammatika Altaiskago Jazika" veröffentlicht wurden. Ohne daher in weitläufige, bei der geringen und schwachen Basis keineswegs gerechtfertigte Combinationen sich einlassen zu wollen, kann vorliegender türkische Text für ältern Datums als das Kudatku-Bilik, demnach als das älteste bisher bekannte Monument aus der Sprache der Türken bezeichnet werden. Eine genauere Bestimmung des Datums fällt selbstverständlich aus dem Bereich der Möglichkeit, denn wenn wir auch etwas weiter über die Jahreszahl des Kudatku-Bilik (462 = 1069) hinausgreifen können, so setzt das von uns angeführte und auf Tafel VIII der „Zapiski" in der letzten Zeile der Aufschrift 5 noch einmal vorkommende Wort مال (Vieh) unserer Muthmassung eine bestimmte Grenze, da dieses nur nach der Islamisirung Centralasiens im Norden und Nordosten der Steppenwelt eingedrungene arabische Wort ein Zurückgehen mit mehrern Jahrhunderten keineswegs zulässt. Wenn wir daher der Muthmassung Raum geben, dass die ursprünglich syrischen Schriftzeichen im Anfange des 8. Jahrhunderts in Ostturkestan Verbreitung gefunden haben[1], und dass der

[1] „Uigurische Sprachmonumente", S. 14.

Bildungsgeist der Nestorianer, was auch Abel Rémusat voraussetzte[1], östlich einerseits bis Si-gan-fu vorgerückt ist, wie aus der bekannten mehrsprachigen Aufschrift ersichtlich, andererseits auch bis tief in die Tatarei hineindringen musste, so könnten wir höchstens das 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. als jenen Zeitpunkt hinstellen, in welchem die uigurische Aufschrift am Jenissei entstanden ist. Gegen eine derartige Annahme, denn von Behauptung kann keine Rede sein, könnte allerdings die Einwendung gemacht werden, dass die türkischen Völker Südsibiriens Jahrhunderte später, d. h. auch noch damals der uigurischen Schriftzeichen sich bedienten, als letztere auf dem central-asiatischen Culturrayon von den arabischen Lettern total verdrängt wurden, wie ich dies aus einer durch Professor Radloff aus Barnaul mir gütigst zugeschickten uigurischen Aufschrift ersehe; doch in unserer diesbezüglichen Meinung hat nicht so sehr die Schrift, als vielmehr die Sprache den Ausschlag gegeben, und die Sprache der abakansker Aufschrift ist mindestens so alt, wenn nicht älter als die des Kudatku-Bilik.

Fassen wir nun das Resultat der aus den Alterthümern Südsibiriens bisher gemachten Forschungen zusammen, so wird vor allem zur Evidenz gelangen, dass die geographische Ausbreitung des Türkenvolkes, von den Altaischen und Sajanschen Gebirgen angefangen, d. h. dort, wo noch heute die Grenzscheide zwischen Turkotataren und Mongolen besteht, bis zur Nordküste des Schwarzen Meeres, vielleicht sogar bis zum Pruth seit undenklichen Zeiten sich erstreckt hat, dass die Culturstufe, auf welcher es stand, nur wenig verschieden war von derjenigen, in welcher es die Russen bei ihrem Erscheinen in Südsibirien antrafen, dass seine Bekanntschaft mit einer nationalen Schriftgattung als höchst problematisch zu bezeichnen ist, da es die ersten Schriftzeichen auf dem Wege christlich-nestorianischen Cultureinflusses kennen gelernt hatte, und dass es schliesslich die Originalität seiner Sitten in besagten Theilen Südsibiriens bis zum Steppenrande an der Wolga am längsten und reinsten erhalten habe. Diese und ähnliche andere Muthmassungen können wol bei eingehender Untersuchung der türkischen Alterthümer gemacht werden, doch reichen sie noch lange nicht dazu hin, um an der Hand derselben die dunkeln Räume des vorgeschichtlichen Zeitalters durchwandeln und die

[1] „Journal des Savants", Octobre 1821, S. 599.

ersten Anfänge des Türkenvolkes in irgendeiner bestimmten Weise erklären zu können.

Wir hätten allerdings noch auf die Ansicht jener Gelehrten zu reflectiren, die sowol in den Kurganen als auch in den Steinbildern nicht türkische, sondern ausschliesslich finnisch-ugrische Monumente entdecken wollen, doch hierüber, glaube ich, ist es hier weder am Orte noch an der Zeit, von einer diesbezüglichen Discussion die nöthige Aufklärung zu erwarten. Nach unserer weiter unten dargelegten Ansicht war das finnisch-ugrische Element nie so weit nach dem Süden vorgedrungen, um sogar in den zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere wohnenden Kumanen, Finnen etwa Zürjänen und Permier zu vermuthen, wie dies Eichwald gethan, und am allerwenigsten können die Hügel und Steinbaben südlich von Astrachan, im Sande der Donischen Kozaken, in den Gubernien von Charkow, Cherson und in der Krim von Menschen tschudischer Abkunft herrühren, wie bisweilen angenommen wird. Die auffallende Aehnlichkeit dieser Monumente mit denen im östlichen Altai setzt den türkischen Ursprung ausser allen Zweifel, da die Erwähnung bei Abulghazi und die gemin-türkische Benennung Kurgan eine sicherere Grundlage bieten, als die auf die Etymologie Herodotischer Eigennamen gestützten Hypothesen.

IV.

Das Zeugniss der Culturmomente.

Von welcher Natur und von welcher Beweisfähigkeit die in der Sprache aufbewahrten Momente der primitiven Cultur eines Volkes auf dessen Urgeschichte sein können, und was die türkischen Culturwörter im allgemeinen von dem prähistorischen Zeitalter der Türken uns erzählen, davon habe ich in einer vor Jahren erschienenen besonderen Arbeit[1] mich ausführlich schon geäussert. Ich will daher hier nur das Ergebniss der erwähnten Arbeit in einer dem Rahmen unsers Buches angepassten

[1] „Die primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes, auf Grund sprachlicher Forschungen erörtert“ (Leipzig 1879).

Kürze mittheilen. Es muss vor allem in Erinnerung gebracht werden, dass, wenn ähnliche Versuche in der Neuzeit auf arabischem und semitischem Gebiete, wie dies von Kremer, Hommel bezüglich der Araber, und Babu Rajendra Lala Mittra und Zimmer[1] bezüglich der alten Inder gethan, wir dies auf dem turko-tatarischen Völkergebiete mit einer um so mehr berechtigten Hoffnung auf Erfolg thun können, weil erstens der agglutinative Charakter der türkischen Sprache uns eine klare und helle Einsicht in das Wesen und in die Form der einzelnen Wörter gestattet, und etymologische Forschungen daher mit einer geringern Gefahr im Dienste der Ethnologie verwerthet werden können; zweitens, weil das türkische Sprachmaterial durch eine überraschende Stabilität sich hervorthut, sodass man auf dem nahezu 900 geographische Meilen langen und fast ebenso breiten türkischen Völkergebiete von der Lena bis nach Syrien eigentlich gar nicht von türkischen Schwestersprachen, sondern nur von Dialekten reden kann. In Anbetracht dessen, dass das älteste türkische Sprachmonument, nämlich das aus der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts stammende Kudatku-Bilik, von welchem noch vielfach die Rede sein wird, heute jedem Kenner der türkischen Sprache leicht verständlich ist, und das Türkische demzufolge fast nach nahezu 900 Jahren sich nur wenig verändert hat, könnte man diese Stabilität wol leicht auch auf eine viel ältere Epoche zurückdatiren. Ja man könnte sogar noch weiter gehen und die Behauptung wagen, dass die Sprache der Türken von der Zeit, wo die Trennung dieses Volkes vom gemeinsamen ural-altaischen Stamme stattgefunden, bis auf die Neuzeit sich fast unverändert erhalten hat, da die Wörter, welche die ersten Begriffe des menschlichen Denkens interpretiren, noch immer in jener ursprünglichen Form sich befinden, welche ihnen kraft der Grundbedeutung, d. h. der zugemutheten Thätigkeit oder Eigenschaften jener Begriffe, verliehen wurden. Sehen wir uns z. B. nach den Namen der einzelnen Körpertheile um, so werden wir finden, dass

der Fuss = atak, von ata = schreiten.
die Hand = elik, alik, von al = nehmen,

[1] Vgl. „Indo-Aryans, Contribution towards the elucidation of their ancient and mediæval History" (London-Calcutta 1881). Ferner: „Altindisches Leben, die Cultur der vedischen Arier nach dem Samhita dargestellt" (Berlin 1879).

das Auge = köz, von kör = sehen,
das Ohr = kul, von kol[1] = hören,
die Lippe = tutkak, von tut = fassen,
der Zahn = tisch, von tisch = brechen, durchlöchern

u. s. w. abstammt, und dass demnach der Fuss = Geher, Schreiter: die Hand = Greifer, Nehmer; das Auge = Seher; das Ohr = Hörer: die Lippe = Fasser; der Zahn = Brecher, Zermalmer — aus solchen Stammwörtern und Suffixen gebildet, die bis heute stereotyp geblieben sind. Eine solche Originalität und eine solch klare und durchsichtige Form der Wortbildung lässt sich in keiner bekannten Sprache nachweisen, und da dies hinsichtlich des ganzen türkischen Wortschatzes, d. h. bei allen auf die verschiedensten Phasen des menschlichen Denkens und Handelns bezüglichen Begriffen der Fall ist, so wird der Leser wol bald zur Ueberzeugung gelangen, dass uns hier ein krystallreines Glas zur Verfügung steht, mit dessen Hülfe wir leicht und ohne Gefahr der häufigen Täuschung in die weite Ferne der urgeschichtlichen Vergangenheit des Türkenvolkes zurückblicken können.

Nehmen wir dieses Glas nun zur Hand und sehen wir, was denn eigentlich die Culturwörter bezeugen, so werden wir vor allem finden, dass sie erstens uns sozusagen die geographischen Grenzen zeichnen, in welchen das Türkenvolk in der frühesten Epoche seiner Existenz sich bewegte; dass sie zweitens uns Aufschluss geben über diejenigen Nachbarvölker, mit welchen die einzelnen Stämme während der Entwickelungsphase ihrer Bildung verkehrten; und drittens, dass wir aus der Art und Weise, wie die Wörter für die einzelnen Begriffe gebildet werden, zugleich die allerersten Anfänge der Bildung und des geselligen Lebens ersehen können. Was die geographischen Grenzen anbelangt, so deutet die genuine Benennung gewisser Thiere und Pflanzen ganz klar, man könnte behaupten, auf den geographischen Breitengrad hin, wo die Wiege des Türkenvolkes gestanden. Ziehen wir z. B. in Betracht, dass bei den Türken die auf den höhern Norden und dessen Attribute bezüglichen Begriffe in genuinen Wörtern ausgedrückt sind, indem z. B. dem Begriffe Winter die Beden-

[1] Kol als Stammsilbe für hören kommt heute in der türkischen Sprache nicht mehr vor, dass es jedoch ehedem existirte, dafür spricht vorliegender Fall, indem die Stammsilbe zu einem nomen agentis verwendet wurde.

tung von Schneegestöber zu Grunde liegt, und Kälte sowol als Wind einer und derselben Stammsilbe entsprungen sind, sowie dass sie ferner für Schneeschuhe wie für Elenthier genuine Wörter[1], andererseits aber für Ziege und Panther, wie für die aus dem Süden kommenden Thiere, nur persische Lehnwörter haben, so wird man ohne besondere Sprachphilosophie wol bald zur Einsicht gelangen, dass die Urheimat doch nur in jenem Theile Asiens sich befinden konnte, der sozusagen das klimatische Grenzgebiet zwischen dem eisigen Norden und der südlichen Steppenzone bildet. Ohne daher in genauere Grenzbezeichnungen, die doch nur das Werk der Phantasie sein müssten, uns einzulassen, können wir das an das Quellengebiet und an den obern Lauf der Angara, des Jenissei, Ob und Irtisch angrenzende Sprachgebiet als den Ursitz des Türkenvolkes ansehen, von welchem Ursitz einzelne Fractionen schon sehr früh nach Süden und Südwesten vorgedrungen waren, während sie nach Norden und nach Osten aber nur äusserst selten und nur unfreiwillige migratorische Bewegungen bekundet haben.

Unsere diesbezügliche Annahme wird noch anderseitig durch die in den Bereich der Flora gehörenden Culturwörter bestätigt. So wie die früheste Nahrung der Türken das Fleisch war, denn die Grundbedeutung des Wortes et[2] ist Nahrung, Kost, ebenso war die älteste Nahrungspflanze der Türken die Hirse = tarik tari, welches der Wortbedeutung nach Saat, Anbau bedeutet (vgl. tari = anbauen). Dies war übrigens auch bei den alten Ariern der Fall. Plinius nennt die Hirse „omnium frugum fertilissimum", indem er hinzufügt, „ex uno grano sextari terni gignuntur, seri debet in umidis".[3] Auch im 10. Jahrhundert wird sie als die Hauptnahrung des Volkes geschildert, und neben derselben figuriren noch der Weizen und die Gerste (Bugdai und Arpa): während andere Getreidegattungen, wie der Holcus Sorghum und Reis, trotzdem

[1] Ersteres heisst kangaj, letzteres bulan. Merkwürdigerweise sind noch beide im Magyarischen anzutreffen. Aus kangaj ist magyarisch kengyel = Steigbügel, mit Bezugnahme auf die Aehnlichkeit der Form, aus bulan das magyarische bölény = Auerochs entstanden.

[2] Et ist eine lautliche Variante von as, asch, isch = Speise, welches Wort mit aspirirtem Anlaut im magyarischen hus = Fleisch sich vorfindet.

[3] Vgl. „Primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes", S. 215 und 216.

sie in der Nahrung der heutigen Türken eine bedeutende Rolle spielen, als ein Product des südlichern Himmelsstriches, keinen genuinen türkischen Namen mehr haben, und nur unter den persischen Lehnwörtern Dschugari und Birindsch bekannt sind. Man könnte noch zahlreiche hierauf bezügliche Beispiele anführen, da ich jedoch in meiner früher erwähnten Arbeit hiervon in ausführlicher Weise gesprochen, und hier nur einige der hervorragenden Momente besagter Studie berühren will, so genügt es, zu bemerken, dass die ins Bereich der Fauna und Flora gehörenden Culturwörter der türkischen Sprache die geographische Lage des Ursitzes des Türkenvolkes in evidenter Weise darthun. Aus dem Zeugnisse der Culturwörter schliessend, könnte man wol glauben, dass die Türken in ihrer Urheimat schon das Meer kannten, weil sie hierfür das genuine Wort tengiz (mare) besitzen. Um einer solch irrigen Auffassung vorzubeugen, wollen wir bemerken, dass die Grundbedeutung dieses Wortes weit, breit ist, und während köl (lacus) für kleinere Seen gebraucht wird, wie Issik-köl, Kara-köl, Schor-köl u. s. w., dient tengiz zur Bezeichnung grösserer Inlandseen. So z. B. Aral tengizi (Aralsee), Balkasch tengizi (Balkaschsee). Für den Begriff Meer, Ocean hat der Türke nie ein Wort gehabt, ebenso wenig wie für den Begriff Strom, welches der Mittelasiate mit dem persischen Lehnworte Derja bezeichnet, während er für kleinere Flüsse das genuine Tschai und Irmak (Fluss und Bach)[1] besitzt.

Von ähnlicher Weise sind unsere Wahrnehmungen, wenn wir die Culturwörter auf dem Gebiete des geistigen, körperlichen, sittlichen, religiösen und staatlichen Lebens der Türken untersuchen, wo sich uns überall die Ueberzeugung aufdrängt, dass diese verschiedenen Phasen der menschlichen und gesellschaftlichen Entwickelung ohne Dazuthun irgendeines benachbarten Volkes, d. h. ohne fremden Einfluss, aus der Weltanschauung und der individuellen Auffassung der Türken selbst sich herausgebildet haben, und dass daher die genetische Periode markante Spuren der Selbstständigkeit und der Originalität an sich trägt. Es ist vor allem die Muthmassung gänzlich ausgeschlossen, dass die Cultur der Chinesen, trotzdem sie jahrhundertelang vor Christi Geburt

[1] Das Wort Itil, Idil = Fluss, auch Name der Wolga, ist mir etymologisch unbekannt, es kommt übrigens nur bei den Türken in Sibirien und an der Wolga vor. Genuin scheint nur das alte Ögüz = Strom zu sein.

mit den ihnen eng benachbarten Türken in regem Verkehr gestanden, sie häufig besiegten oder zu ihren Verbündeten zählten, dennoch keinen mittels der Culturmomente nachweisbaren Einfluss auf die unter verschiedenen Namen in ihren ältesten Annalen vorkommenden Nomaden im Nordwesten vom Thien-Schan, worunter doch nur Türken verstanden werden können, ausgeübt habe. Selbst der Cultureinfluss des Buddhismus, welche Religion nach Aussage der buddhistischen Reisenden in den ersten Jahrhunderten nach Christus bis zum Aralsee sich ausgedehnt haben soll, ist hiervon ausgeschlossen; denn sonst müsste doch die Sprache irgendwelche, wenngleich noch so schwache Spuren aufweisen, wie wir dies im entgegengesetzten Falle heute bei den Teleuten sehen, deren Mythologie in solchem Masse vom Buddhismus beeinflusst ist, als ihre Sprache zahlreiche Momente der engen Berührung mit Mongolen aufweist. Nur bei den schon im Alterthume durch eine bedeutende Cultur sich auszeichnenden sesshaften Uiguren kann vielleicht eine Ausnahme gemacht werden, indem bei ihnen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung nur mit Hülfe der chinesischen Bildung zustande gekommen sein kann; doch selbst dies kann in der uns bekannten Sprache der Uiguren nicht nachgewiesen werden, und nur die von Klaproth gebrachte uigurische Wortsammlung, die von chinesischer Autorschaft herrührt, bildet eine geringe Ausnahme.

Bezüglich des Verkehrs der Türken mit den nordischen Völkerschaften, d. h. mit den Finn-Ugriern, dürfte man wol leicht auf den Gedanken kommen, dass diese, bevor sie aus dem Altai von den Türken verdrängt worden sind, auf letztere in gewisser Hinsicht einen Einfluss ausgeübt, und sie unter andern friedlichen Gewerben in Anfertigung von Metallwerkzeugen oder Waffen unterrichtet hätten. Eine solche Ansicht könnte um so leichter aufkommen, wenn wir die bei Eichwald in seiner Arbeit über die tschudischen Bergwerke[1], bei Köppen, Rittich und andern besprochene Kunstfertigkeit im Bergwerkswesen und in Behandlung der Metalle nach Gebühr würdigen, und wenn wir schliesslich die Basreliefs und Gravirungen, mit welchen die an den vom Altai bis zum Don sich hinziehenden Kurganen vorge-

[1] „O Tschudskich Kopjach", in der Zapiski der Archäologischen Gesellschaft 1857. Vgl. ferner die deutsche Besprechung dieser Arbeit in „Erman's Archiv", XIX, 55.

fundenen Steinbilder versehen sind, sowie die Gegenstände, welche neben den Skeleten in jenen Gräbern vorgefunden werden, als Monumente einer vergangenen Cultur in Erwägung ziehen. Dass die am obern Irtisch, am Ischim, Tobol und Iset, sowie an der Bjela und Tschusowa sich zahlreich vorfindenden Ueberreste ehemaliger tschudischer Bergwerke[1] die frühere Anwohnerschaft finnisch-ugrischer Völkerschaften in diesen Gegenden des Altai, besonders um den Teletzkischen See herum, ausser allen Zweifel setzen, wird niemand bestreiten wollen. Doch hiermit ist der bildende Einfluss der Ugrier auf die Türken noch lange nicht bewiesen. Vor allem ist der Zeitpunkt der ugrischen Auswanderung aus dem Altai nur auf Grund äusserst vager Hypothesen angegeben, auch ist es möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich, dass die an die Stelle der verdrängten Ugrier gelangten Türken dieses Gewerbe nicht fortsetzten, da die in türkischen Kurganen sich vorfindenden Metallgeräthe und Waffen ebenso gut erbeutete Objecte sein konnten, wie viele andere Erzeugnisse der Industrie und der sesshaften Lebensweise, welche zu allen Zeiten auf ähnlichen Wegen zu den Türken gelangt sind. Nach unserm auf das Zeugniss der Sprache sich gründenden Dafürhalten war den Türken dieses Gewerbe von jeher fremd geblieben und es ist gewissermassen noch heute so. Die Namen der verschiedenen Erze haben selbst bis heute noch eine schwankende Bedeutung und sind zumeist ihrem Farbeneindrucke nach entstanden. Gold (altun und kizil) bedeutet eigentlich das Rothe und Silber (aktsche) das Weisse, wobei jedoch bemerkt werden muss, dass Silber, auch Kömüsch genannt, ehedem den allgemeinen Begriff von Erz interpretirt, denn es stammt von köm = verstecken, begraben, und bedeutet das Verborgene, das Begrabene.[2] Aehnlich ist es auch mit der Benennung des Kupfers der Fall, welches Erz altaisch und tschagataisch bakir-pakras, jakutisch hingegen altan, das Rothe, heisst. Für Blei und Bronze hat der Türke nur mongolische Lehnwörter, doch bedeutet dzes mongolisch Kupfer und das türkische jez oder dschez Bronze.[3] Schliesslich ist der Begriff Eisen = temir mit einem solchen Worte aus-

[1] Eichwald, S. 227.

[2] Vgl. jakutisch kysyl kömüs = Gold, wörtlich das rothe Erz.

[3] Als Curiosum sei erwähnt, dass das mit jez, tschez verwandte wogulische ezis und magyarische ezüst Silber bedeutet.

gedrückt, das die Grundbedeutung dicht. fest, massiv in sich schliesst und vielleicht zur Unterscheidung von dem minder dichten oder festen Stein so genannt worden ist. An sonstigen auf das Bergwerk bezüglichen technischen Ausdrücken fehlt es im Türkischen gänzlich, und es muss daher die Muthmassung von einem diesfallsigen culturellen Einflusse der Ugrier auf die benachbarte Türkenwelt gänzlich ausgeschlossen bleiben.

Was in dieser Hinsicht mit einiger Sicherheit angenommen werden kann, erstreckt sich auf jenen Cultureinfluss, den das alte Perm auf seiner Verkehrsstrasse nach Persien und Westasien auf die Türken Südsibiriens und Centralasiens ausgeübt hat. Ich schliesse mich nämlich der Ansicht Aspelin's[1] an, dass der Handel Perms im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung nicht die Wolga entlang über den Kaukasus nach dem Süden zog, sondern auf dem Irtisch über die Steppe und das alte Sogdien, und da die Türken jener Zeit auf dem turanischen Hochlande jene Rolle spielten, die ihnen noch in der Neuzeit eigen ist, so mögen die am obern Irtisch, d. h. in Südsibirien nomadisirenden Stämme in solchem Maasse ugrischen Cultureinflüssen ausgesetzt gewesen sein, in welchem die in unmittelbarer Nähe Sogdiens wohnenden Türken den iranischen Bildungsversuchen gegenüber sich befanden.

Im ganzen genommen sind es aber nur wenige und noch dazu sehr dunkle Spuren, welche die türkische Sprache von dem ehemaligen gegenseitigen Verkehre zwischen Türken und Ugriern aufweist. Es sind solche leicht erklärlicher Weise nur in der von den Altaiern und Kirgizen gesprochenen Mundart vorhanden und sie können heute, wo der Wortschatz jener Nomaden noch nicht vollständig vorliegt[2], nicht consequent nachgewiesen werden. Wir wollen vorderhand des Beispiels halber nur zwei Wörter anführen, nämlich das kara-kirgizische manas = Sage, Erzählung, von welchem die Stammsilbe man im Türkischen entschieden fehlt, während sie im Tscheremissischen (man = dicere) und Lappischen (muone = nominare) vorhanden ist. So auch das kazak-kirgizische pala = Wiesenbrand, eigentlich Brand, wo die Stammsilbe pal

[1] Travaux de la IIIe Session du Congrès International des Orientalistes à St.-Pétersbourg, 1876, II, 415.

[2] Dies wird nur dann der Fall sein, nachdem Dr. W. Radloff seine lexikalischen Studien veröffentlicht haben wird, denen jeder Turkologe mit berechtigter Neugierde entgegensieht.

im Türkischen unbekannt ist, während im Finnischen pali brennen bedeutet; und da die Annahme ausgeschlossen ist, dass diese und ähnliche Wörter im Kirgizischen noch aus der Urzeit, d. h. aus der Periode des Zusammenlebens des gesammten ural-altaischen Stammes datiren, so ist die ugrische Provenienz dieser und ähnlicher Wörter allen Zweifeln enthoben. Doch kann, wie gesagt, ihre Zahl nur eine sehr beschränkte sein, denn zugegeben, dass das nachbarliche Leben zweier Völker zu keiner Zeit ohne jegliche Spur gegenseitiger Berührung vorübergehen konnte, so müssen wir eben dem grundverschiedenen Charakter Rechnung tragen, welcher den Ugrier, als den Bewohner eines nördlichen Himmelsstrichs und einer waldigen, gebirgigen oder sumpfigen Gegend, vom Türken, dem Steppenbewohner par excellence, von jeher getrennt hat und noch heute trennt.

Mit dem Cultureinflusse aus dem Süden her verhält es sich ganz anders. Schon der Umstand, dass der Mensch im primitiven Zustand des gesellschaftlichen Lebens durch den milden und pflanzenreichen Süden sich instinctmässig angezogen fühlte, lässt eine migratorische Richtung der Türken nach den im Alterthume von Ariern bewohnten südlichen Gegenden leicht voraussetzen und rechtfertigt hiermit die Annahme von einem frühen und häufigen Verkehr mit Ariern. Spuren dieser Berührung sind nicht nur im Türkischen, sondern auch im Persischen und namentlich im Neupersischen anzutreffen. Wie weit der Missionseifer des Parsi-Glaubens im vorislamitischen Zeitalter über die hyrkanische Steppe und über den Jaxartes hinaus zu den türkischen Nomaden in die Steppe gedrungen, darüber fehlen uns allerdings jedwelche positive Nachrichten; doch dass letztere vom Feuercultus, sei es durch Vermittelung specieller Missionäre oder arischer Kaufleute aus Sogdien und Baktrien, und namentlich aus Chahrezm, nicht ohne Nachricht blieben, das ist durch einige Culturwörter persischen Ursprungs zur Genüge erwiesen. So wie das persische Chuda = Gott in nordöstlicher Richtung bis zu den Türken Südsibiriens gedrungen, wo schamanische Altaier, Teleuten, Waldtataren u. s. w., an denen alle moslimischen Bekehrungsversuche erfolglos blieben, ihre heidnische Gottheit noch heute Kudai nennen, ebenso war das andere persische Wort für Gott, nämlich izdan, wieder bis zu den Kumanen oder Uzen in der Form von Jezda[1] gedrungen.

[1] Vgl. „Codex Cumanicus", edirt vom Grafen G. Kuun, 159.

ja die Magyaren haben dieses Wort sogar schon im 9. Jahrhundert nach Europa mitgebracht, indem auf Magyarisch noch heute Gott Isten heisst. Vom parsischen Religionseinflusse rührt ferner das türkische palvan[1] (vgl. persisch pahlivan پهلوان) = Heiliger, Deö = der böse Geist (vgl. persisch diw دیو), Jada und Dschada[2] = Zauber (vgl. persisch dschadu جادو) u. s. w. her, die nicht mittels der neuen moslimisch-persischen Cultur, sondern von der alten parsischen Bildungswelt zu den Türken gelangten; denn dass dies der Fall gewesen, das beweist das Vorhandensein dieser und anderer persischer Wörter bei den Magyaren[3], die aus dem fernen Osten über das heutige Südrussland gegen Mitte des 9. Jahrhunderts zogen, als von einer persisch-moslimischen Bildung im allgemeinen noch gar keine Rede sein konnte, sowie diese persisch-moslimische Bildung überhaupt nie über den Kaukasus hinaus und noch weniger bis zum Ural zu dringen vermocht hatte. Auch im Sittengemälde der Türken sind Spuren parsischen Einflusses zu entdecken, so namentlich die Achtung, die dem Feuer noch heute gezollt wird, indem: ins Feuer spucken, Feuer mit Wasser auslöschen, heisse Speisen blasen, dem Herde mit dem Rücken zugekehrt stehen u. s. w., noch heute bei den Nomaden als Sünde oder als Unart bezeichnet wird; ferner die Sitte, durchs Feuer sich körperlich reinigen zu lassen, wie wir schon früher[4] erwähnten — alles Sitten, die selbst eine mehrere hundert Jahre dauernde Herrschaft des Islams nicht zu verdrängen vermochte, und deren Quelle doch nur parsischer Cultureinfluss sein kann.

In Anbetracht dieses alten und regen Verkehrs zwischen Türken und Persern muss es andererseits wieder als eine ganz natürliche Folge angesehen werden, dass diese gegenseitige Berührung auch an den Persern selbst nicht spurlos vorübergegangen

---

[1] Palvan hat sich im Russischen bolwan = Götze, und auch noch bei andern ugrischen Völkerschaften in Südrussland in jener Bedeutung erhalten.

[2] Jada-taschi heisst auf Türkisch der Stein, mit welchem Regen gezaubert wird, der Hadschar al matar حجر المطر der Araber, und ist in dieser Eigenschaft auch bei den Mongolen bekannt. Yule's Frage, ob dieses Jada nicht mit dem englischen jade (Achat) auf irgendeine Weise verwandt sei, ist nicht ohne Berechtigung (vgl. Cathay u. s. w., S. CIXXXVII).

[3] Ueber den persischen Cultureinfluss auf die alten Magyaren vgl. meinen „Ursprung der Magyaren", S. 383—387.

[4] Vgl. S. 13.

ist. Man ist bisher immer von einer, wie wir eben zeigen werden, irrthümlichen Ansicht ausgegangen, dass die zahlreichen türkischen Lehnwörter im Neupersischen nur vom 11. Jahrhundert her, d. h. gelegentlich des Erscheinens der Türken unter den Nachkommen Seldschuk's, datiren und im Altpersischen nicht existirt hätten. Wenn wir die Sprache des Zend-Avesta und das Pehlewi annehmen, mag dies gewissermassen, aber nicht unbedingt seine Richtigkeit haben[1], ob jedoch die Volkssprache im Norden des heutigen Iran, d. h. an der ethnischen Grenze, nicht schon lange vor den Seldschukiden türkische Fremdwörter angenommen, und ob nicht etwa schon die Parther, deren Türkenthum höchst wahrscheinlich ist, nicht als Vermittler des fremden Spracheinflusses gedient haben, das wäre wol schwer in Abrede zu stellen. Wir geben zu, dass der Nationalhass der Perser gegen das Türkenthum, nicht mit Unrecht, immer ein intensiver war, doch wie der Iranier in der Viehzucht, im Kriegs- und Reiterwesen so manches von den Türken gelernt, ebenso hat er auch mit diesen neuen Begriffen einer fremden Gesittung deren fremdsprachige Namen angenommen.

Es ist hier nicht der Ort, auch fehlt mir hierzu die Kenntniss auf dem arischen Sprachgebiete, um die Frage von der türkischen Provenienz so mancher für echt iranisch gehaltenen Wörter eingehender zu besprechen. Doch kann ich nicht umhin, wenngleich nur kurz, auf die Fehler und Unzukömmlichkeiten hinzudeuten, denen wir nicht nur in den von Europäern, sondern auch von Orientalen verfassten persischen Wörterbüchern begegnen. Beispielsweise sei hier das grosse Wörterbuch von Johnson (Dictionary of Persian, Arabic and English, London 1852) angeführt, in welchem, auf die orientalischen Lexica Burhani Kati, Ferhengi Schuuri u. A. gestützt, eine Unzahl von Wörtern als persisch figurirt, deren türkischer Ursprung ausser allem Zweifel steht. Solche sind z. B. آش Speise, آشام Kost, آل roth, آلاو Flamme, اوردو

[1] Ich will unter anderm auf die verdienstvolle Arbeit W. Geiger's, „Ostiranische Cultur im Alterthum" (Erlangen 1882), hinweisen, wo unter den aus dem Awesta angeführten Wörtern sich wol mehr wie eins befindet, dessen türkischer Ursprung ausser Zweifel ist. So ist z. B. der doppelseitige Streithammer, Tschakuscha (Geiger, S. 115) entschieden dem türkischen Tschekutsch oder Tschekitsch = Hammer, entlehnt, wobei die im Awesta vorkommende Form die richtige ist, denn dieses Wort stammt von tschak = hauen, und sollte tschakidschi = Hauer, lauten.

Lager, اوطاق Zelt. اوردطاق Kaufmann, چکش Hammer, چك penis, چقر Weinhaus, چرکر Musikant, چاپوق schnell. چادر Zelt, چاق Zeit, چاکو Messer, چال grau, چپکن Mantel, بغرا Eber, بقاول Küchenaufseher, تغار Gefäss, تمغا Siegel, تمان Nebel, توشك Bett, تومان Haufe, توی Fest, سال Floss, قاش Augenbraue, قاق gedörrte Fische oder Fleisch. قوچ Widder, قدغن Verbot, قراول Wache, قلاوز Wegweiser, قلتاق Sattelholz, قور Waffe, قوشون Armee, کاواك hohl, کتك Stock, کل und کچل = kahl, کورش Vorstellung. کور blind, u. s. w. Diese, wie gesagt, in die Volks- und Literatursprache eingedrungenen Wörter stammen wol grösstentheils aus dem Zeitalter der Ilchaniden und Helagiden, obwol es andererseits wieder solche türkische Wörter gibt, die theils aus einer frühern, viel ältern Epoche herrühren, theils aber heute schon den Gegenstand einer etymologischen Discussion bilden. In die Kategorie der erstern gehören سوب sub = Wasser, in dieser Form nur im ältesten uigurischen Sprachmonumente gebraucht, ferner قازقان kazkan = Kessel und باشقاق baschkak = Anführer, heute kazan und baschak, wo der *k*-Anlaut im Partikel auf eine alte grammatikalische Form hinzeigt. Was letztere anbelangt, so citiren wir سالار salar = Anführer, von der türkischen Stammsilbe sal = ausschicken, in Bewegung setzen, schor = gesalzen; vgl. türkisch schur = Salzsteppe, magyarisch só = Salz; wogulisch tschax, schäx = Salz, wobei noch zu bemerken ist, dass im Persischen für diesen Begriff das genuine نمك nemek existirt. Ferner خانه chane. Haus, aus dem türkischen قونداق konak = Haus, Niederlassung, von kon, sich niederlassen, خون chun = Blut, das mit dem türkischen قان kan wol in mehr als in zufälliger Lautverwandtschaft steht.

So viel von Iran selbst. Am nördlichen Grenzrayon der arischen Welt, d. h. an den Ufern des Jaxartes und des Zerefschan, hat der türkische Einfluss frühere und noch tiefere Spuren zurückgelassen. Bei den Tadschiken hat er sogar den innern Sprachbau angegriffen, so sind z. B. der im Tadschikischen übliche Gebrauch des alttürkischen Suffix ba in inba = hier, onba = dort, statt der-in, der-an, und die dem türkischen kilgen, kitken nachgebildete Verbalform amedegi reftegi statt amede est und refte est, auf dem ganzen iranischen Sprachgebiet unerhört. Dort,

wo die iranischen Massen minder compact waren, wie z. B. am mittlern Laufe des Jaxartes, dort hat der türkische Spracheinfluss über das Iranische gänzlich gesiegt, indem, wie wir sehen, die Sarten ihre persische Muttersprache mit dem Türkischen vertauscht, trotzdem ihre physischen Kennzeichen in vielem bis heute iranisch geblieben.[1] Und diese Türkisirung muss schon früh stattgefunden haben, denn das Kudatku-Bilik spricht bereits im 11. Jahrhundert von Tadschiken und Sarten als von selbständigen Nationen. Aehnliches bezeugt die topographische Nomenclatur Centralasiens bei den ersten arabischen Geographen, denn z. B. die Ortsnamen Akhsi-ket, Bei-kend sind aus dem persischen ket (Haus), kend (Ort) und dem türkischen Akhsi = weiss, weisslich, und Bei = Fürst, Prinz, zusammengesetzt, und berechtigen vollauf die Annahme, dass die Türken noch im vorislamischen Zeitalter an den betreffenden Orten gewohnt hatten.

Wenn wir daher die in den türkischen Culturwörtern vorhandenen einzelnen Lichtfaden in eine Fackel zusammenfassen und beim Lichte derselben in die Dunkelheit des vorgeschichtlichen Zeitalters zurückblicken, so werden wir sehen, „dass wir es hier mit einem seinem innersten Wesen nach durch und durch nomadischen Volke zu thun haben, dessen überwiegende Mehrzahl seit undenklichen Zeiten auf den weiten mit Gras und Schilf bedeckten Niederungen Asiens vom Altai bis zur Wolga mit seinen Pferde-, Schaf- und Kamelheerden umherirrte, nur von Milch, Fleisch und Fett der Thiere sich nährte, und nur mit den Häuten der Thiere sich kleidete".[2] Ja, wir haben in den Türken ein Volk vor uns, das, infolge der Bedingungen seiner Urexistenz von einer steten Wanderlust ergriffen und vom Hange nach Abenteuern beseelt, in der Sucht nach günstigern klimatischen und territorialen Verhältnissen, schon sehr früh den Steppengürtel seiner Heimat zu durch-

[1] Diese Sarten liefern übrigens das beredteste Zeugniss für die von den Philologen oft bestrittene Beweisfähigkeit der Anthropologie in ethnologischen Fragen. Wer da glauben möchte, dass die Sprache ein stabileres Monument der vorgeschichtlichen Epoche geben kann, der sehe sich die Sarten an, deren iranischer Typus bis auf die Neuzeit fast unverändert geblieben ist, während sie ihre Sprache schon seit mehr als tausend Jahren mit der türkischen vertauscht haben. Wenn also die physischen Merkmale eines Volkes tausend Jahre lang sozusagen stabil bleiben, kann man da noch die Beweisfähigkeit der Anthropologie geringschätzen oder gar bezweifeln?

[2] „Die primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes". S. 36.

brechen sich bemüht, die benachbarten Völker mit ewigem Krieg heimgesucht hat; schliesslich ein Volk, das im Geschiebe und Gedränge des ethnischen Chaos Hochasiens zuerst nach dem Süden, respective Südwesten aufgebrochen war, und hiernach als jener Zweig des ural-altaischen Stammes betrachtet werden muss, der in die Geschicke der abendländischen Welt im Mittelalter sowol als in der Neuzeit am kräftigsten eingegriffen hatte. Dieser Vortheil wird nun allerdings den Türken von gewisser Seite streitig gemacht, indem neuere Forscher dies den Ugriern vindiciren und die ethnische Nomenclatur eines Herodot mit den heutigen Namen ugrischer Völkerschaften identificirend, Wogulen, Zürjänen, Mordwinen und Wotjaken im vorchristlichen Zeitalter bis an den Ufern des Kaspisees wohnen lassen, ja die Existenz der Ugrier in Persien und Assyrien nachweisen wollen.[1] Mit dieser Ausgeburt einer zügellosen Einbildungskraft, die zumeist von solchen Gelehrten herrührt, die weder das Volk noch die Sprache der Ugrier und Türken kennen, wäre es in der That schade, sich eingehender zu befassen. Die heutige Ethnologie braucht nicht und darf auch nicht mehr auf Hirngespinste bauen, sie kann in ihrem Dienste nur Thatsachen oder deren Stellvertreter, die Ueberreste der Cultur und die sprachlichen Monumente verwerthen, und weil von dieser uralten geistigen und weltlichen Herrschaft der Ugrier im Süden kein Sterbenswörtchen, kein Atom der Erinnerung sich erhalten hat, so beharren wir bei unserer frühern Annahme, dass die geographische Verbreitung der Türken im hohen Alterthum von der heutigen nur wenig verändert war, sowie im allgemeinen die im Anfange des geschichtlichen Zeitalters vorgefundenen ethnischen Gruppirungen der Ural-Altaier gewiss schon seit Jahrtausenden sich nur wenig verändert hatten. Wogulen, Ostjaken und Zürjänen haben seit Menschengedenken und gewiss auch im hohen Alterthum schon in ihrer heutigen Heimat gewohnt und sind nicht vom Süden her dort eingewandert. Sie sind keine

[1] Es mag in der Wissenschaft wol wenig solche wilde Hypothesen geben wie diejenige, nach welcher man in den von Herodot und andern griechischen Geographen erwähnten Völkernamen gewisse finnisch-ugrische Völkerschaften, z. B. in den Issedonen die Wogulen, in den Aorsen die Zürjänen, in den Massageten die Baschiren (?) u. s. w. erkennen will, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die vagen und unsichern Ortsbestimmungen Herodot's und anderer auf jene Oertlichkeiten passen, wohin die Gelehrten in ihrer Phantasie die Ugrier im vorchristlichen Zeitalter versetzen.

Bruchstücke eines einst mächtigen Volkes, wie die erhitzte Phantasie einiger Gelehrten annimmt, denn obwol ehedem an Zahl bedeutender, haben sie nie zu jenen Völkern gehört, die auf der Bühne der Weltgeschichte aufgetreten sind. In dieser Beziehung kann man mit den identisch lautenden Bemerkungen Ahlquist's („Unter Wogulen und Ostjaken", S. 27) vollkommen übereinstimmen, denn in seinen Hauptzügen ist das Bild der ethnischen Gruppirung der Ural-Altaier im Innern Asiens wol immer dasselbe geblieben. Hiermit soll nicht gesagt sein, dass die an Zahl grössern und mächtigern Stämme, wie z. B. das Türkenvolk, ihre zeitweiligen Wanderungen nach dem Süden und nach dem Westen nicht schon früh begonnen hätten. Oh nein! Die Wanderungen der Türken über die Wolga, die Pontusländer nach Pannonien, oder über den Oxus und den Görgen nach den Cultursitzen der iranischen Menschheit, müssen gewiss schon lange, lange vor Christi Geburt versucht worden und theilweise auch vollführt worden sein; doch bewegte sich diese Wanderung auf einem Gebiete, dessen Grenzen bis in die jüngste Vergangenheit unverrückt geblieben.

V.

Die Stellung der Türken im ural-altaischen Stamme.

Bevor wir auf die Wanderung der Türken übergehen, ist es unbedingt nothwendig, über das Verwandtschaftsverhältniss dieses Volkes zu den übrigen Ural-Altaiern einiges vorauszuschicken. Bekanntermassen zerfällt der ural-altaische Stamm in fünf Hauptgruppen, nämlich: 1) Samojeden mit den Unterabtheilungen Jurak, Tawgi, Jenissei-Samojeden, Ostjak-Samojeden und Kamasinen, die heute das weite Gebiet vom Weissen Meere im Westen bis zur Katangabucht im Osten und vom Eismeere im Norden bis zum Sajanischen Gebirge im Süden einnehmen; 2) Tungusen, auch Mandschu, nach einem gleichnamigen Stammesoberhaupt von den Chinesen so genannt, stammen aus dem bei uns Mandschurei genannten nordöstlichen Theile Hochasiens, und einzelne Zweige oder Geschlechter sind in Ostsibirien, namentlich in der Gegend von Njertschinsk, am Ochotskischen Meere, an der Lena, Angara und am Jenissei anzutreffen; 3) Finn-Ugrier, in der Neuzeit

kurzweg Ugrier[1] genannt, zerfallen in Ostjaken, Wogulen, Zürjänen, Tscheremissen, Mordwinen und in die aus mehrern Zweigen bestehenden Finnen; sie leben sehr zersplittert und weit verbreitet, am Ob und Irtisch, auf den Höhen des nördlichen Ural, im Kazaner Gubernium und in Finland; 4) Mongolen, die in eigentliche Ostmongolen, in Burjäten und in Kalmüken zerfallen; 5) Türken oder Turko-Tataren, von denen ausführlich in diesem Werke die Rede ist. Hier wollen wir gelegentlich bemerken, dass Turko-Tataren nur ein von der europäischen Wissenschaft gebrauchtes Wort ist, denn Tatar, worunter man in Europa bald die Mongolen, bald die nördlichen Türken bezeichnete, ist und war den eigentlichen Türken als ethnischer Name unbekannt, ja, sie halten es sogar für eine Beleidigung, mit denselben benannt zu werden. Zu uns nach Europa ist dieses Wort gleich Ugr (Unger) von den Russen gekommen, die zur Zeit Dschengiz Chan's den Mongolen und Türken insgesammt diesen Namen verliehen hatten, weil die Vorhut von dessen Armee beim Erscheinen an der Wolga aus dem Stamme Tatar bestand.[2] In der Moslimwelt bezeichnete man unter dem Namen Tatar den Norden Chinas, daher der Ausdruck مشك تاتار muschki-tatar, d. h. tatarischer Moschus, worunter eigentlich Tibet verstanden werden sollte. Die aus dieser Gegend dem mongolischen Heere sich anschliessenden Türken oder Mongolen (?) führten ebenfalls den Namen tatar, und während ein Theil von ihnen als Vorhut bis zur Wolga vorgedrungen war, wurde der andere unter dem Namen Kara-Tatar = schwarze Tataren, von Helagu aus Persien nach den Grenzen Syriens geschickt, wo sie eine Zeit lang in Unabhängigkeit verblieben, später aber vom Sultan Bajezid Jildirim seinem anatolischen Heere einverleibt, in der Umgebung von Karahissar und Akschehir angesiedelt. Timur soll nach der Aussage seines Biographen Scheref-eddin Jezdi von ihnen 30—40000 Zelte nach Turkestan zurückgeführt haben, doch scheint dies nur ein Theil gewesen zu sein, denn ein

---

[1] Dieser kürzern Benennung bedient sich Professor J. Budenz. doch ist er bei Annahme derselben mehr von philologischen als ethnologischen Gründen ausgegangen.

[2] Ueber Ursprung und Bedeutung des Namens Tatar vgl. ferner: Castrén, „Ethnologische Vorlesungen", S. 18—20. — Klaproth, „Asia Polyglotta", S. 208. — Pater Hyacinth, „Zapiski o Mongolii", S. 221 (St.-Petersburg 1828. — Vámbéry, „Ursprung der Magyaren", S. 436; „Notes et Extraits", XIV, 77.

anderer Theil von ihnen blieb zurück, und befindet sich noch heute, allen Civilisationsversuchen trotzend, in der Umgebung von Diarbekr, d. h. an den Grenzen Syriens. Als von urwüchsigen Nomaden und geschickten Reitern hat sich von ihnen in der Sprache noch bis heute der Ausdruck tatar badreftar (der windschnelle Tatar) erhalten, und im Osmanischen nennt man den Postkurier Tatar.[1]

Was nun das Verwandtschaftsverhältniss der Türken zu den einzelnen Gruppen des ural-altaischen Stammes anbelangt, so ist es leicht erklärlich, dass hier nicht die erste und zweite, sondern nur die dritte und vierte Gruppe, d. h. nur Ugrier und Mongolen als solche in Betracht kommen können, bei denen die Zeichen der Affinität intensiver auftreten und das Band der Zusammengehörigkeit auch augenfälliger wird. Selbst bei der kühnsten Speculation der ethnologischen Forschungen wird es schwer sein, zu ignoriren, dass die Türken, infolge der geographischen Lage ihrer Ursitze wie auch wegen der in der Sprache und in den physischen Merkmalen sich zeigenden Momente der Aehnlichkeit, einerseits an die Mongolen und andererseits an die Ugrier sich anreihen. Die grosse und für uns allerwichtigste Frage bleibt immer der höhere Grad der Verwandtschaft zu dem einen oder zu dem andern, indem nur aus der glücklichen Lösung derselben der leitende Grundsatz in der Abstammungstheorie aufgestellt werden kann. Ohne uns daher an diesem Ort in die Discussion über die stärkere oder schwächere Beweisfähigkeit der philologischen und anthropologischen Behelfe einzulassen, wollen wir, beiden gleiche Wichtigkeit beimessend, zuerst die Evidenz der physischen Merkmale und dann die der Sprache ins Auge fassen. Das Aufstellen eines speciell türkischen Nationaltypus ist angesichts der vielartigen und vielfachen Beimischung fremden Blutes, welche die Türken auf ihren jahrhundertelang dauernden Wanderungen bis heute durchgemacht, allerdings kein leichtes Ding; doch glauben wir der Wahrheit so ziemlich nahe zu kommen, wenn wir den Kirgizen als den eigentlichen typischen Türken hinstellen; den Kirgizen, der noch heute am supponirten Ursitze sich befindet, der in den Strom der weltgeschichtlichen Begebenheiten nicht so stark und nicht so häufig hineingerissen wurde, und daher auch der primitiven türkischen Lebensweise viel treuer geblieben ist als seine übrigen Stammes-

[1] Vgl. „Notes et Extraits", XIV, S. 77.

brüder. Die vorherrschenden Momente dieses türkischen Typus nun bilden bekanntermassen der kurze gedrungene Körperbau mit breiten starken Knochen, ein grosser Kopf von brachycephaler Form, kleine Augen mit schrägem Zuschnitt, eine niedere Stirn, eine platte Nase und breites Kinn, ein spärlicher Bartwuchs, schwarze oder braune Kopfhaare und eine dunkle, fast gelbliche Hautfarbe. Stellen wir nun einen solchen Türken dem Mongolen zur Seite, so werden wir finden, dass auch letzterer durch sämmtliche erwähnte Merkmale sich hervorthut, mit dem Unterschiede jedoch, dass diese Charakteristik bei ihm schärfer und in einer prägnantern Weise hervortritt, und demnach dem Türken gegenüber den eigentlichen Urtypus repräsentirt. Gehen wir nun mit unsern diesbezüglichen Erfahrungen zu den Ugriern im Norden über, so werden wir in erster Reihe den Wogulen begegnen, deren Gesicht ebenfalls rund, deren Haar schwarz, deren Bartwuchs schwach, deren Hautfarbe dunkel und die dem Aussehen nach sich noch mehr den Mongolen nähern, wie dies schon Castrén[1] bemerkt. Allerdings unterscheidet Ahlquist hinsichtlich der äussern Erscheinung die Wogulen an der Konda von ihren Brüdern im Norden, denn wenngleich er das Gesicht rund, die Backenknochen ein wenig hervorstehend, die Nase breit und die Haarfarbe dunkelbraun nennt, so gibt er doch zu, dass die Konda-Wogulen viel prägnantere Spuren des mongolischen Typus aufzeigen und durch dunkelbleiche Gesichtsfarbe, stärker hervortretende Backenknochen, durch pechschwarzes Haar und durch schwachen Bartwuchs sich hervorthun. (Ahlquist, „Unter Wogulen und Ostjaken", S. 39.) Die Ostjaken, die wir auf unserm weitern Zuge nach dem Norden antreffen, nähern sich schon mehr den finnischen, samojedischen und türkischen Stämmen, wie Castrén[2] angibt. Nach Ahlquist („Unter Wogulen und Ostjaken", S. 157) sind die Augen der Ostjaken oft ziemlich mongolisch, oft aber auch ziemlich rund und offen. Die Backenknochen sind bei den meisten nur wenig hervortretend, die Nase gerade, aber nach unten zu breit, das Kinn spitz und etwas hervorstehend, und das Haar meistens schwarz. Dr. Wainios, der Reisegefährte Ahlquist's, beschreibt die Augen der Ostjaken als nach oben zu sehr schief und klein, daher mongolisch, das Gesicht als rund und abgeplattet,

[1] „Ethnologische Vorlesungen", S. 128.

[2] Ebendas., S. 127.

die Lippen als dick, die Backenknochen hervorstehend, und gewöhnlich von kleinem und gedrungenem Wuchse. Auch die Schilderung anderer Reisenden stimmt mit Gesagtem so ziemlich überein, denn überall wird die Charakteristik als vorherrschend mongolisch, untermischt mit häufig auftretenden Kennzeichen des finnischen Typus, dargestellt. Bei den übrigen westlichen Mitgliedern der ugrischen Familie ist hingegen von diesen türkisch-mongolischen Merkmalen nicht nur keine Spur mehr zu finden, sondern es kommen im Gegentheil die typischen Kennzeichen der speciell finnisch-ugrischen Rasse immer mehr und mehr zum Vorschein. Das Resultat unserer diesbezüglichen Vergleichungen zeigt daher, dass die Verwandtschaft zwischen Türken und Mongolen in physischer Beziehung eine grössere ist als zwischen Türken und Ugriern, und dass, während einzelne Spuren dieses Verhältnisses bei den noch so fern stehenden und Blutvermischung ausgesetzten Gliedern des Türkenthums nachweisbar sind, dieselben bei den Ugriern, von den Wogulen gegen Nordwesten hin plötzlich abnehmen, ja bald gänzlich verschwinden.

Noch deutlicher tritt dieses Verhältniss zwischen Türken und Mongolen auf dem Felde der Sprachvergleichung hervor. Ob auch hier, so wie bei der physischen Charakteristik, dem Mongolischen gegenüber dem Türkischen das Recht einer grössern Originalität vindicirt werden könne, d. h. ob wir im Mongolischen eine ältere und der ural-altaischen Ursprache näher stehende Tochter erblicken dürfen, wäre vorderhand nur schwer zu behaupten und könnte folgerichtig nur dann beantwortet werden, wenn die Sprachvergleichung auf dem Sprachgebiete sämmtlicher fünf Gruppen consequent durchgeführt sein wird, eine Eventualität, der wir aber heute noch fernstehen. Beim Lichte unserer bisherigen Kenntnisse vom Mongolischen, Türkischen und Ugrischen kann jedoch so viel constatirt werden, dass das Mongolische bezüglich der Lautlehre, des Formen- und Wortschatzes entschieden dem Türkischen näher steht als dem Wogulischen und Ostjakischen, dass es aber auch andererseits eine bedeutende Anzahl solcher Momente der Affinität mit den ugrischen Sprachen aufweist, die im Türkischen heute nicht mehr vorhanden sind. Da das Mongolische demnach seine Verwandtschaft nach zwei Seiten hin in solchem Maasse bekundet, wie dies weder vom Türkischen noch vom Ugrischen gesagt werden kann, so kann eine

grössere Originalität mit gutem Rechte angenommen werden. Der Mongole hat sich später als der Türke vom Verbande des gemeinsamen ural-altaischen Stammes getrennt, daher auch bei ihm die prägnantern Züge in der physischen Charakteristik und in gewissen Theilen der Sprache. Nach Gesagtem wird es allerdings überflüssig werden, hervorzuheben, dass die Sprache der Türken mit der der Ugrier nur im Urstoffe, d. h. in den Stammsilben, die Verwandtschaft bekundet, während das Mongolische neben der Identität zahlreicher Formen mehr als die Hälfte seines Wortschatzes mit dem Türkischen gemein hat. Angesichts dieses engern Anschlusses des Mongolischen an das Türkische muss es allerdings im grauen Alterthum auch einen Uebergangspunkt gegeben haben, doch lässt sich in Ermangelung alter Sprachdenkmäler dies heute nur in äusserst schwachen Zügen nachweisen, und zwar im uigurischen Sprachmonument des Kudatku-Bilik, im Altaischen und in ältern tschagataischen Texten, wo einzelne Formen und Wörter nur mittels Zuhülfenahme des Mongolischen ihre Erklärung finden, ohne in der Neuzeit entlehnt worden zu sein, wie man dies auf den ersten Anblick glauben könnte.

Haben wir nun die nähere Angliederung der Türken an die Mongolen als annehmbar hingestellt — denn von einem endgültigen Beweise kann angesichts der kargen Behelfe doch keine Rede sein — so erübrigt uns noch die Frage zu berühren: welche von den beiden nach dem Westen hin vorgeschobenen Gruppen der Ural-Altaier zuerst aus dem gemeinsamen Stamme ausgeschieden, d. h. ob die sprachliche Trennung der Türken oder die der Ugrier eine ältere sei? Hierauf kann allerdings nur hypothetisch geantwortet werden, wenn man indess erwägt, dass die Finnen schon vor Christi Geburt in ihrer heutigen Heimat ansässig waren, dass die Mordwinen schon dem gothischen Schriftsteller Jordanis bekannt gewesen, dass die Culturüberreste der Permier nur bei Annahme einer Jahrhunderte früher geführten sesshaften Lebensweise erklärlich seien, und dass schliesslich die grosse Abweichung des ugrischen Wort- und Formenschatzes vom Türkischen und Mongolischen doch nur die Folge einer ältern Trennung sein könne, so wird man sich leicht überzeugen, dass die allerdings zeit- und stufenweise stattgefundene Trennung der Ugrier vom ural-altaischen Mutterstamme viel älter sei als die der Türken, und dass erstere ihre Wanderung vom nordischen Ursitze in nordwestlicher Richtung bis zum Baltischen Meere hin schon damals vollendet

hatten, als letztere noch auf den Steppenregionen am Altai in unmittelbarer Nähe ihrer nächsten Verwandten, d. h. der Mongolen, eine primitive nomadische Existenz fristeten.

Unter solchen Umständen fällt es um so schwerer, sich in Zeitangaben betreffs der ersten Wanderung der Türken einzulassen. Dass die Skythen jenseit des Tanais eventuell türkische Nomaden waren, und dass dies auch bezüglich der ins indo-baktrische Reich eingefallenen Saken der Fall gewesen sein mag, davon habe ich schon in meiner Studie über den Ursprung der Magyaren[1] gesprochen. Die türkische Nationalität der Parther und der Nomaden ausserhalb des Culturrayons im Norden Persiens hat schon viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich; denn ihre berühmte Reiterkunst und ihre Geschicklichkeit in der Handhabung von Pfeil und Bogen, sowie viele andere Züge ihrer nomadischen Lebensweise, von welchen uns die Römer erzählen, rechtfertigen vielfach eine solche Annahme; positive, auf sprachliche Evidenz sich stützende Angaben jedoch finden wir erst von der türkischen Nationalität der Hunnen, dieser im 5. Jahrhundert aus Hochasien über die Wolga nach dem Osten Europas eingedrungenen Völkerschaften, wie ich dies in ausführlicher Weise schon dargelegt.[2] Dass die Hunnen nicht ausschliesslich aus Türken bestanden, und dass unter ihren Fahnen auch ugrische Völker, als Zürjänen und Mordwinen sich befanden, das wollen wir keinesfalls in Zweifel ziehen; doch dass man das leitende ethnische Element dieses von den Byzantinern „Hunnen" genannten Völkerhaufens (denn wie sie selbst sich nannten, davon haben wir nicht die leiseste Ahnung) für Ugrier hält, wie dies Klaproth vor einem halben Jahrhundert gethan, und wie dies neuestens Hunfalvy und Rittich thun, das müssen wir entschieden als einen Fehler bezeichnen.[3] Uns dünkt nämlich sowol die Beschreibung des Jordanis von dem ursprünglich in den nördlichen Tundras des Urals wohnenden

[1] Seite 12. 17, 20.

[2] Vgl. „Ursprung der Magyaren", S. 21—50.

[3] Klaproth („Tableau historique de l'Asie", S. 246) hält die Hunnen für die nächsten Verwandten der Wogulen. Hunfalvy („Ethnographie von Ungarn", S. 255) sagt: „Sowol die Hunnen als die Bulgaren gehörten zu den ugrischen Völkern." Schliesslich Rittich („Materiali dlja ethnografija Rossij", I, 25) will in ihnen auf Grund der geographischen Angaben des Jordanis Ostjaken entdecken.

untersetzten, bartlosen, braunfarbigen, flinkbeinigen und schnellreitenden Hunnen eben so vage und phantastisch, als die Angabe des Ammianus Marcellinus von der zwischen dem Azow'schen und Kaspischen Meere bis zum Eismeere (?) sich hinziehenden Heimat der Hunnen, um aus solchem geo- und ethnographischen Material den Grundstein einer Theorie schnitzen zu wollen. Hierzu ist ein soliderer Körper erforderlich, und in Ermangelung eines bessern haben wir einen solchen in den von den Byzantinern uns überlieferten Personen- und Sachnamen sowie in dem Sittengemälde zu finden geglaubt, die, wenngleich orthographisch entstellt, viel mehr Anspruch auf Echtheit und Originalität haben als die geo- und ethnographischen Combinationen der damaligen Schriftsteller. Dass am Hofe Attila's des Hunnenkönigs ein Getränk Namens kamos (= das kimis der Türken) getrunken wurde, wie Priscus, der 448 in der zu Attila geschickten griechischen Gesandtschaft sich befand, uns mittheilt, das beweist mehr als ganze Seiten byzantinischer Geographie und alle Klügeleien moderner Gelehrten. Wer dieser unserer Ansicht gegenüber die Einwendung macht, dass Eigennamen gleich andern Begriffen fremdes Lehngut sein können, der vergisst im allgemeinen, dass eine solche Gepflogenheit bei den uncivilisirten Völkern des Alterthums und namentlich bei Nomaden zu den grössten Seltenheiten gehört, und dass besonders die Türken selbst Jahrhunderte nach Annahme des Islams nur echt türkische Wörter als Personennamen führten. Und da den hunnischen Eigennamen, als: Atakam, Akaga, Anaga, Basikh, Dengizikh, Ellak, Inakh, Mama, Mundzuk, Oibars, Saragur u. s. w., oder den Würden- und Sachnamen, als: Bokolabra, Jugur, Kamos, Khakan, Tudun u. s. w., der türkische Sprachcharakter nicht verleugnet werden kann, so beharren wir bei unserer frühern Annahme von der türkischen Nationalität der Hunnen. Mit den Hunnen zugleich ist noch die Nationalität der Awaren der Gegenstand häufiger und vielfacher Erörterung geworden. Von den unter diesem Sammelnamen genannten Völkerschaften sind ausser einigen Personen- und Sachnamen nur wenige Spuren übriggeblieben, doch sprechen letztere für deren türkische Nationalität; ja einige dieser Momente sind sogar auf die benachbarten Slawen übergegangen, denn so manches Fremdwort im Altslawischen, dessen Etymon heute unbekannt ist, kann auf türkischen Ursprung zurückgeführt werden.

Auch bei Bulgaren und Khazaren halten wir unsere frühere

Behauptung[1] von ihrer türkischen Nationalität aufrecht. Was die Bulgaren anbelangt, so hätten wir zu unsern bereits angeführten Beweisen noch hinzuzufügen, dass auch hier unter dem nationalen Begriff Bulgar eine starke Beimischung von finnisch-ugrischen Elementen zu verstehen sei, und dass es eigentlich letztere waren, welche den türkischen Bulgaren den Impuls zur sesshaften Lebensweise, zum Handel und zur Industrie gaben, durch welche die Bulgaren schon im Anfange des 10. Jahrhunderts sich berühmt gemacht hatten. Wie aus den Angaben Ibn-Dasta's, Ibn-Fozlan's, Mas'udi's und der spätern arabischen Geographen ersichtlich ist, haben die Bulgaren schon früh mit Ackerbau sich beschäftigt; sie hatten Häuser aus Holz und Stein, sie zeichneten durch Fabrikation des Leders sich aus, ihre ersten Münzen datiren nach Ibn-Fozlan schon aus den Jahren 950—976, und ihr Handel, mittels dessen sie Erz, Wachs, Bernstein, Juchtenleder, Blei u. s. w. exportirten, hatte sich schon zur Zeit Mas'udi's bis nach Chahrezm hin ausgedehnt. Einen Theil dieses Culturlebens verdanken sie allerdings dem Einflusse der Araber[2], mit denen sie nach Annahme des Islams 922 in regen Verkehr getreten, doch die Grundbedingung dieses dem türkischen Gebiete fremden Charakterzugs muss entschieden der Nachbarschaft der Finn-Ugrier im Norden zugeschrieben werden, namentlich den Permiern, deren noch ältere Cultur auf die bulgarischen Nachbarn im Süden nicht ohne Einfluss bleiben konnte. Die Zeit, in welcher die Bulgaren das Gebiet, auf welchem heute die Gubernien von Ufa, Kazan und Wjatka sich befinden, bezogen hatten, wäre schwer zu bestimmen und muss wenigstens in die ersten Jahrhunderte n. Chr. zurückgelegt werden, da es sonst nicht erklärlich ist, warum schon so früh, wie 677 n. Chr., wo ein Theil der Bulgaren nach Mösien gezogen war, dieser Stamm in zwei Theile sich trennen musste, da die grosse

[1] Vgl. „Ursprung der Magyaren", S. 41—85.

[2] Dies bezieht sich namentlich auf die Baudenkmäler, deren Ruinen von Pallas in seinem Reisewerke, von Erdmann, von Breton in seinen „Monuments de tous les peuples" (1813), von Berezin in seiner Arbeit „Bulgar na Wolgje" (1852), von Laptew in seinen „Materiali dlja geografij i statistiki Rossij" (1861), von Rittich in seinen „Materiali dlja ethnografija Rossij" und von andern Gelehrten beschrieben werden. Die Bauten tragen insgesammt den Stempel der moslimischen Architektur aus den ersten Jahrhunderten der Hidschra, und deuten auf den blühenden Zustand Bulgariens vom 10. bis zum 13. Jahrhundert hin.

Ausdehnung[1] des Bulgarenlandes doch genug Raum für beide hatte.

Mit Bezug auf das erste Erscheinen der Khazaren und auf den Zeitpunkt ihrer Staatenbildung müssen wir ebenfalls nur im Dunkeln herumtappen. Das Reich der Khazaren befand sich bekanntermassen südwestlich von den Bulgaren und den Baschkiren, welche letztere ebenfalls schon im Anfange des 10. Jahrhunderts durch Ibn-Fozlan bekannt geworden sind; doch so schwer wie die genaue Grenzbezeichnung des Khazarenreichs ist, ebenso schwer ist es, die ethnischen Elemente zu detailliren, welche hier unter dem gemeinsamen nationalen Verbande eine geschichtliche Rolle gespielt hatten. Hier haben wir es ebenfalls mit einem türkischen Herrschervolke zu thun, das in Ermangelung von culturbeflissenen Unterthanen ugrischer Abkunft auf dem Gebiete des Handels und der Industrie sich zwar nicht in solchem Maasse hervorthat wie die Bulgaren, das aber dennoch eines gewissen Grades der Cultur sich erfreute und, was seine Macht und sein staatliches Ansehen anbelangt, mit so manchem Türkenstaate der spätern Jahrhunderte es kühn aufnehmen kann. Auf die Khazaren scheint die Bildungswelt der südlichen Nachbarn, namentlich der Chahrezmier, der Sassaniden und der Griechen aus Byzanz und aus der Krim von bedeutendem Einfluss gewesen zu sein; doch wer immer die Lehrer der Bulgaren und Khazaren gewesen sein mochten, die Thatsache, dass die Türken schon im vergangenen Jahrtausend Gesellschaften mit staatlicher Ordnung und mit einem gewissen Grade von Gesittung zu bilden verstanden, ist an und für sich jedenfalls interessant.

Zu den türkischen Völkerschaften des Alterthums werden von einigen Gelehrten, wie Klaproth, Neumann, Kunik, Castrén u. s. w., noch die Alanen und Roxolanen gerechnet, doch wollen wir bei dem absoluten Mangel wenngleich noch so geringer sprachlicher Ueberreste die bisherigen nutzlosen Hypothesen nicht vermehren und lieber der Frage uns zuwenden: ob es im allgemeinen möglich ist, das erste Auftreten der Türken im Westen Asiens und im Osten Europas chronologisch zu bestimmen oder nicht. Unsere hierauf bezügliche Antwort kann leider nur negativer Natur sein.

Es sind wol ausser den byzantinischen Quellen einige Daten in

[1] Rittich nimmt ungefähr tausend Quadratmeilen an. („Materiali", I, 30.)

den armenischen Geschichtswerken vorhanden[1], die von Völkern türkischer Nationalität schon im Anfange der christlichen Zeitrechnung sprechen; wir könnten beim Lichte hypothetischer Betrachtungen noch weiter zurückblicken, doch es hilft alles nichts, die erste und einzige chronologische Angabe datirt nur von der Mitte des 5. Jahrhunderts, und jedwelche weiter zurückgreifende zeitliche Annahme kann nur in jener aus der Natur der Dinge fliessenden Thatsache ihre Berechtigung finden, nach welcher die ihrem eigentlichen Nationalcharakter nach als Steppenbewohner und Thierzüchter bekannten Türken seit undenklichen Zeiten eine ähnliche Existenz gefristet, und als solche nur auf jenen gras- und triftenreichen Ebenen sich bewegen konnten, die vom nachweisbaren Ursitze, nämlich vom Altai, angefangen bis zum Don, ja bis zur Donau sich erstrecken. Uns wenigstens dünken die geographischen Begriffe „Steppe und Ebene" in der westlichen Hälfte Hochasiens vom ethnischen Begriffe „Türkenthum" ganz unzertrennlich, denn dies manifestirt sich aus allen Phasen der primitiven Cultur dieses Volkes, und weil dem so ist, so stehen wir nicht an, die Meinung zu wagen, dass dieses unruhige Meer des türkischen Völkerelements seit Urzeiten einzelne Wanderwellen nach dem Westen und Süden hin ausgesandt, und dass Türken schon im grauen Alterthum an den Grenzen des arischen Völkergebiets Asiens sowie Europas erschienen waren. Wäre dies nicht der Fall und ständen die Bodenverhältnisse des turanischen Hochlandes sowie der Kaspi- und Pontusländer nicht so stark im Einklange mit den Lebensbedingungen der türkischen Nomaden, so wären wir leicht geneigt, die sogenannte ugrische Theorie, nach welcher die alte Heimat der Wogulen, Ostjaken, Zürjänen und Mordwinen auf einen viel südlichern Breitengrad verlegt wird, anzunehmen. Ein von der heutigen Heimat letztgenannter Völker südlicher fallender Breitengrad kann allerdings, und mit vollem Rechte, im östlichen Asien, d. h. im Quellengebiete des Jenissei, des Ob und Irtisch angenommen werden, wie Castrén dies bezüglich der Ostjaken schon nachgewiesen hat[2], doch nicht im

[1] So z. B. der Bericht vom Zuge der Bulgaren zur Zeit des Arsaciden Arschag I., der von 127—114 v. Chr. herrschte, in die Gegend des Ararat; ferner das frühe Vorhandensein von einzelnen türkischen Wörtern im Armenischen, z. B. kotsch = Widder.

[2] „Ethnologische Vorlesungen", S. 97—101.

westlichen Asien, am allerwenigsten aber am Kaspisee und am Pontus, wie dies von einigen Ethnologen der Neuzeit angenommen wird. Hier haben wir es mit urwüchsigen und eingefleischten Nomaden, also mit Türken zu thun, mit Türken, die schon im allerprimitivsten Stadium ihrer Bildung sich in jenen Steppen und Ebenen aufgehalten und von den ugrischen Völkern höchstens nur mit Wogulen und Ostjaken, als mit den zumeist südlich wohnenden Fractionen, eben im Altai in Berührung gestanden haben.

Dieser gegenseitige Verkehr im hohen Alterthum muss denn auch als Hauptursache der Entstehung des ethnischen Namens „Ugrier" angesehen werden, ein Name, der sich ursprünglich auf Türken bezogen hat und von den Russen nur deshalb den verschiedenen Völkerschaften östlich von der Wolga und dem Uralgebiet verliehen wurde, weil das mächtige Reich der Uiguren schon zur Zeit der Völkerwanderung in Asien[1] sich eines hohen Rufes erfreute, vielleicht auch so manche dieser finnischen Völkerschaften sich tributpflichtig gemacht hatte, sodass man mit dem Namen des herrschenden Volkes auch die Unterworfenen bezeichnete, wie dies in der Geschichte schon so oft vorgekommen ist. Den von uns „Ugrier" benannten Völkern ist dieser Name total unbekannt, er ist von den Russen nach Europa gekommen, die, wie Nestor 1096 berichtet, mit dem Namen Jugrer jene Völker bezeichneten, die den Fürsten von Nowgorod tributpflichtig waren, wobei man, wie Lehrberg[2] hierauf schon aufmerksam gemacht hat, das alte Jugrien oder Ugrien nicht im europäischen Russland, sondern im nordwestlichen Asien, namentlich im heutigen Gouvernement von Perm und Tobolsk zu suchen hat. Dieser seinem Ursprunge nach weder ethnisch noch geographisch genau definirte Name scheint allerdings auch den Byzantinern schon einigermassen bekannt gewesen zu sein; hierauf deutet wenigstens der Umstand, dass Theophylaktus Simokatta 612—640 die Awaren Ogoren oder Ugoren

[1] Nach Klaproth („Tableau historique de l'Asie", S. 122) hätten die Chinesen schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung mit den Uiguren Bekanntschaft gemacht. Ihre Herrschaft hatte sich in südlicher Richtung bis zum Kün-Lün ausgedehnt, denn wir lesen in der Geschichte der nördlichen Höfe (nach Grigoriew's „Wostotschni Turkestan", S. 83, citirt), dass der Herrscher von Kuschgar (von den Chinesen Sule genannt) einen jährlichen Tribut den Türken im Norden zu entrichten pflegte.

[2] „Untersuchung zur Erläuterung der ältern Geschichte Russlands" von A. C. Lehrberg (St.-Petersburg 1816), S. 4.

nennt, ob er jedoch hierunter Finn-Ugrier verstand, wie Hunfalvy annimmt[1], möchten wir sehr bezweifeln, ja wir glauben im Gegentheil im Ugur, Ugor der Byzantiner gräcisirte Wiedergabe des ursprünglichen Uigur zu erkennen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das mächtige Uigurenreich in Byzanz nicht unbekannt geblieben war, indem, wie wir gesehen, schon 568, folglich 44 Jahre vor Theophylaktus, eine griechische Gesandtschaft aus der Hauptstadt Ostroms sich nach dem Altai begeben hatte, und da die ersten nestorianischen Missionare doch nur vom Bildungsrufe der Uiguren angelockt, so früh über Herat und Samarkand nach China, d. h. Uigurien, sich wagen konnten.[2] So kam es, dass die Russen und nach ihnen auch die mittelalterlichen Reisenden, Moslimen sowol als Christen, unter Jugrien das vom europäischen Russland nordöstlich fallende Asien verstanden und dieses sozusagen als Gegensatz zum Lande der Tataren, mit welchem man nach Dschengiz Mongolen und Türken in gleicher Weise benannte, hinstellten. Nur so wird es erklärlich, dass Ugra, Jugra, Jura und Oguria von den mittelalterlichen Geographen bald für das Land der kostbaren Pelzwerke, bald wieder für die mit grauenvollen und phantastischen Fabeln beschriebene Wunderwelt des nördlichen Asiens, mit einem Worte für das Fremde und Unbekannte im Nordosten Russlands gehalten wurden, obwol man von Rechts wegen unter Ugrien nur den südlichen Theil dieses weiten Gebiets, d. h. den Altai und das Quellengebiet des Jenissei, welches zum alten Uigurien gehörte oder in dessen unmittelbarer Nachbarschaft sich befand, hatte verstehen können.

Wir gehen daher nicht so weit wie Castrén, der aus dem gegenseitigen Verhältniss zwischen uigur und ugor auf eine Gemeinschaft besagter Völkerschaften schliessen will. Auch handelt es sich hier nicht um eine Namensähnlichkeit, wie Klaproth[3] annimmt, sondern um eine Namensverwechselung, indem man den wol verwandten, aber generisch voneinander getrennten ural-

---

[1] „Ethnographie von Ungarn", S. 172.

[1] Yule nimmt als wahrscheinlich schon das 5. Jahrhundert an, und bezieht sich auf folgendes Citat in Assêmanni Bibliotheca orientalis: „Heriae et Samarkandae et Sinae Metropolitanos creavit Salibazacha Catholicos 714—728. Aiunt vero quidam Achaemm 411—415 et Silam 503—510 illos constituisse" (vgl. Cathay u. s. w., S. XC).

[3] „Asia polyglotta", S. 215.

altaischen Völkerschaften im Norden Asiens einen solchen Namen gab, der ihnen gar nicht gebührt und ihnen nie bekannt gewesen ist. Aus diesem Grunde können wir daher Castrén's Versuch behufs einer sprachlichen Annäherung zwischen den Worten Uigur اويغور oder ايغور und ugor oder jugor für ganz überflüssig halten, und besonders müssen wir Klaproth's Argumente, der in seiner Schrift über die Uiguren gegen die Verwechselung der Namen Uigur mit Ugor dringend warnt, als ganz unhaltbar bezeichnen. Wer den Namen Ugor den Byzantinern übermittelt, ist uns unbekannt, doch zu den Russen ist er entschieden durch Vermittelung zürjänischer Kaufleute gelangt, die, wie zur Genüge bekannt, im Mittelalter den Handel zwischen dem Nordosten Asiens und dem südlichen Russland, respective zwischen den Wolga- und Pontusländern vermittelten, und die den schon damals am Irtisch, am Ob und am Pelin wohnenden Ostjaken und Wogulen nur deshalb den Namen Ugor, Jugor und Jogra gaben, weil der politische Machtrayon der Uiguren über den Altai bis zum hohen Norden hinauf sich erstreckt hatte. So wie wir selbst in der Neuzeit noch gewisse Völker nicht bei ihrem Namen kennen, so war dies noch mehr in der Vergangenheit der Fall, und ein solch politischer Begriff ist auch im Namen Uigur, Ugr, Ogur und Jugr enthalten, der eben nur deshalb bis in die Neuzeit als Sammelwort diente, weil die ethnische Sonderstellung jener nicht uigurisch-türkischen, sondern samojedisch-finnischen Völkerschaften uns unbekannt geblieben war. Es ist daher ein ganz nutzloses Bemühen, wenn Klaproth das Wort ugor vom ostjakischen ogor = hoch (Hochland) ableitet, oder wenn Ahlquist[1] das zürjänische jogra, jugra, jögra von or-jach (Plural von or-cho, wie die obdorskischen Ostjaken sich nennen) abstammen lässt. Ugor, Ugr, Jugr, sowie sämmtliche Variationen dieses Wortes sind mit Uigur identisch, und beziehen sich im Grunde genommen auf ein Volk türkischer Sprache und alttürkischer Abkunft, da dieses Wort im letzterwähnten Sinne selbst im Mittelalter mehr gebräuchlich war. Unter anderm wollen wir auf Rubruquis hindeuten, der die Sitze der Kumanen ein Land der Juguren nennt, und in der Sprache der Juguren Quelle und Wurzel der türkischen und kumanischen Mundarten entdeckt, was bezüglich der dialektischen Stellung der uigurischen zu andern westtürkischen Dialekten auch

[1] Ahlquist, Unter Wogulen und Ostjaken, S. 154.

ganz richtig ist. Die Bedeutung des Wortes ugor, ugar hat sich bis gegen Ende des Mittelalters erhalten, denn die Genuesen nannten das Türkische der Krim und des Chanates von Kiptschak „lingua ugaresca". Unter „ugor" hatte man selbst damals noch die Türken verstanden, und die auf Grund unzulänglicher Sachkenntniss der Alten beruhende irrige Erklärung dieses Wortes ist daher erst in der Neuzeit entstanden.

VI.

Die Wanderungen und Geschicke des Türkenvolkes.

Nachdem wir es im Vorstehenden versucht haben, die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Türken und Ugriern zu skizziren und namentlich den fehlerhaften und unpassenden Gebrauch des Namens „Ugrier" ins gehörige Licht zu stellen, wollen wir nun, unsere Betrachtungen über das Türkenvolk fortsetzend, uns in Untersuchungen über die Migrationslinien dieses Volkes einlassen. In diesen unsern Bestrebungen brauchen wir uns nicht blos an das Zeugniss der Ortsnamen zu halten, wie dies Eichwald und Rittich[1] bezüglich der ersten Migrationen der Finn-Ugrier gethan, denn es steht uns hier ein Mittel von grösserer Beweisfähigkeit zu Gebote, ja ein Mittel, dessengleichen wir selbst in der Ethnologie der ältesten Culturvölker nicht leicht finden werden. Wenn wir nämlich die heutige geographische Verbreitung des Türkenvolkes näher ins Auge fassen, so werden wir finden, dass die Sprachen, deren sie sich heute bedienen, je nach der

[1] In der Skizze, welche Rittich, auf Eichwald sich stützend, von der ersten Migration der Finnen aus dem Altai nach ihrer heutigen Heimat entwirft, werden die Liven als Avantgarde geschildert, während die Arrièregarde von den Wesen, Meriern, Muromas, Muren u. s. w. gebildet worden sein soll. Bezüglich der Marschroute wollen Eichwald und Rittich in allen denjenigen Ortsnamen, die in besagter Richtung liegen und mit tschud (russisch Finne, Fremdling, Barbar) beginnen, so z. B. Tschudowo, Tschudinowo, Tschudowka u. s. w., solche Orte erkennen, auf welchen die nach dem Nordwesten ziehenden Finnen Station gehalten haben. Allerdings eine kühne Hypothese, wenn wir bedenken, dass tschud im Russischen nicht nur Finne, sondern auch fremd, wunderbar u. s. w. bedeutet.

dialektischen Beschaffenheit eigentlich in drei Hauptgruppen zerfallen: *a*) Die türkischen Dialekte Südsibiriens, die in den verschiedensten Nuancen, aber immer mit dem Stempel eines unverkennbar gemeinsamen Charakterzugs, bis Tobolsk und Turansk sich hinziehen. *b*) Das sogenannte Osttürkische, das beim Uigurischen, wie es im 900jährigen Texte des Kudatku-Bilik vorliegt, beginnt, und in einer langen Kette, deren einzelne Ringe von den kirgizischen, özbegischen, turkomanischen, kumanischen und osmanischen Mundarten gebildet, sich vom Thien-Schan bis zur Adria hinzieht. Hier wie dort haben die verschiedenartigen Einflüsse der Zeit und Bildung wol mannichfache und sehr wesentliche Abweichungen im Form- und Wortschatze hervorgerufen, doch der Geist des gemeinsamen Ursprungs und der engern Zusammengehörigkeit lässt sich schwer verkennen, und es muss sich uns die Ueberzeugung aufdrängen, dass die Völker, welchen diese Mundarten heute eigen sind, von jeher in einem engern Verwandtschaftsgrade zueinander gestanden haben. *c*) Die aus beiden hervorgegangenen Mischdialekte, so z. B. das Baschkirische, Kazanische, Nogaische und Krim-Tatarische, bei welchen es allerdings schwer fallen würde, das quantitative Maass des stattgefundenen Amalgams genau zu bestimmen, da bei den meisten schon infolge des geographischen Zusammenhangs Spuren des Nordtürkischen vorherrschend sind, die aber andererseits wieder sehr wesentliche Kennzeichen einer Berührung mit dem Osttürkischen an sich tragen.

Was wir hier von den drei Kategorien der Dialekte gesagt, das passt entschieden auch auf die betreffenden Türkenvölker. Aus dieser gegenseitigen Beziehung der Dialekte lässt sich nun schliessen, ja mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass ein Theil des Türkenvolkes vom vermeintlichen Ursitz im Steppengebiet am obern Laufe des Jenissei, Ob und Irtisch, eventuell nach Verdrängung der von den Chinesen als blauäugige und rothhaarige Rasse geschilderten Autochthonen, d. h. der Finnen, in nordwestlicher Richtung bis über die Tobol vorgedrungen und in solchem Maasse gegen Westen hin sich ausgebreitet hatte, wie dies der allmähliche Rückzug der einzelnen Fractionen der Finn-Ugrier es gestattete. Die Zeit, wann diese migratorische Richtung begonnen, könnte selbst der kühnste Speculationsgeist nicht bestimmen, um so mehr Wahrscheinlichkeit hat indess die Annahme, dass die in nordwestlicher Richtung hingezogenen Türken in grössern Haufen nur bis zur Wolga, respective bis zum westlichen Gemarke des

alten Bolgar hin Verbreitung gefunden, da im Alterthum[1], von der mittlern Wolga westwärts, Uden, Merier, Tscheremissen, Mordwinen und Slawen ihnen das Gebiet streitig gemacht hatten.

Der zweite und grössere Theil des Türkenvolkes ist in einer von jeder geschichtlichen Erinnerung fernliegenden Urzeit in südlicher, respective in südöstlicher und südwestlicher Richtung aufgebrochen. Unter den nach Südosten gezogenen Türken sind in erster Reihe die Uiguren zu verstehen, deren die chinesischen Chroniken schon 400 Jahre v. Chr. als westlich vom Lobsee wohnend Erwähnung thun, und die vom obern Irtisch durch den Thien-Schan über das heutige Urumtsi gegen die Lobwüste schon sehr früh sich ausgedehnt haben müssen. Den südlichen Rand dieser Wüste hatten sie jedoch nie innegehabt, denn hier befand sich Chotan, im grauen Alterthum schon eine arische Colonie, wie dies Abel Rémusat in sinniger Weise dargelegt.[2] Auch nach Osten hin hat das ethnische Grenzgebiet des Türkenthums sich nie über das heutige Komul oder Chami hinaus erstreckt; um so schrankenloser müssen aber die migratorischen Bewegungen nach Südwesten hin schon in der Urzeit stattgefunden haben, denn obwol den Uiguren in ethnischer oder politischer Beziehung nahestehend, müssen es dennoch Türken gewesen sein, die, über das alte Sogdien hinwegstürmend, das von Alexander dem Grossen gestiftete Reich überfielen und zerstörten, und zur Zeit der Sassaniden an der Ostgrenze Irans nomadisirten; ebenso wie es nur Türken gewesen sein konnten, die in den Heldensagen Irans als die nackten und Ungeheuern ähnlichen Feinde im Norden dieses Landes geschildert

[1] Rittich („Materialien", 1, 15) ist der Meinung, dass der finnische Völkerstrom aus dem fernen Osten gegen Ende des 5. oder im Anfange des 6. Jahrhunderts v. Chr. durch das heutige Gubernium von Kazan gezogen sei, und zwar nimmt er als Ursache der Völkerverschiebung die aussergewöhnliche Machtentfaltung des damaligen Persien an, infolge deren ein Theil der Massageten sich gegen Norden nach den heutigen Sitzen der Baschkiren gewendet habe, folglich die Finnen nach Nordwesten gedrängt worden wären. Dies ist selbstverständlich nur eine Hypothese und zwar von der kühnern Gattung; dass jedoch das finnisch-ugrische Element an der mittlern Wolga bis gegen Ende des vergangenen Jahrtausends vorherrschend gewesen, kann mit Sicherheit angenommen werden.

[2] In der nach den Angaben Hodgson's entworfenen Karte von Tibet (vgl. Markham, „Narratives of the Mission of George Bogle to Tibet", London 1879) findet sich auf der Hochebene südlich von Altin-Tag die Bezeichnung Hor-Pa als Nomaden türkischer Nationalität, eine Angabe, deren Irrthümlichkeit durch Prschewalski zur Genüge bewiesen ist.

werden. Was jedoch den eigentlichen Zug nach Südwesten anbelangt, so geht man keinesfalls fehl, wenn man annimmt, dass das Gros des Türkenthums von jeher aus der grossen centralasiatischen Steppe gegen die Nordufer des Aral- und Kaspisees, sowie des Pontus schon sehr früh gezogen sein müsse, denn trotz der zeitweilig veränderten ethnischen Nomenclatur kann über den sprachlichen und generischen Verband der Uiguren, Petschenegen, Kumanen und Seldschuken ebenso wenig ein Zweifel obwalten, als es heute jemand einfallen würde, die engere Affinität zwischen Özbegen, Turkomanen, Azerbaidschanen und Osmanen in Frage zu stellen. Diese Wanderungen nach Südsibirien und nach den Pontusländern hin waren eigentlich die zwei Hauptströmungen in der Migration des Türkenvolkes. Die nordwestliche hatte, wie schon erwähnt, in den finnisch-ugrischen und slawischen Volkselementen ihren Damm gefunden, während die nach Südwesten gezogenen erst von Iran, Rom und Armenien, später von Russland, Byzanz und Ungarn in Schach gehalten wurden. Zwischen diesen beiden Hauptströmungen mögen wol schon im hohen Alterthum sporadische Verbindungen bestanden haben, doch die factische und permanente Continuität wurde erst nach dem Einfall der Mongolen hergestellt, mit deren Erscheinen das türkische Völkermeer, vom Grunde auf bewegt, einen zügellosen Lauf nach allen Richtungen genommen hatte, sodass mit dem Aufhören des Sturmes solche ethnische Constellationen geschaffen wurden, die heute in der That dem Ethnologen ganz fremdartig erscheinen und verschiedenartig erörtert werden. So sind z. B. die kazaner Tataren, welche (einerseits) Ueberreste des altbulgarischen Türkenthums mit einer starken Beimischung von Kumanen aus dem Süden repräsentiren, die Meschtscherjäken, Tepteren, Bobilen und Bessermänen, die ein buntes Gemisch von Türken und Ugriern darstellen, ferner die Nogaier, ein rein politischer Name verschiedener Bruchstücke aus der Armee Dschengiz Chan's und seiner ersten Nachfolger, zu denen sibirische Türken, Kirgizen und hauptsächlich Kumanen gehörten, denn unter letztern, ob Kumane, Krim-Tatar, Polowtze, Uz oder Ghuz genannt, muss der numerisch stärkste Theil der ältesten Westtürken verstanden werden, Türken, die schon im 9. Jahrhundert unter dem Namen Petschenegen den Byzantinern sich bemerklich machten, die im 10. Jahrhundert unter dem Namen Ghuzen von der Ostküste des Kaspisees aus ins Reich Mahmud's des Ghaznewiden einfielen und die im 11. Jahrhundert als Seld-

schukiden nach Eroberung Irans bis zum Mittelländischen Meere vordrangen. Ich muss hier ausdrücklich bemerken, dass die Verschiedenheit der ethnischen Nomenclatur nur den an unsere europäische Auffassung gewöhnten Forscher irreführen kann, den eigentlichen Kenner des türkischen Asiens aber nicht, da er wohl wissen wird, dass zwei nächstverwandte Stämme unter verschiedenen Namen oft als selbständiges Ethnos figurirten und bisweilen jahrhundertelang in erbitterter Fehde einander gegenüber leben können, wie wir aus dem Beispiel der Tekke- und Jomut-Turkomanen sehen.

Die nach dem Einfall der Mongolen derartig entstandenen türkischen Völkerfragmente, deren heutiger Name, wie gesagt, mehr von politischer als von ethnischer Bedeutung ist, sind es daher, welche die Verbindungskette zwischen den Nord- und Osttürken bildeten. Sie waren es, welche so manche ihnen nahewohnende ugrische Völkertheile absorbirten, wie dies das Beispiel der Tschuwaschen zeigt, die ihr türkisches Physikum beibehalten, in ihrer Sprache aber eines gewissen ugrischen Einflusses sich nicht erwehren konnten; oder z. B. die Baschkiren, deren Sprache rein türkisch, deren Habitus aber entschieden für eine theilweise ugrische Herkunft spricht. Was die Vermischung der Baschkiren anbelangt, so datirt dieselbe allerdings noch aus dem vormongolischen Zeitalter her, denn türkische Mischvölker muss es schon im vergangenen Jahrtausend gegeben haben, wie wir aus dem Beispiel der Magyaren sehen, deren Habitus trotz eines tausendjährigen Aufenthalts an der Donau und an der Theiss selbst heute noch viel mehr Merkmale des türkischen als des ugrischen Typus an sich trägt, und deren Sprache ein aussergewöhnlich starkes Amalgam türkischer und ugrischer Sprachen, sowie ausserdem noch persisches und mongolisches Lehngut aufweist, ja, was das Wunderbarste von allem ist, solche türkische Wörter aufbewahrt hat, die heute nur im fernen Altai, bei den Koibalen, Katschintzen und Teleuten sich vorfinden. Wann und wie der ugrische Volksstamm der Tscheremissen entstanden, dessen Wortschatz beinahe zwei Drittel türkisch, während die Formlehre ugrisch geblieben ist, wäre schwer zu ermitteln. Sicher nur ist es, dass die Fluctuation am Grenzrayon der beiden Völkergebiete, wie dies überall in ähnlichen Fällen vorkommt, auch zwischen Ugriern und Türken seit Urzeiten gedauert und die verschiedenartigsten Vermischungen erzeugt hat. Die Art und Weise, sowie der Zeitpunkt, in welchem diese Amalgamirungsprocesse bei kleinern Völkerfragmenten statt-

gefunden haben, können nur selten in bestimmter Weise angegeben werden; bei grössern Massen jedoch, wo die Berührung mit fremden Elementen keinen zersetzenden Einfluss ausgeübt, dienen die einzelnen Momente der engern Sprachverwandtschaft als untrügliche Leuchten in der ethnologischen Dunkelheit. Gewisse Gesetze der Lautlehre, einzelne Partikel in der Wortbildung und einzelne Verbalformen dienen trotz aller örtlichen und zeitlichen Entfernung der betreffenden Völker als die besten Marksteine auf dem zurückgelegten Marsche, und weil wir auf dem türkischen Sprachgebiet einerseits in der Richtung vom Thien-Schan bis nach Kleinasien hin, andererseits vom Altai bis zur Wolga auf solche Momente der Affinität stossen, so können wir mit Recht annehmen, dass beide Fractionen vom gemeinsamen Centrum in zwei verschiedenen Radien die Wanderung antraten, und dass die nach Südwesten hin sich ausbreitende, als die bei weitem zahlreichere, das Culturgebiet der Alten Welt viel früher erreicht, und daher auf der Bühne der Weltgeschichte eine frühere Rolle gespielt habe als ihre Brüder im Nordwesten Asiens.

Wenn wir daher nun das heute von Türken bewohnte weite Gebiet in Asien überblicken, so werden wir in Uebereinstimmung mit unserer Annahme von den zwei Migrationslinien die Wahrnehmung machen, dass das Türkenthum nordwestlich vom vermeintlichen Ursitze nur dünn gesäet und nur schwach vertreten ist, während im Südwesten die Linie viel länger und die einzelnen Gruppen viel compacter geworden sind. Auf dem Zuge nach dem Norden hatte der Türke nur mit dem ihm physisch untergeordneten Ugrier zu thun, den er daher bald aus den Thälern des Altai und aus andern von der Natur mehr begünstigten Orten verdrängen konnte. Doch um so härter und langwieriger war der Kampf auf dem Zuge nach dem Süden und Südwesten, wo Chinesen, Perser, Römer und Byzantiner im Schutze einer alten Cultur zähern Widerstand leisteten und das von ihnen schon bearbeitete Culturgebiet sich sozusagen zollweise und nur langsam abringen liessen. Ueber diesen, wir übertreiben keinesfalls wenn wir sagen Jahrtausende alten Kampf berichten die chinesischen Annalen uns nur wenig, was der Ethnologie von positivem Werthe sein könnte, und die von Firdusi in seinem Schâhnâmeh mit Meisterschaft eingeflochtenen Sagen von den iranischen Kämpfen mit den nordischen Barbaren sind ebenso unzuverlässig und mythisch, wie die gelegentlichen Andeutungen eines Virgil, Sallustius und Pro-

pertius von den Parthern. Hier wie dort dient das von den wilden Gegnern entworfene seichte und skizzenartige Sittenbild nur als Staffage zur Verherrlichung der iranischen und römischen Tapferkeit, und kein Sterbenswörtchen ist in den betreffenden Berichten enthalten, woraus wir auf die Sprache und Nationalität dieser Feinde des sesshaften Menschen im Alterthum schliessen könnten. Vom 5. Jahrhundert n. Chr. bis zum Auftreten der Mongolen ist es in dieser Beziehung schon etwas besser bestellt. Die aus diesem Zeitabschnitte stammenden Annalen, Reiseberichte und Geschichtswerke christlicher und moslimischer Autoren lassen uns gar keinen Zweifel mehr über die türkische Nationalität der als natio militans in den Pontusländern, an der Donau, im Kaukasus, in Syrien, in Transoxanien und in Iran aufgetretenen Nomaden. Wir hören die Namen ihrer Führer und Gesandten nennen, wir erhalten Andeutungen über ihre Kriegssitten und Lebensweise, ja die auf ihre Cultur mit Recht pochenden Sesshaften scheuen es nicht, schon früh gewisse den rauhen Kriegern entlehnte Begriffe mit türkischen Wörtern in ihre Sprachen einzuführen. Doch ist und bleibt das Bild, was die ethnischen Details anbelangt, noch immerhin nur ein lückenhafter, schwacher Entwurf; ob als Verbündeter, Söldling oder Feind hatten Byzantiner, Iranier und Araber vor Khazaren, Uzen und Seldschuken einen gleichen Grad von grauenvoller Furcht und tiefem Abscheu, und erst im 13. Jahrhundert, als das türkische Volkselement im Schutze der siegreichen Waffen der Mongolen seine Herrschaft über das ganze westliche Asien ausgedehnt hatte, nur dann erst trat es mit seinen nationalen Prätensionen kühner auf, der ethnische Particularismus kam immer mehr und mehr zur Geltung, und der Name „Türk", früher der Inbegriff aller Rauheit und der nackten Barbarei, fing nun an, als das Epitheton der Macht und des Ansehens sich zu repräsentiren.

Wäre der Islam in seinem Grundwesen nicht so antinational, wie er von jeher gewesen und noch heute ist, so hätte das Türkenthum schon unter den Ghaznewiden, Seldschukiden und Chahrezmiden zu Ehren kommen können, doch die Anführer dieser türkischen Kriegshorden waren zu sehr vom Zauber der iranischen und arabischen Cultur umstrickt, und befanden sich, inmitten der arischen und semitischen Volkselemente, vom türkischen Ursitze viel zu weit entrückt, um das Türkenthum in seine nationalen Rechte einzusetzen. Nur den Mongolen und deren aus der inner-

asiatischen Steppe sowie aus den Wolga- und Pontusländern mitgebrachten türkischen Alliirten gelang es, ihrer politischen Machtstellung das nationale Gepräge zu verleihen und der ural-altaischen Abkunft das Schmachvolle zu benehmen. Natürlich wurden auch sie bald von dem alles nivellirenden Geiste des Islams verschlungen, auch sie gefielen sich bald in so manchen Sitten und Gebräuchen der von ihnen besiegten Arier und Semiten, doch schämte man sich nicht mehr der ural-altaischen Abkunft, ja man brüstete sich sogar mit derselben trotz allen moslimischen Religionseifers, indem man selbst ohne legitimen Grund seinen Ursprung von Dschengiz Chan, dem Heiden und Götzenanbeter, in directer Linie ableitete, wie wir dies bei Timur, Scheibani und bei andern sahen, und wie dies selbst heute der König von Persien und der Emir von Bochara thun.

Vom 13. Jahrhundert angefangen zu Ehren gelangt, hat das Türkenthum, jedoch mit Ausnahme des aus Griechen, Armeniern, Slawen und Circassiern sich rekrutirenden Osmanenthums, selbst in Asien sich nie als staatenbildendes Element bewährt. Seine Anführer haben immer nur die Rolle der kriegs- und beutelustigen Oligarchen gespielt, die in Ermangelung eines äussern Feindes übereinander herfielen und sich gegenseitig aufrieben, sodass mit dem Erstarken der christlichen Gesellschaft und des christlichen Staates es selbst dem äussersten Vorposten der abendländischen Welt, nämlich dem Russenthum, gelingen konnte, den compactesten und meist urwüchsigen Repräsentanten dieses nationalen Körpers anzugreifen und allmählich zu brechen. Mit dem Zerfallen der Goldenen Horde und mit dem Sturze Kazans und Astrachans war auch die eigentliche Veste des Türkenthums gefallen, denn hier war das eigentliche Centrum der Türkenmacht, die im Süden und Westen auf die blutsverwandten Nomaden der Pontusländer und an das Gros der türkischen Steppenbewohner des turanischen Hochlandes bis zum Altai und dem Thien-Schan sich stützen und bei gegebener Gelegenheit noch einmal viel heftiger und wirksamer hätte auftreten können, als die türkischen Eroberer von Mittelasien und vom Bosporus, die eigentlich nur moslimische Glaubenskämpfer und nicht türkische Krieger waren. Ja, die Siege Russlands über die sogenannten Tataren mussten unbedingt auch den baldigen Sturz der übrigen türkischen Dynastien nach sich ziehen. Die für den Westen gefährlichste Pforte der Officina gentium Centralasiens war von jeher das Land ober dem Aralsee

und am linken Ufer der Wolga und des Urals, und nicht das östliche Chorasan, wie irrigerweise bisweilen angenommen wird. Die türkischen Völkerströme, die auf dieser Strasse gegen den Westen Asiens bis nach Syrien hin sich ergossen, konnten wegen der allzu grossen Entfernung vom Mutterlande jenseit des Jaxartes die Verbindung mit den Stammesgenossen in der Steppe schwerer aufrecht halten, als jene türkischen Armeen, die, von der Wolga aus aufbrechend, im 14. und 15. Jahrhundert noch bis über den Dnjepr hinaus überall auf türkische Nomaden stiessen, hiermit bis hart an Europa eine ununterbrochene Kette ihres nationalen Elements im Rücken hatten und auf deren Mitwirkung auch unbedingt rechnen konnten.

Von dem Zeitpunkte angefangen, wo die türkische Völkerflut in Slawen, Magyaren und Deutschen einen lebenskräftigen Damm gefunden, machte sich sofort eine Zurückstauung des Stromes gegen Osten zu bemerklich. Unter dem Schutze der Chane der Krim hatten türkische Nomaden selbst noch im Anfange des 18. Jahrhunderts bis an die Ufer des Pruth sich gewagt, doch ihre Bewegungen waren nur ein Schatten im Vergleich zu den frühern lebenskräftigen Zügen; ihre Existenz war nur eine temporäre und als Bagtscheserai gefallen und die letzten Janitscharen von den Ufern des Azowschen Meeres sich zurückgezogen hatten, war das türkische Volkselement in dem Binnenlande zwischen der Wolga und dem Dnjepr in rascher Abnahme begriffen. Die vereinzelten Colonien türkischer Städtebewohner und Halbnomaden ragten sozusagen aus dem allmählich hereingebrochenen Slawenmeere gleichsam als Inseln hervor; isolirte Körper, welche nur das geistige Band des Islams zusammenhielt, während die Nomaden, ihrer Hauptlebensbedingung, nämlich der freien und schrankenlosen Bewegung entbehrend, immer mehr und mehr zusammenschmolzen und heute nur aus jenen erbärmlich aussehenden Haufen bestehen, die im Gebiete von Stawropol unter dem Namen Nogai-Tataren ein Bettlerleben fristen. Mit Ausnahme der von Russland erst jüngst erworbenen centralasiatischen Besitzungen, hat sich das Los der Türken in der ganzen nördlichen Hälfte dieses ethnischen Gebietes unter dem unmittelbaren Einflusse des Abendlandes überall in gleicher Weise gestaltet. Altaier, Toboler, Baschkiren, Kazaner und Krim-Tataren werden allerdings trotz aller Bekehrungsversuche der Russen wol noch lange im nationalen Verbande des Türkenthums verbleiben, denn selbst die

christlichen Tschuwaschen und Kereschen-Tataren halten am Türkenthume fest; doch mit dem Verluste ihrer Selbständigkeit muss ein gewisser Grad von Stagnation um sich greifen und das Erwachen aus dem langen Schlafe kann nur in der fernen Zukunft vor sich gehen. Auch der südlichen Hälfte des türkischen Völkergebietes steht keine glänzende Zukunft bevor. Kirgizen, Özbegen, Karakalpaken und Turkomanen befinden sich jetzt erst am Beginne jenes Umgestaltungsprocesses, den ihre nördlichen Brüder schon vor mehr als einem Jahrhundert durchgemacht haben. Im Schutze der Steppennatur und des nördlichen Klimas wird der Widerstand hier wol zäher und das Werk der Umgestaltung wol schwieriger werden, doch dem mächtigen Geiste der abendländischen Bildung gegenüber ist jeder Trotz vergebens, nur die Zeitdauer wird eine längere, der Erfolg aber immer derselbe bleiben. Am günstigsten ständen allerdings die Chancen des zumeist nach Südwesten vorgerückten Ringes der grossen türkischen Völkerkette, da hier, ich meine bei den Osmanen, der Nationalgeist trotz des tödlichen Giftes des Islams schon einigermassen wachgerufen worden ist, und da man hier in Nachahmung der nationalen Tendenzen Europas die Fahnen des Türkenthums schon hoch fliegen lässt. Auch das griechisch-armenische und slawische Grundelement dieser Pseudo-Türken spräche für einen Erfolg, wenn eben Europa nicht mit der ganzen Wucht seiner Macht diesem Repräsentanten des Türkenthums zu Leibe ginge. Es ist kaum denklich, dass man dem heute schon aus Europa verdrängten Osmanen es gestatten wird, in Asien sich zu sammeln und die hinter ihm bis nach China hin echelonnirten stammesverwandten Elemente in seinen Interessenkreis zu ziehen. Dies wird der vom Standpunkte der Selbsterhaltung berechtigte Egoismus und die Ländergier der abendländischen Mächte wol nimmer zugeben. Die staatliche Unabhängigkeit des osmanischen Türkenthums kann daher nur von kurzer Dauer sein und mit ihm wird wol der letzte Zweig jenes Menschenstammes fallen, der Jahrtausende hindurch auf die Geschicke Asiens und Europas von riesigem Einflusse gewesen, der wol früh genug aus der Steppenheimat auf die Sucht nach einem culturfähigen Boden aufgebrochen, infolge des in seinem innersten Wesen wohnenden Wandertriebes und wegen der vorgefundenen ethnischen und politischen Constellationen aber nie eher zu Ruhe kommen konnte, als bis er von dem Culturmenschen der Neuzeit hierzu gezwungen worden war.

Also woran Chinesen, Baktrier, Perser, Römer, Byzantiner und die mittelalterliche Christenwelt sich vergebens bemühten, das ist nach einem jahrtausendelang dauernden Kampfe nun endlich dem modernen Europa gelungen! Der Türke ist zur Ruhe gebracht. Aus seiner weiten Steppenheimat werden keine Legionen windschneller Reiter mehr auftauchen, denn selbst der flüchtige Sandboden wird bald in die ehernen Bande des Schienenstranges gelegt sein, und der Nomade, der vor zwei Jahrzehnten noch dem Reisenden gegenüber sich gebrüstet, dass es leichter sei, jedes einzelne Sandkorn an den Boden zu nageln als ihn sesshaft zu machen, der wird nun nolens volens, das Schwert mit dem Pfluge vertauschend, in die Reihe der Culturmenschen eintreten müssen. Das Türkenthum hat daher einstweilen seine weltgeschichtliche Rolle ausgespielt. Ein merkwürdiges Drama in der Geschichte der Menschheit geht hiermit zu Ende und es ist in der That der Mühe werth, dass wir als Augenzeugen dieser Schlussscene, die Gesammthandlung überblickend, deren Hauptursachen zu erforschen versuchen. Vor allem die Frage: Warum der Türke allein jahrtausendelang umhergeirrt, ohne eine feste Heimat zu finden, während die übrigen Völker Asiens schon lange vor ihm als culturbeflissene Menschen die Erde bebauten und Städte gründeten? Und ferner, war er wirklich jener von Natur auf wilde, unbändige, treu- und herzlose, raubsüchtige und arbeitsscheue Mensch, als welcher er von Chinesen, Persern, Byzantinern und Arabern in gleicher Weise geschildert wurde, und von seinen Feinden auch noch heute geschildert wird? Wir finden beide Fragen in engem Zusammenhange miteinander und wollen in Beantwortung derselben bemerken, dass die Licht- und Schattenseiten des türkischen Nationalcharakters allerdings mit der nackten, zur Verwegenheit und zu Entbehrungen stählenden Natur der urheimatlichen Steppen im Einklange stehen, doch ist und war der türkische Mensch, was die einzelnen Züge seines Sittenbildes anbelangt, um kein Haar ärger als sein arischer und semitischer Menschengenosse von sesshafter Lebensweise. Der Mensch in der nackten Wüste, es sei dies Araber oder Türke, hat immer, von der Habgier nach den Schätzen des Culturmenschen angestachelt, durch seinen kriegerischen Sinn sich hervorgethan und ist demzufolge als Räuber, Wolf und Barbar verrufen geworden. Dem Türken war das Handwerk der Waffen mehr als jedem andern Nomaden eigen, doch kaum war es ihm gelungen, sich und seiner Heerde eine

erträgliche Existenz zu sichern, so hat die in seinem Wesen liegende Neigung zur patriarchalischen und beschaulichen Lebensweise ihn gar bald zum friedfertigsten und gutmüthigsten Menschen der Welt gemacht. In dieser Eigenschaft blieb der einzelne Nomade sowie der Fürst an der Spitze einer siegreichen Armee sich immer gleich. So kam es, dass die Türken Sebüktekin, Alp-Arslan, Ertogrul und deren Nachfolger um die Literatur Irans sich grössere Verdienste erwarben als alle Deilemiten und Saffariden, und dass es eben diese wilden Türken waren, die, nachdem der Stern des Chalifats erblasste, in der ganzen Islamwelt, vom Nil bis zum Thien-Schan, die Ordnung aufrecht erhielten.

Also nicht die unverbesserliche wilde Natur und noch weniger der Mangel an geistigen Fähigkeiten sind schuld daran, dass wir im Türkenthume das staatenbildende Element vermissen, und dass die türkische Gesellschaft in der Gesittung hinter Iraniern und Semiten weit zurückgeblieben war. Es ist ein unglückliches Zusammentreffen zweier Umstände, infolge deren das Türkenthum eigentlich nie zur nationalen Blüte gelangen konnte. Erstens war der culturfähige Boden der Alten Welt schon von Ariern und Semiten in Besitz genommen, und der Kampf um die Existenz, den sie im Alterthume gegen den Sesshaften begonnen, hat bis in die Neuzeit fortgedauert, mit dem Unterschiede, dass an die Stelle der Baktrier, Perser, Römer und Byzantiner so viele andere Völker des modernen Europas getreten waren, denn bei erstern sowol wie bei letztern war die Parole: „Ausrottung des Türkenthums". Zweitens hat es eine unglückselige Fügung des Schicksals gewollt, dass die Türken zur Zeit ihres intensiven Auftretens mit der moslimischen Bildungswelt in Berührung kamen, und dass sie infolge dieser Religion in so vielen Gefährlichkeiten des Asiatismus gekräftigt wurden und dabei viele Lichtseiten der frühern primitiven Lebensweise eingebüsst hatten. Schon unter den Abbasiden waren sie das Schwert des Islams, und von den Kreuzzügen angefangen bis zur jüngsten Schlacht bei Plewna standen dem Christenthume in seinem Kampfe gegen den Islam, es mag dies in Europa, Asien oder Afrika gewesen sein, in den meisten Fällen eigentlich nur Türken als die Vertheidiger der Lehre Mohammed's und der asiatischen Weltanschauung gegenüber! Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen der Türke, als der personificirte Widerstand gegen die moderne Weltanschauung und der unmittelbar feindlich gesinnte Nachbar Europas, den Angriffen

des letztern heftiger ausgesetzt, jahrhundertelang bekämpft und schliesslich gebrochen wurde.

Dies sind die Geschicke des Volkes, dessen einzelne von der Lena bis nach Syrien und vom Thien-Schan bis zum Balkan in Europa zerstreut lebende Zweige wir in den nächstfolgenden Blättern dem Leser zu schildern gedenken. Indem wir nun an die Zeichnung der einzelnen Fractionen uns machen, können wir wol schon der leichtern Uebersicht wegen und infolge der annehmbaren zwei Migrationslinien das ganze Türkenvolk in ein nördliches und ein südliches theilen. Doch dies würde der heutigen geographischen Verbreitung nicht mehr entsprechen und wir wollen daher lieber der letztern als der nicht immer nachweisbaren Descendenztheorie Rechnung tragen. Von diesem Standpunkte ausgehend, haben wir das ganze Türkenvolk in folgende fünf Hauptgruppen getheilt.

I. Sibirische Türken, zu denen wir, inclusive der Jakuten im hohen Norden, sämmtliche Zweige dieses Volkes rechnen, das heute von der Lena angefangen bis zum Quellengebiete des Jenissei und von Tobolsk bis zur nordwestlichen Mongolei sich erstreckt.

II. Centralasiatische Türken, zu denen wir nebst den sesshaften Özbegen und Osttürkestanen sämmtliche Steppenbewohner von Südsibirien angefangen bis zum Nordrande Irans rechnen, folglich auch die Turkomanen, obwol letztere laut Abstammung und sprachlicher Zugehörigkeit eigentlich den Westtürken zugetheilt werden sollten.

III. Wolga-Türken, eigentlich nur ein conventioneller Sammelname derjenigen Türkenvölker, die am mittlern Wolgagebiete, in den Gouvernements von Kazan, Ufa, Simbirsk und Samara wohnen. Sie leben hier mit geschichtlicher Erinnerung, und bestehen mit Ausnahme der aus dem Süden ins Chanat von Kazan eingewanderten Nogai-Türken aus solchen Elementen, die von jeher das von Tobolsk bis zur Wolga sich erstreckende Gebiet innegehabt.

IV. Pontus-Türken, unter denen wir die Nachkommen der Petschenegen, Uzen und Kumanen des Alterthums verstehen, die seit dem Erscheinen der Hunnen im Norden und Nordosten des Schwarzen Meeres und des Kaspisees gewohnt und von denen einzelne Fractionen theils heute noch in diesen Gegenden wohnen, theils an die Ostküste des Kaspisees und nach dem Kaukasus

sich herabgezogen, oder in andern verwandten Stämmen aufgegangen sind.

V. Westtürken, d. h. Azerbaidschaner in Iran und im Kaukasus, und schliesslich die Osmanen, die in ganz sesshafte und in Halbnomaden, als Jürüken und Türkmenen, zerfallen. Sie sind theils mit der Armee Seldschuk- und Dschengiz-Chan's, theils mit Timur nach Westasien vorgedrungen, weshalb wir sie Westtürken heissen. Ihrer Abstammung nach eigentlich zu den Pontus-Türken gehörend, sind die meisten von ihnen von der Nordküste des Kaspisees und vom nördlichen Aralsee hergekommen, und waren ursprünglich Bestandtheile der im Mittelalter als Uzen, Ghuzen oder Kumanen bekannten Türken.

An diese geographische Verbreitung uns haltend, wollen wir zuerst bei den Sibirischen Türken, als bei der zumeist nach Nordosten hin vorgeschobenen Fraction des ganzen Türkenvolkes, beginnen.

Bei dieser unserer Eintheilung haben wir natürlich mehr die heutige geographische Verbreitung und die geschichtliche Entwickelung als jene dialektischen Eigenheiten vor Augen gehabt, die von den Gelehrten bei der Classification des gesammten Türkenvolkes zuweilen für massgebend gehalten werden. Nach unserm Dafürhalten ist mit dem Beweise des dialektischen Charakters der Sprache irgendeines Volkes noch lange nicht dessen ethnischer Ursprung bewiesen. Die Unzulänglichkeit dieser Methode ist am besten durch Dr. W. Radloff's Classification der Türkendialekte nach den phonetischen Erscheinungen bewiesen[1], wo wir in der Liste der östlichen Dialekte neben dem Altai-, Buraba-, Lebed-, Schor-, Abakan-, Sagai-, Koibal-, Katschintzen-, Kyzyl-, Sojon- und Karagasdialekte auch dem Uigurischen begegnen; wo das Baschkirische, z. B. mit dem Tobol- und Turalischen Dialekt wie auch mit dem Kirgizischen und Karakalpakischen verwandt, zu den westlichen Dialekten gerechnet wird, und wo die Mundarten von Komul und Aksu, trotz ihrer directen Abstammung vom Uigurischen, in den Rahmen der mittelasiatischen Dialekte eingereiht sind. Sprachlich nähern sich die Uiguren allerdings den Altaiern, doch in ethnischer Beziehung kann dies keinesfalls behauptet werden, da eben ihre Sprache noch mehr und frappan-

[1] Siehe dessen „Phonetik der nördlichen Türkensprachen" (Leipzig 1883), S. 280—291.

tere Spuren der Affinität mit den Mundarten der schon längst nach dem Westen gezogenen Türken aufweist. Ebenso wenig durften die Karakalpaken mit Kirgizen in eine Rubrik gestellt werden, da erstere bekanntermassen aus dem Wolgagebiete nach Mittelasien gezogen, und am allerwenigsten kann man die heutigen Baschkiren mit den Baschkiren des Alterthums identificiren. Also nicht die Sprache allein, sondern die historische Entwickelung und die heutige geographische Verbreitung hat uns bei der Classification vor Augen geschwebt, und letzterer Rechnung tragend, wollen wir am nordöstlichen Rande des türkischen Völkergebietes beginnen, d. h. bei den Sibirischen Türken.

I.

Sibirische Türken.

Unter dem Sammelnamen „Sibirische Türken“ [1] müssen wir ein gar sonderbares Gemisch von solchen uralaltaischen Völkerschaften zusammenfassen, die, theils tatarischer, theils mongolisch-kalmückischer, theils aber auch ugrischer Abkunft, durch die gewaltigen Stürme, welche in dieser Gegend seit jeher gewüthet, hier zusammengewürfelt wurden und in wenigen Fällen ihre nationale Selbständigkeit einige Jahrhunderte lang zu bewahren vermochten und daher das verschiedenste ethnische Amalgam darstellen. Nach

[1] Quellen (wir führen hier ausnahmsweise das Quellenmaterial am Anfange des Abschnittes an, während wir später von diesem Vorhaben abgegangen und die Quellen einzeln anzuführen uns entschlossen haben):

Pallas, P. S., Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches (St.-Petersburg 1773). — Fischer, Johann Eberhard, Sibirische Geschichte (St.-Petersburg 1768). — Howorth, Henry H., History of the Mongols (London 1880). — Народы Россіи, Die Volker Russlands (St.-Petersburg). — Вельяминова-Зернова, Изслѣдованіе о Касимовскихъ Царяхъ и Царевнахъ, Weljaminow-Zernow, Forschungen uber die Fürsten und Fürstinnen der Khasimiden (St.-Petersburg 1861). — Radloff, Dr. W., Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Sudsibiriens (St.-Petersburg 1866). — Derselbe, Ethnographische Uebersicht der Türkenstämme Sibiriens und der Mongolei (Leipzig 1883). — de Pauli, T., Description ethnographique des peuples de la Russie (St.-Petersburg 1862). — Rettich, A. F., Die Ethnographie Russlands, Ergänzungsheft Nr. 54 zu „Petermann's Mittheilungen“ (Gotha 1878). — Middendorf, A. Th., Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens, 4 Bände (1848—70); Die Barabá (1870). — Russische Revue: Skizzen über die Goldwäscherei in Sibirien. — Щукин, О., Поѣздка въ Якутскъ, Schtschukin, Reise nach Jakutsk. Zweite Ausgabe (St.-Petersburg 1841). — Потанин, Г. Н., Очерки сѣверо-западной Монголіи. Skizzen aus der nordwestlichen Mongolei. Resultate einer 1876—77 auf Empfehlung der Russischen Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft von G. N. Potanin unternommenen Reise. 2 Thle. (St.-Petersburg 1881). — Jadrintzew, M. N., Ueber die Bewohner des Altai und die Tschernschen Tataren (Russische Revue, XXI. Bd., 12. Heft). — Tchihatcheff, Voyage scientifique dans l'Altai oriental et les parties adjacentes de la frontière de Chine (1845).

den im Altai sich vorfindenden Ueberresten alter Bergwerke zu urtheilen, muss es hier im grauen Alterthume ein sesshaftes Volk mit einem gewissen Grade von Cultur gegeben haben, und dies konnten im Grunde genommen nur Ugrier gewesen sein; Ugrier, die von den Türken in der benachbarten Steppe häufig angegriffen, schliesslich nach Norden und Nordosten hin verdrängt worden sind. Wann und wie lange der Kampf gewährt, darüber sind wir im Dunkeln, für das stattgefundene Ringen sprechen jedoch eben die vorhandenen Völkerfragmente. Um dem Leser von diesen bunten Fragmenten einen Begriff zu geben, wollen wir zuerst der sogenannten Altaier Erwähnung thun, die im heutigen russischen Gouvernement von Tomsk, namentlich in dem Kreise von Biisk und Kuznetzk wohnen und in folgende Theile zerfallen:

1) Teleuten oder Telenget-Kischi, d. h. ein Telenget-Mann, wie sie sich selber nennen, sind zumeist angesiedelt und leben theils im Kreise von Kuznetzk und theils auch im Kreise von Biisk, im erstern 2991, im letztern 2791, folglich zusammen 5782 Seelen stark. Dieser früher bedeutende Stamm hatte sich schon im 17. Jahrhundert mit den benachbarten Türkenstämmen vermischt und ein Theil von ihnen ist auch zum Islam übergegangen. Sie waren von jeher als stramme Anhänger des Schamanismus bekannt und haben der russischen Unterjochung zähen Widerstand geleistet. Sie zerfallen in zwei Hauptstämme: 1) Eigentliche Teleuten mit den Geschlechtern Toro, Otschu, Mürkit, Ak-Tamat, Tschoros, Sart, Kyptschak, Naiman, Tölös, Torgul, Mundus, Kotschkor-Mundus, Totosch, Parat und Tschalman; 2) die Atsch-Keschtin mit den Geschlechtern Jüty, Tört-As, Tschüngis und Ang (Radloff, „Ethnographische Uebersicht". S. 14).

2) Die eigentlichen Altaier oder Altai-Kischi, wie sie sich selber nennen, die altaischen Kalmücken der Russen, sind fast durchwegs Nomaden und halten sich im Flussgebiete des Katunja und des Tscharysch auf. Ihre Zahl beläuft sich nach Radloff's Angaben auf 11824 Individuen, die in folgende Geschlechter zerfallen: Mundus, Ara, Totosch, Naiman, Tschapty, Urqyt, Mürküt, Tongschon, Almat, Köbök, Tölös, Kyptschak, Kan, Köjö, Kärgit, Tangdu, Pailagas, Kyrgys, Sojong, Mongul, Jyltas, Koty, Sakal und Judak. Zu diesen werden noch die 2—3000 Seelen zählenden Dwojedaner, in den Flussgebieten der Tschuja gerechnet, deren Name die Wortbedeutung von doppelt zinspflichtig hat, weil sie ehedem sowol an China als auch an Russland Steuer zahlen

mussten, seit 1865 aber nur letzterm Staate unterworfen sind. Aus den auch bei andern Nomaden vorkommenden Geschlechtsnamen zu urtheilen, stehen sie in genetischer Beziehung auch zu den Türken im Südwesten, doch der Grundstamm ist uralt, wie dies auch aus der Eigenthümlichkeit der Sprache, der Religion und der Sitten hervorgeht.

3) Schortzen, von den Russen Kondomzen genannt, weil sie an den Ufern des kleinen in den Tom sich ergiessenden Kondomaflusses wohnen. Nach Radloff (siehe dessen „Ethnographische Uebersicht der Türkenstämme Sibiriens und der Mongolei" [Leipzig 1883], S. 12) haben die Schortzen keinen allgemeinen Namen und nennen sich meist von den Flüssen, an deren Ufern sie wohnen. Officiell werden sie als Nomaden bezeichnet, doch sind sie zumeist angesiedelt, leben von Jagd und Fischfang und sind sehr arm. Dem Aeussern nach getauft, hängen sie dennoch dem Schamanismus an. Ihre Zahl beträgt 5563 Männer und 5125 Weiber, zusammen 10688 Seelen. Der Eintheilung nach zerfallen sie in folgende Geschlechter: Kysai (Kysyl-Kaja), Tajasch, Kongy, Koju, Kara-Schor, Sary-Schor, Karga, Tschädibäs, Schäläi, Säbä, Tartkyn, Ustu, Kobyi, Abyn, Tagap, Käräsch, Bai-Sojat, Schalkal, Scharagasch und Bäschbojak. Hierher rechnet Radloff noch eine Anzahl von Tataren (1349 Männer und 1209 Weiber, zusammen 2558 Seelen), die in den nördlichen Ausläufern der Gebirge westlich vom Tom wohnen, und theils zu den Schortzen, theils zu den Teleuten gehören.

4) Die Waldtataren, die Urjanchai der Mongolen, von den Russen Tschernevi-Tatari genannt, die sich selbst Tuba-Kischi, auch Jisch-Kischi, d. h. Waldmann, nennen, leben im Waldgebirge zwischen Katunja und dem Teletzkischen See, und zwar als Halbnomaden, denn der Ackerbau wird von ihnen nur schwach betrieben, und sie beschäftigen sich zumeist mit der Jagd und dem Sammeln der Cedernüsse. Wie Radloff mit Recht vermuthet, stammen sie aus dem Osten, sie haben sich viel mit den Altaiern vermischt und bekennen sich der Mehrzahl nach zum Schamanismus. Sie zerfallen in fünf Stämme: 1) Kösön (Geschlechter: Kösön und Tschäditäsch); 2) Tirgäsch (Geschlechter: Togus, Jobyr und Tschygal); 3) Kömnösch (Geschlechter: Kömnösch, Jalan, Ton, Tschygal und Palan); 4) Jüs (Geschlechter: Jüs und Schor); 5) Togul. Ihre Gesammtzahl beträgt **2464** Seelen.

5) Kumandintzen oder Kumandi-Kischi, die theils abwärts

an der Bija von der Mündung des Lebed bis zum Tschäptschi, theils am Flusse Ischi, der sich in die Katunga ergiesst, und an deren Nebenflüssen wohnen. Sie leben angesiedelt in kleinen Dörfern von fünf bis zehn Häusern und beschäftigen sich zumeist mit Ackerbau. Sie theilen sich in obere Kumandintzen mit den Geschlechtern So und Kuban, und in untere Kumandintzen mit den Geschlechtern Tatar, Joty, Tschabasch und Ton. Im Jahre 1869 war ihre Gesammtzahl 2177 Seelen.

Bei den Russen führen diese Stämme, die von den benachbarten Kalmücken so vieles angenommen haben, noch überdies den Namen „weisse Kalmücken"; sie liegen theilweise dem Ackerbau ob und sind ihrem Glauben nach Schamanen. Ein Theil dieses Volkes gehört zu Russland seit dem Verfalle der Dzungarenmacht, die seit dem Jahre 1755 eingetreten, während der andere Theil im Anfange des 17. Jahrhunderts sich in Russland niedergelassen hat. Pauli berichtet von den Teleuten des Gouvernements von Tomsk, dass sie mit den Tataren von Jenisseisk von gleichem Stamme seien, und dass sie aus ihrer Urheimat im sajanischen Gebirge zuerst gegen Westen verdrängt, sich später gegen den Norden zurückgezogen haben. Auffallend und mit unsern frühern Bemerkungen übereinstimmend sind jene Vereinigungspunkte zwischen Altaiern und Finnen, welche der letzterwähnte Autor anführt, demzufolge ihre Physiognomie und ihre Tracht in merklicher Weise an die Einwohner Finlands und Kareliens erinnern. Bezüglich der Teleuten am obern Laufe der Rassa berichtet dieselbe Quelle, dass sie in letzter Zeit theils durch natürlichen Zuwachs, theils durch Ansiedelung der Jenissei-Tataren sich bedeutend vermehrten. Nach Jadrintzew, dem neuesten Forscher in diesen Gegenden, steht die Altaibevölkerung, wie Sprache und Ursprung beweisen, in historischer Verwandtschaft mit allen Tataren der Gouvernements Tobolsk und Tomsk, und er fügt mit Recht hinzu, dass man, ohne die Bewohner des Altai zu studiren, kaum einen klaren Begriff von den sibirischen Tataren erhalten könne, und dass der Altai eigentlich das Centrum der sibirischen Türken sei. Der letztgenannte russische Autor führt mit Recht an, dass Wohnort und Name dieser Völkerschaften in der Ethnographie häufig verwechselt würden, dass z. B. Wenjukow von Teleuten zwischen dem Katun und Teletzsee spricht, während dieselben in Wirklichkeit im Kusnetzkischen Kreise unweit Batschat und im Kreise Tomsk leben, oder dass Helmersen am Biiflusse Stämme für Teleuten hielt, während sie in Wirklichkeit Kuman-

dintzen waren. Der Vorwurf ist, wie gesagt, gerecht, doch dürfen wir nicht vergessen, dass die Ortsbezeichnung von solchen kleinen und noch obendrein nicht ganz sesshaften Völkerfragmenten immer mit Schwierigkeiten verbunden sein wird: ebenso wird auch das ethnologische Räthsel dieser kunterbunt durcheinander geworfenen Fractionen turko-tatarischer und ugrischer Provenienz nur schwer zu lösen sein.

Oestlich von den genannten Völkern leben noch andere kleine Türkenvölker, deren Züge, wie Rittich richtig bemerkt, deutlich die Beimischung samojedischen und ostjakischen Blutes erkennen lassen. Diese sind nach Radloff aus dem buntesten Gewirr von Elementen zusammengesetzt, aber durch langjähriges Zusammenleben in Sprache und Lebensweise fast zu einem Stamme zusammengeschmolzen. Als die Kirgizen vor zwei Jahrhunderten in ihrer Hauptmasse die Abakan- und Jenisseisteppe verliessen, blieb nur ein kleiner Stamm derselben, die Sagaier, in dem Thale des Askys zurück. Die reichen Ebenen des Abakan blieben aber nur wenige Jahre unbewohnt, denn gleich nach dem Abzuge der Kirgizen drangen die Einwohner der naheliegenden Waldgebirge in die Ebene. Von Süden her zogen die Beltiren, von Südosten und Osten die Kaibalen und Matoren, von Nordwesten versprengte Stämme der Arinen und Assanen zu dem weiten Abakanthale herab. Alle diese Stämme aber waren nur sehr wenig zahlreich und nahmen daher nur einen sehr kleinen Theil des Abakanthales in Besitz. Zu dieser Zeit hatten die Kämpfe mit den Chinesen die Macht der Kalmücken immer mehr gebrochen und die denselben unterworfenen Türkenstämme zogen zum Theil in den eigentlichen Altai, zum Theil in die Waldgebirge zwischen Bija und Abakan, wo sie sich mit den frühern Einwohnern jenisseiostjakischen Stammes vermischten, und zuletzt in das südliche Abakanthal.

Als die Russen das Reich Kütschüm-Chan's am Tobol zerstört hatten, zog ein grosser Theil der Unterthanen desselben, besonders diejenigen, die noch nicht zum Islam bekehrt waren, nicht nach Süden, sondern nach Osten. Sie gingen nördlich von Kusnetzk über den Tom und liessen sich zum Theil am Tscholym und den beiden Jüs nieder. Der grösste Theil derselben zog aber bis zum Jenissei und schlug seinen Wohnsitz an der Katscha, nicht weit von Krasnojarsk, auf. Das reiche Abakanthal, das nach Abzug der Kirgizen unbewohnt war, lockte die Nomaden

bald nach Süden, sodass das Abakanthal nördlich vom Askys und die Jüssteppe von diesen Tobol-Tataren bevölkert wurde. Diese Tataren nördlich vom Askys nennen sich selbst Käsch und sind sich ihrer Herkunft von Tobol bewusst.

Indem wir uns nun an die Erwähnung dieser Völkerfragmente machen, führen wir in Fortsetzung der früher begonnenen Liste an:

6) Die Kyzylen oder Kyzyltzen (wie die Russen schreiben), die auf der Jüssteppe wohnen und aus einem Gemisch von Teleuten, von Tobol-Tataren und den Ureinwohnern jenissei-ostjakischen Stammes entstanden sind. Sie zerfallen in die Geschlechter: Kyzyl, grosse und kleine Atschyn, Aqy, Bassagar, Kamlar, Argyn, Kalmack, Kurtschyk, Schü, und ihre Zahl betrug in den vierziger Jahren 4362 Seelen (Radloff, „Ethnographische Uebersicht", S. 10). Sie haben ihr eigenes Steppengebiet, das Kyzylsche, welches zum Bezirke Atschinsk gehört.

7) Die Tscholym-Tataren im Nordwesten der Jüssteppe, die kaum 500 Seelen zählen, leben inmitten von Russen in vereinzelten Gehöften, in den Kreisen von Atschinsk und Mariinsk und zerfallen in *a*) eigentliche Tscholym-Tataren, nördlich von der untern Kija am Flusse Tscherdat; *b*) Kätsik, südlich von Mariinsk; *c*) Küärik, nördlich von Mariinsk (Radloff, „Ethnographische Uebersicht", S. 10).

8) Die Sagaier in der Südwestecke des Kreises Minussinsk vom Askysflusse bis zum obern Laufe des Abakan haben ihren tatarischen Typus reiner und besser erhalten als die mit ihnen benachbarten verwandten Katschintzen, die von den Ufern der Katscha, an welchem Flusse die Stadt Krasnojarsk liegt, ausgegangen sind und die Kirgizen aus dem Jenisseithale verdrängt haben. Ihre Gesammtzahl macht nach Radloff („Ethnographische Uebersicht", S. 8) 1557 männliche und 609 weibliche, zusammen 2166 Individuen aus. Die erste Hälfte besteht aus den Geschlechtern: Sagai, Turan, Saryg, Irgit, Etschig, Kyi, Aba und Tjoda: die zweite Hälfte aus Kyrgys, Tschätti-Pürü, Os-Sagai und Tom-Sagai. Die Sagaier selbst behaupten, dass sie Autochthonen des Landes seien, und eigentlich von den Kirgizen abstammen. Die ihnen zunächst stehenden Beltiren oder Beltern, die aus den Geschlechtern Su-Kakmyna, Tag-Kakmyna, Ak-Tschystar, Kara-Tschystar, Saryg und Taban-Beltir bestehen, sollen eigentlich finnischer Abstammung sein. Sie wohnen zwischen dem Taschti und Abakan, und es heisst, dass sie ehedem, von den Kirgizen verdrängt,

sich zurückziehen mussten. Ihre finnische Abkunft bekundet sich übrigens weder durch die Sprache noch durch ihre Physiognomie und Sitten. Sie wohnen in kleinen Dörfern, die aus ungefähr 25 Häusern bestehen, während andere wieder eine nomadische Existenz fristen und gegen 500 Jurten, nach Radloff 2640 Individuen, zählen. In ihrer Kleidungsweise gleichen sie den Sagaiern, sind ein arbeitsames und redliches Völkchen, und es ist auch nur in dieser schönen Eigenschaft, wie Pauli richtig bemerkt, dass sie den Finnen sich einigermassen nähern.

9) Die Katschintzen, in welche so viele der benachbarten Samojedenstämme aufgegangen sind, treiben sich heute auf den Weideplätzen am linken Ufer des Abakan, am Jenissei bis zur Mündung des Askis, am Weissen Jüs und seinen Nebenflüssen herum. Früher irrten sie als Nomaden an den Ufern der Katscha in der Umgebung von Krasnojarsk umher und hatten dann später die Kirgizen verdrängt. Später gesellten sich noch zu ihnen Tataren aus Tomsk, sodass man heute die eigentlichen Katschintzen in zwei Theile theilen muss: den südlichen Zweig, der am wenigsten vermischt und die meist compacte Masse bildet, andererseits wieder den nördlichen Zweig, minder zahlreich, aber beinahe gänzlich russificirt. Infolge dieses Mischcharakters bekunden die Katschintzen einen starken Einfluss des mongolischen Typus in ihren Gesichtern und schon Pallas hat bei ihnen eine merkliche Aehnlichkeit bezüglich der äussern Kennzeichen, der Sitten und der Kleidung mit den benachbarten Kalmücken entdeckt; ein Umstand, der angesichts des angrenzenden samojedisch-mongolischen Völkergebiets wol nicht zu befremden braucht. Die Zahl der an der Katscha zurückgebliebenen Katschintzen betrug nach Köppen im Jahre 1838 nur 472 Individuen, während Castrén am Abakan 9436 Individuen dieses Stammes vorfand. Sie sind, wie Radloff berichtet, fast durchwegs getauft, natürlich nur dem Aeussern nach, beschäftigen sich hauptsächlich mit der Viehzucht und erfreuen sich eines verhältnissmässigen Wohlstandes. Noch mehr haben von dem ursprünglichen türkischen Typus sich entfernt

10) die Kaibalen, die sich selbst Kaiba nennen und den obersten Theil des Jenisseithales einnehmen, theils aber auch am rechten Ufer des Abakan von der Mündung des Tabat bis zum Jenissei und dann am rechten Ufer dieses Flusses bis zur Sogda nomadisiren. Die Kaibalen zerfallen nach Castrén in 13 Geschlechter, deren fünf samojedischer und drei jenissei-ostjakischer

Herkunft zu sein scheinen: grosse und kleine Baigado, Kang, Taradjak, Tjoda, Madyr, Köl, Yngara, Bögödji, Artjy, Köjök, Irgä, Kaidyug. Von diesen sind nach Castrén zwei Geschlechter jenisseiostjakischen und drei wieder unbedingt samojedischen Ursprungs, wenigstens ist dieser verdienstvolle Reisende 1847 noch solchen Kaibalen begegnet, die sich einiger samojedischen und ostjakischen Wörter erinnerten. Die Kaibalen betrachten sich nächst dem ursprünglich tschudischen Volke dieser Gegend als die ältesten Einwohner, werden aber von ihren Nachbarn verachtet, besonders wegen ihrer Dieberei, was aber in Anbetracht der absoluten Isolirung, in welcher sie sich befinden, und ihres Fernstehens von jeder Berührung mit der Civilisation von Pauli einigermassen entschuldigt wird. Sie befinden sich allerdings auf der niedrigsten Stufe der Bildung, schlagen ihre ärmlichen Hütten in der Nähe der russischen Dörfer auf und leben von der schlechtesten Nahrung. An Tribut zahlen sie gegen drei Rubel per Kopf vom 16. bis zum 50. Lebensjahre. Den Kaibalen schliessen sich noch ferner an

11) die Karagassen, an den Flüssen Oka, Uda, Birjusa und Kan zu Hause und in folgende fünf Geschlechter zerfallend: Kasch, Sarig-Kasch, Tjogde, Karatjogde und Tjeptei. Sie zählten nach Stubendorff im December 1851 284 männliche und 259 weibliche Stammesgenossen (vgl. Radloff, „Ethnographische Uebersicht", S. 5), bilden sozusagen das zumeist nach dem Osten geschobene Glied der finnisch-samojedisshen Rasse und scheinen zuerst dem mächtigen Andrange der Katschintzen erlegen zu sein. Die Karagassen waren jedenfalls schon vollständig tatarisirt, als sie ihre heutige Heimat bezogen. Wol bekundet sich ihre finnische Abkunft weniger durch ihre Sprache, Sitten, Glauben u. s. w. als vielmehr durch ihre Leidenschaft für die Jagd, die bekanntermassen den Tataren nicht in solchem Maasse eigen ist. Ihrem körperlichen Habitus nach sind sie von untersetzter Gestalt, aber nicht sehr robust. Sie haben einen kleinen Kopf, schmale Schultern und Schenkel, winzig kleine Hände und Füsse, straffes, schwarzes Haar, kleine Augen, niedere Stirn und aufgeschürzte Nase. Ihr Naturell ist sanft, trotzdem sie dem Branntwein ergeben sind. Obwol förmlich getauft, sind sie heute nur dem Namen nach Christen. Ehedem hatten sie wol keine ungestalten Götzen, auch nicht Schamanen, sondern beteten Sonne, Sterne u. s. w. an, denen sie Opfer brachten, und zwar immer das Herz des ge-

schlachteten Viehes. Die Beweise, nach welchen man sie in Verwandtschaft mit Samojeden und Ostjaken stellt, sind zumeist linguistischer Natur; ferner stützt man sich in dieser Hinsicht auf ihre am Jenissei aufgefundenen alten Götzenbilder, unter denen das Renthier eine wesentliche Rolle spielt, das heute in ihrer Gegend sich nicht mehr vorfindet und zur Annahme eines nordischen Ursprungs der Karagassen berechtigt. Hierher gehören ferner

12) die Sojoten oder Sojonen, auf dem Abhange des Sajanischen Gebirges innerhalb der Grenzen Chinas, ihrer Abstammung nach ein finnisch-samojedisches Volk, das aber heute vollständig tatarisirt ist. Die Sojoten sind mit den genannten kleinen Völkern zusammen als die Ueberbleibsel eines kleinen Volkes zu betrachten, das auch auf einer höhern Stufe der Cultur gestanden hat. Jetzt sind die Sojoten rohe Nomaden, die sich theils zum Buddhismus bekennen, theils noch dem Schamanenthum ergeben sind. So äussert sich Rittich in seiner „Ethnographie Russlands", während Castrén in den „Reiseberichten", S. 391, die Ansicht vertritt, dass, da sich das Kaibalische, Karagassische und Sojotische der katschintzischen Mundart am nächsten anschliesst, es wol die katschintzischen Tataren gewesen sein möchten, welche die unter dem Namen von Kaibalen, Karagassen und Sojoten bekannten kleinen samojedischen und jenissei-ostjakischen Völkerschaften vertilgt oder vielmehr in sich aufgenommen haben. In der Umgebung von Krasnojarsk wohnen ferner noch

13) die Kamassintzen, die in folgende drei Geschlechter zerfallen, nämlich in das von Utschumakow, das von Abalakow und das von Agulsk. Das ersterwähnte Geschlecht, von tatarischer Abkunft, besteht aus Bruchtheilen jenes Volkes, welches ehedem an den Ufern der Katscha wohnte. Das Geschlecht von Abalakow oder die Waldkamassintzen sind samojedischen Ursprungs, während das Geschlecht von Agulsk, infolge von Verheerungen der Blatternepidemie auf 70 Seelen herabgeschmolzen, heute am gleichnamigen Flusse wohnt, und in Sprache sowol als in Religion sich den Russen beinahe gänzlich assimilirt hat.

Was wir hier von den sibirischen Türken erwähnten, bezieht sich zumeist auf die östlichen Theile der Gouvernements von Tomsk, Tobolsk und Jenisseisk, während der westliche Theil dieser Regionen von andern typisch minder entstellten Türkenstämmen bewohnt ist. Die Türken am Flusssystem des Om,

Irtisch und Tobol, unter dem Sammelnamen „Sibirische Tataren" bekannt, werden von den Russen mit dem Sammelnamen

14) Barabiner oder Toboler Tataren bezeichnet, während erstere sich selbst Baraba, letztere hingegen nach den Verwaltungskreisen, zu denen sie gehören, Tarlik (Taraier), Tobollik (Toboler), Tümellik (Tümener) und Turalik (Turalier) nennen. Letzteres bedeutet wörtlich die Städter, vom tatarischen Worte Tura = die Stadt, und die Turalier werden von einigen für die directen Nachkommen der Ureinwohner dieser Gegend gehalten. Sie wohnen heute an den beiden Ufern der Tura, von deren Quellengebiete bis zur Mündung im Tobol, wie auch zwischen der Tawda und dem Iset, während andere wieder in Turinsk und in Tümen sich aufhalten. Diese Tataren, zumeist Nachkommen der sibirischen Türken und nur ausnahmsweise von einer bocharaischen Colonie zur Zeit Kütschüm's abstammend, haben schon längst ein sesshaftes Leben angenommen und beschäftigen sich theils mit Ackerbau, theils mit Handel und Industrie. Mit Ausnahme einer kleinen Fraction von dorfbewohnenden Turaliks, die 1720 durch den tobolsker Erzbischof Philotheus zum Christenthume bekehrt wurde, gehören sie insgesammt dem moslimischen Glauben an und stehen bezüglich ihres geistigen Lebens und ihrer Sitten näher zu Kazan als zu Bochara, was jedoch im vergangenen Jahrhundert noch nicht der Fall war. Nach Pauli und auch nach andern Quellen werden diese Tataren zumeist für die nächsten Verwandten der kazaner Tataren gehalten, eine Annahme, die von dem Standpunkte unserer früher erwähnten Theorie von der ersten Migration des Türkenvolkes ganz gerechtfertigt ist. Das beredteste Zeugniss hierfür gibt, wie gesagt, die Sprache, die am Tobol viel mehr Elemente des Altaischen bewahrt hat als an der Wolga, wo das Türkenthum einen starken Zusatz aus der südwestlichen Fraction dieses Volkes erhalten hat. Die kazaner Tataren stammen als Ueberreste des ehemaligen bulgarischen Türkenthums allerdings aus Südsibirien, doch ihre heutige ethnische Beschaffenheit ist schon eine ganz verschiedene, und die Annäherung zwischen beiden Stammesgenossen mag nur noch vom gemeinsamen Band der Religion und der Geschichte herrühren, denn der starke politische und religiöse Einfluss der Wolgagegenden auf diesen Theil Sibiriens unterliegt keinem Zweifel. Am meisten ist dieser Einfluss an den Einwohnern von Tura zu bemerken, die im engsten Verkehre mit den Tataren von Kazan

stehen. Die Barabiner, zwischen den Sumpfgegenden des Ob und des Irtisch, sind ihren äussern Anzeichen nach den Mongolen ähnlich, leben zumeist von Viehzucht und Fischfang und sind nur während des Sommers Nomaden. Die am Tschulym entlang wohnenden sogenannten Tschulym-Tataren haben beinahe schon gänzlich Sprache und Sitten der Russen sich angeeignet und befinden sich demnach auf dem Aussterbeetat.

Von den zu den sibirischen Türken gehörenden, auf chinesischem Boden, d. h. in der nordwestlichen Mongolei lebenden Urjanchaiern, die sich selbst **Tuba** nennen, von den Russen und Altaiern aber Sojong oder Sajantzi genannt werden, berichtet Potanin, dass er dieselben der russischen Grenze entlang vom Quellengebiete des Kobdo bis zu dessen Mündung im Kosogol vorgefunden hat. Ihre Heimat erstreckt sich nördlich vom Tagnü-Ola bis zum südlichen Abhange dieses Berges auf einem schmalen, ungefähr 30—40 Werst langen Landstriche, längs der Linie der mongolischen Grenzpikets. Weiter im Süden sind sie nur an zwei Punkten anzutreffen: 1) an der nördlichen Thalsohle des Chan-Chuchei im Thale des Flusses Narin-Sumin; 2) am Quellengebiet des Kobdo, die sich Kök-Tschulut (= Blaufels) nennen. Sie geben ihrer Heimat keinen besondern Namen, denn „Bodun-Dscher", was Helmersen für einen Eigennamen hielt, bedeutet wörtlich „Unser Land". Die Urjanchaier, die Potanin am Dsindsilik angetroffen, bestehen aus fünf Choschunen, die durch Dsassiken verwaltet werden, und nur an der Spitze des einen steht ein Amban (höherer chinesischer Beamter), welcher Zweig sich auch Ambaner nennt, während die übrigen Gurta-Choschun heissen, denn Gurta ist das urjanchaische Aequivalent für das mongolische Dsassik = Beamte. Jeder Choschun besteht aus vier Sumyn (= Unterabtheilung), so der von Dsindsilik aus den Sumynen Kirgiz, Saldschak, Baigara, Nur oder Maidär; der Amban-Choschun aus den Sumynen Oin, Yrchyt, Sajang und Tschaty. Bezüglich der Unterabtheilung der übrigen Choschune hat Potanin nichts erfahren können.

Die am Quellengebiet des Kobdo wohnenden Kök-Tschuluten, von den Kirgizen Kök-Munschak (blaue Perle) genannt, sprechen einen türkischen Dialekt, der dem der Waldtataren ähnlich sein soll, eine Behauptung, die allerdings mit Hinblick auf die von Potanin gebrachten Sprachproben (vgl. Gebetformel der Schamanen weiter unten) nicht ganz gerechtfertigt ist. Diese

Kök-Tschuluten zerfallen in folgende fünf Cho-chune: Mjerin-da, Tserin-da, Chombu-da, Tjemik-da und Bedschin-da, da jeder derselben von einem Beamten = da, verwaltet wird. Sie nomadisiren insgesammt im Quellengebiet des Kobdo am Ak-kol und Kargatty, sowie auch am See Dulbo. Ausserdem hat Potanin noch im Choschun des Durbut-Wan am Ubsasee ein Völkchen türkischer Zunge vorgefunden, das sich selbst Musurman (Muselman) nennt, von den Dürbüten aber Choton (?) genannt wird. Sie führen ein Nomadenleben, bringen den Winter in den Bergengen, westlich vom Kirgiz-Nor in den Thälern der Flüsse Schibe und Burgussutai zu, und wandern den Sommer über im Norden des Tjelin-Gol-Thales, welcher Fluss in den Ubsasee fällt. Sie sind die Nachkommen von, wahrscheinlich während des Einfalls der Dzungaren in Turkestan, aus Centralasien gekommener Kriegsgefangener, die in Tracht, Sitten und Gebräuchen sich beinahe gänzlich den Mongolen angepasst und vom Islam nur sehr verworrene Begriffe haben. Auch ihre Sprache ist schon wesentlich entstellt, nach den von Potanin gebrachten Proben zu urtheilen, von denen eine folgendermassen lautet: „O Chodscham pischi (?) erdi Jarlagan! suuni suulagan, jer suni pirljara (?) ilja pejgambar, jangilgan, janzangan (?)." Möglich, dass die unrichtige Transscription dem Verständniss des Textes im Wege steht, denn nach einzelnen Sprachformen zu urtheilen, haben wir es hier jedenfalls mit ehemaligen Özbegen oder Sarten zu thun.

Was die **äusserliche Erscheinung** der sibirischen Türken anbelangt, so ist es leicht erklärlich, dass sie dort, wo ihre Heimat an das mongolisch-kalmückische Völkergebiet angrenzt, scharf ausgeprägte Züge der mongolischen Rasse an sich tragen, und es ist leicht erklärlich, wenn der russische Reisende Tchihatcheff in seinem Werke „Voyage scientifique dans l'Altai Oriental" die Bemerkung macht, dass es den Reisenden sofort frappiren muss, wenn er, vom westlichen Altai kommend, auf seiner Reise nach dem Osten die Katuna überschreitet, den eminent chinesischen Typus der jenseit dieses Flusses wohnenden Türken vor sich sieht und nun glaubt, so plötzlich in die Mitte des Chinesischen Kaiserreichs sich versetzt zu sehen. Was hingegen die westlichen Bewohner türkischer Abstammung betrifft, so wird deren vorwiegend türkischer Charakterzug überall bemerklich. Die Körperbeschaffenheit dieser Leute zeichnet sich durch festen Bau aus, sie haben ein glattes, hageres Gesicht, sind von mittlerer Statur,

ihr Gang ist ruhig und watschelnd, und die einzelnen Körpertheile sind so ziemlich proportionirt. Die vorherrschende Farbe der Kopfhaare, des Bartes und der Augenbrauen ist schwarz, ihre Augen dunkel, beinahe schwarz und von länglichem Schnitt; die Nase gerade und ziemlich breit, die Augenbrauen dicht; die Lippen dick; die Zähne aussergewöhnlich weiss; die Stirn niedrig, eben, und das Gesicht rund; die Physiognomie der Männer darf im allgemeinen nicht unschön genannt werden. Die mehr östlich wohnenden Baraba-Tataren zeigen schon etwas Mongolisches in den Gesichtszügen, das zumeist durch den dünnen Schnitt der Augen und durch die stärkere Entwickelung des Schädels, sowie auch durch den schütteren Haarwuchs am Kopf und im Barte sich kundgibt. Die getauften Tataren dieses Geschlechts tragen lange Haare, rund zugestutzt, einige von ihnen zeigen schon eine ganz russische Physiognomie, sprechen auch die russische Sprache, wie sie im ganzen schon halb russificirt sind. Was die Physiognomie der Frauen anbelangt, so zeichnet sich dieselbe durch Regelmässigkeit, mitunter durch Anmuth aus, ihre Gesichtsfarbe ist bedeutend weisser als die ihrer Männer; sie haben ganz dunkle und lange Haare, ihre Körperformen sind gerundet und weich, die Endtheile ziemlich proportionirt; die Schultern sind bisweilen rückwärts geworfen, der Bauch hingegen nach vorwärts gestreckt. Sehr beeinträchtigend wirkt auf die äussere Erscheinung der Tataren das bisweilen allzu starke Hervortreten der Backenknochen und das häufige Auftreten der Augenschmerzen denen sie infolge des Wohnens in raucherfüllten Räumlichkeiten ausgesetzt sind. Die Frauen, namentlich wenn sie das dreissigste Jahr überschritten haben, zeichnen sich durch grössere Wohlbeleibtheit aus als die Männer. Bezüglich der Einzelheiten des körperlichen Habitus bei diesem bunt zusammengewürfelten Völkerelement erfahren wir, dass die Karagassen z. B., wie schon erwähnt, mehr den Kirgizen ähnlich sind, während Katschintzen, Sagajer und Kaibalen Spuren der stärksten Rassenmischung aufweisen. Ihre Haare sind zumeist schwarz, sie haben dichte Augenbrauen, kleinen Mund, dünne Lippen und braune Hautfarbe. Die Amalgamisirung scheint übrigens ununterbrochen vor sich zu gehen, denn die ethnographischen Schilderungen, welche Pallas und Gmelin vor hundert Jahren von diesen Völkern gegeben, stimmen mit den Angaben der neuesten Reisenden schon nicht mehr überein.

In der Neuzeit hat der schon erwähnte russische Reisende

Jadrintzew auf diesem Völkergebiete eingehendere anthropologische Studien verfolgt, deren Resultate jedoch noch nicht bekannt sind. Nach den bisjetzt vorliegenden Bemerkungen ist die bisherige Vermuthung von einer Vermischung der Türken und Altaier mit den Ugriern ganz gerechtfertigt, und es ist bewiesen, dass der im Süden herrschende tatarisch-mongolische Typus nach Norden in den Wäldern der Kreise Bijsk und Kusnetzk ein immer reinerer europäischer (?) Typus wird. Als die typischste Bevölkerung stellt Jadrintzew die Kumandintzen dar, welche die tschernschen Tataren von Bijsk im Süden von den Altaiern trennen, während die Grenze gegen die Teleuten die tschernschen Tataren von Kusnetzk bilden. Dass hier eine Rassenverschmelzung vor sich gegangen, wie Jadrintzew am Schlusse seiner anthropologischen Notizen bemerkt, das kann und wird heute niemand mehr bezweifeln, doch ob hier Spuren längst untergegangener Ureinwohner, deren Gräber in den Thälern des Altai liegen, vorhanden seien, oder ob die altaische Rasse (?) eine Uebergangsstrasse zum reinen europäischen Typus sei, wie der russische Reisende meint, wäre wol stark zu bezweifeln. Nur die vereinte Forschung der Linguistik mit der Anthropologie und Archäologie kann hier das noch immer fehlende Licht verbreiten!

Verschieden wie die typischen Eigenheiten ist auch die **Lebensweise** der sibirischen Türken. Klimatische und territoriale Verhältnisse haben die einzelnen Stämme bald zu Ganz-, bald zu Halbnomaden gemacht, denn während die Berge und Thäler der Wanderlust mitunter eine Grenze setzen, kann der Viehzüchter auf den Hochebenen um so leichter zum vollständigen Nomaden werden, und in den Wäldern musste, wie Jadrintzew richtig bemerkt, eine neue Lebensweise, die des sesshaften Nomaden oder Jägers, sich gestalten. Das Zelt, wie wir dies bei den Kirgizen antreffen, ist hier nicht vorherrschend; wir finden vielmehr einzelne Wohnlichkeiten von der Hütte aus Tannenzweigen angefangen bis zur viereckigen festen Winterwohnung des sesshaft gewordenen Kumandintzen, die schon einen Tschuwal (Ofen) hat, und neben welcher schon Viehhof und Vorrathshaus angetroffen wird. Die mit Birkenrinde bedeckte Hütte des tschernschen Tataren heisst Sjüjülti, eigentlich das Abgeschälte, und bezieht sich auf die als Decke dienende Rinde (vom türkischen Verbum süj-süjül) oder Alantschik (vgl. das Alatschuk der centralasiatischen Nomaden). Die Laubhütte des altaischen Viehzüchters besteht aus mehrern

Stangen, die durch zwei Reifen zusammengehalten werden, und für den Winter gibt es Holzjurten mit konischem Dach, während der Waldnomade eine viereckige Breterhütte, Jaida (?) genannt, sich aufbaut.

Ihrer Beschäftigung nach wäre es wol schwer, die Bevölkerung des Altai in die bisher bezeichneten drei Klassen von Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer einzutheilen, da eine fortwährende Fluctuation der sich umgestaltenden Culten auch eine veränderte Beschäftigung nach sich zieht. So z. B. existirt der Ackerbau bei den Viehzüchtern, Waldbewohnern und Nomaden in gleicher Weise, und nur die Betriebsart zeigt Abstufungen. Die Altaier und tschernschen Tataren säen vorzüglich Gerste, bekanntlich die Getreideart, welche die ursprünglichen Ackerbauer zuerst säeten; sie bauen Gartenfrüchte und verarbeiten den wilden Hanf (Kendir) zu ihren Kleidern, und bereiten für den Winter Heu vor, gerade so wie der Russe jener Gegend. Die Eisenindustrie ist bei einzelnen Fractionen der Altaier und tschernschen Tataren schon bis zur Stahlbereitung vorgeschritten, wie Jadrintzew berichtet, und bei „Aufgrabungen der Kurgane haben die vorgefundenen Gegenstände als Kessel, Pfeile und sogar Köcher bewiesen, dass die Verarbeitung von Metallen im Altai seit altersher, allerdings nicht von Türken, sondern von den autochthonen Ugriern getrieben worden sein muss".

In der **Kleidung** herrscht in leichtbegreiflicher Weise im Süden die Mode der Chinesen, im Norden die der Russen vor, während bei den Tataren von Tobolsk und Tomsk Kazan und Bochara als Muster genommen werden. Jadrintzew bezeichnet das Costüm der Kumandintzen als das älteste. Als speciell altaisch möchten wir nur das Verzieren der Kragen der Frauenkleider mit Perlen und sonstigen Schmuckgegenständen, sowie das Tragen des Zopfes bezeichnen, welch letztere Mode übrigens allmählich abnimmt. Im sonstigen besteht die Tracht der meisten aus Pluderhosen von grober Leinwand und aus einem Schafpelz, der an der rechten Seite gerändert ist. Den Kopf bedeckt eine pastetenförmige Kappe mit schwarzer Verbrämung, die von der Stirn nach hinten zu sich verengt und mit zwei langen rothen, blauen oder gelben Bandstreifen geziert ist, während der Obertheil ein rothfarbiges Läppchen hat. Die Tracht der Frauen unterscheidet sich nur im Tragen des Tschegedek, welches im Winter über dem Pelze, im Sommer auf dem blossen Leibe getragen wird.

Das Tschegedek wird aus blauem Nankin bereitet, hat den Schnitt eines langleibigen Frackes (?) und ist ringsherum mit einem hellfarbigen Bande eingefasst. Die Fussbekleidung ist der des Mongolen ähnlich und besteht im Sommer aus Pferdefell, im Winter aus dem Fell der wilden Ziege. (Vgl. Bemerkungen eines nomadischen Altaiers in Erman's „Archiv", XVIII, 537.)

Mit Bezug auf die **Sitten und Gebräuche** unterscheiden sich die sibirischen Tataren moslimischen Glaubens wol wenig von ihren Stammes- und Glaubensgenossen im Wolgagebiet. Denjenigen, die dem alten Schamanenglauben noch treu geblieben, rühmt man eine seltene Treue und phänomenale Redlichkeit nach. Die russische Quelle, der wir diese Daten entnehmen, erzählt unter anderm folgende hierauf bezügliche Anekdote: „Ein unter den Sagajern lebender russischer Ansiedler hatte das Unglück, sein Haus durch eine ausgebrochene Feuersbrunst zu verlieren. In demselben ging auch das Buch zu Grunde, in welchem die kleinen Schulden der umherwohnenden Sagajer eingetragen waren. Der Russe, der nur die Gesammtsumme dieser Schulden im Sinne hatte, war ganz bestürzt und es blieb ihm wol nichts anderes übrig, als im Ulusse (Volksstamm) der Sagajer umherzugehen und zu fragen, wer ihm denn eigentlich schuldig sei. Merkwürdigerweise hatten sich sämmtliche Schuldner eingestellt, ja, noch mehr, jeder gab ganz genau die Summe an, die er schuldete. Der Russe liess sich nun ein neues Buch machen, die Schulden wurden aufs neue eingetragen und die Gesammtsumme stimmte bis auf den Heller mit derjenigen, die der Gläubiger aus dem verbrannten Buche im Gedächtniss bewahrt hatte."

Was die geistigen Fähigkeiten der sibirischen Tataren anbelangt, so sind diese allerdings noch wenig entfaltet, obwol ihnen andererseits der Naturwitz und Verständigkeit nicht abgeleugnet werden können. Im Vergleiche mit den Russen fällt vor allem ihre Apathie und ihr festes Anklammern an die altherkömmlichen asiatischen Sitten auf. In den Feldarbeiten bekunden sie wol Geschicklichkeit, doch ebenso sehr einen gewissen Grad von Trägheit; einen, zwei Tage geht bei ihnen die Arbeit von statten, doch tritt bald die Mattigkeit ein, da sie im allgemeinen an physischer Kraft den Russen nachstehen und wol bald erschöpft sind.

Ihrer Lebensweise nach zerfallen die sibirischen Tataren in zwei Theile; der eine, der im Westen wohnt und theils durch die Culturverhältnisse des russischen Elements, theils aber auch durch

den regen Verkehr mit den Stamm- und Glaubensgenossen vom Wolgagebiet sich der sesshaften Lebensweise schon längst hingegeben hat, beschäftigt sich zumeist mit Ackerbau, mit Handel oder steht im Dienste des Staates. Die tatarischen Einwohner vom Kreise Ishi Jalatrawa, Khan und Kurgan gehören besonders der ackerbautreibenden Klasse an, die Erzeugnisse des Bodens werden jedoch nur zum eigenen Gebrauche verwendet und kommen selten in den Handel. In der Viehzucht wird die grösste Sorgfalt auf das Pferd verwendet, welches der sibirische Tatar, wie die Türken im allgemeinen, als das theuerste Mitglied seiner Familie betrachtet, und auf dessen Rücken er sich viel heimischer fühlt als auf einem Sessel. Ein Reiter von Natur auf, zeigt der sibirische Tatar eine auffallende Ungeschicklichkeit im Anspannen der Pferde an einen Wagen, und als Kutscher wird er von den Russen nicht sehr gesucht. Was den Handel betrifft, so besteht derselbe entweder aus Kleinhandel in Galanteriewaren, Kleiderstoffen, Gewürzen u. s. w., der von Hausirern in die weiteste Entfernung getrieben wird, oder auch aus Grosshandel, zumal nach der südwestlichen Kirgizensteppe und in die drei Chanate, von welchen Seiden- und Baumwollstoffe, rohe Wolle, Thee, getrocknete Trauben und Pflaumen, Pferde, Schafe, Filz, Häute u. s. w. exportirt werden. Als Berührungspunkte auf diesem Handel dienen schon seit Jahrhunderten einzelne Punkte auf der Steppe, als: Kizil-Dschar (der rothe Abhang), russisch Petro-Pawlowsk genannt, Palat, russisch Semipalatinsk, Tümen, Kurgan und Tobolsk. Es ist eine ziemlich alte Strasse, auf welcher sich hier der Handel von den südlich gelegenen Oxusländern, ja bisweilen auch von Persien, nach den fernen Regionen des Nordens bewegt, eine Strasse, die in der Vergangenheit auch zu Kriegsunternehmungen verwendet worden ist und auf welcher, wie wir weiter sehen werden, die iranisch-moslimische Culturwelt ihren Einzug nach dem Nordosten Asiens gehalten hat.

Neben solcher Lebensbeschäftigung gehen die sibirischen Tataren auch noch der Jagd und dem Fischfange nach, einige beschäftigen sich sogar mit dem Blutegelfang und zwar auf eine ganz primitive Weise, indem der Tatar zu diesem Behufe sich nackt bis zum Halse ins Wasser begibt, den Körper voll mit Blutegeln ansetzen lässt und nach dieser freiwilligen Blutabzapfung dieselben von sich absammelt. Dies ist natürlich blos eine Beschäftigung der ärmern Classe, die übrigens in jenen Gegenden

stark verbreitet sein soll, denn nach Aussage unsers russischen Gewährsmannes gibt es viele, die kaum ein Pferd oder eine Kuh besitzen.

Die eigentlichen Sesshaften wohnen während des Winters in Dörfern, trachten aber immer, wo nur thunlich, den Sommer über ins Freie zu gelangen. Die Dörfer theilen sich in einzelne Wolosten, auf tatarisch Uluse genannt, denen ein Alter, tatarisch Baschlik (d. h. Oberhaupt) genannt, vorsteht, eine Persönlichkeit, welcher als Ueberbleibsel der altpatriarchalischen Verfassung die grösste Achtung gezollt wird. Diese Wolosten, obwol bisweilen von zwei- bis dreihundert Werst Ausdehnung, umfassen höchstens dreitausend Seelen beiderlei Geschlechts; einige von ihnen bestehen blos aus zweihundert Seelen, und dieser Dörfercomplex führt den allgemeinen Namen „Jurt", d. h. Heimatland im weitern Sinne des Wortes, während das Haus oder die Wohnung Uj oder Üj genannt wird. Der äussern Erscheinung und der innern Einrichtung nach bieten diese Häuser wol wenig Ergötzendes dem Auge dar, sie enthalten eine Reihe niederer Gemächer, bisweilen ohne Dach und nur mit Erde überschüttet. Die Zimmer, ärmliche Holzhütten, haben höchstens zwei kleine mit Blasen überzogene Fenster. Die Einrichtung ist die allerärmlichste; die Thür öffnet sich zumeist gegen Osten und ihr gegenüber im Zimmer befindet sich eine mit Filz oder Wolle überzogene Sitz- und Schlafstelle, während ringsum an der Mauer Hausgeräthschaften, Ess- und Trinkgefässe, Waffen und Pferdegeschirr u. s. w. aufgehängt sind. Der Herd, Tschuwal genannt, der zugleich auch die Stelle des Ofens vertritt, befindet sich in der Mitte dieser ärmlichen Räumlichkeit, verursacht wenig Wärme, aber um so mehr Rauch, und dennoch schläft der Tatar in dieser Räumlichkeit beinahe ganz nackt, er ist besonders wenig empfindlich für die Kälte und nur die Füsse verwahrt er gegen den erstarrenden Frost. Dass die ganze Behausung von allem erdenklichen Schmutz und Unflat starrt, braucht kaum noch gesagt zu werden. In den Wohnungen der Aermern ziehen Regen und Wind ungestört ein und aus, und während bisweilen die erwachsenen Mitglieder der Familie von Branntwein oder Airan angeheitert in den Winkeln herumliegen, stehen die halbnackten, ausgehungerten Kleinen vor dem am Feuer aufgehängten Kessel und wärmen ihre magern Händchen. Zu diesen gesellen sich noch die Hunde, mit dem Schweife wedelnd, in der Hoffnung auf einen Bissen, und um das Bild der Armuth und des Elends zu vervollständigen, müssen

wir uns hierzu noch einige Schafe und Kälber denken, die, von Kälte und Nässe geplagt, ihre Köpfe in die halboffene Thür hineinstecken und denen die erbarmungsvolle Hausfrau wol bald eine Stelle der Zuflucht und des Schutzes neben dem Feuerherde inmitten der Ihrigen gewährt. Fürwahr kein anziehendes Bild der sibirisch-tatarischen Häuslichkeit!

Dass diese Leute in der **Kost** nicht besonders wählerisch sind, wird der Leser wol leicht verstehen. Ihre Nahrung besteht zumeist aus fetten, mehligen Stoffen und erinnert hinsichtlich der Zubereitung an die Speisen der kazaner Tataren. Unter den Getränken spielt überall unter diesem Himmelsstriche der Thee die Hauptrolle, und zwar der Ziegelthee, der auf seiner Wanderung von Nordchina durch die mongolische Steppe bis hierher seine Ausbreitung gefunden. Der Ziegelthee, bekanntlich die schlechteste Gattung dieses Gewächses, wird in zerstossenem Zustande in den Kessel geworfen, aufgekocht und bei den Reichern mit einem Zusatz von Fett versehen; Zucker dient selten als Ingredienz, um so mehr aber Salz, wie bei den Kirgizen und Mongolen. Auch das Kumys, d. h. ein aus gegorener Stutenmilch bestehendes Getränk, gehört zu den Genüssen der Tataren, obwol nicht so stark verbreitet wie bei den Kirgizen, denen der reichere Viehstand hierzu bessere Gelegenheit bietet. Neben dem Airan, einem aus Kuhmilch bereiteten säuerlichen Getränk, erfreut sich auch der Branntwein, der hier aus Kumys bereitet wird, einer gewissen Beliebtheit; die Strenge des moslimischen Gesetzes wird damit umgangen, dass der Branntwein, zur Zeit Mohammed's unbekannt, vom Gesetz ipso facto nicht berührt werden konnte. Ausserdem bildet bei einigen neben den Fleischspeisen eine Art mit Rindsfett übergossener Grütze die Hauptnahrung, welches Gericht den Namen Kasch führt (Pallas, II, 680), eine Art Grützensuppe aus ganzen Gerstenkörnern, die zuweilen einigen Zusatz von kleinen Fleischstücken enthält.

Unter den **Familiensitten** verdient die **Eheschliessung** in erster Reihe unsere Beachtung. So wie bei allen Türkenvölkern sind es auch hier die Aeltern, die das Verhältniss der zukünftigen Eheleute anknüpfen, und zwar in jenem zarten Alter, in welchem die zukünftigen Lebensgefährten sich noch in den Windeln befinden. Der Vater, der an des Sohnes Stelle das Freien unternimmt, begibt sich mit einigen seiner Bekannten oder nächsten Verwandten zu Pferde in die Wohnung desjenigen Stammes- und

Glaubensgenossen, wo er die passende Partie zu finden glaubt. In der Behausung des Vaters der Braut angelangt, stellt sich der Freier mit seiner ganzen Begleitung auf einmal vor, und nach den üblichen, nicht enden wollenden Grussformeln, die in hockender Stellung um den Herd gewechselt werden, wird der Vater des Mädchens folgenderweise angesprochen: „Wenn die Flut vor deinem Hause stürmt, so will ich gern ein schützender Damm dir werden; wenn der Wind vor deinem Hause tobt, will ich gern eine bergende Mauer werden; pfeifst du mir, so will ich dein Hund sein und herbeilaufen, und wenn du mich nicht auf den Kopf schlägst, so trete ich gern in dein Haus und will dein Anverwandter werden.“ — Der freiende Vater gibt hierauf den Zweck seiner Ankunft an, die mit Taback gefüllten Pfeifen werden sodann aus dem Munde genommen und neben dem Herde niedergelegt, und die Gesellschaft der Freier entfernt sich auf einige Zeit. Nachdem sie nun zurückgekehrt, untersuchen sie zuerst die zurückgelassenen Pfeifen, und wenn diese nicht ausgeraucht oder gar nicht angezündet worden, so bedeutet dieser Umstand eine abschlägige Antwort: die Werber setzen sich sofort zu Pferd und ziehen heim. Finden sie aber bei der Rückkehr, dass die Pfeifen angebrannt und geraucht wurden, so bleiben sie in der Wohnung der Braut zurück und die Ceremonie der Verlobung wird fortgesetzt. Der Vater zieht eine mitgebrachte Schale hervor, füllt diese mit Airan, während ein zweiter Anverwandter aufs neue eine Pfeife stopft und ein dritter mit der Zange vom Herd eine Kohle herbeinimmt. So stehen sie nun alle drei in harrender Stellung, bis endlich der Vater des Mädchens seine Zustimmung gibt, worauf dann die bereitgehaltene Schale Airan ausgetrunken, die Pfeife von der Hand des Nächsten angenommen und mit der Glut aus der Hand des Dritten angezündet wird. Die Bewirthung nimmt nun ihren eigentlichen Anfang, unterdess der Vater des Mädchens in eifrige Gespräche ob des Kalyms (Morgengabe, eigentlich Brautpreis) sich einlässt, und über Zahl, Qualität des Viehes, der Kleidungsstücke und sonstigen Gegenstände Unterredung pflegt. Im Durchschnitt soll dieses Kalym, wie unser russischer Gewährsmann behauptet, zwischen 5 und 15 Rubel variiren, eine allerdings bescheidene Summe, die daher wol nur bei der ärmern Classe anzunehmen und daher bei den Reichern viel bedeutender sein muss. Der Verlobungsact endet damit, dass der Vater des Bräu-

tigams den Eltern und den nächsten Anverwandten der Braut einige Geschenke macht.

Indessen wächst das verlobte Kinderpaar auf, der Jüngling, dem das zukünftige Verwandtschaftsverhältniss schon bekannt geworden ist, besucht mittlerweile das Haus seiner Braut und hält sich dort zuweilen mehrere Wochen lang auf, wird in Spiel und Arbeit der Genosse seiner Braut, ja gehört mitunter gar bald zu den innern Mitgliedern der Familie. Uebrigens muss er noch in Gesellschaft seiner Aeltern und Verwandten mehrere officielle Besuche abstatten, bei welcher Gelegenheit er immer Geschenke (Aktscha) mitbringen muss, die zumeist aus Taback, gedörrtem Käse, Fett und geräuchertem Fleisch bestehen. Der Brautstand der sibirischen Tataren hat im allgemeinen so manchen poetischen Zug, die Gefühle der erwachenden Liebe finden im Lied und Sang ihren Ausdruck, und ein solcher Bräutigamsgesang ist es, den wir in Radloff's Chrestomathie (IV, Text, S. 308) finden, und der nach unserer Uebersetzung folgendermassen lautet:

Wenn der Wind weht, neigen des Schilfes Häupter sich zueinander,
Knaben und Mädchen aufgewachsen, sie reden nun zueinander.

Mädchen, willst du einen Mann, so nehme mich,
Wenn Treue ich dir geschworen, so verlass' ich dich nicht.
Spielt man die Leier, so geschieht's mit den Fingern,
Liebt der Jüngling das Mädchen, so geschieht's mit dem Gefühl;
Die Leier spielend, spielend bin ein Troubadour ich geworden,
Das reiche Mädchen liebend, bin ich glücklich geworden.
Ueber die Brücke ziehend, ziehend sah ich dich
Unter vielen Leuten sehend, liebt' ich dich.

Angetraut werden die Geliebten eigentlich nur, wenn sie das siebzehnte Jahr erreicht haben, die Hochzeit wird zumeist im Sommer gefeiert. Vor dem Hochzeitstage stellt sich der Bräutigam mit seinen Anverwandten im Hause der Braut ein, gibt dort ein Mahl, nach dessen Beendigung er die Hand seiner Braut ergreift und beide vor dem Vater der letztern auf die Knie fallen. Dieser hebt sie nun auf, wendet sich zu seiner Tochter und sagt: „Jakschi bala, tschor", d. h. „Gute Tochter, ziehe von dannen", worauf die Anwesenden, wenn sie Christen sind, in die Kirche gehen, wo die Trauungsceremonie vollführt wird. Nach diesem Acte pflegen viele der christlichen Tataren noch den alten aus der Heidenzeit stammenden Hochzeitssitten zu huldigen. Das junge Paar wird zu den Verwandten umhergeführt, und ist der Tag der

Feierlichkeit festgesetzt, so begibt sich der Bräutigam ohne seine Aeltern zu Pferd zu seiner Braut, wo dann die eigentlichen Gelage ihren Anfang nehmen. Während die Hochzeitsgäste den ganzen Tag hindurch bei dem Schmause sitzen, tanzen die Jungen in geschlossenen Reihen und singen im Chor verschiedene Lieder. Die besten Tänzer erhalten Riemen, die aus den Häuten des zum Feste geschlachteten Rindes geschnitten wurden. Am zweiten Tage wiederholt sich dieses Fest, worauf dann die Braut und der Bräutigam ihre besten Kleider anlegen und zu den nächsten Verwandten geführt werden. Auf dem ganzen Wege schreiten tanzend die Gespielinnen vor, lange blumige Shawltücher in der Form eines Vorhangs vor sich haltend; man rühmt dem Bräutigam die Schönheit seiner Zukünftigen, während wieder andere, an die Braut gewandt, Folgendes singen: „Du heirathest einen Mann, den dein Vater dir bestimmt, du ziehst nun mit ihm auf kräftigem Renner dahin; werde nicht müde, treffe wohlbehalten im Hause deiner Schwiegerältern ein und lebe in Glück und in Frieden daselbst.“ — Auf diesem Wege besucht nun das junge Paar sämmtliche Anverwandte und sie begeben sich nun ins Dorf des jungen Mannes. Hier wiederholt sich die frühere Ceremonie und das jungvermählte Paar zieht in die neuerrichtete Jurte, die früher niemand bewohnt hat, ein. In frühern Zeiten war es Sitte, dass man am Morgen nach der Hochzeitsnacht die Jungvermählten aus der Jurte zur Begrüssung der neu aufgehenden Sonne herausführte. Man nimmt nicht mit Unrecht an, dass diese Sitte aus der altpersischen Culturwelt stammt, denn in der That ist dies noch heute in Iran und in Mittelasien im Gebrauch, ein Ueberbleibsel des alten Parsicultus, indem man sich dem Glauben hingibt, dass die Strahlen der aufgehenden Sonne das wirksamste Mittel zur Fruchtbarkeit der Neuvermählten sei. Wir werden mit dieser Sitte noch an einem andern Theile unsers Buches zusammentreffen.

In der Sitte der **Leichenbestattung** haben die christlichen Tataren Sibiriens noch manchen Zug aus der heidnischen Lebensweise beibehalten. Die Gräber werden zumeist in der Richtung von Osten nach Westen gegraben, die Männer werden in ihren Regenmänteln, die Weiber in ihren seidenen Kleidern und die Kinder in Birkenrinden gewickelt beigesetzt. Man legt die Leiche zumeist auf den Rücken, mit dem Gesicht gegen Osten gewendet; auch Speisen und Getränke werden ins Grab gegeben, zuweilen wird auch das Lieblingspferd am Grabe des Verstorbenen ge-

schlachtet, wobei das Fleisch beim Todtenmahl verzehrt, der Schädel hingegen an einem Stabe befestigt über dem Grabe aufgestellt wird. Es wird ein Scheiterhaufen angezündet, um welchen herum getanzt und Tage lang gezecht wird. Von den Katschintzen erzählt Pallas (II, 684), dass sie ihre Todten in der gewöhnlichen Kleidung begraben, ihnen einige Kleinigkeiten mitgeben, und die Grube, ehe sie dieselbe zuschütten, mit Bretern bedecken. Oben auf den Grabhaufen wird eine Trinkschale gestellt, und nach Verlauf eines Jahres feiern die Befreundeten bei dem Grabe das Gedächtniss des Verstorbenen, zuerst mit Klagen und Weinen das Weibervolk, und danach mit Trinken und Lustbarkeiten die Männer, wobei sie aus der am Grabe stehenden Schale zechen. Die heutigen Altaier, von denen die Mehrzahl, wenngleich nur dem Scheine nach, das Christenthum angenommen, befolgen schon seltener diese Bestattungsceremonien. Sie begraben ihre Todten entweder in oder auf den alten Grabhügeln, an denen einzelne Gegenden des Altai überaus reich sind, wie wir dessen bei den Kurganen (vgl. S. 25) schon Erwähnung gethan.

Dem **Religionsverhältnisse** nach theilen die sibirischen Tataren sich in Christen, in Mohammedaner und in solche, die noch dem uralten Schamanenglauben ergeben sind. Was das Christenthum anbelangt, so datirt dieses selbstverständlich nur aus der Zeit nach 1584, als Kütschüm Chan durch den russischen Räuberhäuptling Jermak besiegt und diese Gegend ins grosse Zarenreich einverleibt wurde. Als Christen sind in erster Reihe die Turuliner bekannt, die im 18. Jahrhundert bekehrt wurden, ein Volksstamm, von dem sich aber noch heute viele zum Mohammedanismus bekennen. Christen sind auch die am Flusse Tschulym wohnenden tschulymischen Tataren, wie auch ein Theil der obischen Tataren; sowie im allgemeinen die russische Kirche nur dort Proselyten machen konnte, wo die russische Colonisation eine intensivere gewesen und wo vom Mittelpunkte der russischen Verwaltung auf die betreffenden Tataren ein grösserer Einfluss ausgeübt werden konnte. Sehr blühend ist es keinesfalls um dieses Christenthum der sibirischen Türken bestellt. Viele haben die Taufe angenommen, um ihrem neuen Herrn zu gefallen, andere wieder von den gebotenen Begünstigungen oder Geldunterstützungen angelockt; und echte russische Orthodoxe sind nur diejenigen Türken geworden, die, inmitten einer überwiegend russischen Bevölkerung wohnend, ihre alten naturalen Sitten abgestreift, ja

sogar ihre Muttersprache mit der russischen vertauscht haben. Wie schon angedeutet, besteht das Christenthum dieser Leute zumeist aus oberflächlichen Ceremonien; sie besuchen die Kirchen, sie halten die Heiligenbilder in Ehren, hängen aber zugleich in vielen Sitten und Gebräuchen an den altherkömmlichen Gewohnheiten noch aus der Zeit ihres Schamanenthums, das, in Blut und Fleisch gedrungen, hier wie anderswo nur schwer auszurotten ist. Wir werden auf ähnliche Verhältnisse auch in andern Theilen unsers ethnischen Gebiets stossen, indem wir sehen werden, wie die christlichen Tataren von Kazan trotz einer nahezu schon dreihundertjährigen Bekehrung noch immer zahlreiche Züge ihrer alten Glaubenswelt aufbewahrt, und wie auch die Tschuwaschen an der mittlern Wolga einem vom heidnischen Aberglauben stark gesättigten Christenthum huldigen. Ja, es ist ein merkwürdiger Zug im Leben der Türkenvölker, dass die Lehre Christi bei ihnen bis heute noch nirgends recht Wurzel gefasst hat, was bezüglich dieses Glaubens auch von den übrigen grossen Völkerelementen Asiens behauptet werden kann, denn mit Ausnahme jener Völker, deren Bekehrung in das vorislamitische Zeitalter fällt, als: Armenier, Georgier und Syrier, hat die Lehre Christi, trotz aller weltlichen Macht des Abendlandes, trotz all der imponirenden Grösse unserer modernen Culturwelt im Busen der Asiaten sich nirgends einzunisten vermocht. Ist es nicht ein treffender Beleg dafür, dass das Christenthum, obwol ein asiatisches Product, nur auf dem Boden und unter den Völkern Europas gedeihen kann?

Mit dem Islam dieser Gegenden hat es schon eine andere Bewandtniss. Man geht wol nicht irre, wenn man annimmt, dass die ersten Sendboten des mohammedanischen Glaubens an die Ufergegenden des Tobol, des Ischim und des Irtisch aus der Wolgagegend und zwar noch zur Zeit des altbulgarischen Reichs gelangt sind. Hier befand sich schon im 11. und 12. Jahrhundert die Hochstrasse nach Sibirien; mohammedanisch-bulgarische Kaufleute, die westlich bis zur mittlern Donau vorgedrungen waren, hatten auch vom Osten her den Handel zwischen ihren damals noch ganz nomadischen Stammesbrüdern aufrecht erhalten, und wenngleich nur sporadisch, so ging die Islamisirung mit der Colonisirung, d. h. mit den ersten Culturanfängen, hier immer Hand in Hand. Wir stimmen dabei mit Radloff vollkommen überein, dass selbst die Beziehungen der toboler Tataren zu den Bewohnern Mittelasiens schon weit über das 16. Jahrhundert zurückgehen

und dass zur Zeit Kütschüm-Chan's die Hauptmasse der Toboler schon den Islam angenommen hätte. Diese Beziehung mit dem Südwesten, d. h. mit dem Islam Transoxaniens, war allerdings eine schwächere und hat ihre officielle Bestätigung eben nur im Jahre 980 (1572) finden können. Getrennt durch die grosse geographische Ausdehnung von über dreihundert deutschen Meilen und dazu noch durch riesige unwirthbare Steppen, muss der Verkehr von Sibirien nach den Oxusländern zu allen Zeiten ein äusserst schwieriger gewesen sein. Nur in dem Maasse, als die tatarisch-türkischen Dynastien an den Ufern des Zerefschan ihre Macht consolidirten und dem Islam des innern Asiens ein türkisches Gepräge zu verleihen vermochten, nur in dem Maasse konnte die Religion des arabischen Propheten bis weit nach dem hohen Norden sich ausdehnen und den Kampf mit dem Schamanenthum, d. h. mit dem nationalen Glauben der Türken, erfolgreich aufnehmen. Nur in diesem Sinne möchten wir das Verhältniss des in Isker am Irtisch herrschenden Kütschüm-Chan zu Abdullah Chan, zum grössten Herrscher der özbegischen Dynastie der Scheïbaniden, auffassen, und nur so finden wir die Bitte des ersteren bezüglich moslimischer Scheiche und Gelehrten einigermassen erklärlich. Diese Gesandtschaft datirt bekanntermassen aus dem Jahre 980 (1572), einer Zeit, in welcher Abdullah Chan im Zenith seines Glanzes stand und wo ihm als einem moslimischen Herrscher wol daran gelegen war, die Lehre des Propheten zu verbreiten. Wie wir einem bei Radloff im 4. Band seiner Literaturproben gebrachten Stücke entnehmen, hatte Abdullah Chan zuerst einen gewissen Jarim Seïd und Scherbeti-Scheich aus Ürgentsch an die Ufer des Irtisch abgehen lassen, und als der erstere starb und der zweite wieder in seine Heimat zurückkehrte, da ging zum zweiten mal ein gewisser Ali Chodscha nach Isker in Begleitung des frühern Scherbeti-Scheich, die nun dort in den Schulen thätig waren und, von Kütschüm hochgeehrt, den Islam nach Thunlichkeit verbreiteten. Dass Abdullah Chan diesen Apostel der mohammedanischen Lehre nicht aus Bochara, sondern aus dem mehr westlich liegenden Ürgentsch wählte, dazu mag ihm erstens der verhältnissmässig grössere Ruf der Gelehrsamkeit bewogen haben, dessen sich die Gelehrten des alten Charezm früher und auch im 16. Jahrhundert erfreuten; zweitens war es auch der Umstand, dass ein ürgentscher Mollah mit seiner türkischen Muttersprache unter den Tataren Sibiriens viel erfolgreicher auftreten konnte,

als irgendein Persisch redender tadschikischer Gelehrter von den Ufern des Zerefschan. So ist es nun gekommen, dass der Islam in seinem meist nach dem Norden vorgeschobenen Grenzgebiete gleich den Zuschnitt der mittelasiatischen Glaubenswelt bekommen, d. h. im Gewande des Fanatismus sich eingeführt und in solchem auch noch bis heute erhalten hat. Es ist daher eine aussergewöhnliche Erscheinung, wenn wir die auf dem heissen Boden Arabiens entstandene Glaubenslehre unter dem rauhen Himmel Sibiriens nun trotz der fremden christlichen Herrschaft noch immer leben, ja fortblühen sehen, und zwar mit einer Kraft, an welcher die Bekehrungsversuche der russisch-orthodoxen Missionen sich vergebens bemühen. Wenigstens russische Quellen erzählen fast einstimmig, dass die russische Cultur bei den Moslimen jener Gegenden ebenso wenig Einfluss zurücklassen kann als bei den Tataren in Kazan und in der Krim. Der Rechtgläubige am Irtisch, an der Tobol und in den Kreisen von Tümen und Jalutrowsk hat dieselben Religionsmärchen wie sein Glaubensgenosse im tiefen Süden; er feiert dieselben Religionshelden wie der Tadschik und Sarte, ja wie der Beduine Arabiens, und hält an den Satzungen des Korans nicht minder fest als die letztgenannten. Noch vor einigen Jahrzehnten war, soweit ich mich erinnere, ein ziemlich reger Verkehr zwischen den Mohammedanern Sibiriens und dem damals noch als Brennpunkt des Islams geltenden Bochara. Nahezu ein Jahr dauerte die Reise vom Irtisch bis zum Zerefschan, und dennoch hatten begeisterte Jünger aus den Hochschulen Bocharas und Samarkands die Mühe nicht gescheut, den weiten Weg zu unternehmen. Viele kehrten reich an Geld zurück, viele wieder liessen sich dort nieder und fühlten trotz russischer Suprematie sich ganz zu Hause. Was von den alten türkischen Sagen, Sitten und Gebräuchen bei diesem Volke sich noch erhalten konnte, das ist nur in den untersten Schichten der Gesellschaft anzutreffen; wer auf Bildung Anspruch hat, schämt sich derartiger Reminiscenzen aus der alten Heidenwelt und ist eher bereit, mit seinen arabisch-persischen Floskeln zu paradiren.

Die dritte Religion, welche in diesem Theile der Türkenwelt und zwar im Osten des Altaigebirges, namentlich bei den früher erwähnten Teleuten, Schoren und Schwarzwaldtataren anzutreffen ist, nämlich der **Schamanismus,** muss als der älteste dem Türkenvolk im allgemeinen eigenthümliche Glaube aufgefasst werden und hat, wie so manche Sitten und Gebräuche, hier nur deshalb un-

gestört bestehen können, weil einerseits die chinesisch-buddhistische Cultur vom Südosten her, andererseits aber der Islam vom Süden und vom Westen her nur wenig Einfluss auszuüben vermochten. Wäre es den Russen nicht gelungen, durch Vernichtung der Herrschaft Kütschüm-Chan's dem Islam die weltliche Grundlage zu entziehen, so würde der ursprüngliche Schamanenglaube an der Tschuja, an der Katunja, am Abakan und um den Teletzker See heute wol kaum mehr bestehen; doch da sein einziger Gegner machtlos geworden, vegetirt er noch immer fort, natürlich nicht in jener Urwüchsigkeit wie vor alten Zeiten, und wird auch eventuell nicht durch das Christenthum, sondern durch den Islam oder den Buddhismus gänzlich unterdrückt werden. Und der Schamanenglaube dieser altaischen Türken, wie er in den Schilderungen von Pallas, Gmelin, Jadrintzew u. A. vorliegt, oder wie er aus den Literaturstücken Radloff's und aus den fragmentarischen Notizen in der Grammatik der altaischen Mission ersichtlich wird, repräsentirt in der That ein Stück jener alten, ja uralten Gedankenwelt, welche dem Türkenthum vielleicht schon seit Jahrtausenden eigen ist; einer Gedankenwelt, von welcher wir in den Schilderungen der Byzantiner von den Hunnen und Awaren einzelne Spuren entdecken und die schliesslich trotz des Islams der Uiguren noch aus dem ältesten türkischen Sprachmonumente, nämlich aus dem Kudatku-Bilik, hervorleuchtet. Der Tengere Chan, Fürst Himmel oder auch Fürst Gott, figurirt als oberste Gottheit, mit dem der Kairà Chan, wörtlich „der Versorger, der Verpfleger, der Erbarmer", sowie auch der Aliasch, „Vater, Ahne, Urvater", eigentlich nur Synonyme oder Epitheta zu sein scheinen. Im allgemeinen ist das Princip des Guten durch Ülgen (wörtlich gross), das des Schlechten durch Erlik repräsentirt. Ülgen, mit Jarik (d. h. Licht) identisch, hat drei Söhne, von welchen der erste Jamgirakti (d. h. es hat geregnet) und Jaschigan (d. h. der Blitzende), der zweite Saltigan (d. h. der Wehende) und der dritte Timur Chan (d. h. Eisenfürst) heisst. Letztgenannter ist Gott des Krieges, dem nach der Tradition die Kehle durchschossen wurde, infolge dessen er Stotterer ist. Er wird von den Schamanen mit folgender Hymne besungen:

Wie breites Eisen sind die Schultern dein,
Wie gebügelter Stahl deine Brust,
Deine Wangen den eisernen Stangen gleich,
Dein Herz dem schwarzen Wundersteine gleicht.

Als Stotterer sprichst du kein Wort zwar aus,
Sollst du schiessen, bist du auch Linkpfot;
Des weissen Ülgen Knabe bist du,
Der Sohn des eisernen Chans.[1]

Was nun die Spuren fremden Cultureinflusses betrifft, so gehört es allerdings nicht zu den kühnen Hypothesen, die symbolische Darstellung des guten und bösen Gottes altiranischer Bildung zuzuschreiben. Wenigstens theilweise rechtfertigen die hierauf bezüglichen Benennungen eine solche Annahme. Die Altaier und Teleuten verehren ferner im Kudai das Princip des Guten, im Schaitan oder im Körbös das Princip des Schlechten. Der Name Kudai, aus dem persischen Chudai = Gott, entlehnt, deutet hierauf hin und erinnert an einen analogen Fall bei dem andern Theile des Türkenvolkes, nämlich bei den Magyaren, wo die oberste Gottheit, d. h. Isten, ebenfalls mit dem altpersischen Izdan identisch ist; dass der Gott des Bösen, der ausser dem arabischen Schaitan noch den Namen Körbös führt, mit dem Chormuzd der Perser verwandt sei, wie Schiefner in seinem zu Radloff's Buche geschriebenen Vorwort meint, möchten wir im Grunde bezweifeln, denn Kürbüs oder Kürmös, auch Körümes geschrieben, bedeutet dem Wortwerthe nach den Unsichtbaren, und erinnert an eine andere türkische unterirdische Gottheit, nämlich an den Örtük, d. h. der Verborgene, auch an den gleichbedeutenden Ördög (Teufel) der Magyaren. Neben dieser Personification einer bösen und guten Gottheit haben die Altaier, wie sich dies auch in den Monumenten der heidnischen Religion der alten Magyaren nachweisen lässt, noch viele untergeordnete Geister oder Schutzgötter, Ee, auch Ege und Eje, d. h. Herr, genannt, denen die Aufsicht oder Herrschaft über die verschiedenen Elemente zugeschrieben wird. Es gibt Berggeister, Waldgeister, Flussgeister, Hausgeister, die der Altaier theils fürchtet, theils verehrt, und deren Gunst zu erlangen oder deren Zorn zu besänftigen er Opfer und Spenden darbringt. Diese Opfer bestehen zumeist aus Pferden, Rindern und Schafen, die auf eine barbarische Weise geschlachtet werden, indem der opfernde Priester mit der Hand in die aufgeschnittene Brust des Thieres fährt, dessen Herz zusammendrückt und den Tod mit einer unglaublichen Schnelligkeit herbeiführt. Das Fleisch wird sodann

[1] Nach Jadrintzew („Russische Revue", Bd. XXI, Hft. 12).

gebraten oder gekocht und von den frommen Anwesenden in grösster Eile verzehrt, nachdem die Häute der Opferthiere auf langen Stäben aufgehängt wurden, um die bösen Geister zu beschwichtigen, und diese bizarren Ueberreste sollen nach Aussage eines Reisenden auf weiter Ebene oder auf kahlem Felsen einen gar sonderbaren Anblick gewähren. Man opfert ausserdem auch noch fertige Speisen und Getränke, unter welch letztern Wein und Branntwein, aber nie Wasser verstanden wird. Der Jäger opfert eine aus Teig gemachte wilde Ziege (Kotschkar), die er auf den Altar stellt. Nach Aussage der altaischen Legenden soll es ehedem auch noch Menschenopfer gegeben haben, doch scheint man sich deren zu schämen, denn das angebliche Opfern von Jungfrauen wird den Mongolen, Kirgizen und Russen als eine Unthat in die Schuhe geschoben; so wenigstens lesen wir bei Jadrintzew. Bei den Opferceremonien fällt den Abis, d. h. den Geistlichen, die Hauptrolle zu; die bei diesen Ceremonien üblichen Segensformeln sind zu charakteristisch, um nicht hier ein Muster zu bringen.

Schamanengebet.
(Radloff, Text, I, 217.)

O du oben wohnender Gott, Abiasch!
Der du die Erde mit Gras bekleidest,
Der du dem Baume Blätter gegeben,
Der du die Wade mit Fleisch versehen,
Der du auf dem Kopfe Haare hervorgebracht,
Der alle Geschöpfe erschaffen,
Der alles Gegenwärtige bereitet!
Du hast die Sterne erschaffen, o Gott!
O Alton Pi, der den Vater erhoben,
O Ülgen Pi, der die Mutter erhoben,
Du Schöpfer des Erschaffenen,
Du Bereiter des Bereiteten,
O Gott, du Sternenerzeuger
O gib Vieh uns, o Gott!
Gib Speisen, o Gott!
Gib ein Oberhaupt, o Gott!
Du Bereiter des Bereiteten,
Du Schöpfer des Erschaffenen!
Zu meinem Vater hab' ich gefleht.
Er möge mir Segen geben,
Er möge mir Hülfe leisten,
Mir in meinem Hause
Und meinem Vieh in der Heerde!

Vor dir neige ich mich,
Du gib Segen, o Kudai,
Du Schöpfer des Geschaffenen,
Du Bereiter des Bereiteten!

Dem Abis zunächst steht der Kam, der die Stelle des Zauberers, Beschwörers, Traumdeuters, Wunderwirkers und Quacksalbers vertritt. Er ist, wie aus vielen bisherigen Beschreibungen bekannt, in eine wunderbare, excentrische, aus vielen buntfarbigen Lappen angefertigte Kleidung gehüllt, trägt wie sein Berufsgenosse in Afrika die verschiedenartigsten Talismane, als: Thierknochen, Steine, Wurzeln von Pflanzen u. s. w., auf sich; sein schmutziges, langes, nie gekämmtes Haar, sein stierer Blick, sein hageres, Schrecken einflössendes Aeussere qualificirt ihn vollauf zu seiner mystischen Beschäftigung, und wir finden es leicht begreiflich, wenn der schlichte Sohn der Natur beim Anblick dieses zumeist bei Nacht beim fahlen Scheine einer Flamme operirenden Zauberers — wie er die Trommel rührt und mit entsetzlichen Gesticulationen umherspringt —, von einer innern Furcht ergriffen, diesem uralten Cultus anhängt. Diese mit den phantastischsten Zeichnungen versehene Trommel, tüngür auch küngür genannt, auf einer Seite mit einer Rehhaut überzogen, während von der andern verschiedene Metallstücke und Glöckchen herabhängen, bildet hauptsächlich den Gegenstand religiöser Verehrung bei den Altaiern, und sie flösst viel mehr Schrecken ein als der Schamane selbst. Es herrscht der Aberglaube vor, dass in derselben der Geist (Tüngür eezi) verborgen lebt und dass beim Zaubern sich in derselben die Schutzgötter (Töstör) versammeln. Es haben daher die verschiedenen Bestandtheile und die Zeichnungen der Trommel eine besondere Bedeutung, und die Anfertigung sowol als die Zusammenstellung geht unter besonderm Ceremoniell vor sich. Nach dem Tode eines Schamanenpriesters wird die Trommel über seinem Grabe aufgehängt oder es werden gewisse Theile derselben von seinen Anverwandten in grossen Ehren aufbewahrt. Die Hülfe des Schamanen wird gar häufig in Anspruch genommen, denn hier gilt es, eine Krankheit zu heilen, einer in Geburtswehen Leidenden aus der Noth zu helfen, dort wiederum Regen zu beschwören; der Kam ruft im letztern Falle folgendermassen aus:

Kairakan, Kairakan!
Segen, Segen, Segen!
Gib eine Oeffnung, so weit wie die Handfläche,

Ein Loch, so gross wie die Nadel!
Ich, der edel geborene,
. . . . . (?)
Abü Toby hat gerufen,
Ich, der redliche Sklave, habe gerufen!
Den Nebel des Himmels zur Erde,
Den Nebel der Erde zum Himmel! (bring)
Den Ahnen Paschtigasch rufe ich an:
Oeffne des Himmels Schleussen,
Oeffne so weit wie eine Hand!
Oeffne so gross wie eine Nadel!
Von hinter dem Berge brich hervor!
Von der Quelle des Abakan brich hervor!
Kairakan! Kairakan!
Segen! Segen! Segen!

Es ist im allgemeinen im Schamanenthum der heutigen Altaier und Teleuten ein sonderbares Gemisch von theils alttürkischen Culturreminiscenzen, theils aber auch von buddhistischen Religionseinflüssen zu merken. Wenn wir in Uebereinstimmung mit Schiefner in der von Radloff (I, 175) gebrachten Sage von der Erschaffung der Erde einzelne mythische Persönlichkeiten, wie den Mai-Tere und den Mandy-Schire als eine Nachahmung der buddhistischen Bodhisattwas Maitreja und Mandshugri betrachten, und so manche andere Episoden in der altaischen Kosmogonie von tibetisch-mongolischer Quelle ableiten, so wäre es doch andererseits wieder schwer in Abrede zu stellen, dass einzelne Gottheiten, ins Nationalgewand der türkischen Sprache gekleidet, unzweifelbarer türkischer Provenienz seien. So z. B. Erlik, die oberste Gottheit der Unterwelt, die Personification des Teufels, richtiger der unterirdischen Macht, ist nichts anderes als eine wörtliche Verdolmetschung des Begriffs „Stärke", denn Er ist die Stammsilbe im Türkischen für Kraft (vgl. türkisch Erük, magyarisch erö = Kraft) und lik ist ein Adjectivsuffix. Er ist mit dem kalmückischen Höllengott Erlik-Chan identisch und wird bei den Buddhisten als Beherrscher der Unterwelt mit einem grimmigen, abscheulichen Aeussern dargestellt. Desgleichen der vom Teufel zuerst verleitete Mensch, der Töröngöj, der Wortbedeutung nach „der Unterirdische, der in der Tiefe Hausende" (vom Adjectiv töröng = tief), eine mythische Persönlichkeit, die sich auch im Magyarischen, nämlich im Worte tereng (terengette = der Teufel hat's verzehrt) erhalten hat. Dass auch Text und Conception, sowie die Geistesrichtung im allgemeinen sich andern ähnlichen Manifestationen ural-altaischer und speciell

turko-tatarischer Völkerschaften anreiht, ist nichts als natürlich. Wir brauchen zu diesem Behufe nur einzelne Stellen aus den heutigen Mythen der Altaier hervorzuheben, so z. B. den von Menander gebrachten Schwur des Avarenfürsten Bajan, der mit gezogenem Schwerte schwörend, um seine Aufrichtigkeit zu beweisen, den Himmel aus der Höhe niederstürzen, die Welt in Flammen verzehren, Wälder und Berge über sich herfallen lässt, und dies mit jener Stelle zu vergleichen, die nach altaischer Ueberlieferung aufs Ende der Welt sich bezieht und die folgendermassen lautet: „Das Land wird dröhnen, die Berge sich herumdrehen; die Abhänge werden einstürzen; der Himmel wird erzittern; das Meer wird Wellen schlagen; das Land wird sich umwenden und die Oberfläche wird nach unten stehen."

Andere untrügliche Zeichen der alttürkischen Mythe sind z. B. noch im Worte Ijik zu erkennen, unter welchem die Altaier ein zum Opfer bestimmtes Thier verstehen, dem schon in der frühesten Jugend — als zum Gottesdienste auserkoren — ein buntes Band um den Hals geschlungen wird, das dabei aber jahrelang als Nutzthier im Hause gebraucht werden kann. Mit diesem Ijik der Altaier ist das Irik der Tschuwaschen und das Ijis der Turkomanen, von welchem weiter unten die Rede sein wird, identisch. Nach Pallas besteht dieses Spendopfer oder eigentlich dieses Gelübde aus einem männlichen Pferd, zumeist Rappen oder Fuchs, und die Weihung geht bei einem im Lenz stattfindenden Feste vor sich, indem man das Pferd vor das Opferfeuer führt und mit dem Kraute Irün — einem kleinen, wohlriechenden Wermuth von der Gattung der Artemisia tenacetifolia — beräuchert, mit Milch begiesst, und nachdem man ihm vorn an die Mähne und an den Schweif einen rothen und weissen Fetzen gebunden, wieder frei unter die Heerde lässt.

Es sind ferner noch andere einzelne Momente vorhanden, zu denen analoge Fälle auf dem weiten Gebiete der turko-tatarischen Völkerelemente im hohen Alterthum leicht gefunden werden können, so z. B. jene Sitte der Altaier, nach welcher zur Beschwichtigung der Berg-, Wald- und Flussgeister an betreffenden Orten Opfer dargebracht werden und die noch bei den Magyaren im ersten Jahrhundert ihrer Niederlassung in Pannonien gäng und gebe waren; mit einem Worte, das heutige Religionsbild dieser im östlichen Altai wohnenden türkischen Völkerfragmente bietet so manche werthvolle Züge der alten turko-tatarischen Glaubenswelt.

nur schade, dass es heute noch skizzenhaft vorliegt, daher beim Studium der vergleichenden Religion nicht zur Genüge verwerthet werden kann. Es geschieht zur Beschwichtigung des bösen Hausgeistes (Öi Karazi), dass man, wie Pallas berichtet, „an jedem Gezelt auf der östlichen Seite aussen eine Art Götzen eingesteckt findet, den sie Tös oder in der Mehrzahl Töstör nennen. In einem wie eine Gabel gespaltenen Stock nämlich, der aus einer langen Baumzwiebel geschnitten ist, sind an einem querüber geknüpften Riemen zwei wie Vögel grob ausgeschnitzte Hölzlein angereiht, in deren jedes eine Birkhuhnfeder eingesteckt ist, sodass gleichsam ein zweileibiger Vogel mit ausgespreizten Flügeln herauskommt. Zwischen den beiden Hölzchen hängt ein Stückchen Fuchs- oder Hermelinfell und ein langer Schweif von zerspaltenen Sehnen, oft mit eingemischten Pferdehaaren. Bei reichen Jurten habe ich bemerkt, dass auch zwischen den Hölzern ein kleiner aus Holz zusammengebogener Reifen oder Zirkel mit einem darangebundenen ausgeschnitzten Schlägel festgemacht war, welches vermuthlich die Vorstellung der Zaubertrommel des Schamanen, der die Götzen gemacht und geweiht hat, sein soll. Neben dem Zwiebelstock sind noch zwei Stöcke zwischen die Stricke, welche das Filzzelt zusammenhalten, eingesteckt, an deren einem ein rothes, an dem andern ein weisses Fetzchen hängt, welches gemeiniglich noch von einem blauen begleitet ist. Diese Stöcke sind bald an einer Seite, bald zu beiden Seiten des Götzen befindlich. Bei vielen, besonders ärmern Altaierzelten, habe ich gesehen, dass in dem Zwiebelstock nur das Fell von einem Fuchsschwanze bis an die Augen mit den Bärten und dahinter die äusserste Spitze von einem Schafschwanz mit der Wolle, zu jeder Seite dieser Zierathen ein blaues Fetzchen Laken und ein dickes von braun und weisser Schafwolle geknüpftes Schnürlein von dem Riemlein herunterhing. Daneben sind noch Stöcke mit weissen und rothen Fetzen aufgesteckt. Noch andere hängen ein blosses Hermelinfell an einem Stock auf, und solche habe ich nicht nur an der östlichen, sondern auch an der entgegengesetzten Seite des Zeltes gefunden, wenngleich die andern Stöcke mit den Fetzen sich an der östlichen Seite befanden. Sie lassen diese ihre Heiligthümer nicht gern angreifen und sollen bei selbigen öfters Gebete verrichten, wenn sie einiges Bedürfniss haben. Bei dem Frühlingsfeste wird dieser Götze auch über dem Feuer mit dem Kraute Irün geräuchert und sieht daher gewöhnlich ziemlich versengt aus. Man findet auch in vielen Gezelten

inwendig, an derjenigen Seite, wo der Götze sich befindet, dieses Kraut aufgesteckt."

Mit Bezug auf das Schamaniren (kamda) der Altaier bringt Potanin in seinen „Skizzen aus der nordwestlichen Mongolei" (II, 83) einen detaillirten und interessanten Bericht, den wir auszugsweise hier mittheilen. Dieser russische Reisende hat unter den Waldtataren, d. h. unter den Urjanchai-Tangnu der Mongolen oder Tuba-kischi, wie sie sich selber nennen, dieser Ceremonie bei einer Schamanin Namens Najdik persönlich beigewohnt, und aus seinem Bericht erfahren wir, dass es zweierlei Gattungen von Schamaniren gibt, nämlich eine aussergewöhnliche und eine festgesetzte, welche letztere jeden 9., 19. und 29. Tag des Monats vorgenommen wird. Die Zaubertrommel, khengirgin-tüngür genannt, war im Zelte der Najdik rechts vom heiligen Schreine aufgehängt, während man links an der Wand in einiger Entfernung die verschiedenen Lappen und Zauberobjecte wahrnehmen konnte. Dieser Theil des Zeltes, in welchem derartige Lappen aufbewahrt werden, führt den Namen Jandir. Die Trommel selbst ist entweder von ganz runder oder länglicher Form, der senkrechte hölzerne Durchmesser dient zugleich als Henkel und heisst toktusch, er ist der Länge nach mit Gravirungen versehen, welche, wie Jadrintzew bemerkt, die ganze Weltanschauung der Altaier wiedergeben. Hier finden wir die Sonne, den Mond, den Regenbogen; die am höchsten geschätzten Thiere: den Frosch, die Schlange, die Eidechse, Fische, den sibirischen Hirsch, ausserdem aber auch Abbildungen von Opferbringungen, Handwerks- und Jagdzeuge u. s. w. dargestellt, ohne jedoch die Spur einer menschlichen Figur zu verrathen. Unter dem senkrechten Durchmesser und oberhalb des Centrums läuft eine horizontale Linie hin, mittels welcher die Trommel in zwei ungleiche Theile getheilt ist, von welchen der obere klein, der untere gross ist. Vom horizontalen Durchmesser hängen überdies zu beiden Seiten des Henkels noch eiserne Glöckchen (Kungrá) herab, während eine Schnur, ton genannt, über die Oberfläche sich hinzieht. Diese Glöckchen spielen beim Gottesdienst eine grosse Rolle, indem ihr Klingeln den Schamanen reizt, elektrisirt und fanatisch macht. Der Schlägel (orbi) hat die Form einer kurzstieligen Schaufel, deren gehobene Aussenseite mit der Haut eines Steinbocks überzogen ist, während in der Hohlseite kleine Metallstücke oder Ringe, um ein Geklirr zu erzeugen, angebracht sind.

Der Anzug der Schamanin bestand aus einer Art Weste, aus einem speciellen Hut und Schuhen. Erstere, bis zu den Knien reichend, war mit schmalen, buntfarbigen, am Gurt befestigten Stoffstücken behängt, deren untere keilförmige Spitzen aufs Knie niederfielen. Diese langen Streifen, laut Erklärung der Eingeborenen eine bildliche Darstellung von Schlangen, nahmen sich wie ein Fransenkranz um den Körper der Prophetin aus, unter welchen sich noch überdies kleine aus dem Felle eines Steinbocks geschnittene Riemen befanden. In der Mitte des Gürtels befand sich das Zeichen der sechsköpfigen Schlange Amirga (auch bei den Mongolen heisst eine fabelhafte Schlange Abirga); am Rücken zwischen den beiden Schulterbeinen trug die Zauberin eine an der Weste befestigte dichte Reihe von Glöckchen, und auf den Schultern selbst ein Büschel von Eulenfedern. Die Mütze hatte eine hellfarbige Verbrämung, auf welcher zwei Reihen von den Figuren der sechsköpfigen Schlange angenäht waren und von welcher obendrein zahlreiche dünne Riemen aufs Gesicht herabfielen; zwei breite Riemen fielen rückwärts vom Halse herab, während am obersten Ende der Mütze Eulenfedern in der Form eines Diadems angebracht waren. Schliesslich trug die Zauberin eine Gattung Schuhe aus Steinbockleder, dessen haariger Theil nach einwärts gewendet war.

Der Act des Schamanirens begann gewöhnlich damit, dass man Wachholderbeeren aufs Feuer und auf die Kleider warf. Der Dreifuss, auf welchem der Kessel zu stehen pflegte, wurde aus dem Zelte getragen, sowie im allgemeinen während des Zauberns die eisernen Objecte entfernt werden. Bevor man mit der Trommel zu operiren begann, wurde diese am Feuer gewärmt und über den Rauch der Wachholderbeeren gehalten. Beim Ankleiden war der Zauberin die Mutter behülflich, die zugleich das Feuer mit Wachholderholz nährte und mit einem Holzlöffel theils das Feuer, theils die obere Oeffnung des Zeltes mit Milch besprengte. Die vollständig angekleidete Najdik nahm zuerst die Trommel und schlug einmal auf dieselbe, dann stellte sie sich auf die rechte Seite des Zeltes mit dem Rücken gegen das Feuer und mit dem Gesicht gegen den Jandir (vgl. oben) gewendet, folglich in der Richtung von Nordwest; alsdann begann sie die Trommel zu rühren, indem sie das Instrument, beim rechten Fuss haltend, in dreitaktigen Schlägen auf die rechte Seite schlug, bald wieder, es an den linken Fuss nehmend, auf der linken Seite trommelte. Den Kopf

sowie den ganzen Körper in geneigter Stellung haltend, richtet die Zauberin bei fortgesetzten Trommelschlägen sich allmählich auf, sie bewegt sich gleichsam wie im Tanze, die immer engern Schritte gehen allmählich zur Unbeweglichkeit über, besonders schüttelt sie das Haupt beim Takte der Trommelschläge, bis sie endlich erschöpft sich niederlässt und unter fortwährender Begleitung der Trommel die Beschwörungsformel in einer melancholisch-angenehmen, mit dem stürmischen Tanze stark contrastirenden Arie singt. Die Recitation ist bisweilen durch sonderbare Töne unterbrochen, unter welchen das Erscheinen der Geister sich manifestirt; die Zauberin schnarcht, wiehert bald gleich einem Pferde, bald wieder stösst sie den Zauberschrei Kiku! aus, ein Ruf, dessen sich auch die mongolischen Kinder beim Spiele tsagan-modon (weisser Baum) bedienen.

Nach dem Schamaniren vor dem Jandir begab sich die Zauberin zur Thür, wo sie, mit dem Rücken zum Herde gewendet, ebenfalls schamanirte und sich sodann ins Freie begab. Hier war schon ein Filz ausgebreitet und in einiger Entfernung hielt der Bruder der Zauberin ein weisses Gott geweihtes Pferd am Zügel, das ausser den Mitgliedern der Familie Najdik von niemand bestiegen werden durfte. Das Thier wurde mit der Schnauze gegen die Thür gehalten, und vor ihm stieg auf einem hölzernen Dreifuss der Rauch von Wachholderbeeren auf. Anfangs schamanirte die Zauberin auf dem Filzteppich, indem sie die Trommel rührte, sich schüttelte und auf einem Fusse im Kreise sich bewegte, wobei die Riemen, Fransen und Zipfel ihres Gewandes wild in der Luft umherflatterten. Hierauf näherte sie sich dem geheiligten Pferde von der linken Seite, fortwährend die Trommel rührend, ohne das an dieses Getöse wahrscheinlich schon gewöhnte Thier besonders zu erschrecken. Während sie die Ceremonie auf dem Pferde verrichtete, hielt ihre Mutter unter der Schnauze des letztern das Räuchergefäss oder besprengte es mit Milch, indem sie bei jedesmaligem Besprengen auf den Filz niederkniete und mittels des Berührens der Stirn dem Pferde ihre Reverenz machte. Ins Zelt begab die Najdik sich nun wieder rücklings und stand daselbst mit dem Gesicht gegen den Jandir gewendet. Die Trommelschläge nahmen allmählich ab, sie besänftigte sich, warf den Schlägel den Zuschauern zu, welche denselben aus Ehrfurcht an die Stirn drückten, und je nachdem dieses geheiligte Instrument mit der hohlen oder runden Seite jemand zufällt, werden die

Kennzeichen des Glücks oder Unglücks prophezeit. Die Zauberin wird nun entkleidet, indem sie unter Aechzen, Stöhnen und fortwährendem Trillern trauriger Melodien sich Stück für Stück der Kleider und der Trommel entledigt, und nicht eher in Ruhe kommt, als bis ihr die Schuhe abgenommen wurden.

Die eigentliche Pointe beim ganzen Zauberspruch bildet der Glaube an die unsichtbaren Geister (ege, ee), die der Schamane während der Ceremonie zu sich beschworen hat, die er in der erwähnten Weise anruft und um Hülfe bittet. Zu den bekanntesten dieser Geistercitationen gehören unter anderm folgende:

Altın baschtıg Amırga dschılamm
Suk baschi sak sunng
Taglar baschi tamdschilgalit
Kemper baschi ketscheklik;

d. h.

O Amirga, du meine goldköpfige Schlange!
Die an Flusses Quell das Wasser reicht,
Das auf des Berges Gipfel tränfelt!
(. . . . . .)[1]

oder

Sologai golim solongda
Ong golim aktargaida
Tagdik patuk men
Tasch chösche (?) dschürekti men;

d. h.

Mein linker Arm ruht am Regenbogen,
Mein rechter Arm am Himmel (?):
Hoch bin ich gleich dem Berge,
Wie ein Stein ist mein Herz.

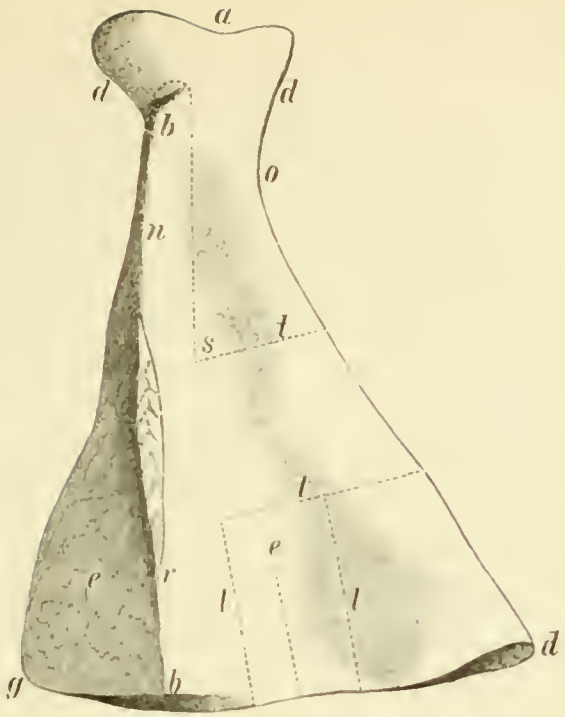
Nach Auffassung der Altaier (der Urjanchai-Tangnu Potanin's) stellt die Trommel eigentlich das Pferd des Schamanen vor, auf welchem er in der Geisterwelt umherrennt, und je ungestümer die Töne der Trommel, desto behender wird sein Flug in den Lüften, daher denn auch der Schlägel, welcher die Töne erzeugt, als die Peitsche des bildlichen Hippogryphen des Schamanenglaubens betrachtet wird.

[1] Bei Potanin ist dieser Vers unübersetzt, und ist infolge fehlerhafter Wiedergabe des Textes auch uns unverständlich geblieben.

Schliesslich wollen wir hier noch eine andere Beschreibung des Schamanirens hinzufügen, wie dies Jadrintzew bei einer andern Fraction der sibirischen Türken gesehen. „Bei den Kumandintzen fanden wir einen jungen Mann vor einem kranken Frauenzimmer klingelnd in der Hütte liegen; zum ersten mal hörten wir diese durchdringenden Töne. Die schmutzige Hütte, das daniederliegende Weib, die um dasselbe umherkriechenden Kinder und die wahnsinnige Klingelwuth des Kam machten einen eigenthümlichen Eindruck. Etwas später sahen wir denselben Schamanen bei einem andern Kranken. Am Ufer des Bij sassen beim hellen Scheine eines Scheiterhaufens die alten Weiber der Kumandintzen in rothe Sarafans gekleidet, mit Pfeifen im Munde unbeweglich wie Statuen; unter einem Vordache lag ein junger, an Auszehrung leidender Mensch, unweit desselben stand der Schamane und sang, sich hin- und herwiegend, einförmig, monoton, dann veränderte er seine Stimme, als wenn er mit dem bösen Geiste spreche, begann darauf seine Beschwörung, wiederholte sie immer lauter, energischer; herzzerreissende Töne entrangen sich seiner Brust, während er im Kreise umherlief. Der Kranke erhob sich und gierig blitzten die fieberhaften Augen voll Hoffnung auf, in der Ferne rollte der Donner und Blitze erleuchteten von Zeit zu Zeit den dunkeln Himmel. Glaube und Aberglaube, Hoffnung und Betrug, Todesfurcht und Todeskampf und die Macht der Elemente vereinigten sich in diesem Bilde aus dem Leben der Wilden."

Obwol nicht im geistigen Zusammenhange mit den Satzungen des Schamanenthums, spielt der Aberglaube des Wahrsagens aus dem halbverkohlten Schulterblatte der Thiere, namentlich der Schafe, Pferde, Rinder und Kamele, doch eine bedeutende Rolle bei den heidnischen Altaiern sowie bei den halbmoslimischen Kirgizen. Das Schulterblatt jarïn oder dschaurn, auch dscharn[1], wird mit Vorliebe aus dem Vordertheil des Thieres genommen, es darf weder mit den Zähnen abgerissen, noch mit einem Messer abgeschnitten werden, und prophezeit wird nur aus den Richtungen der Sprünge, welche das Bein nach längerm Liegen im Feuer erhalten hat. Wir lassen hier die bei Potanin auf Tafel XIX gezeichnete Figur 38 folgen, um den Leser mit den Kunstausdrücken des Orakels einigermassen bekannt zu machen.

[1] Vgl. magyarisch szárny = Flügel.



Von diesen heisst

a	kazan	=	Kessel,
bb	bauzdan	=	Hälschen,
b	dschauringarkaliki	=	Kämmchen,
d	kulak	=	Ohr,
g	mangdai	=	Stirn,
ee	dschauring iteki	=	Rand des Schulterblattes,
bg	kir	=	Rand, Seite,
dd	kara dschol	=	schwarzer Weg,
ss	kujuskan	=	Parallelsprünge am Kämmchen,
ll	til	=	Zunge,
tt	bögöt	=	Damm (Omen gegen Antritt einer Reise),
o	arning dscholi alîs eldelte	=	?
p	turgara tschijunisch	=	wichtige Nachricht,
r	at auz	=	Pferdemaul.

Die minutiösen Benennungen der einzelnen Theile des Schulterblattes bleiben sich so ziemlich gleich, doch nicht so die Auslegung des auf die Sprünge basirten Orakels, denn bald werden die verschiedenen Richtungen auf die eine, bald auf die andere Weise ausgelegt. Der eine prophezeit aus dem Sprunge das Gelingen oder Fehlschlagen einer Reise, der andere wieder das Ge-

nesen oder Sterben eines Kranken u. s. w., wie im allgemeinen auch das Wahrsagen mittels des Schulterblattes nicht nur von den Schamanen, sondern von jedem Laien prakticirt wird.

Als zum Religionsleben der Schamanen gehörend wollen wir noch der Schöpfungsmythen der Altaier Erwähnung thun, in welchen, wie schon Schiefner bemerkt hat, der iranische und mongolisch-buddhistische Cultureinfluss am meisten zu bemerken ist; unter jenen Mythen erscheint uns folgende von Radloff (Uebersetzung I, 175) aufgezeichnete als die weit interessanteste.

Altaische Sage von der Erschaffung der Erde.

Ehe die Erde vollendet war, war alles Wasser, die Erde war nicht da, der Himmel war nicht da, Sonne und Mond waren nicht da. Gott flog umher, auch noch ein Mensch flog umher, beide schwarze Gänse seiend, flogen umher. Gott dachte durchaus an nichts; jener Mensch, den Wind erregend, regte das Wasser auf und spritzte Wasser in das Antlitz Gottes. Jener Mensch gedachte höher als Gott sich zu erheben, er stürzte aber nach unten und fiel ins Wasser. Herabgestürzt sprach er fast erstickend: „Ach, mein Gott, errette mich!“ Gott sprach: „O Mensch, erhebe dich aus dem Wasser hervor.“ Jetzt erhob sich jener Mensch aus dem Wasser in die Höhe. Gott sprach: „Es möge ein fester Stein entstehen.“ Von dem Grunde des Meeres kam ein harter Stein hervor; auf die Oberfläche desselben setzte sich der Mensch, der mit Gott zusammen lebte.

Gott sprach: „Du steige herunter zum Grunde des Meeres und bringe Erde herauf!“ Nachdem er hinabgestiegen, fasste er Erde mit der Hand, und nachdem er Erde genommen, gab er sie Gott. Gott warf diese Erde über die Oberfläche des Meeres hin und sprach: „Es werde Land.“ Darauf entstand das Land. Darauf sprach Gott abermals: „Steige hinab und bringe noch Erde herauf.“ Der Mensch dachte bei sich: „Wenn ich dort hinabsteige, werde ich auch für mich Erde mitbringen.“ Er stieg zum Grunde des Wassers hinab, nahm nach seinen Gedanken zwei Hände voll Erde mit. Die eine Hand voll brachte er Gott, mit der andern Hand steckte er die Erde in den Mund und stieg empor, um selbst vor Gott verborgen Land zu machen. Die eine Hand voll Erde gab er Gott. Gott nahm sie, streute sie aus und die Erde wurde dick. Jener Mensch steckte die Erde in seinen Mund, sie schwoll

an, der Mensch wollte ersticken, sie schnürte ihm die Kehle zu und er wäre fast gestorben. Jetzt lief er zur Seite und entfloh vor Gott. Er meinte, er sei weit fortgegangen, aber als er sich umblickte, stand Gott ihm zur Seite. Als jener Mensch dem Ersticken nahe war, sprach er zu Gott: „Ach Gott, wahrhaftiger Gott, errette mich." Gott sprach: „Was hattest du vor? Dachtest du etwa, du könntest die Erde nehmen und in deinem Munde verbergen? Weshalb verbargst du die Erde?" Jener Mensch sprach: „Ich habe die Erde in den Mund genommen, um Land zu machen." Gott sprach: „Speie sie aus!" Als der Mensch dieselbe ausgespien, entstanden die kleinen Sumpfhügelchen. Darauf sprach Gott: „Jetzt bist du in der Sünde. Du dachtest mir Böses zu thun; des dir unterworfenen Volkes innerer Sinn wird ebenso böse sein! Der Sinn des mir unterworfenen Volkes wird heilig sein. Sie werden die Sonne sehen, sie werden das Licht sehen, der wahre Kurbystan werde ich genannt werden. Dein Name soll Erlik sein. Der Mensch, welcher seine Sünde vor mir verborgen, soll der deinige, der Mensch des Erlik sein. Der Mensch, der sich vor deiner Sünde verborgen, soll der meinige sein."

Es wuchs ein einziger Baum ohne Aeste empor, diesen erblickte Gott. „Ein einziger Baum ohne Zweige ist nicht angenehm zu sehen, es mögen an ihm neun Aeste entstehen", sprach er. Neun Zweige wuchsen empor. „Am Fusse der neun Aeste mögen neun Menschen sein, aus jenen neun Menschen mögen neun Völker entstehen."

Als jetzt Erlik kam, ertönte ein Geräusch von vielen (ihm unbekannten) Dingen. Erlik sprach jetzt zu Gott: „Woher rührt dieses Geräusch?" Gott sprach: „Du bist ein Fürst, ich bin auch ein Fürst, dies ist mein Volk." Gott sprach: „Nein, ich werde es dir nicht geben, warte du nur." Jetzt sprach Erlik zu sich selbst: „Halt, halt, ich will mir doch das Volk Gottes ansehen." Erlik ging, ging und kam dort an. Als er nachsah, erblickte er alles: Menschen, Wild, Vögel und allerlei Lebendiges. Erlik sprach: „Wie hat nur Gott dies alles gemacht? ich sagte doch, ich will alles nehmen, wie soll denn dies zur That werden, wovon nährt sich dieses Volk?"

Als Erlik sah, dass sie von der einen Seite des einzigen Baumes assen, von der andern aber nicht, sprach er: „Weshalb esset ihr nur von diesem?"

Da sprach ein Mensch: „Dies ist unsere Speise, die uns von

Gott angewiesen. Gott hat zu den Menschen gesagt: «Esset nicht die Speise dieser vier Zweige; nach Sonnenaufgang zu sind fünf Zweige, die Speise derselben esset!» Nachdem er so gesprochen, ist er selbst zum Himmel emporgestiegen; an den Fuss des Baumes hat er einen Hund gesetzt, indem er sagte: «Wenn der Teufel kommt, so fasse ihn.» Ausserdem hat er eine Schlange hingesetzt, indem er sagte: «Wenn der Teufel kommt, so beisse ihn.» Darauf sprach Gott zum Hunde und zur Schlange: «Wenn ein Mensch kommt, um die Speise der fünf Zweige, die nach Sonnenaufgang zu liegen, zu essen, so lasst ihn nahe, wenn er aber die Speise dieser vier Zweige essen will, so lasst ihn nicht nahe!» Deshalb ist dieses unsere Speise."

Als der Teufel Erlik dies hörte, ging er zum Baume; dort fand er einen Menschen mit Namen Töröngöi, zu dem sprach er: „Wenn Gott euch gesagt, ihr möget von diesen fünf Zweigen essen, von jenen vier Zweigen esset nicht, so ist dies Lüge und nicht Wahrheit. Die Speise von diesen fünf Zweigen iss nicht, von jenen vier Zweigen iss sie."

Als der Teufel so gesprochen, schlief die Schlange ein. Der Teufel drängte sich in die Schlange ein; in der Schlange sprach der Teufel: „Klettere auf diesen Baum hinauf." Die Schlange kletterte auf diesen Baum hinauf. Die Schlange ass die Speise, von der Gott gesagt, dass der Mensch sie nicht essen sollte. Mit dem Manne Töröngöi lebte zugleich ein Mädchen mit Namen Edji; zu diesen sprach die Schlange: „Töröngöi, Edji, esset dies!" Töröngöi sprach: „Nein, wie soll ich davon essen, Gott selbst hat gesagt, «iss nicht!» Ich esse nicht." Darauf gab die Schlange dem Mädchen die Speise, Edji ass sie. Als sie dieselbe ass, war die Speise sehr süss. Töröngöi ass sie nicht. Darauf streifte Edji die Frucht ab und strich sie in den Mund des Töröngöi. Jetzt fiel das Haar von ihrem Leibe und sie schämten sich. Einer verbarg sich hinter einem Baume, der andere hinter einem andern Baume.

Darauf kam Gott. Als Gott kam, verbarg sich alles Volk vor Gott. Gott rief: „Töröngöi, Töröngöi, Edji, Edji, wo seid ihr?" Als Gott rief, sprachen sie: „Wir sind auf Bäumen und kommen nicht zu dir." Gott sprach: „Was ist mit dir, Töröngöi?" — „Edji hat in meinen Mund die von dir verbotene Speise gestrichen." Gott sprach: „Warum hast du das gethan, Edji?" Edji sprach: „Die Schlange sagte zu mir: «Iss!»" Gott sprach: „Schlange! was war mit dir?" Sie sprach: „In mein Inneres war

der Teufel getreten, ich habe es nicht gesagt, sondern der Teufel hat es gesagt." Gott sprach: „Wie ist der Teufel in dein Inneres gekommen?" Die Schlange sprach: „Ich war eingeschlafen, da kam der Teufel zu mir." Gott sprach: „Hund, was war mit dir? Weshalb hast du den Teufel nicht gepackt?" Der Hund sprach: „Meinen Augen war er unsichtbar."

Jetzt sprach Gott zur Schlange: „O Schlange! jetzt bist du der Teufel geworden, der Mensch möge dich anfeinden, dich schlagen, dich tödten." Darauf sprach er zur Edji: „Du hast das Brot, von dem ich sagte, dass ihr es nicht essen solltet, gegessen, der Rede des Teufels hast du Gehör gegeben, des Teufels Speise hast du gegessen; jetzt sollst du Kinder gebären, beim Gebären heftige Schmerzen empfinden, der Tod wird dich erreichen." Darauf sprach Gott zum Töröngöi: „Des Teufels Speise hast du gegessen, meinem Worte hast du nicht gehorcht, des Teufels Worten hast du gehorcht, der Mensch, der die Worte des Teufels befolgt, ist im Lande des Teufels, der Mensch, der meinen Worten nicht gehorcht, wird mein Licht nicht sehen, wird meine Gnade nicht empfangen, soll in der Finsterniss sein. Jetzt ist der Teufel mir feindlich, und mit dem Teufel bist du, Töröngöi, mir ebenfalls feindlich. Wenn du jetzt des Teufels Speise nicht gegessen hättest, wenn du meinen Segen empfangen hättest, meinen Worten gefolgt wärest, würdest du einst mir gleich geworden sein, jetzt mögen dir neun Söhne und neun Töchter geboren werden. Jetzt hast du den Segen des Teufels empfangen, des Teufels Speise gegessen. Ich will jetzt keine Menschen mehr schaffen, der Mensch soll aus sich selbst entstehen."

Jetzt sprach Gott zum Teufel: „Warum hast du meinen Menschen betrogen?" Erlik sprach: „Als ich dich bat, hast du sie nicht gegeben, ich habe sie gestohlen, ich habe sie mit List genommen; wenn sie zu Pferde dahinsprengen, werde ich sie herunterwerfen, wenn sie Branntwein trinken, werde ich sie uneinig machen, werde sie kämpfen lassen, mit Aesten sich schlagen lassen. Wenn sie ins Wasser steigen, werde ich sie ins Wasser hinabstürzen, wenn sie auf den Baum steigen, werde ich sie fallen lassen, wenn sie auf den Felsen steigen, werde ich sie herabstossen."

Jetzt sprach Gott: „Unter drei Erdschichten ist das Land der Finsterniss, wo weder Sonne noch Mond ist, dorthin werde ich dich herabstürzen, jetzt werde ich selbst keine Speise mehr geben,

ihr selbst ernährt euch durch eure eigene Kraft, ich komme jetzt nicht mehr, mit euch mich zu unterhalten, ich werde euch den Mai-Tere schicken, er soll euch lehren allerlei zu verfertigen."

Mai-Tere kam zu ihnen, lehrte sie allerlei; was Mai-Tere ihnen bereitete, war Gerste, Rettig, Kandyk, Lilienzwiebeln und Zwiebeln. Darauf sprach der Teufel: „Nun, Mai-Tere, flehe meinetwegen Gott an, ich möchte gern mich nach oben hin, zur Seite Gottes erheben." Mai-Tere verneigte sich vor Gott zweiundsechzig Jahre lang. Gott sprach: „Ja, wenn du mich nicht anfeindest, wenn du den Menschen nichts Böses zufügst, so komm!" Jetzt stieg Erlik zum Himmel empor; nachdem Erlik hingegangen, verneigte er sich vor Gott: „Gib mir deinen Segen, gib mir deinen Segen, dass ich den Himmel vollenden kann, o Gott!" Gott gab ihm den Segen: „Verfertige den Himmel!" sprach er. Jetzt machte der Erlik mit Gottes Segen den Himmel und des Erlik Teufel wuchsen in diesem seinem Himmel, in grosser Menge wuchsen sie.

Da lebte ebenfalls ein Mensch Gottes, Mandy-Schire, der dachte bei sich: „Unsere Menschen leben auf der Erde, des Erlik Menschen leben im Himmel, das ist ja sehr schlecht." So dachte Mandy-Schire, war auf Gott erzürnt, und ging, um den Erlik zu bekriegen. Erlik kam dem Mandy-Schire entgegen, schlug den Mandy-Schire mit Feuer und vertrieb ihn. Mandy-Schire entfloh heimwärts. — Gott fragte ihn: „Woher kommst du denn?" Mandy-Schire sprach zu Gott: „Des Erlik Volk lebt oben im Himmel, unser Volk lebt auf der Erde, dies ist sehr schlecht. Ich selbst gedachte des Erlik Volk zur Erde hinabzustürzen, hatte aber keine Kraft und konnte sie nicht hinabstossen." Gott sprach: „Niemand ist stärker als ich; Erlik ist jetzt stärker als du; seine Zeit ist noch nicht gekommen; wenn seine Zeit kommt, so werde ich dir sagen: «Heute geh'», wenn du an diesem Tage gehst, so wirst du stärker sein."

Jener lebte, lebte still; als Mandy-Schire lange so gelebt, dachte er bei sich: „Der Tag, an dem Gott spricht: Heute geh'! ist gekommen." Gott sah den Mandy-Schire und sprach: „Du wirst ihn vertreiben, wirst deine Gedanken ausführen, wirst stark sein, sehr stark wirst du sein; mein mächtiger Segen wird dich treffen." Mandy-Schire freute sich, lachte, lachte und sprach: „Ich habe keine Flinte, keinen Köcher, keinen Speer und kein Schwert. Nur die einzige rothe Hand habe ich, wie soll ich gehen?" Gott sprach: „Womit willst du denn gehen?" Mandy-Schire sprach:

„Ich habe nichts; mit dem Fusse will ich ihn treten, mit dem Arm will ich ihn fortschleudern." Gott sprach: „Nimm dieses, einen Speer nimm." Mandy-Schire nahm den Speer, ging zum Himmel, besiegte den Erlik und vertrieb ihn. Den Himmel des Erlik zerschmetterte er mit dem Speere, alles, was sich dort befand, warf er nieder. Vor dieser Zeit war kein Stein, kein Felsen, kein Bergwald. Als jetzt die Trümmer des Himmels des Erlik zur Erde gefallen, entstanden alle Felsen, alle Steine, der Bergwald, die hohen Berge und alle Bergrücken; das von Gott geschaffene, gute, ganz ebene Land wurde alles schlecht. Darauf warf Mandy-Schire die Unterthanen des Erlik vom Himmel zur Erde nieder. Einige stürzten ins Wasser und starben, einige fielen aufs Vieh und starben, einige fielen auf aufrechtstehende Bäume und starben, einige stiessen mit gehenden Menschen zusammen, einige fielen auf Steine und starben, alle starben.

Jetzt bat Erlik von Gott Land. „Meinen Himmel hast du zerbrochen, jetzt habe ich kein Land, gib mir ein wenig", sagte er. Gott sprach: „Nein, ich gebe dir kein Land." Erlik sprach: „Gib mir doch nur einen Acker Landes." Gott sprach: „Nein, ich gebe dir gar kein Land." Erlik sprach: „Gib mir fünf Klafter Land." Auch nicht einmal fünf Klafter Land gab ihm Gott. Jetzt stiess Erlik mit dem Stocke, den er in der Hand hatte, in die Erde und sprach: „Ach, mein Gott, gib mir doch so viel Land, als die Spitze dieses Stockes beträgt." Gott lachte und sprach: „So viel Land, wie unter diesem Stocke liegt, nimm."

Jetzt begann Erlik auf diesem kleinen Stückchen Land einen Himmel zu bauen. Aber Gott sprach: „Gehe nach unten; unter die Erde hinunter baue ihn, dort befestige dich. Steige hinab zum Boden der Hölle, mit Schichten umschliesse dich. Oben brenne ein unauslöschbares Feuer, nie und nimmermehr wirst du der Sonne oder des Mondes Licht sehen. Einstmals, am Ende der Welt, werde ich dich richten; wenn du dich gut führst, werde ich dich in mein Licht führen, wenn du schlecht bist, werde ich dich noch einmal so weit entfernen, so soll es sein." Erlik sprach: „Ich gedenke alle todten Menschen mit mir zu nehmen." Gott sprach: „Die gebe ich durchaus nicht." Der Teufel sprach: „Ach Gott, wenn es so ist, dann habe ich ja gar keine Unterthanen; ich bin jetzt in die Erde hinabgestiegen, was soll ich allein anfangen?" Gott sprach: „Was fragst du mich, mache wie du denkst, du mögest dir selbst Menschen schaffen." Da verneigte sich Erlik

vor Gott: „Wenn du deinen Segen gibst, so werde ich schon schaffen.“ Gott gab den Segen. Erlik machte einen Blasebalg und eine Zange legte er unter, schlug einmal mit dem Hammer auf, unter dem Hammer sprang ein Frosch hervor; wiederum schlug er einmal, da ringelte sich eine Schlange hervor; abermals schlug er, da kam ein Bär hervor und lief davon; nochmals schlug er, da kam ein wildes Schwein hervor; noch einmal schlug er, da kam ein Almys (böser behaarter Geist) hervor; nochmals schlug er auf, da kam ein Schulumys (böser Geist) hervor; wiederum schlug er auf, da kam ein Kamel hervor.

Gott kam jetzt und warf des Erlik Blasebalg, Zange und Hammer ins Feuer; aus dem in das Feuer geworfenen Blasebalg entstand eine Frau, aus der Zange und dem Hammer entstand ein Mann. Gott nahm das Weib, spie es an und es wurde zu einem Vogel, es wurde ein Reiher (Kordoi), mit dessen Flügeln man nicht den Pfeil befiedert, dessen Fleisch der Hund nicht frisst, der den Sumpf stinkend macht. Gott spie den Mann an, da wurde er eine Ratte (Jalban), deren Füsse lang sind, die keine Hände hat, die des Hauses Schmuz ist, die die alten Sohlen der Stiefel frisst.

Darauf sprach Gott zu den Menschen: „Ich habe euch Vieh gemacht, ich habe euch Speise gemacht, ich habe schönes, reines Wasser auf der Oberfläche der Erde fliessen lassen, dass ihr es trinket, ich habe euch geholfen, thut ihr mir nun auch Gutes! Jetzt will ich zurückkehren, schnell komme ich nicht wieder. Du bist von meinem Menschen, Schal-Jime, einem Menschen, der Branntwein getrunken hat; kleine Kinder, Füllen, Kälber, Lämmer behüte du, Schal-Jime! Den Menschen, der gut gestorben, nimm; wer sich mit der Flinte erschossen, selbst getödtet, den nimm nicht, den wirf fort. Wer im Kampfe mit andern gestorben, den bringe in mein Land. Den Menschen, der den Reichen etwas entwendet, den, der andere angefeindet, den nimm nicht, den wirf fort; wer um meinetwillen, um des Fürsten willen gestorben, den bringe in mein Land. Ich habe geholfen, den Teufel habe ich entfernt, habe ihn von euch geschieden; wenn der Teufel euch jetzt nahekommt, so gebet dem Teufel Speise, aber des Teufels Speise esset nicht. Wenn ihr des Teufels Speise esset, so werdet ihr des Teufels Unterthanen sein, vergesset meine Worte nicht! Wenn ihr mich anrufet, so werdet ihr auf meinem Rockschosse sitzen. Ich werde jetzt fortbleiben, wenn ich auch lange ausbleibe, so werde ich doch

kommen; vergesst mich niemals, vergesset nicht, dass ich komme. Denket, dass ich wirklich komme. Ich gehe jetzt weit, wenn ich zurückkomme, werde ich euer Gutes und Böses zu jener Zeit sehen. An meiner Stelle wird euch jetzt Japkara, Mandy-Schire, Schal-Jime helfen. Japkara, sieh gut zu! Wenn Erlik den todten Menschen nehmen will, so sage es dem Mandy-Schire; Mandy-Schire ist stark, er möge den Erlik besiegen. Schal-Jime, sieh gut zu, die bösen Geister mögen unter der Erde bleiben, wenn sie auf die Oberfläche der Erde emporkommen, sa sage es dem Mai-Tere; Mai-Tere ist stark, er möge sie besiegen. Podo-Sünkü möge die Sonne und den Mond befestigen, Mandy-Schire soll die Erde und den Himmel bewachen. Mai-Tere wird den Bösen vom Guten fernhalten. Mandy-Schire, du kämpfe; wenn dir die Kraft kommt, so rufe mich an, wirf nicht den einen fort, wenn du ihn für böse hältst. Bei der Hinterlassenschaft eines Todten möge alles gleich sein. Wenn du einen Fürsten für schlecht hältst, so verstosse nicht seine Unterthanen als böse; wenn du einen Fürsten für gut hältst, so nimm nicht alle Unterthanen als gut zu dir; unterrichte den Menschen in allem Guten: lehre ihn Fische angeln, lehre ihn mit dem Netz Fische fangen, lehre ihn Eichhörnchen schiessen, lehre ihn das Vieh weiden, leite ihn zu allem Guten, als wenn ich es selbst wäre."

Darauf entfernte sich Gott. Mandy-Schire blieb zurück, machte eine Angel und angelte, spann Hanf, machte Netze, machte Bote und fischte mit dem Netze; machte ein Gewehr, machte Pulver und schoss Eichhörnchen. So ging er ihnen in allerlei Gutem nach dem Worte Gottes voran, unterrichtete sie in allem. Eines Tages sprach Mandy-Schire: „Der Wind wird mich heute fortführen." Ein Wirbelwind entstand und nahm den Mandy-Schire fort.

Japkara sprach: „Den Mandy-Schire hat Gott selbst genommen, suchet ihn nicht, ihr werdet ihn nicht finden. Ich bin Gottes Bote und werde jetzt auch zurückkehren, ich werde zu dem Lande gehen, wo Gott mich wohnen lässt. Lasst nicht ab von dem, was ihr gelernt habet, die von Gott gegebene Kraft ist dies." So sprechend ging er fort.

Die **Sprache** der Altaier nähert sich in merklicher Weise derjenigen türkischen Mundart, die in dem ältesten Sprachmonument des Türkenvolkes, nämlich im Kudatku-Bilik, uns aufbewahrt worden ist; mit dem Unterschiede jedoch, dass wir in letzterm das Monument einer verfeinerten Literatursprache vor uns haben, während erstere theils in lautlicher Beziehung wesentlichen Veränderungen unterlegen ist, theils im Gebrauch der grammatikalischen Formen jene Eigenthümlichkeiten aufweist, durch welche der in den Chanaten gesprochene Dialekt von dem Tschagataischen der Schriftsprache sich unterscheidet. Es lässt im Grundwesen des Altaischen sich leicht erkennen, dass zwischen ihm und dem Uigurischen ein Band der engern Verwandtschaft bestanden, eine solche Affinität, welcher in erster Reihe die Sprache der Kara-Kirgizen und in zweiter Reihe die Sprache der Kazak-Kirgizen nahekommt; mit einem Worte, es erhellt aus besagtem Sprachverhältniss, dass Altaier und Uiguren im vorgeschichtlichen Zeitalter schon durch ein gemeinsames Band vereinigt waren, und dass die Kazak-Kirgizen viel früher aus diesem gemeinsamen Bande austraten als die Kara-Kirgizen.

Was die einzelnen Theile der altaischen Mundarten anbelangt, so nähert sich der Dialekt der Tscherner und Schoren am meisten dem Alttürkischen, die das auslautende *k* noch intact beibehalten, was von den übrigen Mundarten nicht mehr behauptet werden kann. Die Annäherung ans Kirgizische manifestirt sich durch den Gebrauch eines *t* dort, wo die übrigen Turksprachen ein *l* gebrauchen. Mit Hinblick auf die Abweichungen in den einzelnen Dialekten ist es allerdings schwer, hier von gemeinsamen Regeln zu sprechen. Im Formenschatz gibt es einzelne Eigenthümlichkeiten, doch die Syntax hat eine einheitliche Form, wie das aus der Grammatik der russischen Missionare im Altai hervorgeht. Eine eingehendere Erörterung dieser Frage können wir übrigens nur von Radloff's vergleichender Grammatik erwarten.

Mit Bezug auf die **Literaturverhältnisse** können wir den Leser auf den ersten Band der von Radloff gesammelten Proben der Volksliteratur der Stämme Südsibiriens hinweisen, in welchem wir von den Geistesproducten der Altaier in Sprüchen, Märchen, Liedern, Gesängen und Legenden hinreichende Proben erhalten. Ungleich der Volkspoesie der Kazak-Kirgizen spiegelt sich in denselben das Bild echt türkischer Denkungsweise ab, denn wenngleich die Motive der Dichtung hier und da mongolischen und

russischen Ursprung verrathen (der von Schiefner vermuthete altiranische Cultureinfluss dünkt uns äusserst unbedeutend), so ist der Ideengang, die Auffassung und Beurtheilung der Dinge und die bildliche Darstellung doch echt türkisch, ja so echt türkisch, wie wir dies bei den andern vom Islam stark beeinflussten Compositionen der übrigen noch so primitiven Türkenvölker heute nicht mehr vorfinden.

Als Probe der altaischen Literatur lassen wir einiges aus den betreffenden Theilen der Radloff'schen Literaturproben folgen.

Altaische Sprichwörter.

(Nach Radloff.)

1) Was gedenkst du die Vögel des Himmels zu fangen?
was gedenkst du die Fische des Meeres zu fangen?
2) Wer hat gesehen, dass des Bockes Horn zum Himmel reicht?
wer hat gesehen, dass des Kamels Schwanz zur Erde reicht?
3) Den Habicht (kennt man) am Fluge,
den Finken (kennt man) am Gange.
4) Wer nicht zu gehen versteht, verdirbt den Weg,
wer nicht zu reden versteht, verdirbt das Wort.
5) Hat (nicht) der Passgänger tausend Wege?
hat (nicht) der Listige tausend Worte?
6) Der Barsch hat keine Brühe,
der Dummkopf hat keinen Geist.
7) Wenn du den Frosch gehen siehst,
was fragst du nach seinem Trabe?
8) Die Worte des Alten steck' in den Sack;
die Rede des Angesehenen steck' in die Tasche.
9) Im Pelze lebt ein Mann, doch wer kennt ihn?
unter der Satteldecke lebt ein Pferd, doch wer kennt es?
10) Anstatt viel zu sein und Kehricht,
sei wenig und sei Kunst.
11) Neues verfertige und ziehe es an,
Altes bessere aus und ziehe es an!
12) An einem windigen Tage gibt's keine Ruhe,
an einem gedankenschweren Tage gibt's keinen Schlaf.
13) Wenn's auch schlecht ist, sei's doch dein Haus,
wenn's auch Fastenspeise ist, sei's doch deine Grütze.
14) Die Kugel eines schlechten Schützen (der nicht schiessen kann) reicht nur sechs Klafter.
15) Wer den Herrn geehrt hat, wird ein Herr werden;
wer den Reichen geehrt hat, wird reich werden.
16) Was du auch isst, iss es nur,
möge nur dein Zahn auf keinen Stein gerathen!

Was du auch anziehst, zieh' es an,
möge nur die Sonne den Rücken dir nicht verbrennen!
Was du reitest, reit' es nur,
möge dein Fuss nur nicht den Boden berühren!

17) Wenn ich Fleisch koche, bleibt für dich keine Brühe,
von zwei Worten ist für dich nicht eins.

18) Die alten von den Pferden sind zum Schlachten da,
die alten von den Männern sind zum Spotte da.

19) Ein trockener Löffel behagt dem Munde nicht.

20) Wer hohe Gedanken hat, erreicht nicht den Abend,
wer grosse Schritte macht, erreicht nicht die Thür.

21) Besser als ein goldenköpfig Weib
ist ein magerköpfiger Mann.

22) Des Mannes Zügel ist lang,
des Pferdes Huf ist flach.

23) Wenn die Pferde wiehern, erkennen sie sich;
wenn die Menschen sprechen, erkennen sie sich.

24) Wenn's auch mager ist, nimm's für fett;
wenn's auch wenig ist, nimm's für viel!

25) Meine Speise ist gering,
mein Kopf ist kahl.

26) Besser als ein schwarzer Sinn, so gross wie ein Kamel,
ist ein weisser Sinn, so gross wie ein Feuerschwamm.

27) Die Krähe, die es der Gans nachthun wollte,
verstauchte sich den Fuss.

28) Wenn du Neues siehst, gerath' nicht ausser dir vor Freude,
wenn du Altes siehst, veracht' es nicht.

29) Besser als morgen ein Darm mit Bauchfett
ist heute eine Lunge und Leber.

30) Des Junggesellen Hals frisst die Laus,
und seine Ersparnisse frisst der Hund.

31) Was nicht schneiden wird, das schleife nicht!
wer nicht hören will, den unterweise nicht!

32) Wenn du zu sterben gedenkst, wirf dein Brot nicht fort!

33) Wenn du (einen Ort) verlässt, so säe zuvor.

34) Ehe du auf Schönheit siehst,
frage lieber nach innerem Werth.

35) Der Held geht unter,
der Wüthende kommt um.

36) Wer mit dem Froste kämpft, büsst sein Ohr ein,
wer mit dem Herrn kämpft, büsst den Kopf ein.

37) Was der Verständige in sechs Tagen thut,
thut der Listige in fünf Tagen.

38) Einen friedfertigen Kopf schlägt das Schwert nicht ab.

39) Wie die Vernunft es denkt, so geht es nicht,
wie Gott es bestimmt, so geht es.

40) Wenn ein schlechter Hund fett wird,
so lass' niemand an seine Seite;

wenn ein schlechter Mensch reich wird,
so lass' niemand an seine Seite.

41) In dem Herzen (Innern) eines Weibes
lebt ein gepanzerter, strahlender Mann;
in dem Herzen eines Mannes
lebt ein gesatteltes, feuriges Pferd.

42) Des alten Pelzes Kragen
ist mir ein Andenken der Vergangenheit;
des neuen Pelzes Kragen
ist mir ein Andenken an gute (Zeit).

43) Der Versöhner ist beim Volke
wie der Knopf beim Pelze.

44) Wer nur ein Pferd hat und mit ihm Wette reitet,
ist wie ein Mensch, der in kahlem Pelz sich in einen
Ringkampf einlässt.

45) Wenn du ein Messer in der Hand hast,
begib dich nicht in Streit;
wenn du eine Pferdeschlinge in der Hand hast,
geh' nicht zur Rauferei.

46) Wer sich prügelt, wird müde;
wer sich zankt, wird matt.

47) Mit jemand, der von einem fremden Stamme ist,
geh' nicht auf die Jagd!
mit jemand, der von einem andern Vater ist,
mache keine Geschäfte!

48) Wenn du das Wasser noch nicht siehst,
ziehe den Stiefel nicht aus.

49) Wer einen eisernen Rock anhat, der stirbt;
wer einen ledernen Rock anhat, bleibt leben.

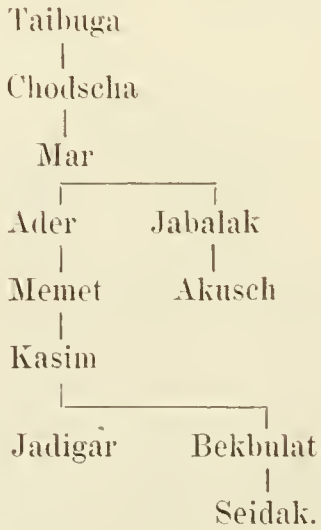
50) Wenn du isst, so eile nicht!
wenn du reitest, halt' nicht still.

Geschichte.

Was wir von der Geschichte der sibirischen Türken wissen, ist in Anbetracht unserer unsichern Kenntnisse von dem Ursprunge dieser Völker viel zu fragmentarisch, als dass es den Namen „Geschichte" verdienen würde. Unsere sämmtlichen hierauf bezüglichen Angaben basiren sich zumeist auf die sogenannten Annalen der Stroganow und Jessipow, die bisher von Fischer in seiner „Geschichte Sibiriens", von Lehrberg in seinen „Untersuchungen zur Erläuterung der ältern Geschichte Russlands", von Howorth in seiner „Geschichte der Mongolen", und schliesslich von Weljaminow-Zernow in seiner „Geschichte der Fürsten und Fürstinnen der Kassimiden" behandelt wurden. Mit Recht sagt

der letzterwähnte russische Gelehrte, dass die frühern Untersuchungen auf diesem Gebiete, namentlich die Arbeiten Lehrberg's und Fischer's, als zu einer Zeit entsprungen, wo die orientalische Wissenschaft noch auf einer sehr niedern Stufe stand, heute kaum mehr die Kritik auszuhalten vermögen. Diese Annalen wurden denn auch von Weljaminow-Zernow mit den Angaben anderer moslimischer Geschichtsquellen verglichen, und obwol so mancher Fehler beseitigt und so manche bisherige irrige Anschauung rectificirt wurde, so werden unsere historischen Kenntnisse über diesen Theil des Türkenvolkes wol noch lange verworren bleiben.

Die früher erwähnten Annalen der Stroganow und Jessipow beginnen mit einem mohammedanischen König Namens On, der am Ischim gewohnt, von einem seiner Unterthanen, Namens Tschingiz oder Tschingi getödtet wurde, worauf letzterer, von niederer tatarischer Abkunft, sich an seine Stelle setzte. On's Sohn, Taibuga, entrann glücklich der Gefahr, söhnte sich später mit dem Mörder seines Vaters aus, zeichnete sich als eifriger Krieger in dessen Diensten aus, ja gründete sogar eine Stadt Namens Tschingi oder Tschingidin. Howorth bemerkt ganz richtig, dass diese Legende in vieler Hinsicht an das Verhältniss zwischen Ong Chan und Dschengiz Chan erinnert. Demungeachtet muss Taibuga als der eigentliche Begründer der Dynastie der sibirischen Fürsten betrachtet werden, einer Dynastie, die bekanntermassen in der Person Kütschüms den Glanzpunkt erreicht hat und von welcher Weljaminow uns folgende genealogische Tafel liefert:



Obwol die Möglichkeit nicht ausgeschlosssen, dass einzelne der genannten Fürsten einerseits mit den Nogai-Chanen im Südwesten,

andererseits mit den russischen Fürsten in Beziehungen standen, ja nach der Eroberung Kazans sogar Vasallen der letztern geworden, so wäre es in der That sehr schwer, in Einzelheiten über deren Regierungszeit, geschweige denn bezüglich der innern politischen Vorgänge in Combinationen sich einzulassen. Nur so viel wissen wir mit Sicherheit, dass es der Fürst Jadikar gewesen, dessen Herrschaft mit der Regierungszeit von Iwan Wassiljewitsch zusammenfällt. Letzterer hatte bekanntlich 1552 Kazan erobert, 1554 fiel Astrachan und 1555 hatten die Baschkiren die russische Botmässigkeit anerkannt. Im letztgenannten Jahre soll es gewesen sein, dass ein Gesandter Jadikar's am Hofe zu Moskau erschien, 700 Zobelfelle als Tribut darbrachte und im Namen seines Herrn beim Zaren sich entschuldigte, nicht mehr Felle gebracht zu haben, weil seine Leute durch die Eroberungen Kütschüm's so viel zu leiden gehabt hätten. An diesen Punkt der russischen Annalen knüpft sich denn auch der historische Faden mit Sicherheit an, da es bekanntlich Kütschüm war, dessen moslimischen Religionseifer wir schon früher Erwähnung gethan, der zuerst mit russischen Kozaken eigentliche Bekanntschaft gemacht, von denselben besiegt wurde, nachdem sein Land sammt dem betreffenden Theile Sibiriens in Russlands Besitz übergegangen war.

Die Einzelheiten des merkwürdigen Zuges Jermak's und seiner Genossen, die als Räuber von der untern Wolga ihre Abenteuer bis an die fernen Gestade des Irtisch und des Tobol ausgedehnt, sind des öftern schon erzählt worden und gehören nicht in diese Skizze. Was uns an der ganzen Episode interessirt, das ist erstens: die Persönlichkeit Kütschüm's, und zweitens die Ursachen des aussergewöhnlichen Erfolges der russischen Abenteurer, die trotz eines einmaligen Verlustes dennoch der russischen Krone zu einem Reiche verhalfen, das als die eigentliche Basis ihrer spätern Machtstellung in Asien herauswuchs. Dass Kütschüm kein Kirgize gewesen, wie Lewschin annimmt, das hat Weljaminow ganz klar nachgewiesen, indem er seine Abstammung von den Prinzen von Tümen ausser allen Zweifel setzt. Er hatte mit Unterbrechung nahezu 40 Jahre über Sibirien geherrscht und würde in Anbetracht seiner guten Beziehungen zu den Scheibaniden in Transoxanien gewiss eine moslimische Macht im Norden Asiens gegründet haben, wenn nicht durch sonderbaren Zufall es eben zu jener Zeit gewesen wäre, dass Russland sich nach Nordosten hin

auszubreiten begonnen hatte. Letztgenannte Macht bildete schon damals trotz des durch und durch asiatischen Charakters der russischen Nation sozusagen das Medium zwischen der aufkeimenden Macht und Grösse des Abendlandes einerseits, und zwischen dem dem Verfalle sich nähernden Asien andererseits. So wie es 300 Jahre später dem russischen General Tschernajew gelingen konnte, an der Spitze von kaum 2000 Soldaten in die zum mindesten fünf Millionen Seelen zählenden Chanate Centralasiens einzufallen, Taschkend zu erstürmen und Chodschend einzunehmen, ebenso gelang es dem Häuptlinge Jermak im Jahre 1579, mit ebenso viel Soldaten das damals mächtige Reich Kütschüm's anzugreifen und nach einem mehrjährigen Kampfe über den Haufen zu werfen. Hier so wie dort war es neben persönlicher Tapferkeit besonders die bessere Waffengattung, welche den Ausschlag gab. Jermak's Leute verfügten nämlich damals schon über die — allerdings noch primitiven — Feuerwaffen, welche den sibirischen Tataren völlig unbekannt waren, denn nur so ist es erklärlich, dass eine Hand voll Russen der tatarischen Armee, die nach Karamsin unter Leitung Mehemmed Kul's 10000 Reiter gezählt, beikommen konnten. Die russischen Sagen und Legenden schmücken allerdings diesen Kampf der Nationalhelden mit den buntesten Wundermärchen, doch der Erfolg war ein natürlicher Ausfluss der Ungleichheit der Waffen, wie sehr auch die Lust nach Abenteuern und die Unerschrockenheit der christlichen Krieger, die sich so weit unter wilde Völker hervorwagten, nicht zu leugnen ist.

Unter wechselseitigen Schicksalsfällen wurde nun der von Jermak begonnene Kampf von seinen Nachfolgern fortgesetzt, Russland schickte ununterbrochen Hülfstruppen ihren Kriegern am Tobol und am Irtisch, bis es endlich dem Andreas Wojekow im Jahre 1598 gelang, den mittlerweile geistig und körperlich gebrochenen Kütschüm gänzlich zu besiegen und seine Macht auf immer zu vernichten. Acht Frauen, fünf Söhne und Töchter, fünf Prinzen mit zahlreichem Hab und Gut fielen den Siegern in die Hände, nur der alte Kütschüm konnte sich retten, und da man ihm eine Botschaft sandte, er möge sich freiwillig ergeben und dass der Zar in Moskau ihn huldreich empfangen werde, antwortete der inmitten eines Waldes aufgefundene blinde Greis: „Ich ging nicht zu ihm in meinen bessern Tagen, als ich noch mächtig und reich war, soll ich etwa nun gehen, um einen schmachvollen Tod zu finden? Ich bin blind, taub, arm und verlassen,

beklage nicht den Verlust meiner Schätze, mich schmerzt nur mein Sohn Asmanak, mein theures Kind, den die Russen mir gefangen genommen. Hätte ich ihn bei mir, so würde ich gern der Krone und dem Reichthum, all meinen Weibern und übrigen Kindern entsagen. Nun will ich meine Familie nach Bochara schicken und ich selbst gehe zu den Nogais." Mit diesem tragischen Ende des letzten Fürsten der sibirischen Tataren findet auch die Geschichte ihrer Selbständigkeit so ziemlich ihren Abschluss. Ali Chan, ein Sohn Kütschüm Chan's, sowie andere Prinzen, als: Ischim, Ablai-Girai und Dewlet-Girai, tauchten wol auch später an einzelnen Punkten des südwestlichen Sibiriens auf, doch die Russen hatten sich einmal schon festgesetzt, und jeglicher Versuch zur Abschüttelung der fremden Macht blieb vergebens. Ausser der Errichtung von festen Plätzen und Städten waren es namentlich die Horden der Ostjaken und der damals noch zahlreichen Wogulen, welche den Russen in Bekämpfung der auf moslimische Grundlage gegründeten türkischen Gesellschaft Sibiriens wesentliche Dienste geleistet haben. Hierzu gesellte sich noch der Umstand, dass hundert Jahre später, nämlich gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts, der chinesische Kaiser Kin-Leng das Reich der Dzungaren zerstörte und dass infolge dessen neue türkische und kalmückische Elemente von den nördlichen Abhängen des sajanischen Gebirges sich unter russische Botmässigkeit stellten. Das eigentliche regierungsfähige türkische Element, welches kraft der moslimischen Bildung den Russen die Stirn zu bieten im Stande gewesen wäre, war nun durch christliche, schamanische und buddhistische Völkerfragmente vom Gros des moslimischen Körpers abgeschnitten; es musste sich seinem Schicksal ergeben und der russischen Herrschaft in solchem Maasse huldigen, wie es seine Brüder an der Wolga und in der Krim gethan.

Seit letzterwähnter Zeit, seit mehr als anderthalb Jahrhunderten, ist nun Russland unumschränkter Herr über diese Gegenden und hat das Schicksal der sibirischen Türken, der auf der äussersten östlichen Grenze befindlichen Fraction der Turkfamilie, in seinen Händen. Die Frage: was die russische Herrschaft hier bezweckt, und welches Los den sibirischen Türken zutheil geworden, ist daher unsers Interesses vollauf würdig, ja sie verdient die ungetheilte Aufmerksamkeit des Ethnographen um so mehr, da wir aus derselben in Erfahrung bringen, dass der Islam, während er einerseits die russischen Civilisationsbestre-

bungen erschwert, andererseits aber den betreffenden Völkern selbst gegen die Absorption durch das Russenthum Schutz gewährt und durch geregeltere sociale Verhältnisse die Mittel zu einem günstigern ökonomischen Leben in die Hand gibt. Während die ganz oder halb sesshaften Türken an der Wolga und in der Krim ihren Wohlstand vermehrt und ihre nationale Individualität gegenüber den eifrigsten Russificationsbestrebungen intact bewahrt haben, sehen wir hier im Altai das schamanische und auch christliche Türkenthum mit Riesenschritten der Entnationalisirung und dem gänzlichen Untergange entgegengehen. Das Gebiet der Nomaden wird von Tag zu Tag enger — schreibt der neueste russische Forscher in diesen Gegenden — das Russenthum verdrängt den Altaier aus Thal, Berg und Wald und beutet durch List, Betrug und Gewalt den schlichten Nomaden oder Waldbewohner in der gewissenlosesten Weise aus. Der Altaier erhält für die Producte seiner Heimat, als Cedernüsse, Eichhörnchen- und Zobelfelle, Vieh u. s. w., Preise, die der Russe selbst bestimmt, und muss die Erzeugnisse der russischen Fabriken zu enormen Preisen kaufen, indem er für die Arschin Damentuch (à 60—70 Kopeken) 3 Rubel, für Kattune (à 18 Kopeken) 40 Kopeken bezahlt. Er wird ausserdem auch noch durch schändlichen Wucher übervortheilt und durch das tödliche Gift des Branntweins um seine Gesundheit gebracht, sodass die Zeit nicht mehr fern ist, in welcher die heute gänzlich verarmte und durch Krankheit decimirte türkische Bevölkerung Sibiriens vielleicht nur dem Namen nach existiren wird. Umsonst wirft der human gesinnte russische Reisende (Jadrintzew) die Frage auf, wie diesem Verfalle Einhalt gethan werden kann, denn dieser ist nach dem Darwin'schen Gesetz unaufhaltsam; die Aufmerksamkeit der Wissenschaft und die Theilnahme der gebildeten Welt kann und wird hieran wenig ändern.

Jakuten.

Zu den Türken Sibiriens gehören noch die Jakuten, der am weitesten nach dem hohen Norden vorgeschobene Bruchtheil des türkischen Volkes. Sie sind zumeist in dem Gebiete von Jakutsk auf den von der Lena und deren Nebenflüssen bewässerten Landstrichen anzutreffen und ihre Weideplätze dehnen sich westlich

entlang des Wiluj und dessen Nebenflüssen bis zum Flussgebiete des Jenissei, des Olenek und der Khatanga; östlich erstreckt sich ihre Heimat bis zum Aldan und zur Kolima, während man im Norden in der Richtung der Insel Uda hin bis zum Meerbusen von Ochotsk sie antrifft. Dort ziehen sie an den Ufern der ins Eismeer sich stürzenden Flüsse, namentlich der Lena, der Jana, der Indigirka und der Olima, mit ihren Heerden überall da herum, wo sie reichliche Weideplätze vorfinden, indem sie von ihren Nachbarn, den Tunguzen, sich wesentlich dadurch unterscheiden, dass sie hauptsächlich der Viehzucht ergeben sind, während letztere ihre ärmliche Existenz von dem Ertrage der Jagd und des Fischfanges fristen.

Im ganzen genommen ist es vom 60. Breitengrade bis zur Khatanga im Osten bis an das Tschuktschengebiet, folglich bis über den 150° östl. Länge, wohin sie ihre Streifereien ausdehnen. Die Heimat der Jakuten steht demnach unter dem Einflusse der furchtbarsten polarischen Natur und der Boden thaut selbst nur gegen Ende des Sommers nur bis zu einer Tiefe von $3\frac{1}{2}$ oder $4\frac{1}{2}$ Schuh auf, sodass in den Kellern der Häuser in Jakutsk, wie Rittich berichtet, alles Flüssige, selbst im heissesten Sommer, schon nach zwei Stunden gefroren ist, trotzdem die Temperatur im Juli bisweilen + 36° beträgt. Im südlichen Theile dieses Gebietes sind Urwälder von Cedern, Lärchen und Tannen, die in ihrer ganzen Herrlichkeit prangen, anzutreffen, doch vom 68. oder 69. Grade angefangen hört der Wald auf und die arktische Natur tritt in ihre vollen Rechte. Nach der Aussage Schtschukin's beginnt die eigentliche fürchterliche Kälte in der Mitte des December, wo dann Eisen und Balken in den Zimmern gefrieren und sich mit Reif bedecken. Das Glas zerspringt, die Wände platzen und ein frostiger Nebel verhüllt die Atmosphäre; je kälter, desto dichter wird letzterer, der Rauch aus den Kaminen verbreitet sich über den Häusern und vergrössert die Dunkelheit. Um 11 Uhr morgens erhebt sich die Sonne über den dunkeln Nebelhorizont, geht aber sofort auch wieder unter, sie leuchtet nicht, sie wärmt nicht, sondern scheint nur gleich einer düstern Fackel in weiter Ferne, und selbst zu Mittag kann das Auge des Himmels nicht sichtbar werden. Es gibt eigentlich gar keinen Tag, und man muss immer in der Wohnung verweilen. Man sieht keine Sperlinge, keine Elster, keine Raben, auch keine Tauben, und nur der Flachsfinke und die schwarze Krähe halten den dortigen Winter aus. Das

Thermometer fällt auf 35—38', ja sogar 40° R. unter Null, die Luft ist aussergewöhnlich ruhig und selbst die kleinste Bewegung verursacht einen Luftzug. Ein Glück, dass kein Wind sich zu dieser Kälte gesellt, sonst wäre es nicht auszuhalten. Im Jahre 1828 soll das Thermometer im December und Januar früh morgens bis auf 46° R. gesunken sein, und nur gegen Mittag soll es sich auf 44—43° R. wieder erhoben haben. Es kommt auch vor, dass das Quecksilber im Freien friert; es gleicht dann dem Blei und man kann es mit dem Messer schneiden. Uebrigens friert schon bei 38° der Athem hier und fällt mit einem Geräusch gleich dem des trockenen Grases zu Boden. Und dennoch leben die Menschen gesund und wohlerhalten unter diesen grausamen klimatischen Verhältnissen!

Auf welchem Wege die Jakuten, mit denen die Russen zwischen 1627 und 1640 Bekanntschaft gemacht haben, in die heutige Heimat gelangt sind und was ihr näheres Verwandtschaftsverhältniss zu den übrigen Türkenvölkern sei, darüber lassen sich heute nur einzelne Hypothesen aufstellen. Die einen wollen sie mit Hinblick auf Annäherungspunkte, welche zwischen ihnen und den Buruten bemerklich sind, mit letztgenanntem Volke in nähere Verwandtschaft bringen, andere hingegen halten sie für den letzten Ring jener Völkerkette, deren wir in den vorhergehenden Blättern unter dem Namen „Sibirische Türken" Erwähnung gethan, während der grössten Wahrscheinlichkeit nach sie an jene türkischen Stämme sich anreihen, die noch lange im vorgeschichtlichen Zeitalter von den Türken in der Dzungarei, mit dem Sammelnamen Uiguren genannt, sich getrennt, und von den Völkerbewegungen, an welchen diese Gegend überaus reich war, in die unwirthlichen Regionen des hohen Nordens verdrängt wurden. Zu dieser Hypothese ermuntern uns nicht die Beweise physischer Merkmale, nicht die Congruenz einzelner Züge im Sittenbilde, sondern zumeist das Resultat der Sprachvergleichung, indem die Mundart der Jakuten sich in auffallender Weise, was die lautlichen Beziehungen der Formen und den Wortschatz anbelangt, dem eigentlich Uigurischen nähert, und nur in gewisser Hinsicht darf die heutige Sprache der Altaier als Uebergangspunkt betrachtet werden. Dass die so unfreiwillige Wanderung der Jakuten vom Süden nach dem Norden nicht auf einmal geschah und nur nach verschiedenartigen Etappen vor sich gegangen, das ist aus der Sachlage leicht erklärlich, doch ebenso wenig, als wir über letztere Bescheid wissen, ebenso schwer

wäre es auch, den Zeitpunkt dieser Wanderung bestimmen zu wollen. So viel lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass die Jakuten in genetischer Beziehung viel näher zu den Uiguren als zu den Koibalen, Altaiern und Katschintzen stehen. Die Jakuten nennen sich selbst Sakha, im Plural Sakhalar, ein Eigenname, der, von echt türkischem Gepräge, nicht nur im Geschlechtsnamen Sakaj bei den Altaiern, sondern selbst im Sakha des Alterthums — wie die Griechen und Perser die Türken im Osten Irans nannten — sein Analogon findet. Zu uns ist der Name Jakut durch russische Vermittelung gelangt, welche diesen Namen von den Tunguzen gehört, die ihre Nachbarn und alten Feinde Jako, im Plural Jakot, nennen, was übrigens in Anbetracht der normalen Lautverwechselung von *j* und *s* zwischen beiden Bezeichnungen keinen grossen Unterschied macht. Die Jakuten bestehen heute aus fünf Stämmen, deren Ursprung den fünf Söhnen des mythischen Jellei, des Stammvaters des ganzen jakutischen Volkes, zugeschrieben wird. Bevor die Russen in dieser Gegend ankamen, soll Tyghyn, das Oberhaupt des Kangalstammes, im Süden von Jakutsk der mächtigste der Fürsten gewesen sein.

Bei den Jakuten selbst existirt eine dunkle Sage von ihrer Niederlassung in der heutigen Heimat. Sie behaupten nämlich, von den Tataren aus der Umgebung von Krasnojarsk abzustammen und dass ehedem ein gewisser Amogoi Bay mit 150 Leuten aus unbekannten Gründen von seinen Stammverwandten im südlichen Gebiete des Guberniums von Jenisseisk sich getrennt und vom Flusse Jenissei nach dem Osten gezogen wäre. Auf der zwischen Irkutsk und der Lena befindlichen mansurischen Steppe angelangt, sei er auf die dort nomadisirenden Burjäten gestossen und habe sich entschlossen, sich dort niederzulassen. Die Ankömmlinge fanden jedoch keine freundliche Aufnahme, die Burjäten sannen auf ihre Vertilgung, doch da der Mond im Abnehmen war — eine Zeit, während welcher die Burjäten gar nichts vornehmen — so wurde der feindliche Anschlag auf bessere Gelegenheit verschoben. Amogoi Bay hatte indessen von dem Plane Wind bekommen; er schickte heimlich einige seiner Leute an die Lena, liess Flösse machen, zog über die Berge und liess auf diesen Flössen auf dem Flusse Lena sich hinab, bis er die Stelle des heutigen Jakutsk erreichte, wo er eine neue Heimat gründete. Nach einiger Zeit schloss sich ihm hier ein anderer Tatar Namens Jellei an, und dieser unternehmende Mann gewann nicht nur die Gunst Amogoi's,

sondern auch das Herz seiner Tochter, mit der er 12 Söhne hatte. Von den letztern war der berühmteste Khangalas, von dem der gleichnamige Stamm der Jakuten abstammt; nach einiger Zeit wieder gesellten sich zu diesem der Burjätenstamm Bari aus Transbaikalien, daher denn auch die Verwandtschaft der heutigen Jakuten einerseits mit den Tataren, andererseits mit den Mongolen. Es existirt auch heute noch unter den Jakuten ein Stamm Namens Khari, und wie sehr unter den Jakuten das Andenken an die Treulosigkeit der Burjäten sich erhalten, beweist die noch heute übliche Redensart: „Ich rede nicht in der Sprache der Kharinen zu dir", d. h. ich rede offen und wahr. Schtschukin, dem wir diese Angabe entnehmen, meint, dass ein Theil der heutigen Sagaj unter Anführung Amogoi's in der That die Wanderschaft nach dem Norden angetreten hätte, doch ob diese Wanderschaft in Begleitung zahlreicher Heerden stattgefunden haben konnte, bezweifelt er mit Recht. Dieser Ansicht gegenüber beharren wir aus sprachlichen Motiven bei unserer frühern Annahme, indem wir die mongolischen Bestandtheile im heutigen Jakutischen dem Einflusse jener Nachbarschaft zuschreiben, in welcher dieses heute im Norden wohnende Türkenvolk im vorgeschichtlichen Zeitalter in der alten Heimat nördlich vom Tien-Schan zu den Mongolen, respective zu den Burjäten gestanden.

Der **äussern Erscheinung** nach sind die Jakuten zumeist von mittlerem Wuchs mit breiten Schultern, und während Pauli sie als robuste Leute schildert, bezeichnet ein anonymer Autor im XV. Band der „Russischen Revue" sie von scheinbar schwächlichem Bau. Die erstere Angabe dünkt uns die correctere zu sein, da das rauhe Klima den Jakuten zum eisernen Menschen abgehärtet, und da die Russen von ihrer Kraft, Strapazen und Ungemach des Wetters zu ertragen, Erstaunliches erzählen. „Jakutische Fuhrleute können bei der schrecklichsten Kälte unter freiem Himmel übernachten, sie nehmen gemüthlich ihren Thee ein, entkleiden sich theilweise, aus der Oberkleidung sich eine Decke machend und wenden, im Schnee liegend, bald die eine, bald die andere Hälfte ihres Körpers dem Feuer zu. In Jakutsk halten sie oft bei 40 Grad Kälte ihre Waaren auf dem Marktplatze feil, nur in ihre «Parka» gekleidet, und lachen und scherzen ganz gemüthlich, als ob es das schönste Frühlingswetter wäre, während andern Menschenkindern der Athem im Munde gefriert."

Die klimatischen Verhältnisse dieser Gegend sind hinsichtlich

der Strenge die aussergewöhnlichsten. Mit November tritt der Frost ein und am 28. desselben Monats geht die Sonne unter, um 38 Tage lang nicht wieder aufzugehen. Im Januar steigt die Kälte oft auf 46° R., und selbst die Renthiere, diese eigentlichen Bürger der Polarregion, ziehen sich dann in die dichtesten Wälder zurück und stehen, fest aneinandergedrängt, unbeweglich da. Rittich erzählt nach der Aussage des Reisenden Bulytschew, dass bei der fürchterlichen Kälte, die in dieser Gegend nicht ungewöhnlich ist, die Kohlsuppe, heiss aus dem Kessel geschöpft, am Rande des Löffels schon gefroren ist, wenn dieser zum Munde gelangt. Um diese alles starr machende Kälte zu ertragen, wird der Jakute schon im zartesten Alter abgehärtet: das kaum drei Tage alte Kind wird täglich mehreremal mit Schnee gerieben und mit kaltem Wasser übergossen, indem man dabei ausruft: „Dulde Kälte und du wirst Kälte ertragen, dulde Hitze und du wirst Hitze ertragen." Dermaassen abgehärtete Menschen können daher allen Widerwärtigkeiten des Klimas trotzen und man trifft daher bisweilen unter ihnen Leute an, die über hundert Jahre alt sind.

Nur das **Gesicht** der Jakuten hat noch einige Züge des mongolischen Typus bewahrt. Sie haben kleine, funkelnde Augen, schwarzes, strammes Haar, einen starken Kopf, ovales Gesicht mit stark hervorstehenden Backenknochen, kurze, breite Nase und dunkelbraunen Teint; die Männer haben zumeist das Haupt geschoren und bewahren nur einzelne Locken am Hinterkopfe, während die Frauen ihr langes Haar in mehrere Zöpfe flechten. Eines Bartschmuckes können die Jakuten sich nicht rühmen, nach Pauli hat ihnen diesen die Natur versagt, nach Aussagen anderer rupfen sie sich in der Jugend die Gesichtshaare aus, wie diese Sitte auch bei andern Türkenvölkern üblich ist. Im allgemeinen ist der Gesichtsausdruck der Jakuten mehr sanft zu nennen und trägt die Spuren des Nachsinnens. Dies ist die allgemeine Regel; ausnahmsweise berichtet man von der streng tatarischen Physiognomie der Jakuten von Turuhansk und von dem widrig hässlichen Aussehen der Jakuten in der Umgebung der Insel Uda.

Ihrer **Kleidung** nach unterscheiden sie sich wol wenig von den übrigen Einwohnern Sibiriens. Männer und Frauen, Fürsten und Arme gehen Winter und Sommer in dem bis zum Knie herunterfallenden Kaftan, welcher einreihig zugeknöpft ist. Sie tragen alle die bekannten Pelzmützen, „Schabak" genannt, mit breiten

Klappen über den Ohren, enge lederne Hosen, „Sutur" genannt, und einen Ueberwurf aus Fuchsfellen oder andern Thierhäuten. Die Vornehmen unterscheiden sich bisweilen durch Tuch- und Sammtkleider, die mit silbernen Knöpfen versehen sind, ausserdem tragen letztere noch einen silbernen Gürtel mit Gravüren geschmückt. Der Gürtel des gewöhnlichen Mannes besteht aus Leder, mit Blechplatten geziert, von welchem das Nécessaire herabhängt, eine Sitte, die an das Koschbag der Tataren erinnert, von welchen weiter unten die Rede sein wird. Zu diesem Anzug fügen die Reichern noch eine aus dem Schweife des Eichhörnchens verfertigte Halsbinde. Handschuhe sind selbstverständlich allgemeine Mode, doch entledigt sich der Jakute derselben trotz der ungeheuern Kälte, wenn sie ihn in der Arbeit stören. Die Unterkleider werden zumeist aus Sämisch-Leder verfertigt und reichen selten bis über die Knie: über diese werden die Oberkleider angezogen und mit kleinen Riemen befestigt. Die Fussbekleidung besteht zuerst aus Hasenfell, über welches die eigentlichen Schuhe (Torba's), aus den Häuten der Renthiere oder Pferde angefertigt, gezogen werden. Die Frauentracht ist im allgemeinen der der Männer ähnlich, nur in Schmuck- und Ziergegenständen übertreffen jene die letztern. Ihre Ohrringe sind ungeheuer gross und schwer und reissen oft das Ohr herunter, ihren Nacken schmückt eine fingerbreite Halsschnur, und bei Feierlichkeiten tragen sie auf dem Haupte unter der Mütze ein Gebinde, welches in langen Riemen, mit Münzen und Metallstückchen versehen, auf den Rücken und auf die Brust herabfällt. Ihre Anzüge bei feierlichen Gelegenheiten fallen besonders durch reichlichen Schmuck in Rauchwerk und Metallzierathen auf. Im Winter wird über Kaftan und Pelz noch ein anderer Pelzrock angelegt, mit den haarigen Theilen nach aussen, welcher den Namen „Sanajak" führt; dieser Oberpelz wird zumeist aus dem Felle des Murmelthiers verfertigt; selbstverständlich werden die meisten dieser Kleider von den Jakutinnen selbst angefertigt, und anstatt des Zwirns werden nicht selten die getrockneten Därme gewisser Thiere verwendet.

Die **Nahrung** der Jakuten besteht hauptsächlich aus Pferde- und Rindfleisch und aus Kuh- oder Stutenmilch; vom Brot haben die Jakuten im allgemeinen ebenso wenig Begriff wie ihre Stammesbrüder, die Kirgizen. Ausserdem bilden natürlich auch noch die Fische im frischen und getrockneten Zustande einen Haupttheil ihrer Nahrung. Das Fett wird als vorzüglichster Leckerbissen

betrachtet und in unglaublichen Mengen consumirt. Sie geniessen es roh und gekocht, in frischem und in stinkendem Zustande, und man berücksichtigt eigentlich immer mehr nur die Menge als die Qualität des Fettes. Um die Wohlbeleibtheit zu erzielen, trachten sie das Fett noch geschmackvoller zu machen, indem sie es mit kleingehackter Birkenrinde, Fischen, Milch, Mehl u. s. w. vermischen, was dann gekocht verzehrt wird. Aus der Kuhmilch bereiten sie eine Art Käse oder Quark von säuerlichem Geschmack, welcher ohne Brot verzehrt wird und für eine schmackhafte Nahrung gilt. Das Essen wird besonders als die höchste Glückseligkeit von den Jakuten betrachtet; im allgemeinen Verkehr erinnert man sich am liebsten derjenigen Momente des Lebens, in welchen man an fettem Fleische sich gesättigt hat. Sie essen bei freudigen und kummervollen Gelegenheiten, und selbst am Sterbebette kann der Jakute sich eines Stückes Fett nicht enthalten. Kommt der Monat Mai ins Land, so ziehen die Jakuten auf die Inseln der Lena, um sich an Maulwürfen zu sättigen, welche, infolge der Ueberschwemmung aus ihren Löchern getrieben, nun auf den Bäumen Rettung suchen. Neben diesem sonderbaren Leckerbissen gilt bei ihnen noch der Knorpel des frischgeworfenen Füllens oder Kuhkalbes als besonderer Genuss, welchen sie selbstverständlich in ganz rohem Zustande verzehren. Ob roh oder halbgekocht, ob Fische oder andere Fleischgattung, ihrem Geschmacksgefühl ist alles eins, nur die Menge entscheidet. Als eigentliches Nationalgericht gilt bei ihnen das bitter oder ranzig gewordene Fett, und jemehr einer davon verzehren kann, desto grösser seine Glückseligkeit. Zur Charakteristik ihrer Gefrässigkeit wird folgende Anekdote erzählt. Ein Reisender Namens Simpson lud sich einmal zwei berüchtigte jakutische Fresser ein, denen er zwei Pud gekochtes Rindfleisch und ein Pud ausgelassenes Fett vorsetzte. Ersteres ward unter ihnen getheilt, und das Fett erlaubte man ihnen mit Löffeln zu nehmen. Der eine der Jakuten war alt und erfahren, der andere jung und gefrässig, und als letzterer seinen Genossen anfänglich zu besiegen schien, bemerkte der Alte: „Er hat noch gute Zähne, ich werde ihm mit Hülfe der Heiligen“ — und hier bekreuzigte er sich — „wol bald nachkommen.“ Als die Hälfte der Speisen verzehrt war, stellte Simpson seine Gäste unter die Aufsicht seines Sekretärs, und als er nach zwei Stunden wieder zurückgekehrt war, berichtete ihm jener, die Fresser hätten sich vollkommen bewährt, und dass sie den Boden geküsst, d. h. für

das reiche Mittagsmahl gedankt haben. Hierauf sollen die Fressvirtuosen drei bis vier Tage lang in halbbewusstlosem Zustande sich befunden haben, sie assen und tranken nichts und wälzten sich blos auf dem Boden, um die Verdauung zu befördern. Es ist üblich, bei Hochzeiten solche Künstler einzuladen, die mit ihrer Vielfresserei die Gäste unterhalten; der eine wird seitens der Braut, der andere seitens des Bräutigams eingeladen und der Sieger ist natürlich auf seine Erfolge nicht wenig stolz.

Unter den **Getränken** wird der Kumys, dieses bei allen Tataren beliebte Getränk, hochgeschätzt, die Jakuten fügen demselben etwas Fett bei; durch den häufigen Gebrauch dieses Getränks gewinnen sie an Wohlbeleibtheit, und nur die Wohlhabendern trinken die bekannte Gattung von Ziegelthee, obwol in neuerer Zeit durch russische Vermittelung der Genuss des Branntweins auch bedeutend zugenommen hat. Als Narcoticum spielt natürlich auch der Tabak bei ihnen eine sehr grosse Rolle, indem sie den Rauch ganz verschlingen und dadurch in einen völlig betäubten Zustand verfallen. Dass bei ihren Speisen auf Reinlichkeit nicht sonderlich geachtet wird, versteht sich von selbst. So halten sie es für überflüssig, die Fische von den Eingeweiden zu reinigen, denn sie meinen, dass der eigentliche Wohlgeschmack dadurch verloren gehe. Merkwürdig ist, dass die Jakuten trotz ihrer primitiven Lebensweise selbst den Russen den Gebrauch gewisser Speisen lehrten. Eine solche jakutische Speise ist die von den Russen sogenannte „Struganina", welche als Leckerbissen auch in russischen Häusern auf die Tafel kommt. Man schabt das Fleisch eines gefrorenen Fisches, meist eines Sterlet, mit einem Messer in dünne Scheibchen, sodass es fast das Ansehen von Hobelspänen erhält, und geniesst es mit Zugabe von Essig, Zwiebeln und Oel — echte Kenner aber ohne jede Beimischung. Eine andere Leckerei sind die sogenannten Pupki, die leicht gesalzenen Bauchtheile eines Fisches, welcher von Jakutsk aus in den Handel kommt, äusserst fett und zart ist und ebenfalls roh mit Essig, Zwiebeln und Pfeffer gegessen wird.

Die **Wohnung** der Jakuten besteht erstens aus einer Gattung konischer Zelte, Urasa genannt, eine Art mittels langer Stangen und Birkenlaub bedeckter Behausung, mit der sie im Sommer auf den grasreichen Flächen am Ufer der Flüsse umherziehen, während welcher Zeit der Viehzüchter auch die Sammlung des für den Winter nöthigen Heus besorgt. Den Winter verbringen sie in

einer aus Balken gezimmerten und einer abgeschnittenen Pyramide ähnlichen Wohnung, die, nach aussen hin mit einer dicken Schicht von Gras, Erde oder Thon bedeckt, ganz den Bedürfnissen der Inwohner gemäss eingerichtet ist. Das Licht dringt zumeist durch zwei kleine Fenster, die im Winter statt des Glases aus Eisstücken, im Sommer aus Fischblase oder aus fettem Papier bestehen. Bei den Aermern ist der Fussboden zwei oder drei Schuh tief, bei den Reichern etwas höher und mit Bretern bekleidet; die Thür ist in der Mitte und meist nach Osten zu angebracht. An einer Seite der Wand wird mittels Wolle eine Art Lagerstätte bereitet, die oft nach Zahl der Personen der Familie abgetheilt ist. Der Ofen befindet sich in der Mitte dieser Räumlichkeit, nicht weit von der Thür, und es wird in demselben ununterbrochen Feuer unterhalten. Kleider, Geräthschaften und sonstige Utensilien werden an den Wänden ringsherum aufgehängt, während im Innern noch gewisse Räumlichkeiten für das liebe Hausvieh reservirt werden, welches bei überaus strenger Kälte dort Unterkunft findet. Nur das Pferd wird selbst bei dem härtesten Froste ins Freie gelassen und muss mit seinem Hufe auf dem festgefrorenen Boden sich seine Nahrung suchen.

Trotz all dieser primitiven Ausstattung soll die Wohnung der Jakuten den dortigen klimatischen Verhältnissen mehr angepasst sein als die russische Izba, indem die Jurte der Jakuten erstens aus passenderm Material gebaut ist, zweitens weil der Ofen durch die fortwährende Zugluft die Atmosphäre der Räumlichkeit besser reinigt. Die Behausung des Jakuten entspricht auch mehr seinen Lebensbedürfnissen, indem er den grauenvollen Winter in derselben ohne Furcht verbringt. Des Tages über ziehen die Männer auf der Jagd umher, während die Frauen um den Kamin herum sitzen, Felle zubereiten, Kleider nähen, Stricke winden und Netze flechten; und nur abends, wenn die ganze Familie sich versammelt, ergibt man sich den Genüssen des Tabakrauchens, Kumystrinkens und Fettessens. Zu dieser Zeit versammeln die Graubärte oder die Oberen die Spitzen der Gesellschaft um sich und berathschlagen über gemeinsame Dinge oder schlichten Processe. Den Rundgang des Alltagslebens beschliesst zuweilen der Zauberact des Schamans, der aus den Kohlen des brennenden Ofens die Stelle, wohin irgendein Stück Vieh sich verirrt, anzeigen, eine Krankheit heilen, oder die Hülfe der wohlthätigen Geister zu irgendeinem Unternehmen beschwören will. Leicht erklärlich ist der intensive

Geruch, den der in diesen jakutischen Jurten längere Zeit sich aufhaltende Reisende an sich trägt, der an den Kleidern und Haaren haftet, und dessen man sich nur nach mehrern russischen Bädern entledigen kann. Merkwürdigerweise — so wenigstens berichtet unser russischer Gewährsmann — ist dieser üble Geruch selbst an den Erzeugnissen der Natur und an den von den Jakuten verfertigten Holzgefässen und beinernen Geräthschaften wahrzunehmen.

Dem **Glauben** nach bekennen die heutigen Jakuten sich wol insgesammt zur russischen Kirche, doch ist es mit ihrem Christenthum nicht viel besser bestellt als mit dem der übrigen Tataren Sibiriens, d. h. es erstreckt sich blos auf zwangsweise beigebrachte Aeusserlichkeiten, wärend im geheimen so manche Sitten, Gebräuche und Aberglauben des Schamanenthums gang und gebe sind. So erfreuen sich in den Jurten noch kleine Götzenbilder mit Kaninchenaugen von Birkenrinde umhüllt besonderer Achtung; selten vergönnt der Jakute sich einen guten Bissen, ohne diesen häuslichen Penaten das Gesicht mit Fett zu beschmieren. Besonders hochgeachtet werden die Sonne und das Feuer, die man beide als die Hauptursachen des Lebens betrachtet. Letzterem werden beim Essen gute Bissen zugeworfen, auf das Knistern desselben hin wird auf ein neues Unglück hingedeutet und man strebt auch die verborgenen Geister des Feuers bald zu beschwichtigen; der Sonne jedoch opfert man selten, man fürchtet sie auch nicht, da sie, wie leicht begreiflich, im hohen Norden keine Furcht einzuflössen vermag.

Ab und zu (berichtet Rittich nach Aussage des Jakuten Porjadin) sieht man noch um Mitternacht eine Jakutenhütte erhellt, und man kann dann überzeugt sein, dass ein Schamane daselbst seinen Zauber übt, um ein krankes Vieh zu heilen, ein gestohlenes oder verlorenes Gut wiederfinden zu lassen, den Beistand der Geister für irgendein Unternehmen zu erflehen u. dgl. m. Ja, auch die alten Götter der Schamanenzeit stehen trotz der vor längerer Zeit abgegebenen Erklärung der russischen Regierung, „dass das gute Volk der Jakuten für würdig befunden worden, mit seinen russischen Brüdern zu einer grossen christlichen Familie vereinigt zu werden", noch immer in voller Verehrung. Wie nämlich Porjadin in seinem Vortrage mittheilt, „wird die Hauptgottheit Aï-Tojon als der Schöpfer der himmlischen, mittlern und irdischen Welt verehrt. Derselbe residirt im neunten Himmel, wo

es ihm nie an Fleisch, Butter und Fett gebricht. Es gibt ferner noch eine Göttin der Befruchtung und Geburt, einen Schicksalsgott, je einen Gott des Wetters, des Feuers, der Wälder u. s. w. Zu den Göttern zweiten Ranges gehören die Jewssiden, eine Art Schutzengel, aber auch böse Geister (Schaitane). Die Seelen der Verstorbenen verwandeln sich, je nachdem diese auf Erden gut oder schlecht gewesen, in helle oder dunkle Schatten. Weiter haben sich die Jakuten mit der Lösung eschatologischer Probleme nicht befasst. Nach einer andern Quelle führt die oberste Gottheit den Namen Ar-Tojon, d. h. der reine Gott, und seine Frau Kübei-Chatum, d. h. die ehrwürdige Frau. Der Gott des Blitzes und des Donners heisst Sür-Dajak und Süge-Tojon. Ausser diesen gibt es noch vermittelnde Gottheiten, von welchen der eine Schessugaj-Tojon und dessen Frau Ai-Sid heisst. Sie erkennen ausserdem noch andere wohlthuende Geister an, die sie in der Gestalt von Schimmeln, Raben, Schwänen, Falken u. s. w. sich vorstellen, welch letztere als Nahrung nicht gebraucht werden.

Bezüglich des Schamanenthums der Jakuten erfahren wir, dass sie in der Persönlichkeit des Schamans einen solchen Menschen sich vorstellen, der mit den bösen Geistern in Berührung steht und über sie eine gewisse Macht ausübt. Schaman oder Schamanin kann nicht jeder werden, sondern er muss von Natur aus hierzu bestimmt sein. Schon im Kindesalter geben die Anzeichen hierzu die Berechtigung, indem der Betreffende in den Wäldern umherirrt und Feuer, Wasser und jegliche Waffen zu seiner Selbstvernichtung gebraucht. Die auf diesen Zustand aufmerksam gemachten Aeltern rufen dann einen ältern Schamanen herbei, bei dem der Junge mehrere Wochen hindurch Novizendienste versehen muss, von dem er in die Geisterwelt eingeführt und im Beschwören der Geister unterrichtet wird. Oft weichen die Wege des Lehrers und Schülers voneinander ab, indem letzterer solche Kunststücke gebraucht, die ersterem unbekannt sind.

Die Hülfe der Schamanen wird meistens bei Krankheiten und sonstigen Unglücksfällen in Anspruch genommen. Der herbeigerufene Zauberer nimmt zumeist eine lange Stange, an deren oberm Ende einige Pferdehaare befestigt sind, spricht über den Kranken Zauberformeln in unverständlicher Sprache aus, umfasst ihn und verkehrt mit dem Geiste, der für den Quäler des Leidenden gehalten wird. Der Geist gibt ihm nun kund, woher er komme, womit sein Zorn zu beschwichtigen sei und dass er ihn um jeden

Preis trotz allen Flehens der Verwandten umbringen wolle. Nur durch das Opfer gewisser Thiere oder gewisser Spenden sei er zu befriedigen, worauf denn auch die vom Geist verlangte Kuh oder das Pferd herbeigeführt wird; der Schamane wirft sich in vollen Ornat und der eigentliche Spuk beginnt. Dieser Ornat unterscheidet sich wesentlich von der gewöhnlichen Kleidung der Jakuten. Zum Unterschiede von den übrigen Sterblichen schneidet er nie sein Haar, das er sonst von beiden Seiten herabhängend in Zöpfen trägt und nur beim Act des Zauberns, des Effectes halber, losgelöst flattern lässt. Die Kleidung selbst besteht aus einem kurzen ledernen Halbkaftan, dessen hinterer Theil länger ist als der vordere und von dessen Enden lang auf die Erde sich schleppende Quasten herabhängen. Rückwärts werden fünf Reihen eiserner Schellen angenäht und in der Mitte des Rückens befindet sich ein eiserner Ring, den man die „Sonne" nennt. Dieser Kaftan wird nicht genäht, sondern mittels Riemen zusammengebunden, während ihm vorn eine bis zu den Knien reichende Schürze anhängt, auf welcher zwei grosse eiserne Ringe nebst andern absonderlichen Figuren befestigt sind. Desgleichen befinden sich auch auf den Aermeln eiserne Schellen und Figuren, damit jede Bewegung dieses Zauberers von einem ahnungsvollen Geräusch begleitet sei. In der linken Hand hält er die Trommel, in der rechten den Schlägel, der mit einer Haut bekleidet ist. So ausgerüstet besichtigt der Schamane das Opferthier, und falls es den Wünschen des bösen Geistes nicht entsprechen sollte, fordert er ein anderes. Ist das mit den richtigen Anzeichen gefunden, so packt er es vorn und stösst unverständliche Töne aus. Das Thier brüllt und wälzt sich nach allen Seiten hin, was die Jakuten dahin auslegen, dass der böse Geist in dasselbe gefahren sei, worauf es dann am nächsten Morgen zum Opferplatz geführt und geschlachtet wird, indem man Kopf und Haut aufhängt, das Fleisch aber kocht und verzehrt. Hat nun der Kranke von diesem ganzen Vorgange seine Gesundheit erhalten, so erbittet sich der Schamane fünf Rubel als Honorar, stirbt aber der erstere, so geht der Zauberer leer aus und hat sich nur mit den fetten Fleischbissen zu begnügen. Im ganzen genommen beruht die Kunst dieser Schamanen auf Betrug und der gröbsten Täuschung. Sie halten bisweilen unter den Kleidern einen Sack mit Blut verborgen, stechen sich in den Bauch, um durch reiche Blutung die Zuschauer zu rühren; andere tragen unter den Kleidern Birkenrinden und bohren sich ungestraft ver-

schiedene Waffen in den Körper. Es gibt ausserdem noch verschiedene Beschwörungsformeln, die, wie unser Gewährsmann berichtet, nicht nur von den Jakuten, sondern selbst von den dortigen russischen Christen angewendet werden.

Als Hauptzüge des **Nationalcharakters** der Jakuten werden von den verschiedenen Berichten übereinstimmend Rachsucht, Zanksucht, Geheimthuerei, ein natürlicher Hang zur Faulheit und mit diesen zugleich ein gewisser Grad von Schlauheit, Geschicklichkeit und der nur selten fehlende Unternehmungsgeist bezeichnet. Eine ihm zugefügte Beleidigung kann der Jakute nie vergessen; vermag er nicht allein Rache zu nehmen, so überträgt er diese Pflicht seinem Sohne oder seinem nächsten Anverwandten. Gastfreundschaft wird ihnen sowie den übrigen Türken der Welt nachgerühmt, obwol sie sonst nicht durch besondere Lust zur Geselligkeit sich auszeichnen, da ihre Wohnungen zumeist zerstreut in ziemlicher Entfernung voneinander sich befinden. Auf den ersten Anblick dünkt uns der Jakute als befangen, arglos und träumerisch, doch soll hinter diesen Eigenschaften eine starke Dosis von Mistrauen, ängstlicher Vorsicht und Schlauheit verborgen sein, sodass sie auch viel häufiger ihre russischen Nachbarn hintergehen, als sie von denselben hintergangen werden. Sie halten jeden für dumm, der die Gelegenheit, seinen Nächsten zu betrügen, vorübergehen lässt; sie sind daher auch dem Diebstahl nicht so sehr aus Nothwendigkeit ergeben, als vielmehr aus Verlangen, ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Bewunderungswerth ist ihr grosses Gedächtniss, denn sie erzählen oft Dinge, die vor 20 Jahren vorgefallen, mit der grössten Genauigkeit. Dass sie ungeachtet dieser Vorzüge es selten zum Wohlstande bringen, daran ist zumeist ihre ausserordentliche Trägheit schuld; sie zahlen dem russischen Staate nur sehr unbedeutende Steuern, doch sie vernachlässigen gänzlich den Bodenbau, der ihnen sonst reichen Ertrag bringen könnte. Ebenso maasslos ist der Stolz ihrer Vorgesetzten, denen das übrige Volk früher beinahe göttliche Verehrung gezollt hat.

In Anbetracht dieser düstern, schweigsamen Natur, vielleicht auch infolge der aussergewöhnlichen Strenge des Klimas, darf es nicht befremden, dass die Jakuten ihre Einbildungskraft nur wenig entfaltet haben. Ihre Volkslieder sind unbedeutend und ihre Poesie erstreckt sich nur auf solche Gegenstände, an die ihr Auge am meisten gewöhnt ist. Als solchen poetischen Erguss schildert Schtschukin folgendes Lied: „Nach Frost gibt uns Gott Wärme,

Unsere Kühe kalben, das Gras keimt auf, unser Vieh wird fett, wir erhalten viel Milch, wir machen daraus Kumys, trinken und werden munter." Sie haben auch keine Musikinstrumente und noch weniger irgendeinen Nationaltanz.

Um so mehr muss es befremden, dass sie ihre Sprache vor fremdem Einflusse bisjetzt so treu zu bewahren vermochten, und dass sie selbst im häufigen Verkehr mit den Russen, wie dies z. B. in Jakutsk der Fall ist, anstatt die Sprache ihrer Eroberer anzunehmen, letztere zur Erlernung des jakutischen Idioms geradezu gezwungen haben. „Merkwürdig ist es" (schreibt der anonyme Autor in der «Russischen Revue»), „dass Kinder aus gemischten Ehen bei überwiegender Cultur des russischen Vaters oder der russischen Mutter fast immer wenn nicht der russischen Sprache ganz unkundig, so doch derselben sehr wenig mächtig sind. Ja, erwachsene Russen, welche lange Zeit unter Jakuten leben, gewöhnen sich daran, ihre Muttersprache nur in ausschliesslichen Fällen und nur wenn es unumgänglich nöthig ist, zu brauchen. In der Stadt Jakutsk, wo es viele ansässige, zum Theil gebildete Jakuten gibt, herrscht in den Gesellschaftsräumen der Beamten und Kaufleute vorwiegend die jakutische Sprache. Der Gottesdienst selbst wird, um dem Christenthum leichtere Wege zu bahnen, in dieser Sprache abgehalten." Dies sollte doch auf nationales Selbstbewusstsein hindeuten, doch das Gift der russischen Cultur, nämlich der Branntwein, übt leider seine verheerende Wirkung aus, und Rittich hat recht, wenn er sagt: „Es hilft alles nichts, auch bei der Schilderung dieses Volkes hat der Ethnograph das Gefühl, dass er einen Nekrolog schreibt."

Von ihren häuslichen **Sitten und Gebräuchen** wollen wir in erster Reihe der **Ehe** Erwähnung thun, welche bei den Jakuten wie bei den andern türkischen Völkern schon in frühester Jugend geschlossen wird. Als Christen sollten sie nur eine Frau nehmen, doch trifft man selten unter ihnen Leute, die nicht zwei Frauen hätten, wozu natürlich die russischen Priester die Augen schliessen, indem sie dieselben gesetzlich nur einmal trauen. Zur Ehe ist die Zustimmung der Aeltern erforderlich. Es wird zuerst ein Liebesbote ins Haus des Mädchens geschickt, und wenn der Vater des letztern seine Einwilligung gegeben, so erscheint der Zukünftige in Begleitung seines Vaters; man unterhandelt über das Kalym und die Geschenke, welche letztern immer die Hälfte des Kalyms ausmachen müssen. Nur nach Beendigung dieses geschäft-

lichen Verkehrs begibt man sich zur Braut, und nach dem Satze „qui tacet consentire videtur“ wird deren Stillschweigen für Einwilligung angenommen. Der Kalym besteht gewöhnlich aus 10 Hengsten, 10 Stuten mit ihren Füllen, 10 starken Ochsen, 10 guten Kühen mit Hinzufügung des Fleisches von 20 fetten Ochsen und Kühen. Ausserdem muss der Vater des Bräutigams noch dem Vater der Braut 150 und der Mutter der Braut 100 Rubel bezahlen. Erreicht der Kalym, den der Jüngling zu bezahlen hat, eine aussergewöhnliche Höhe, so muss die Braut ein reichgeziertes Bild, zwei Pferde mit silberbeschlagenem Geschirr, 20 fette Kühe, einen Eichhörnchenpelz, silbergestickte Sommer- und Wintermützen, Ohrringe, Halsgehänge u. s. w. ins Haus bringen. Der Kalym wird je nach der Quantität in zwei Raten gezahlt. Bei der ersten Rate muss die Braut die Aeltern ihres Zukünftigen und deren Begleitung, die oft auf zweihundert Menschen sich beläuft, bewirthen. Der Bräutigam stellt sich bei dieser Gelegenheit rechts an den Eingang der Jurte seiner Braut, während seine Aeltern zur Linken derselben Platz einnehmen. Der Schamane hat indessen auf dem väterlichen Ruhebette sich schon niedergelassen. Die Ceremonie beginnt mit Libationen, indem der Bräutigam ausgelassenes Fett ins Feuer giesst, den Hut abnimmt und dreimal das Haupt neigt. Der Schamane wünscht ihm nun, dass er den Ehebund in Glück betrete, mit seiner Frau viele Kinder erzeuge, dass sein Viehstand sich vermehre, mit einem Worte, dass er ein reicher Mann werde. Nach Beendigung dieser Ceremonie zieht sich der Bräutigam zurück, legt seine Reisekleider ab, zieht feierliche Gewänder an und nachdem er mit seiner Begleitung in der Jurte erschienen, nimmt er auf dem bräutlichen Lager Platz und bedeckt sich mit einer Decke. Während dieser ganzen Feierlichkeit muss die Braut in einer benachbarten Jurte verweilen. Die Gäste begeben sich nun zum Schmause, und nachdem sich alles zurückgezogen, kann nun der Bräutigam sein matrimonisches Recht antreten. Nach Verlauf von drei Tagen entfernen sich die Gäste, nachdem eine Rate des Kalym erlegt und ein Theil der Geschenke seitens der Braut abgeliefert worden sind. Nur nachdem der Kalym gänzlich ausgezahlt ist, verlässt die junge Frau das älterliche Haus und begibt sich zu ihrem Zukünftigen nach folgender Sitte: Beim Herannahen zur Behausung ihres Zukünftigen verhüllen die Anverwandten das Gesicht der Braut mit einem Hermelinpelze, während zwei Männer vorauseilen, um die Ankunft anzuzeigen. Beim Ein-

zuge muss die ganze Gesellschaft reichlich mit Kumys bewirthet werden, es muss jeder ein kleines Geschenk erhalten, und dann erst ziehen die Schwiegerältern der jungen Frau entgegen, führen sie in die neue Behausung ein, wobei sie selbstverständlich zuerst ins Feuer Fett werfen muss und von dem ebenfalls dort harrenden Schamanen mit der schon erwähnten Segensformel begrüsst wird. Den darauffolgenden Tag bekleidet der Schamane den Vater des Bräutigams mit einer neuen Mütze, man giesst wieder Fett ins Feuer, man beschwört wieder die guten Geister im Interesse der Neuvermählten, und wieder gibt es endlose Festlichkeiten, Spiele und sonstige Unterhaltungen. Sind nun einmal die heidnischen Ceremonien beendet, so werden des guten Anstandes halber auch noch die Dienste der russischen Geistlichkeit in Anspruch genommen.

Im allgemeinen zeichnen sich die Jakuten durch besondere Liebe zu ihrer Familie aus. Sie umarmen ihre Kinder, beschnüffeln ihr Haupt, ihren Hals, ja sogar ihre Kleider, aber küssen sie nicht, nur die Städter und die mit den Russen in häufigem Verkehr stehenden Jakuten haben die Gewohnheit des Küssens angenommen. Von sonstigen Gebräuchen ist noch erwähnenswerth, dass der Vater bei **Geburt** eines Kindes seine nächsten Verwandten zu einem Mahle einladet und bei dieser Gelegenheit dem Neugeborenen seinen Namen gibt; bei dem Mädchen fällt diese Festlichkeit weg. **Stirbt** ein Jakute, so wird er am selben Tage begraben, wobei man ihm einige Kleidungsstücke mit ins Grab gibt, bisweilen auch sein geschlachtetes Reitpferd in voller Rüstung. Ueber dem Grabe wird ein Balkengerüst erhoben, auf welchem Pferdehäute mit Köpfen aufgehängt werden, wobei man nun das Grab dreimal zu Pferde umreitet. Die nächsten Verwandten kommen dem Grabe nicht nahe, sondern halten sich in einiger Entfernung und stossen Klagelaute aus. Die Jurte, in welcher jemand gestorben, wird von der Familie verlassen, indem man unter dem Einflusse der dort hausenden bösen Geister nicht verweilen will und letztere durch Opferspenden zu beschwichtigen sucht. Auch Speisen und Getränke werden dem Todten mit ins Grab gegeben, in der Voraussetzung, dass er derselben bedürftig sein wird.

Mit Bezug auf andere Fractionen des Jakutenvolkes erwähnt Pauli, dass das Geschlecht von Gigansk, zwischen der Anabara

und der Lena, durch Rechtschaffenheit, patriarchalisches Leben und gewisse Reinlichkeit sich auszeichnet. Auf den unabsehbaren Morästen wohnend, die weit bis zum Eismeere sich ausdehnen, ist es zumeist das wilde Elenthier, welches diesen Leuten als Nahrung dient, indem das Fleisch gleichmässig vertheilt wird und die Haut der Reihe nach je einem andern gehört. Es sind wohlwollende, ernstgestimmte und doch gastfreundliche Menschen von sehr bescheidenen Bedürfnissen, die ein stetes Nomadenleben führen, mit Jagd und Fischfang sich beschäftigen und der Sucht nach Mammuthzähnen obliegen. Die Jakuten von Jenisseisk in dem Gebiete von Turochansk bestehen aus zwei unbedeutenden Geschlechtern, sie wohnen unter dem rauhesten Klima des hohen Nordens und unterscheiden sich trotz ihrer langen Trennung nur wenig von ihren übrigen Brüdern. Die erste der erwähnten Fractionen bewohnt das Dorf Scharochina, 30 Werst von Turochansk an der Mündung des Scholocha, eines Nebenflusses des Jenissei; die zweite hingegen hält sich noch weiter im Norden an den Ufern der Keta, Popigaj, Oka, Chatanga und Anabara auf. Die Tracht dieser Leute ist schon mehr der samojedischen ähnlich, nur die Reichern kennen den Gebrauch des Hemdes, obwol diese Jakuten wohlhabender sind als ihre Brüder im Gebiete von Jakutsk. Es soll jede Familie wenigstens 40 oder 50 gezähmte Renthiere besitzen. Heute sind sie sämmtlich getauft, doch früher hatten sie einen Glauben, nach welchem sie an die Existenz von neun Himmeln glaubten, in deren ersten sieben sämmtliche Thiere, im achten der Gott der Blitze und des Donners, im neunten der allmächtige Schöpfer sammt seiner Frau gewohnt haben soll.

Geschichte.

Da wir unsere Vermuthungen über die ersten Anfänge der Jakuten schon früher dargelegt, so können hier als geschichtliche Begebenheiten dieses Volkes nur jene Daten Eingang finden, die auf die erste Bekanntschaft der Russen mit den Jakuten und die Begründung der russischen Macht im hohen Norden Bezug haben. Wie aus Fischer's Geschichte Sibiriens ersichtlich ist, hat eine kleine Abtheilung Mangasaier schon im Jahre 1607 die Lena erreicht, obwol bestimmtere Nachrichten über das Volk der Jakuten erst 13 Jahre später, nämlich 1620, und zwar durch die Vermitte-

lung der Tunguzen, zu den russischen Eroberern drangen. Die kühnen Abenteurer, die damals in unglaublich geringer Zahl in die unbekannten Regionen des eisigen Nordens vordrangen und mit ihrem Erscheinen allein den nichts ahnenden Kindern der dortigen Natur einen unbändigen Schrecken einflössten, hatten selbstverständlich viel weniger an eine regelrechte Besitzergreifung im Namen des Fürsten in Moskau, als an eine Bereicherung und an eine Belohnung für ihre riesigen Strapazen gedacht. Als der russische Kozakenhäuptling Galkin den Fähndrich Ilja-Jermolin mit fünf Kozaken zur Aufsuchung des früher ausgezogenen Wasilij Bugor nach der Lena geschickt, da war es zuerst, dass die Russen an der Mündung der Tschaja die Nachricht erhielten, dass an den Ufern der Lena das Volk der Jakuten lebe, welches starke Viehzucht treibe und als geschickte Jäger im Besitz gar mancher kostbaren Rauchwaaren sich befinde. Doch hörten die Russen zugleich auch, dass im Lande der Jakuten eine riesige Kälte herrsche, und dass der Weg dahin infolge der dazwischenwohnenden mächtigen Tunguzen mit grossen Gefahren und Schwierigkeiten verbunden sei. Jermolin wagte daher nicht, das Unternehmen allein zu beginnen. Ihm folgte der beherztere Beketow, der im Frühling 1632 das erste Ostrog, d. h. eine Gattung mit Palissaden befestigten Orts, wörtlich Zuchthaus, Fort, baute, und dieses Jakutski-Ostrog nannte. Der Widerstand, den Beketow zu jener Zeit bei den Jakuten vorfand, war ein äusserst geringer, frühere Gerüchte von dem Erscheinen des fremden Volkes der Russen und noch mehr die fabelhaften Sagen von den Feuerwaffen, welche diese mit sich führten, hatten den Jakuten jeden Muth benommen, sie liessen die Fremdlinge ruhig sich ansiedeln, ja zeigten sogar gewisse Freude über die Gelegenheit, die ihnen geboten wurde, durch Anknüpfung von Handelsverhältnissen in Besitz gewisser Lebensbedürfnisse zu gelangen, die ihnen sehr erwünscht kamen. So wird unter anderm berichtet, dass für einen russischen Kessel so viel Zobelfelle gegeben wurden als hineingingen, was bei dem hohen Preise dieser kostbaren Felle allerdings einen riesigen Gewinn abwarf.

Diese und viele andere verlockende Vortheile müssen es gewesen sein, welche unter die Eroberer den Samen der Zwietracht gestreut. Die Rivalität brach zuerst zwischen den Mangasaiern und Turochansker Kozaken aus. Jeder von ihnen beanspruchte für sich das Recht der Priorität der Entdeckung, d. h. jeder wollte

das Volk der Jakuten im Namen des Zars für seine eigenen Interessen ausbeuten, und als letztere, von zwei Seiten bedrückt, der ewigen Beraubung sich ausgesetzt sahen, da rief die Raubsucht des Kozakenhäuptlings Galkin 1633 einen Aufruhr hervor. Unter Anführung eines Häuptlings Namens Minak stürzten sich 600 Jakuten auf den Jakutski-Ostrog, belagerten denselben längere Zeit, doch vermochten sie mit leeren Händen nichts auszurichten und zogen nun über die Berge weiter nach dem Norden, um eine neue Heimat zu gründen. Die Russen blieben daher unbehelligt im Besitze des Landes, die Zwistigkeiten unter ihnen dauerten aber immer fort, bis endlich 1641 von Moskau aus ein Wojwode ausgeschickt wurde, der den Oberbefehl übernahm und die Ruhe herstellte.

Seit jener Zeit hatten sich die Ansiedelungen allmählich vermehrt. Das Gebiet der Jakuten zerfällt heute in die Bezirke von Irkutsk, Kirensk und Jakutsk, mit den bedeutenden Orten: Jakutsk, Olekma, Wiljuisk, Werchojansk und Kolima, in denen nach der Angabe Schtschukin's vom Jahre 1838 eine Bevölkerung von 89560 männlichen und 90067 weiblichen Seelen leben soll, eine Gesammtzahl, in welcher auch die der russischen Nationalität Angehörigen inbegriffen sind, da die Seelenzahl der eigentlichen Jakuten sich wol kaum auf 80000 beläuft.

Wir wollen nun zum Schlusse einen Blick auf die statistischen Angaben bezüglich der sibirischen Türken werfen, müssen aber gleich im vorhinein bemerken, dass dieselben je nach den verschiedenen Autoren differiren, daher die Aufstellung einer Gesammtsumme nicht leichthin bewerkstelligt werden kann. Wenn wir zu diesem Behufe in den vorliegenden Quellen, nämlich bei Pauli, im anonymen Werke „Narodij", bei Radloff, Jadrintzew und bei Rittich uns umsehen, so werden wir finden, dass Pauli bezüglich der politischen Eintheilung in den Gouvernements

Jenisseisk	22000
Tobolsk und Tomsk	40000
im Minussinsker Bezirk	20000
folglich	82000

Seelen zählt, die er nun wieder je nach Nationalitäten eintheilend, folgendermassen angibt:

Katschintzen	9500
Kyzyltzen	4000
Sagaier	11000
Beltiren	1500
Kaibalen	1100
Karagassen	500
Teleuten (in Tomsk)	2000
Teleuten (in Kondoma)	5000
	34600.

Abweichend von diesen Zahlenangaben finden wir bei Jadrintzew (Russ. Revue, Bd. XXI, Heft 12) Tataren in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk 50466 Seelen und Altaier 48258, während Wenjukow („Die Russ. Asiat. Grenzlande", S. 236) von

8000 Sagaiern,
6500 Katschintzen,
800 Karagassen

spricht, und zusammengenommen 25000 Urjanchen und 24000 finnisch-türkische Einwohner, folglich 49000 Seelen annimmt.

Diesem gegenüber finden wir bei Rittich:

Gouvernement	Irkutsk	1900
„	Jenisseisk	20500
„	Tomsk	13000
„	Tobolsk	26000
Sojoten		13500
	zusammen	74900.

Schliesslich wollen wir noch der Angaben Radloff's erwähnen, der in seiner oft genannten ethnographischen Uebersicht

Teleuten	5782
Eigentliche Altaier	11824
Schoren	10688
	2588
Waldtataren	2464
Kumandintzen	2177
Kyzyltzen	4362

Tscholym-Tataren	500
Sagayer	2166
Beltiren	2640
Karagassen	543
Koibalen	840
Katschintzen	9908
zusammen	56482

Individuen annimmt.

Zu diesen sind noch die 80000 Jakuten zu rechnen, sodass wir alles in allem vielleicht der Wahrheit am nächsten kommen, wenn wir ungeachtet der verschiedenen Zahlenangaben die Gesammtsumme der sibirischen Türken auf 150000 Seelen veranschlagen.

II.

Mittelasiatische Türken.

Nomaden und Halbnomaden.

So wie das Thier, vom Instinct des Hungers und des Durstes getrieben, auf den Bergen und in den Thälern, in Wäldern und auf der Steppe die zu seinem Unterhalt nöthige Nahrung suchend umherstreift, ebenso hat der Mensch im Urzustande seiner Existenz, als es ihm noch an Mitteln zur künstlichen Herbeischaffung seiner Nahrung mangelte, von einem Platz zum andern wandern, d. h. ein nomadisches Leben führen müssen. Zuerst allein mit seiner Familie und Angehörigen umherziehend, mussten im spätern Verlaufe, als er Thiere gezähmt und Thierzüchter geworden, die Grenzen der engern Heimat um so mehr erweitert werden, da die ihm folgende Heerde das Gras der Triften bald abgeweidet, und er, um seine eigene Nahrung zu sichern, auch für die Nahrung seiner Hausthiere zu sorgen hatte. So entstanden die Hirtenvölker oder nomadischen Gesellschaften, deren Grösse ebenso sehr nach der Beschaffenheit des Bodens und nach den Bedingungen des Klimas variirte, als die längere oder kürzere Dauer des primitiven oder nomadischen Zustandes von den im eigenen Kreise vorgefallenen oder in den Nachbarländern entstandenen politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen abhing. Mit Hinblick auf den ersterwähnten Umstand wird es klar, warum die ural-altaische und speciell die turko-tatarische Rasse der Mehrzahl nach nomadisch ist, und warum sie trotz der gewaltigen Zeitstürme, die über den von ihr bewohnten Theil Asiens wegtobten, selbst bis in die Gegenwart hinein dem Wanderleben mehr treu geblieben als jedwelches Volk auf Erden; denn es ist heute allbekannt, dass solche eingefleischte Nomaden wie die Türken weder in Afrika und Amerika, noch auch in Australien sich vorfinden noch vorgefunden wurden.

Mit den weit ausgedehnten Steppenregionen der innerasiatischen Welt, die von der östlichen Mongolei, namentlich von der In-schan Chingan Gebirgskette in südwestlicher Richtung mit wenig Unterbrechung über Ostturkestan nach der Ostküste des Kaspisees sich hinziehen, hält keine uns bekannte Steppenregion den Vergleich aus, selbst das Innere Australiens nicht, wo die Natur wol öde und wüst, aber von Gebirgszügen durchschnitten, keine Steppe im eigentlichen Sinne des Wortes ist. Diese Specialität der Bodenverhältnisse muss daher als Hauptursache der ethnischen Eigenheit der turko-tatarischen Rasse hingestellt werden. Auf diesen unabsehbaren Flächen der besagten Theile Asiens haben sich von jeher die Hirtenvölker ural-altaischer Abkunft herumgetummelt, hier in kleinern, dort in grössern Haufen, aber immer in den gewissen Stämmen und Hauptabtheilungen bestimmten Grenzen, denn so wie die Mongolen z. B. von jeher im Süden des Sajangebirges und auf der grossen Gobi- oder Schamosteppe zu Hause waren, ebenso können die Türken als Autochthonen des vom Altai bis zum Kaukasus sich erstreckenden Steppengebietes betrachtet werden.

Ungeachtet der unbändigen Wanderlust ist daher bei Nomaden ebenso wie bei Sesshaften der Begriff Heimat oder Vaterland anzunehmen. Einzelne Zeltgruppen oder Familien ziehen eben jahraus jahrein auf den durch Eroberungs- oder Gewohnheitsrecht ihnen eigen gewordenen Weidestrecken oder Brunnenregionen so lange umher, bis nicht Stammesfehden, die zumeist aus der Wahl der Weideplätze entspringen, oder sonstige von Berührung mit der Aussenwelt herrührende Kämpfe und Kriege eine Emigration im grössern Maassstabe gewaltsam hervorrufen, alsdann die Grenze der eigentlichen Heimat, natürlich nicht auf einmal, sondern allmählich überschritten und der Ursitz der Väter verlassen wird, wie wir dies mit der geschichtlichen Aera aus den Strömen türkischer Völkerelemente, welche sich nach allen Seiten hin ergossen, ersehen. Ist der Nomade gelegentlich einer solchen Völkerverschiebung in eine derartige Gegend gelangt, die bezüglich der Verhältnisse des Klimas und des Bodens mit seiner frühern Heimat analoge Bedingungen hat, so wird er jedenfalls in der früher befolgten und liebgewonnenen Lebensweise fortfahren, d. h. er wird Nomade bleiben. Tritt aber der entgegengesetzte Fall ein, d. h. wenn irgendeine nomadische Gesellschaft an die Grenzen einer sesshaften Bevölkerung geräth, so ist ihre Umgestaltung unausbleiblich, indem sie früher oder später dem Einflusse der

benachbarten festen Wohnsitze unterliegen und die primitive Existenz des Wanderlebens aufgeben muss.

Der Process einer derartigen Umgestaltung kann selbstverständlich nur allmählich, nur stufenweise sich vollziehen und hängt in erster Linie von dem Bildungsgrade der sesshaften Bevölkerung, und nur in zweiter Linie von den ethnischen Eigenheiten der Nomaden ab; dieses wenigstens zeigen uns zahlreiche Beispiele der Geschichte, indem türkische Nomaden von einer sesshaften türkischen Bevölkerung und türkischem Regierungsgeiste nicht so leicht zur stabilen Lebensweise angezogen werden als dort, wo iranische Regierung und Gesellschaft, folglich ältere Culturbedingungen, den Anziehungspunkt bilden. Sehr interessant ist die Beobachtung der einzelnen Phasen, die eine nomadische Gesellschaft im Process der Transformation durchzumachen hat. Die Berührung findet selbstverständlich zuerst auf den beiden äussersten Ringen der betreffenden Gesellschaften statt, wo einerseits der Bildungsgrad des Sesshaften auf dem untersten Niveau steht, andererseits der Nomade selbst auch schon manchen Zug der ihm innewohnenden Wildheit abgestreift, viel traitabler geworden und in den Zauberbann der neuern Lebensweise sozusagen hineingelockt wird. Was für den Nomaden die meiste Anziehungskraft besitzt, das sind bei weitem nicht die geregelten gesellschaftlichen Zustände, die bessere, gegen die Abnormitäten des Klimas mehr schützende Wohnstätte, die verhältnissmässig grössere Sicherheit der Personen und des Eigenthums, als vielmehr einzelne Luxusartikel, Bequemlichkeiten des Lebens und besonders der Reichthum an Waffen, die das höchste Ideal seiner Wünsche bilden. Er sieht in seiner unmittelbaren Nähe einen Menschen, der besser gekleidet, besser genährt, über solche Werkzeuge und Geräthe verfügt, auf die er nie ohne ein lüsternes Auge blicken kann, und da eine gewaltsame Aneignung solcher Habschaften nicht immer thunlich, da Krieg, Raub und Plünderung sich nicht immer anwenden lassen, so gelangt der Nomade, man möchte fast sagen unfreiwillig, auf jenen Weg, der gleichfalls als Ueberbrückung des Sesshaften und Nomadischen, dieser voneinander so grundverschiedenen Existenzen, überall und immer sich vorgefunden hat. Als das meist erprobte Medium der Annäherung hat in solchen Fällen von jeher der Ackerbau sich erwiesen, der Ackerbau, dem selbst der eingefleischteste Nomade nicht gänzlich abhold ist, da wir der bisjetzt vorherrschenden Meinung entgegen die sichere Behauptung aufstellen

können, dass selbst die Turko-Tataren in dem allerprimitivsten Stadium ihrer Existenz dort, wo die Bodenverhältnisse es ermöglichten, dem Ackerbau oblagen, ja diesen Zweig der menschlichen Cultur ohne äussern Antrieb von selbst erlernt haben. Natürlich hat dieser Zweig der menschlichen Industrie sich anfänglich nur auf die Anbauung einiger Cucurbitaceen und Hülsenfrüchte erstreckt, zu dem sich nur später die unterste Sorte von Getreide gesellte, doch war und ist diese Beschäftigung hinreichend, um den Nomaden zur Abkürzung seiner Wanderzeit und zur Begrenzung des für sein Wanderziel ausgehegten Raumes zu bestimmen, indem er wenigstens mehrere Monate des Jahres hindurch das Zelt oder die Familie auf einem und demselben Platze weilen lässt, bis die Frucht des Ackerbaues reif geworfen und eingeheimst ist. Hierin liegt der erste Keim zur Sesshaftigkeit, und wenn der dieser Klasse der Nomaden angehörige Steppenbewohner Nachbar des auf urbarem, gut bewässertem Boden wohnenden Sesshaften wird, dann tritt nothgedrungen jene Lebensweise bei ihm ein, die wir mit dem Namen Halbnomadenthum zu bezeichnen pflegen.

Der Halbnomade, der zumeist den Steppenrand bewohnt, gibt das erste Zeichen der Stabilität dadurch, dass er zur Unterbringung der Bodenerzeugnisse und der Geräthschaften zum Ackerbau ein festes Gebäude in der Form eines Speichers oder einer Kammer aufführt, fensterlose, dunkle, dumpfe Lehmhütten, in denen zu wohnen er stets verschmäht, ja nicht einmal sein Lieblingsthier, das Pferd, unterbringen will, indem das in der Nähe aufgeschlagene luftige Zelt den Vorzug erhält und die feste permanente Wohnstätte schon in der Benennung, nämlich tim, tam, den Grundgedanken des Dunkeln, Finstern, Verschlossenen ausdrückt, und mit dem Worte für Gefängniss, Hölle eine analoge Stammsilbe hat. So wie die Wohnungsverhältnisse das bunte Gemenge der nomadischen und stabilen Existenz bekunden, ebenso gelangt dies auch in andern Bedingungen des Alltagslebens zum Ausdruck. So wird z. B. der weibliche Theil der Gesellschaft früher Halbnomaden als der männliche, weil letzterer im Frühjahr den halbfesten Wohnsitz verlässt, drei Viertel des Jahres in der Steppe und auf offenem Felde zubringt, und nur im strengen Winter im Gehöfte Schutz sucht, während erstere durch längeres Verharren in der unmittelbaren Nähe des festen Wohnsitzes und durch Uebung mancher Industriezweige dem rauhen Leben in der

nackten Steppe keinen Reiz abzugewinnen vermag und der sesshaften Lebensweise sich zuneigt. Lange dauert der Kampf und Widerwille nur beim männlichen Theile der nomadischen Gesellschaft, und diese Unentschiedenheit hat übrigens allem Thun und Lassen, allem Denken und Sinnen des Halbnomaden ihren Stempel aufgedrückt. Schon in seiner äussern Erscheinung vermissen wir beim Halbnomaden unter anderm die stramme Haltung des Körpers, das rollende Auge, den kühnen Blick, die behende Gliederbewegung und die Rührigkeit des unsteten Sohnes der Steppe, wie ich seinerzeit auf meiner Reise zwischen Persien und Chiwa die beste Gelegenheit zu beobachten hatte. Im Süden, nämlich am Görgen und am Etrek, verkehrte ich mit ganz nomadischen Jomuten und fand dieselben grundverschieden von ihren am Steppenrand bei Chiwa wohnenden Brüdern desselben Stammes, ja bisweilen sogar desselben Zweiges: und nicht nur in den physischen Merkmalen, sondern noch mehr in den Geistesanlagen, in der Weltanschauung und bisweilen auch schon im Sittengemälde treten die vom längern Verweilen an einem Orte entstehenden Eigenheiten in prägnanter Weise hervor. Der Halbnomade ist nicht mehr so munter, nicht mehr so geistig aufgeweckt, so verwegen, so kühn und schwärmerisch wie sein Stammesgenosse, der nur das Zelt und nie das Haus gekannt. Der Halbnomade entschliesst sich schwer zu einem Abenteuer, erträgt auch hier und da den Druck der Suprematie, was der freie Sohn der Wüste nie zu thun vermag; er ist religiösen Speculationen mehr zugänglich, während der Nomade nur dem blinden Aberglauben anheimfällt, mit einem Worte: der Halbnomade, wenn genau beobachtet, gibt uns einen interessanten Aufschluss über die mannichfachsten Fragen, welche das Entstehen der stabilen gesellschaftlichen Zustände involvirt, da aus den einzelnen schwachen Zügen schon die Licht- und Schattenseiten des später hervortretenden fertigen Bildes zu erkennen sind.

Nicht ohne Interesse ist es, über die Dauer dieser Uebergangsperiode Untersuchungen anzustellen. Die Arier haben das Zeitalter der nomadischen Existenz schon längst hinter sich, und von den kleinen Bruchstücken der nicht ganz sesshaften Mitglieder dieser Rasse, als: Dschemschidi's, Hezare's, Firuzkuhi's und Tschihar-Aimaken kann auch schon deshalb nicht die Rede sein, weil sie in ethnischer Beziehung den Urtypus und die Ursitten eingebüsst, durch die politischen Wirren der ihnen benachbarten Turko-Tataren

in der natürlichen Entfaltung gewisser Rasseneigenheiten gestört wurden. Von den Türken lässt sich in dieser Frage schon nach concreten Beispielen urtheilen, und es kann sozusagen als Axiom aufgestellt werden, dass sie, der sesshaften Lebensweise entschieden abhold, von Nomaden zu Halbnomaden nur durch die Gewalt der Umstände gezwungen werden können, und dass sie selbst im halbnomadischen Zustande jahrhundertelang verharren, wenn nicht die eiserne Hand einer culturbeflissenen Regierung, oder die erdrückende Ueberzahl einer benachbarten friedliebenden Bevölkerung sie dazu zwingt. Wir wollen dies mit einigen Beispielen illustriren. Von den Türken Persiens kann nur jene Fraction als vollkommen sesshaft bezeichnet werden, die, mit den Seldschukiden eingedrungen, das heutige Azerbaidschan bewohnen, während im Norden dieser Provinz die Schahsewend, Karapapak und Terekme noch immer Halbnomaden sind, trotzdem sie schon seit mehr als zweihundert Jahren vom Süden und Osten des Kaspisees dahin gelangt waren. Die Ersaris am linken Oxusufer zwischen Kerki und Tschihardschui sind nach 150jähriger Ansiedelung nur schwache Halbnomaden, die Jomuten im Südwesten Chiwas haben noch weniger Wurzel gefasst, und die unter dem Namen Kiptschaken bekannten Karakirgizen im Osten Ferganas, die schon viele Jahrhunderte das Gebiet zwischen dem Pamir und dem Issikköl innehaben, können nur theilweise als Halbnomaden bezeichnet werden. Den meisten Widerwillen gegen den festen Wohnsitz haben aber die Kirgiz-Kazaken bekundet, die am linken Jaxartes schon über dreihundert Jahre leben, ohne bisjetzt eine bedeutende halbnomadische Gesellschaft aufzeigen zu können. Die Özbegen in den Chanaten Turkestans, dieses Residuum der während nahezu tausend Jahren aus den Steppenregionen unter die Arier im Culturrayon der heutigen Chanate sozusagen eingezwängten Türken, haben jahrhundertelang gegen die heterogenen Bedingungen des sesshaften Lebens gekämpft und tragen selbst heute noch in so manchen Zügen ihres Lebens den Stempel eines „widerwillig Angesiedelten“ an sich. Ja, wir finden sogar eine Fraction der Osmanen, nämlich die Türkmenen, um Siwas herum und die Jürüken (d. h. Wanderer, wie die wörtliche Bedeutung des Wortes lautet), in der Umgebung von Brussa, die einem später von Osten her nach Westen vorgedrungenen Stamme seldschukischer Abkunft angehören und selbst bis heute dem Wanderleben nicht zu entsagen vermochten.

Es wäre daher ein ganz müssiges Vorhaben, die Frage aufzuwerfen: wie lange Zeit es wol bedarf, irgendeinen nomadischen Volksstamm türkischer Abkunft in eine sesshafte, ackerbautreibende, friedlichen Beschäftigungen nachgehende Bevölkerung zu verwandeln, da, wie die Erfahrung uns lehrt, ein solches Experiment auf asiatischem Boden, geringe Ausnahmen abgerechnet, nirgends, und in Europa nur dort gelungen ist, wo die eingewanderten Nomaden von der Majorität der vorhandenen sesshaften Bevölkerung sozusagen erdrückt worden sind. Die Frage der Zeitdauer daher beiseitelassend, wird es sich wol mehr der Mühe lohnen, uns nach jenen Gründen umzusehen, welche als Triebfeder dieses dem an geregelte Zustände und friedliche Lebensart gewöhnten Menschen sonderbar scheinenden Gelüstes, richtiger gesagt der Hartnäckigkeit gegen eine bessere Existenz, wirken. Bei Erörterung derselben werden wir zuerst auf das Gefühl der Superiorität stossen, welches der Nomade dem Ansässigen gegenüber empfindet und zu jeder Zeit auch bekundet. Ob der dem Menschen innewohnende Freiheitsdrang, welcher durch das Haften an der Scholle keinesfalls erhöht, sondern vielmehr beeinträchtigt wird, oder ob der im Wanderleben stärker hervortretende Reiz der Neuheit und schnellere sowol als häufigere Abwechselung im Leben, von überwiegendem Einflusse sind, das wäre schwer zu bestimmen. Wir glauben vielmehr, dass beide zusammen im Busen des Steppenbewohners dieses Gefühl hervorrufen und ihm die Ueberzeugung aufdrängen, dass er, den kein Grenzcordon in der Heimat und kein Gesetz in der Handlung einschränkt, ein freierer und glücklicherer Mann sei, als sein im Schutze der festen Wohnung und der stabilen Lebensnormen lebender Nebenmensch. Hierzu gesellt sich noch die grössere Reinheit des Blutes und des Ursprunges, mit welcher der Nomade dem Sesshaften gegenüber sich brüstet und mit Recht brüstet, denn wollte man aristokratische Prätensionen abwägen, so wird der Nomade immer über den Ansässigen den Sieg erlangen. Der Beduine aus dem Enezeh- oder Schamr-Stamme blickt auf die Städtebewohner am nordöstlichen und nordwestlichen Rande der arabischen Wüste, d. h. auf seine Stammesverwandten in Irak und Syrien, immer mit Verachtung herab. Er leugnet wol nicht die Blutsverwandtschaft, doch er nennt sie Bastarden, Mischlinge, was sie in der That auch sind, denn ein Volk, das Mauern aufführt, Acker pflügt und der friedlichen Beschäftigung sich zuwendet, das hat der Rassenkreuzung

die Pforte weit geöffnet und wird in ethnischer Beziehung in unglaublich schneller Zeit entnationalisirt. Und was der Syrier und Iraker dem Beduinen, das ist der Özbeg und Kurama für Kirgizen und Turkomanen, beide sehen in erstern einen verweichlichten und verkommenen Menschen, wenngleich Türken, und verleihen dieser Geringschätzung durch eine Masse von Stich- und Schimpfwörtern Ausdruck, obwol der Özbege, wenn mit dem Syrier verglichen, doch noch Halbnomade genannt zu werden verdient. Als zweites Motiv kann der bei dem Nomaden scharf ausgeprägte Conservativismus angeführt werden, infolge dessen er jeder Neuerung im Weltengange mehr Begriffsstützigkeit entgegenbringt und wilder asiatisch gestimmt ist als andere am Gängelbande asiatischer Cultur auferzogene Morgenländer. Vom Eindringen der Skythen in Vorderasien im 7. Jahrhundert v. Chr. bis zum Siege der Özbegen in Centralasien hat uns die Geschichte gezeigt, dass die Nomaden, selbst wenn sie jahrhundertelang in der Herrschaft über Culturländer sich erhalten konnten, mit der unterworfenen sesshaften Bevölkerung sich nie vollständig amalgamirten, und selbst bei der Annahme von Sprache, Sitten und Gebräuchen stets durch Beibehaltung der Herrscherrolle sich auszeichneten und die an das Schwert gewöhnte Hand dem Ackerbau und den friedlichen Künsten nur selten zuwendeten. Die Osmanen herrschen 600 Jahre lang über Armenier, Araber, Griechen und Slawen, und sind noch immer campirt und haben als *natio militans* auf keinem Gebiete des friedlichen Lebens sich hervorthun können. Die Ursache dieser Erscheinung liegt allerdings nicht in ethnisch-physischen Eigenheiten, wie irrthümlich angenommen wird, sondern in den politischen Constellationen, doch die Thatsache bleibt unverändert, und sie darf bei unsern Betrachtungen nicht ausser Acht gelassen werden.

Ist es nicht merkwürdig, dass Lebensanschauung, Taktik und Politik der Nomaden im Alterthum wie in der Neuzeit auf den verschiedensten Punkten der Erde immer eine und dieselbe war? So wie die „Hirten“ 2300 v. Chr. in das damals schon blühende Aegypten einfielen, die vorhandene Cultur verwüsteten, und, inmitten der Ruinen blühender Städte und gutbestellter Felder sich niederlassend, ein Nomadenleben führten, ebenso thaten dies die Saken 150 v. Chr. im griechisch-baktrischen Reiche, die Hunnen unter Attila im 5. Jahrhundert n. Chr. im Abendlande, und im 13. Jahrhundert n. Chr. die Mongolen an vielen Punkten der

moslimisch-asiatischen Welt. Wo ein ebener Boden zur Uebung in der Reiterkunst und fette Wiesen zur Weide reichlich vorhanden waren, dort hielt man längere Zeit an, fuhr in der primitiven Lebensweise fort, ganz unbekümmert um die so grundverschiedene Beschäftigung der unterjochten Culturvölker, von denen man sich höchstens in der Verbesserung der einen oder andern Waffe unterrichten liess, später vielleicht die eine oder andere Lebensbequemlichkeit annahm, und nur dann erst abzog, nachdem der Mangel an Zufluss, vielleicht auch das fremde Klima die Reihen gelichtet und man, von den Sesshaften überlistet, weichen musste. In diesem gewöhnlichen Gang der Dinge hat der Nomade selbst durch die conträre Richtung seiner Fürsten sich nicht beirren lassen, denn der hohe Bildungstrieb einiger seldschukischen und mongolischen Fürsten in Persien blieb auf das Gros ihrer Krieger ohne jeglichen Einfluss, denn solche Bestrebungen erregten Widerwillen, und der civilisirende Chan oder Sultan wurde verhasst und bald im Stich gelassen. Ausnahmen begegnen wir, wie gesagt, nur dort, wo der Nomade, von der starken Majorität eingeschlossen, seinen Rückweg versperrt gefunden, wie dies z. B. bei den gegen die untere Donau gezogenen türkisch-ugrischen Stämmen der Fall war, die aber selbst dann gegen die gezwungene Ansiedelung und gegen die Annahme milderer Sitten sich auflehnten, wie wir dies unter anderm aus der Empörung der Magyaren gegen die apostolisch-civilisatorischen Bestrebungen des ersten Königs Stephan am besten wahrnehmen.

Auch die Motive des Aufbruchs aus der alten Heimat zur Suche einer neuern und bessern sind bei den Nomaden aller Zeiten sich so ziemlich gleichgeblieben. W. W. Grigoriew[1] hat recht, wenn er auf den Zusammenhang hinweist, welcher zwischen dem Erscheinen einer nomadischen Horde im Westen und dem Völkergeschiebe anderer Steppenbewohner im fernen Osten bestanden haben muss, und dass z. B. dem Eindringen der nomadischen Saken jenseit des Jaxartes bis hart an die Grenzen Indiens der Aufbruch der Geten, die wieder durch die Uzen, diese wieder von den Hunnen gewaltsam in Bewegung gesetzt wurden, zu Grunde liegt. Von der Natur auf leichtbeweglich und am Instinct einer steten Wanderlust leidend, war irgendein Stoss hinreichend, um die ganze, wenn noch so lange Gliederkette zu durchbeben, ein

[1] Journal des Ministeriums der Volksaufklärung, März 1875.

Stamm drängte den andern, und die dadurch entstandene Bewegung konnte nicht eher zum Stillstand gebracht werden, bis der mächtige Wall eines festen Culturrayons nicht halt gebot und zeitliche sowol als örtliche Räumlichkeit dem zu sehr ausgedehnten Strom die Intensivität und die Macht benahm. Auch muss dem erwähnten russischen Gelehrten beigestimmt werden, was er bezüglich der übertriebenen Zahlengrösse der aufgetretenen Nomadenhorden sagt, eine Zahlengrösse, die nur im Schrecken und Wahngebilde der in ihrer Ruhe aufgescheuchten Sesshaften potenzirt, in Wirklichkeit auch schon deshalb nicht vorhanden sein konnte, weil die zumeist nackten und armen Durchzugsländer eine allzu grosse Anzahl von Nomaden, die nur consumirten, aber nichts erzeugten, weder ernähren noch erhalten konnten. So wie noch heutzutage die im Norden Persiens einfallenden turkomanischen Alamans oft auf Tausende angeschlagen werden, während sie im Grunde genommen sich höchstens auf einige hundert belaufen, so haben die persischen Chronisten des Mongoleneinfalls von Hunderttausenden gefabelt, während das von Dschengiz zur Unterwerfung Westasiens ausgeschickte Corps sich nur auf zwei Tumans, d. h. auf 20000 Mann belief, und so sprechen die ungarischen Historiker von 800000, ja einer Million Ungarn, die über die Karpaten in Pannonien einfielen, während in Anbetracht der Verproviantirungsschwierigkeiten damaliger Zeit rechtlich kaum der vierte Theil dieser Zahl anzunehmen ist.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir nun zur Schilderung des äussern und innern Lebens der Nomaden übergehen. Wir wollen ihr Sittenbild in jenen Farben malen, in welchen wir dasselbe seinerzeit gesehen und wie es theils vor, theils nach uns von andern gesehen wurde[1], ein Bild, welches trotz der in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Veränderungen wol grösstentheils auch noch heute besteht. In diesem Bilde sind die allgemeinen Züge dargestellt, während der etwaigen Differenzpunkte bei der Besprechung der einzelnen Nomadenstämme Erwähnung geschehen wird.

[1] Besonders hervorzuheben sind diesbezüglich die von Zagrjaschski und Charoschchin in den ersten Jahrgängen der „Turkestanskija Wjedomosti" gebrachten Aufsätze.

1. Stämme, Geschlechter und Familien.

In der Ethnographie des Türkenvolkes mag es wenige Punkte geben, die so viel Schwierigkeiten bieten als die nur einigermassen genaue Bezeichnung der Haupt- und Unterabtheilungen des gesammten Volkes. Man hat in dieser Beziehung mit einem Bilde zu thun, das am Mangel an Stabilität leidet, da dessen Züge infolge der jahrhundertelangen Fluctuation der einzelnen Völkergruppen, dem Hauptwesen nach verschwommen, selbst bei Anwendung von grösster Sorgfalt und nach eingehendem Studium kaum fixirt werden können. Als Ursache dieses Umstandes muss in erster Reihe der vorwiegend nomadische Charakter und das vom Drange nach Abenteuern und ewiger Kriegslust sich leicht umgestaltende Gesammtbild angesehen werden, während zweitens unsere diesbezügliche Unwissenheit nicht in geringem Maasse von unserer derzeitig noch lückenhaften Kenntniss der innern Verhältnisse und der geschichtlichen Vergangenheit der Urheimat der Türken herrührt. Wo besagte Ursachen sich vermindern, dort nimmt das Licht auch einigermassen zu, daher bei den schon seit längerer Zeit sesshaften, ja mitunter auch bei halbnomadischen Türken die generische Nomenclatur in so ziemlich stereotyper Form sich erhalten hat und auf ein mehrere hundert Jahre hohes Alter sich zurückführen lässt, was bei den unsteten Bewohnern der Steppe aber keineswegs der Fall ist.

Bevor wir daher zur Genesis dieses verworrenen Verhältnisses übergehen, sei im vorhinein bemerkt, dass die Classification im allgemeinen theils ethnisch-socialen, theils politischen Ursprungs ist und bei genauer Erwägung des sprachlichen Charakters der Nomenclatur eine nicht zu unterschätzende Hülfsquelle bei unsern ethnologischen Forschungen abgeben kann. Mit Bezug auf die ethnisch-sociale Trennung, d. h. auf das Entstehen der Haupt- und Nebenabtheilung einer nomadischen Völkergruppe, braucht es gar nicht hervorgehoben zu werden, dass hierzu erstens die constante Vermehrung der Seelenzahl und der infolge dessen eintretende Mangel an hinreichenden Weideplätzen, zweitens die mit letzterwähntem Umstande zusammenhängenden oder von anderseitigen Triebfedern erzeugten innern Wirren und Kriege den Hauptanlass gaben. So wie bei friedlicher Entfaltung der Dinge aus einem Aul (Zeltengruppe) im Verlauf eines Menschenalters zwei, ja bisweilen auch drei Aule werden, indem die neuverheira-

theten Paare aus dem engern Kreise der Familie scheiden und einen neuen Aul gründen müssen, ebenso wird nach Naturgesetzen die Zahl der Tire (Geschlecht) im Uluss (Volksstamm) und die der Uruk (Familie) in den Tires stets zunehmen müssen. Gelegentlich einer solchen friedlichen und naturgemässen Gruppirung nimmt die neue Gruppe, da sie mit der Ausscheidung aus dem gemeinsamen Familienverband auch einen neuen Namen annehmen muss, entweder den Namen ihres Graubartes oder Führers, unter dessen Leitung die Wahl der neuen Heimat stattgefunden, oder den geographischen Namen der letztern an, oder der Sammelname basirt sich auf irgendeine beliebige, die Charakteristik der Separirten kennzeichnende Benennung, die vielleicht anfangs als Spitzname galt, mit der Zeit jedoch auch von den Betreffenden angenommen und getragen wird. In diesem Falle pflegt, wenn von Türken die Rede ist, die genealogische Nomenclatur rein türkisch und der Mehrzahl nach ein Eigenschaftswort zu sein, natürlich mit Ausnahme solcher Geschlechtsnamen, die in der von fremdem, d. h. arabisch-persischem Cultureinfluss beherrschten Periode entstanden und von derselben sprachliche Spuren an sich tragen. So z. B. die Namen der Turkomanengeschlechter Perreng (richtiger purreng = farbenreich), Sufian (Frommer), Dehli, Karnas (Kiar-naz = kokett) u. s. w., welche persischen, während die der Kirgizengeschlechter Scheïchlar, Ramadan, Kuttu-Kadem und Baba-nazar, arabischen Ursprungs, folglich neuern Datums sind. Rein türkische Namen sind z. B. bei den Turkomanen Aladscha-göz (buntes Auge), Kongor (braun), Jasi (platt, eben), Erkekli (männlich), Sigirsiki (Ochsenruthe), Köse (bartlos) u. s. w.; bei den Kirgizen Kara-sakal (Schwarzbart), Kök-dscharly (vom grünen Abhang), Uzun (lang) u. s. w.; bei den Kara-Kirgizen Talkan (mürb), Tschon-bagisch (grosser Hirsch), Dscheti-kul (sieben Sklaven), Tönteg (tölpelhaft) u. s. w. Zu bemerken ist, dass diese rein türkische Nomenclatur sich zumeist auf die Subdivisionen bezieht, weil diese in den meisten Fällen ohne das Dazuthun äusserer oder politischer Einflüsse auf innere Bewegung zurückzuführen und dem Munde des Volkes selbst entsprungen ist, während z. B. die Nomenclatur der Hauptabtheilungen oder Stämme das Gepräge der geschichtlichen Ereignisse an sich trägt und nur dort den genuin-türkischen Charakter bewahren konnte, wo der Sturm der Begebenheiten entweder schwach oder schnell vorübertobte. Nur in Anbetracht dieses Umstandes ist es erklärlich, und wir finden hierin eine nicht uninteressante histo-

rische Thatsache, dass die Stammesbezeichnungen unter den Turkomanen, die dem Anprall der Mongolenhorden nicht so stark ausgesetzt waren, oder als Hülfstruppen mit denselben sich nicht vereinigen wollten, wol arabische und persische, aber keine mongolischen Namen führen, während die Hauptabtheilungen der Kirgizen, Kara-Kalpaken, Kara-Kirgizen und Özbegen in vorwiegender Weise mongolisch benannt sind. So z. B. die Stammesnamen Dürmen (mongolisch dörben = vier), Naiman (mongolisch acht), Arat (Waldmann), Kijat, Nöküz, Miten, Dschelair u. s. w., was natürlich dem mächtigen Einflusse zuzuschreiben ist, den Mongolen im 13. Jahrhundert auf die nomadischen Elemente Mittelasiens ausübten, und wo sie in der That eine solche Erschütterung alles Bestehenden erzeugten, wie sich ihresgleichen im historisch bekannten Zeitalter der morgenländischen Welt kaum noch nachweisen lässt. Es ist der erfolgreiche Feldzug Dschengiz-Chan's nach dem Westen Asiens, der auf der Steppe alles vom Grund aufgerüttelt, bunt durcheinandergewürfelt, die verschiedenen Elemente ineinandergeknetet, und namentlich unter den Türken im Norden der Chanate ganz neue ethnische Configurationen hervorgerufen hat. Nur so ist es erklärlich, dass wir heute einen und denselben Stammnamen unter verschiedenen, ethnisch und social voneinander getrennten Völkergruppen antreffen, so z. B. gibt es Kungrat, Naiman, Kiptschak, Kitai u. s. w., zumeist Namen mongolischen Ursprungs, unter Özbegen, Kirgizen, Kara-Kalpaken und Kara-Kirgizen in gleicher Weise, natürlich überall als Stammesbezeichnung, während die Congruenz einzelner Geschlechtsnamen, wie Terstamgalu bei Kirgizen und Kara-Kalpaken; Kandschigali, Burundschuk und Scheich bei Turkomanen und Kirgizen eher für Zufall als für ein untrügliches Zeichen genealogischer Verwandtschaft gelten mag.

Wir können daher nach Vorhergesagtem ganz getrost die gesammte Nomenclatur der türkischen Stammes- und Geschlechtsnamen in zwei Theile theilen und das Entstehen der erstern Gattung ebenso sehr politischen, als das der letztern rein ethnisch-socialen Motiven zuschreiben. Wie aus zahlreichen historischen Beispielen ersichtlich, war die erfolgreiche militärische Laufbahn eines Kriegers hinreichend, um aus seinem Namen einen Geschlechts- oder Stammnamen aller jener Völkerelemente zu machen, die unter seinen Fahnen gedient und in längerer Waffenthat durch seine Leitung vereinigt worden sind. So entstanden die Namen: Seldschukiden, Özbegen, Tschagataier und Osmanen, bei denen

nach Annahme der neuen politischen Benennung wol keine innere, aber eine äussere Veränderung stattfand und eine solche ethnische Configuration entstand, die selbstverständlich bei ausserordentlichen Ereignissen wieder andern neuern Benennungen Platz machen musste. Leider datiren unsere einigermassen verlässlichen geschichtlichen Notizen über das innere Leben des Türkenvolkes nur aus dem 13. Jahrhundert und entspringen noch obendrein der mythenartigen Quelle des mongolischen Chronisten; doch selbst ein mit den dort sich vorfindenden Daten angestellter Vergleich steht unserer Ansicht über das leichte Vertauschen der Stammnamen kräftigend zur Seite. So erwähnt Raschid-ed-din in der Entstehungsgeschichte der Türken schon der Stämme Kiptschak, Kilitsch, Kangli, Karluk, Naiman, Uigur, Mangit, Kerait, Tatar und anderer, die, wie aus den vielen mongolischen Namen ersichtlich, die national-türkische Stammesnomenclatur mit der fremden, d. h. mongolischen, schon vertauscht haben mussten, vorausgesetzt, dass in jener mythischen Zeit Türken und Mongolen nicht ein und dasselbe Volk gebildet hatten, was doch wol schwer anzunehmen ist. Seit Raschid-ed-din, den bekanntermassen die spätern orientalischen Geschichtschreiber fast durchwegs copirten, hat die geschichtliche Ueberlieferung in ihren Berichten sich wenig mit Aufzählung der einzelnen Stämme oder Geschlechter des Türkenvolkes beschäftigt, und nur dem Dichter der Scheibaniade, nämlich dem Prinzen Mehemmed Salih aus Chahrezm, verdanken wir einige hierauf bezügliche Daten, dort, wo die Hülfstruppen des Özbegenführers aufgezählt, unter anderm von Sihijut[1] (? heute unbekannt), Kijat, Kungrat, Borkut, Mangit, Naiman, Dürmen, Öschün, Dschelair, Karlik, Solduz, Nöküz, Ojrat und Tatar die Rede ist, die insgesammt als Parteigänger des Özbegenführers, folglich als Özbegen figuriren. während wir andererseits in den Memoiren Baber's, mit einigen der obigen Namen Türken (Gegner des Özbegenführers) und Mongolen bezeichnet finden. Wie ersichtlich, veranschaulicht besagte Periode am besten den Process der Umgestaltung, der, was Centralasien anbelangt, dort mit wenig Unterbrechung bis auf den heutigen Tag sich fortgesetzt hat, und erklärt uns auch einigermassen, warum, um speciell von den Özbegen zu reden, die Angaben über Anzahl und Namen ihrer Stämme selbst heute noch so vielartig variiren. So habe ich und Alexander Burnes von 32 Özbegenstämmen reden

[1] Abulghazi schreibt Sakut, Berezin hingegen Suchajut.

hören. Charoschchin[1] hingegen gibt schon 92 an, was offenbar nur nach Hörensagen geschah, denn aufgezählt hat sie der russische Reisende nirgends. Eine Divergenz der Angaben wird der Leser ferner finden, wenn er meinen Bericht über die Eintheilung der Turkomanen mit dem von Galkin, der allerdings nur flüchtiger Beobachter war, in den „Zapisky" 1867 veröffentlichten Angaben vergleicht. Und doch haben die Turkomanen, was Originalität betrifft, sich noch am reinsten erhalten!

Inmitten dieser argen Confusion bezüglich der Stamm- und Geschlechtsnamen einzelner Abtheilungen des Türkenvolkes lässt sich vorderhand nur soviel constatiren, dass in der Gesammtmasse die Turkomanen dem fremden politischen Einflusse bisher sich am erfolgreichsten zu widersetzen vermocht haben. Zweitens, dass die systematisch durchgeführte Scheidewand der Stammes- und Geschlechtseintheilung in dem Maasse abnimmt, in welchem ein Volk, der wandernden Lebensweise entsagend, an feste Wohnsitze sich gewöhnt, daher Krimtataren, Azerbaidschaner und Osmanen schon seit Jahrhunderten ihre Geschlechtsnamen vergessen haben oder denselben gar kein Gewicht beilegen. Drittens, dass bei den Nomaden nur die Stammes-, aber nicht die Geschlechtseintheilung von politischer Wichtigkeit, die Geschlechts- und Familieneintheilung jedoch von um so grösserer Tragweite für den gesellschaftlichen Zusammenhang zu sein pflegt.

2. Jajlak (Sommerwohnung).

Die grosse Feierlichkeit, mit welcher der Noruz (Frühlingsaequinoctium) bei den ihres Culturlebens wegen schon im hohen Alterthum berühmten Iraniern noch heute begangen wird, wird uns nur dann einleuchtend, wenn man die freudige Erregtheit und das Glück kennt, mit welchem der Mensch im primitiven Stadium der Cultur, nämlich der Nomade, den Eintritt der Frühlingszeit begrüsst. Der Sommer oder Frühling, Begriffe, für welche die Turko-Tataren keine distinctive Benennung haben, wird durch jaj oder jaz, wörtlich das Ausbreiten, ausgedrückt. Das Ausbreiten, das Sichausdehnen, ist für den in der weiten Räumlichkeit sich zumeist ergötzenden Ural-Altaier stets das höchste Ideal irdischer Genüsse gewesen, besonders aber wenn es gilt, das enge Zelt, wo er

[1] Sbornik, Statei kasajuschtschichsja do Turkestanskago kraja (St.-Petersburg 1876), S. 496.

durch klimatische Widerwärtigkeiten monatelang sozusagen im Gefängniss gehalten wurde, zu verlassen und mit der freien Natur und dem grenzenlosen Revier der Steppe zu vertauschen. Schon während der Periode, die der Nomade mit Koj-kozladi (das Lammen der Schafe) und Bije-bagladi (das Fohlen der Stute) bezeichnet, die gleich auf Noruz folgen, was ungefähr gegen Mitte oder Ende April fällt, werden Vorbereitungen zum Abbrechen der Winterzelte getroffen. Die doppelte Bekleidung des Zeltes wird allmählich abgenommen, einzelne Sturmpflöcke werden gelockert, und da eben die Thiere um diese Zeit die meiste Milch geben, so wird an der Vorbereitung des Mundvorrathes in Käse, Airan und Kumys am eifrigsten gearbeitet. Es ist der Empfang des beliebtesten Gastes, nämlich des Sommers, dem man entgegensieht, und kaum ist der inzwischen eingetretene Kuralaj (Wind und Regenzeit) von dem Bischkonak (Anfang Mai) abgelöst, so ziehen die jungen Leute mit den Kamel- und Pferdeheerden weit in die Steppe, die Schafe werden marschbereit gehalten und die Mädchen und Weiber sind mit dem Abbrechen des Zeltes und mit dem Aufladen auf die bereitstehenden Kamele beschäftigt.

Und nun geht es fort tage-, wochen-, ja monatelang ohne Unterbrechung von einem Weideplatz zum andern, von einem Brunnen zum andern, und von tiefgelegenen Orten der Steppe bis zu den unter hohen Schneegipfeln sich hinziehenden Thälern, überall wo die Natur saftiges Grün wuchern und trinkbares Nass auf der Erde fliessen lässt. Weit und mannichfaltig, wie die Beschaffenheit des Bodens, so bunt und verschieden ist auch die Qualität der den Thieren zum Futter dienenden Nahrung, in deren botanischer Nomenclatur der Sohn der Steppe sich ganz heimisch fühlt, und schon aus der Ferne vermag er zu unterscheiden, ob diese oder jene Strecke den Kamelen, den Pferden, Schafen oder den Rindern die speciell beliebten Leckerbissen bringen wird. Es ist selbstverständlich, dass dem Pferd, als dem edelsten und beliebtesten Hausthier, die besten Weideplätze vorbehalten werden; nach diesem kommen erst die Kamele und Schafe, denen man gewisse Dornstauden und Gräser salziger Substanz überlässt, sowie letztgenannte Viehgattung im allgemeinen nur auf separate Weideplätze ausgetrieben werden kann, denn sie zertritt das Gras und macht es für andere Thiere unbrauchbar. Wie Zagrjaschski in einem in der „Turkestanskija Wjedomosti“ vom Jahre 1874 veröffentlichten Aufsatze berichtet, betrachten die Kirgizen fol-

gende Grasgattungen für die einzelnen Thiere als beste Nahrung. Für Pferde: Kudja[1], Torlau Kojan, Karta, Ibelek, Kaparbasch, Börgün, Rang, Majkara, auf Sandboden Zigir (Oelpflanze), Irkek (Queckgras = triticum repens) und Silsi, auch Silti und Karabarak = Salsola cali genannt, und auf seichtem Grund Jonuschka (Klee), Kijak (Riedgras, triticum repens), Adscharik, Tchi-Zanal, Tersken, Kara- und Ak-basch. Auf andern Theilen der Steppe wachsendes beliebtes Pferdefutter ist ferner: Büj-bejin, Is-bein, Köz-oti (Bathengel), Bosch-juschan (eine Gattung Ysop), Bat-taun, Mija (Süssholz), Teren, Kirik, Büün-söjek, Ketre und Tschij (Schilf?).

Für Schafe: Tschair (Wiese?) Japran, Karga, Tujak, Bozganak, Kiz-tschallak, Dschaukasin, Imrisch, Balkuraj, Tschigir, Kaurak-kuraj, Temirtiken (Eisenstachel?), Jantak (Harz?), Kökbek, Tumar-bujau, Juva, Karpau, Bajalisch, Iljan, Jalman-Kulan, Kurtaschi (Wurmfrass?), Izen, Dschuzgun (Calligonum caput Medusae), Kijik-otu (Hirschgras?), Kujan-tabak (Hasensohle?), Jol-kök (Weggras?), Balausa, Adraspan, Küsek, Jube, Kumartschak, Ak-Jonuschka (weisser Klee?), Kurtka-tschasch (alte Weiberhaare?), Kizinke, Tasma-tschagir, Buzau-basch (Kalbskopf?), Mai-tschup (Fettgras?), Balik-köz (Fischaug?), Turgaj-oti (Kranichkraut), Tünkarin (Stockfinster), Kara-burchan, Kur-kara, Sari-suzan (gelbe Lilie?), Sirtik, Tschirmaun (Schlingpflanze), Tschingli, Tschiten (Zaun?), Ak-kungrau (weisse Glocke?), Sigan, Tike-sakal (Steifbart?), Kuschtamir (Doppellader?), Kizil-tschüp (rother Span), Tün sinir, Atekulan und Ak-dschusan. Am Tränkplatz behagen den Schafen am besten folgende Grasgattungen: Izen, Dschuzgun, Tasma-tschagir, Ak-kungrau, Kurtka-tschasch, Kizinke, Kulk-unbe, Kumartschak.

Für das Hornvieh: Kamisch (Schilf), Battauk, Selej, Kude, Bitege, Tschalgin, Torlau, Jonuschka (Klee) und Juschan (Ysop).

Für Kamele: Alabuta = Gänsefuss (Chenopodium rubrum), Kökbük, Tirsken, Dschüren, Börgün, Karsuk, Suran, Kurkara, Karabaran, Balik-köz (Fischaug), Japtal, Kurtaschi, Japrel, Tschair, Izen, Tschagir, Dschingil und ausserdem noch die dünnen Zweige kleiner Stauden und des Saxaul.

---

[1] Die genaue Bestimmung dieser Pflanzen wäre etwa nur mit Hülfe des von Kirjewski unter dem Titel: „Flora naschich srednje-asiatskich wlalenieh“ (1876) herausgegebenen Werkes möglich, doch war ich trotz aller Mühe nicht so glücklich, mir ein Exemplar desselben verschaffen zu können. Die vorhandenen Wörterbücher geben keinen Aufschluss über die Pflanzennamen.

Da die Flora in der ganzen Ausdehnung der central-asiatischen und der südwest-sibirischen Steppe mit geringer Ausnahme eine und dieselbe ist, so herrscht, wenngleich nicht in Betreff der Nomenclatur, doch hinsichtlich der Anwendung unter den Nomaden nur wenig Unterschied. Man überlässt den Thieren die Wahl nach Herzenslust, und gibt sich dem Wonnegefühl hin, im Verlauf eines Monats die während des Winters abgemagerten Thiere nun wieder mit runden Formen, hüpfend und schäkernd vor sich zu sehen. Der Sommer ist daher auch bei weitem die Jahreszeit, die dem Nomaden das wahre Lebensglück gewährt, alles geht seiner Pflicht mit wahrem Vergnügen nach, und jede Beschäftigung, wenn auch die härteste, wird als eine Zerstreuung angesehen. Die rastlose Fürsorge, die stete Wachsamkeit gegen den häufigen Anfall räuberischer Wölfe ermüdet den Hirten ebenso wenig, als die Arbeit des Melkens, Käsebereitens, fortwährenden Zeltaufschlagens und Zeltabbrechens, die dem weiblichen Theil der Gesellschaft zur Last fällt, und während erstere nebenbei kleinern Handwerken nachgehen oder auf der Jagd nach Abenteuern umherstreifen, pflegen letztere eben in dieser meistbeschäftigten Zeit auch noch mit der Hausindustrie sich abzugeben. Ich selbst habe an beiden Ufern des Oxus unter Turkomanen sowie unter Kirgizen Frauen und Mädchen schon frühmorgens vor den Zelten auf der Filzwalke munter umhertanzen sehen, andere sassen am Boden unter Leitung der alten Matrone mit der mühsamen, kunstfertigen Fabrikation der schönen Teppiche beschäftigt, während andere wieder in einiger Entfernung Kamel- und Schafwolle hechelten oder die Käsekügelchen (Kurut) zum Trocknen an der Sonne ausbreiteten. Für alle ist der Sommer das Leben und die Regsamkeit, nur für den Pater familias nicht, denn er hat sich den kleinsten Theil des Tagewerks vorbehalten und liegt zumeist unter dem Schatten des Zeltes der Länge nach ausgestreckt, seinen Schlaf höchstens durch die häufigen und copiosen Mahlzeiten unterbrechend. Nur gegen den Spätsommer zu, wenn die zweite Schur der Schafe vollendet, wenn die Pferde auf der monatelangen Weide fett und kräftig geworden, und schliesslich wenn die schon längern Nächte den heimlichen Zug auf längere Strecken begünstigen, nur dann erst fängt der männliche Theil der Gesellschaft an, sich behender zu geriren, denn es gilt nun die Ausführung der in der Sommerzeit geplanten Raub- und Rachezüge, die aus mehr oder weniger triftigen Gründen, meistens aber aus unbändigem Abenteuer-

gelüste entsprungen, theils über die Steppenbewohner selbst, theils über die Bevölkerung der benachbarten Culturrayons so viel Unheil bringen und zur periodischen Vernichtung von Leben und Gut beitragen. Heute natürlich ist dieser verderblichen Gewohnheit infolge der immer enger werdenden Grenzen des eigentlichen freien Gebietes der Nomaden Einhalt gethan, indem unter den Kirgizen die Barantas immer seltener werden, doch bei den Turkomanen hat sich hierin noch wenig verändert, die Raubzüge im Norden Persiens treten am heftigsten im Herbste auf, und es ist während dieser Zeit, dass die meisten unglücklichen Iranier vom harten Lose der Sklaverei ereilt werden.

3. Spiele und Belustigungen.

Der Früh- und Spätsommer ist es auch, an welchem die Nomaden am liebsten ihre Festlichkeiten und öffentlichen Spiele begehen, von denen so viele reich an Zügen aus dem Sittenbilde der Urzeit sind und unsere volle Aufmerksamkeit verdienen. Das Wettrennen (koschturma, auch tschapan) ist und bleibt das erste und beliebteste Vergnügen der Nomaden, wozu die weiten Ebenen und die stets mit Sorgfalt betriebene Pferdezucht den Anlass gegeben haben. Die Entfernung des Rennplatzes variirt je zwischen drei und sechs, ja bisweilen auch zwischen vier und acht Meilen, d. h. je nachdem die Steppenbewohner auf Rasse und Güte der Pferde Vertrauen haben. So variiren auch die Preise, je nach den Vermögensverhältnissen des Festgebers, zwischen ein, zwei oder drei Neun, d. h. neun Kleidungsstücken, neun Schafen, neun Kamelen oder neun Pferden. Bevor gestartet wird, müssen die Theilnehmer am Rennen mit ihren Pferden vor der versammelten Gesellschaft paradiren, wo jeder, seine hippischen Kenntnisse auskramend, dem einen oder andern Pferde den Sieg voraussagt, wenngleich niemand in Wetten sich einlässt. Zum Aufbruch geben Trompetenklänge das Zeichen, und die Aufregung des Spieles dauert nur so lange, bis die Zuschauer die im vollen Galop dahinrasenden Reiter in Sicht behalten, denn der Schluss des Rennens ist oft in weiter Ferne, und am Endziele werden die Reiter nur von den vorausgeschickten Preisrichtern empfangen, von denselben jedoch gleich wieder zurückgeführt, um am Ausgangsplatze die Geschenke und die Glückwünsche der harrenden Freunde zu empfangen. Eine andere, mehr beliebte Art des Wettrennens ist diejenige, bei welcher der Reiter den Rennplatz hin und zurück

in Einem Ritte zurücklegen muss, wobei die Aufregung der Zuschauer um so mehr gesteigert wird, da dem Erspähen des in weiter Ferne sich zeigenden Punktes und der Kraftanstrengung der Pferde, soweit die aufsteigenden Staubwolken dies gestatten, oft mit frenetischer Leidenschaft gefolgt wird. Ein anderes, mehr unterhaltendes Wettrennen ist das sogenannte Kiz-kovu, d. h. Mädchenjagd, wobei eine Gruppe berittener Mädchen, die ohne Sattel, den Männern ähnlich, auf nackten Pferden sitzen, mit einer Gruppe berittener Jünglinge den Kampf aufnimmt. Ein Mädchen springt hervor, wirft Scherzworte im neckischen Sinne den jungen Leuten zu und jagt in Windesschnelle von dannen. In den meisten Fällen sind die Neckereien schon an die bestimmte Adresse gerichtet, und der Betreffende muss nun der Dahinreitenden nachfolgen, sie einholen und gewaltsam zurückbringen. Hieraus entspinnt sich nun ein interessantes Hin- und Herrennen. Das Mädchen, wenn noch so sehr zu ihrem Verfolger in Liebe angezogen, muss anstandshalber durch geschickte Seitensprünge ausweichen, bisweilen auch mittels Peitschenhieben sich wehren, und wird sie schliesslich durch Gewalt oder durch den Drang ihrer Gefühle übermannt, so muss sie den Sieger mit einem Kuss belohnen, in seinen Sattel sich setzen und so coram publico erscheinen. Sieht sich aber das Mädchen nicht von dem Jüngling ihres Herzens verfolgt, so hat letzterer ein schweres Spiel. Man sieht dem Rennen eine Zeit lang zu, und wenn der Seladon mit Gewalt nichts ausrichten kann, so wechselt die Rolle, indem er der Verfolgte und das Mädchen die Verfolgerin wird, die den Zudringlichen mit argen Peitschenhieben tractirend zurück in die Männergruppe jagt, wo seiner Hohn und Spott erwartet. In letzterwähntem Falle muss der Mann sich hüten, dem Mädchen mit der Peitsche Gegenwehr zu leisten, denn thut er dies, so fallen die übrigen jungen Leute über ihn her und er läuft Gefahr, todtgeprügelt zu werden. Ein der Mädchenjagd ähnliches Spiel ist das Rennen Kök-büri, d. h. grüner Wolf, bei den Turkomanen vorherrschend, doch auch bei andern Nomaden zu finden, wobei das Mädchen nicht von einem, sondern von mehrern jungen Leuten verfolgt wird, die es alle darauf absehen, das von der Reiterin im Schose gehaltene Lamm oder Zicklein zu entreissen und sich hiermit das Recht eines Kusses auszuwirken. Der Reiter darf des im Schose des Mädchens befindlichen Thieres sich nur dann bemächtigen, wenn er dies, im schnellsten Galop vorbeireitend, mit einer Hand erhaschen kann. Greift er aber

mit beiden Händen zu, oder versucht er es, vor dem Mädchen angelangt, im Ritte innezuhalten, so steht es der letztern zu, mit Peitschenhieben sich des Angreifers zu entledigen. Wem es gelungen ist, ihr das Lamm zu entreissen, der wird als Kök-büri bezeichnet, er wird vom Mädchen geküsst und führt sie im Triumph zum Festplatze zurück.

Auch der Zweikampf, nicht unähnlich unsern mittelalterlichen Turnierspielen, ist den Nomaden unter dem Namen Sogusch, Sokusch (wörtlich Schlägerei) bekannt, wobei die Kämpfenden zu Pferd mit stumpfen Lanzen sich gegenseitig anrennen. Um hieb- und stichfest zu sein, legen die Kämpfer mehrere Anzüge an, umwickeln sich den Kopf mit Leintüchern und ziehen bisweilen auch Panzerhemden an. Da jeder der Kämpfenden ein anderes Geschlecht repräsentirt, so greift die Hitze des Zweikampfes auch die Zuschauer an, es ist die Ehre des Clans, die auf dem Spiele steht, und der Kampf wüthet mit solch blindem Feuer, dass oft der Schwerverwundete selbst bei der Lebensgefahr nicht zurückweicht. Als Sieger wird nur jener erklärt, der seinen Gegner aus dem Sattel heben und auf die Erde werfen kann, wonach er den Preis, bestehend aus mehrern Pferden und Kamelen, erhält. Die Erbitterung wird bisweilen eine solch nachhaltige, dass mit diesem Spiel oft der Samen zu langen Fehden (Baranta) ausgestreut wird.

Von den Einzelspielen sind Wettlaufen und Ringen beliebt; einer besondern Verbreitung aber hat sich beim Türkenvolke von jeher das Aschik, d. h. das Spiel mit den Schlüsselbeinen der Schafe, erfreut, eine Art Würfelspiel, bei dem auch grössere Einsätze gemacht werden. Das Beinchen wird nach seiner Formation verschiedenermassen benannt. Die ausgehöhlte, sattelartige Seite heisst Tscheke oder kirgizisch Scheke, die scharfspitzige Seite Altschi oder Alschi und die flache Seite Tawa oder Taka. Beim Aufwerfen der vier, bisweilen auch acht Beinchen, rufen die Mitspielenden je nach Belieben: „Ich spiele auf Tscheke!“ „ich auf Altschi!“ „ich auf Tawa!“ und wem die meisten Beinchen auf die ausgerufene Seite fallen, der hat das Spiel gewonnen. Das Kumalak, das Spiel mit Kothkügelchen, beruht auf der schnellen Handbewegung, und dient zur Unterhaltung der unreifern Jugend, während andere Spiele, als: Tajak-kissimi, Eschek-jagri, von denen ich in meinen „Skizzen aus Mittelasien“ (S. 233) gesprochen, wie viele andere als Eigenheiten einzelner Stämme an betreffenden Stellen unsers Buches Erwähnung finden. Ein nicht minder be-

liebtes Spiel ist bei Kirgizen und Turkomanen das sogenannte Tokuz-ad, eine Art Paar- oder Unpaarspiel, bei welchem ein Bret mit 18 Löchern oder Vertiefungen, je neun auf einer Reihe, von den Spielern dermassen gebraucht wird, dass sich ein jeder bemüht, in der letzten Vertiefung eine gepaarte Zahl von Bergnüssen, denn mit diesen wird gespielt, zu bekommen, widrigenfalls er den ganzen Einsatz verliert.

Musik und Musikinstrumente, zumeist genuin türkischen Ursprunges, spielen eine bedeutende Rolle bei den Belustigungen der Nomaden. An erster Stelle ist das Koboz oder Kobuz = Guitarre und Geige zu setzen; ein Instrument, welches, aus Elaeagnusholz gemacht, mit zwei Saiten überspannt, entweder mit den Nägeln oder mit einem Bogen aus Rosshaaren gespielt, die zur Begleitung der Lieder oder poetischen Erzählung nöthigen melancholisch düstern Töne hervorbringt und die Arie des Sängers wiederholt. Unter Kobuz, auch Komuz, alttürkisch Komur, versteht man auch eine Flöte, die wie die Guitarre beim Singen gebraucht wird. Desgleichen ist die Sipozga, eine Hirtenflöte oder Schalmei, während die dem persischen Cultureinflusse entlehnte Zurna, d. h. Trompete, zumeist in officieller Eigenschaft bei Festlichkeiten und auch im Kriege gebraucht wird. Die Zurna der Kirgizen besteht aus einem oben spitzigen unten breiten Holzrohr, nicht ungleich unserer Klarinette, und gibt einen in die weite Ferne dringenden Laut. In Betreff der Arien wollen wir bemerken, dass jene monotonen kläglichen Weisen vorherrschen, welche als speciell türkische Musik, mit den ähnlich scheinenden Liedern der Beduinen und der iranischen Halbnomaden nichts gemein haben, und von letztern sich namentlich dadurch unterscheiden, dass die näselnd, halbweinend klingenden Töne häufig, oft im dritten und vierten Takte, plötzlich abgebrochen und wieder fortgesetzt werden. Der Grundton der Musik der türkischen Nomaden hat, von den Mongolen angefangen, bis zu den Jürüken in Anatolien sich gleich erhalten und herrscht auch bei einigen Völkern des Kaukasus vor.

4. Kischlak (Winterwohnung).

Wir haben im vorhergehenden Abschnitte gesehen, wie der Nomade nach voller Herzenslust die Reize der warmen Jahreszeit ausbeutet, wie er unter dem freien Himmelsgewölbe ungehindert, unbesorgt und unbekümmert gleich dem mit seiner Existenz eng

verbundenen Vieh umherschweift, und wie er im Worte für Sommer, d. h. Ausbreitung, Ausdehnung und Bequemlichkeit, die Schrankenlosigkeit der freien Bewegung sehend, auch der Gemüthsfröhlichkeit die Zügel schiessen lässt. Bedeutet der Sommer Freiheit der Bewegung, so hat der Winter den Inbegriff der Beengung und Einschränkung des kleinen Raumes im Zelte, oder was noch ärger ist, im dumpfen und feuchten Erdloche einer tiefgelegenen Thalgegend oder im Bette eines ehemaligen Flusses, denn so wie im Sommer die Hochebene, die Nähe der Gletscher, mit einem Worte die erquickende Brise von Nordost gesucht wird, ebenso wird jetzt im Gegentheil dieselbe sorgfältigst gemieden, da aus der Brise ein tobender Orkan geworden, der, die eisgrauen Furien der erstarrenden Kälte, des Schnees und Schneegestöbers im Gefolge führend, alles felsenhart frieren macht. Das Vieh, das im Sommer schäkernd und muthwillig umherspringend am saftigen Grase der üppigen Triften und Berglehnen sich ergötzte, muss nun an welken Halmen, dürren Wurzeln und Stauden nagend seine Existenz fristen. Es muss unter dem fusshohen Schnee scharren, bis es etwas findet, es hat mit den runden Körperformen auch die Fröhlichkeit verloren, und steht abgemagert, den Kopf tief herabhängen lassend, vor seinem Herrn, als ob es von letzterm Schutz und Hülfe gegen die Unbarmherzigkeit des Winters erbitten möchte! Kein Wunder daher, wenn das ganze Bild der Trübsal und der Trauer, welches den Winter der innerasiatischen Steppenwelt charakterisirt, im Gemüthe und Wesen des Nomaden seinen treuen Abdruck findet.

Wird beim Eintritt des rauhen Wetters das Winterquartier aufgesucht, so ist der Nomade zuerst darauf bedacht, eine solche Stelle zu finden, die nicht so sehr ihm als vielmehr dem Vieh die möglichst beste Gelegenheit zum Unterkommen bietet. Plätze, die schon als Winterquartier gedient, erhalten den Vorzug, denn hier ist infolge des angesammelten Düngers der Boden härter, wärmer und weniger den Einflüssen der Kälte ausgesetzt, während auf feuchtem Boden die Schafheerden, dem gefährlichen Uebel Baurkurtu (Würmer in den Eingeweiden) ausgesetzt, bald zu husten anfangen, abmagern und schliesslich in kläglicher Weise verenden. Dem Boden zunächst fällt die Sorge auf gutes Wasser und auf reichliches Brennmaterial, was der Nomade für seinen eigenen Lebensunterhalt braucht, und gegen Ende October ist je nach den klimatischen Verhältnissen der Steppe das Winterzelt

schon aufgeschlagen, bei den Reichen mit zweifachen Filzdecken, bei den Aermern mit Schilf überzogen, und mittels Vorrichtung der Sturmstricke und Sturmpflöcke gegen den bald heranbrausenden Buran (Nordostwind) sichergestellt. Den Frauen des Hauses liegt es ob, dafür zu sorgen, dass die Säcke mit Kurut, d. h. theils getrockneten, theils in Fett gebackenen Käsestücken, reichlich gefüllt, dass gedörrtes Fleisch vorhanden und an Salz, Mehl und Grütze kein Mangel sei. In Anbetracht des kaum nennenswerthen Ackerbaues bei den meisten Nomaden ist Brot immer als Leckerbissen angesehen, und das nöthige Getreide kann nur mittels der überflüssigen Producte der Viehzucht herbeigeschafft werden. Darf es daher wundernehmen, wenn beim Steppenbewohner das Wohlbefinden des Viehes höher steht als das seiner eigenen Familie, und wenn die allzu grosse Sterblichkeit unter erstern (Dschut oder Jut = Seuche) für ihn gleichbedeutend mit totalem Untergange ist? Dschut, d. h. Epizootie, ist im Grunde genommen nichts anderes als eine Hungersnoth der Thiere, die aus zwei Hauptursachen entspringt:

a) Wenn ein zu hoher Schnee gefallen und die Pferde, um ihr Futter aufzusuchen, mit den Hufschlägen den ohnehin dürftigen Halmvorrath zertreten und für Schafe, Kamele und Kühe ungeniessbar machen.

b) Wenn bei geringerm Schneefall die oberste Decke steinfest gefriert, welche nur von den Hufen der Pferde durchbrochen werden kann, doch nicht von den schwächern Hufen und Klauen anderer Thiere, die nun dem Hungertode anheimfallen. Ein solches Unglück pflegt dem Nomaden die Hälfte, ja oft zwei Drittel seiner Heerde wegzuraffen, und die Umgebung des Aul ist mit den Gerippen der verendeten Thiere überfüllt. Vom Elend verstimmt, muss dann die männliche Gesellschaft inmitten des Winters auf die Suche nach einem bessern Lagerplatz ausgehen, d. h. eines solchen, wo ein günstigerer Schneefall dem Vieh das Weiden erleichtert, und trotz Frost, Sturm und Gestöber wird das Winterzelt abgebrochen und weiter gezogen. In gewissen Theilen der Steppe soll in solchen Fällen eine künstliche Fütterung mittels Rohr, Baumrinden und Wurzeln im Gebrauch sein, dies ist jedoch der letzte Nothnagel und gewährt ebenso viel Hülfe wie das Inkostgeben bei russischen Colonisten, die dem Kirgizen das Vieh abnehmen, aber nur den zehnten Theil davon zurückgeben. Dschut ist daher der grausamste Schicksalsschlag, der

den Nomaden treffen kann; ohne Vieh kann er vom sartischen Kaufmann oder Nogai-Tataren kein Korn eintauschen, er geräth daher in die Gefahr des Hungertodes, und es hat Beispiele gegeben, wo der Kirgize in solcher Schreckenszeit für einen Kab (ungefähr 50 Kilo) Korn sein eigenes Kind zum Verkauf anbot.

Bleiben jedoch die klimatischen Verhältnisse im normalen Zustande, so hat das Leben unter dem Zelte selbst bei der grimmigsten Kälte eines Steppenwinters, wo die Temperatur bisweilen auf 20—25° R. unter Null zu stehen kommt, bei weitem nicht jenes abschreckende Bild, was wir Städtebewohner unter demselben uns vorzustellen pflegen. Durch dichte Filzdecken von allen Seiten fest verschlossen, verbreitet das am Herde glimmende langanhaltende Feuer eine ziemliche Wärme, und wenn in den langen Winternächten die Gesellschaft ums Feuer versammelt ist, der Bachschi in Begleitung der Kobuz (Violine mit 3 Saiten) die Irrfahrten irgendeines Helden zum besten gibt, und der vollgefüllte Tursuk (Kimisschlauch) seine Runde macht, kann es dem Sohne der nackten Steppe so gut zu Muthe werden wie dem Menschen der Civilisation, der aus der Loge eines Theaters die Weisen einer Oper anhört.

Auf die Tagesordnung, auf die altherkömmliche Lebensweise übt der Winter mit dem ganzen Gefolge seiner tyrannischen Begleitung nur wenig Einfluss. Die Männer beschäftigen sich theils mit Umfriedigung des Geheges (Kurum), theils mit Reinigung desselben, und während die jungen Leute die Kamel-, Schaf- oder Pferdeheerden auf die Weide begleiten und abends wieder in den Aul zurückführen, pflegen die ältern männlichen Mitglieder der Familie die Zählung des Viehes vorzunehmen und den Weibern beim Melken des einen oder andern halsstarrigen Viehes beizustehen. Die Hauptbürde der Haushaltung ruht immer auf den Weibern, denn sie sind mit Bereitung der verschiedenen Käsegattungen, sonstiger Speisen und Getränke beschäftigt, müssen Brennmaterial von weiter Ferne herschleppen, Filz und Stricke fabriciren, Kleider weben und nähen, die Pflege der schwächlichen Kälber und der eigenen Kinder besorgen, und obendrein noch auf das Reitgeschirr und auf die Waffen des Mannes ein wachsames Auge haben, während der Mann in seinen zahlreichen Mussestunden dem Jagdvergnügen nachgeht oder, was seltener ist, in Schnitzarbeiten sein Vergnügen sucht. Wir wollen daher von beiden Beschäftigungen etwas ausführlicher sprechen und zuerst der

5. Jagd

Erwähnung thun. Die Jagd erstreckt sich, je nach den locale
Verhältnissen, auf Vögel, auf Thiere, deren Häute Pelzwerk lie-
fern, und auf reissendes Wild, das man im Interesse der Sicher-
heit der Heerden zu vermindern sucht. Was die bei der Jagd
in Anwendung kommenden Waffen anbelangt, so können die Falle
(kapkan) und das Jagen mit Raubvögeln (kusch) als die ältesten
bezeichnet werden, denn wenngleich die Axt (balta), die Helle-
barde (Aj balta, halbmondförmige Axt) und das Beil (Tschakan)
wol ältern Ursprungs sein mögen, so mochten diese mehr zur
Abwehr als zum beabsichtigten Angriff auf wilde Thiere gedient
haben. Heute, wo der Islam allmählich Verbreitung gefunden
und die auf das Gebot des Schlachtens Bezug habenden Satzungen
des Korans mehr oder weniger streng eingehalten werden, dient
die Jagd weniger als Nahrung als zum anderseitigen Erwerb, und
in meisten Fällen nur als Unterhaltung oder als eine zum Kriege
unentbehrliche Vorübung. Es lässt sich daher so ziemlich als Regel
aufstellen, dass die türkischen Nomaden im Norden der Chanate
dem Jagdvergnügen mehr nachgehen als die im Süden, und dass
hier sowol wie dort das eigentliche Weidwerk entweder von den
Reichern behufs Vergnügens, oder von den Aermern behufs Lebens-
unterhalts geübt wird. Als beliebteste Art des Jagens hat die
mittels Raubvögel sich erhalten, denn wie schwer und mühsam
das Aufziehen und Abrichten dieser gefiederten Jünger Diana's
auch immer sei, so findet der Jäger im nervenspannenden und
aufregenden Spiele sich reichlich belohnt. Ein gut abgerichteter
Börküt (*Aquila fulva*) wird daher oft für zwei Pferde oder sechs
Kamele eingetauscht, ebenso hoch wird ein guter Tugan (Falke)
geschätzt, und als niedrigste Sorten betrachtet man den Habicht
Wespenfalk (*Falco apivorus*). Gewöhnlich wird der Königsfalke
auf Gazellen, auf Ovis-Poli, der Habicht nur auf Hasen und Füchse
losgelassen, während Tiger (Kaplan) und Leoparden meistens
mittels Fallen und Schlingen erlegt werden. Letzterwähnter Sport
ist nur im nördlichen Steppengebiete Centralasiens bekannt, im
Süden des Oxus, d. h. unter den Turkomanen, wird auch die Jagd
mit Windspielen gepflegt, die hierher jedoch aus dem benach-
barten Persien eingeführt wurde.

Von bedeutendem Interesse, aber auf die Kirgizensteppe
allein beschränkt, ist die Tigerjagd mittels Falle oder Schlinge.

Diese besteht aus folgender Vorrichtung. Man nimmt einen ungefähr zwei Arschinen langen und einen halben Arschin breiten Klotz, der in der Form einer Mulde ein wenig ausgehöhlt und an den beiden massiv gehaltenen Enden mit Löchern versehen wird, durch die ein dickes und starkes Seil gezogen werden kann. In der Mitte dieses nun angespannten Seiles befindet sich ein einen halben Arschin langer Stab, an dessen Ende ein sechs Zoll langes scharfes Messer befestigt ist. Es wird nun der Klotz an der Erde befestigt, und nachdem der Mittelstrick dermassen angespannt ist, dass das am Stab befindliche Messer sich horizontal erhebt, wird am Stab ein Strick und an dessen Ende das als Lockspeise dienende Stück Fleisch in der Weise angebunden, dass der Tiger, indem er nach letzterm schnappt, das festgespannte Messer loslöst, sodass dieses im schnellen Fluge ihm die tödliche Wunde beibringt. Nur äusserst selten versagt diese Waffe und im besten Falle vermag der Tiger mit der Todeswunde nur auf wenige Schritte sich zurückzuziehen. Ausser diesem wird der Tiger noch mittels eines Zeltgerippes (Kerege) gejagt, welches, durch zwei quer übereinandergelegte Stangen tragbar gemacht, auf die Schussweite des Thieres gebracht wird. Bei der ersten Verwundung stürzt der Tiger sich auf das allerdings starke Zeltgerippe, um hier mit Piken, Schwertern und Keulen vollends getödtet zu werden. Das in Wuth gerathene Wild soll bei solcher Gelegenheit das blanke Eisen der ihm entgegengestreckten Waffen mit den Zähnen erfassen und nicht selten dem Angreifer Stücke Fleisch aus dem Arm reissen.

Mit Feuerwaffen, zumeist die primitive Construction der in Europa im 14. und 15. Jahrhundert gebrauchten Luntengewehre, und noch obendrein sehr selten, jagt der Nomade nicht besonders gern, und nicht mit Unrecht, denn die schlechte Waffe und das noch schlechtere Pulver bieten aller Geschicklichkeit Hohn. Auch Pfeil und Bogen, noch vor 30 Jahren bei einzelnen Stämmen der Kirgizen und Karakirgizen im Gebrauche, ist immer mehr in Abnahme begriffen, denn wenn die Berührung mit der Cultur des Abendlandes auf allen Zweigen des Alltagslebens sich fühlbar macht, so ist dies mehr, ja am meisten bei den Waffen zu verspüren, auf welche der Nomade von jeher die grösste Sorgfalt verwendet hat.

Die Jagd mit Hunden wird am meisten unter den Turkomanen gepflegt. Sie ist fremden, nämlich iranischen Ursprungs,

war in Persien schon zur Zeit der Sassaniden stark im Gebrauch, wo man am Rande der Deschti-Kuvir nach Gazellen und Antilopen jagte. Auch bei den heutigen Persern ist die Jagd mit Windspielen beliebt, von denen sie zu den Turkomanen gedrungen, ohne von da sich weiter auszubreiten und bei den türkischen Nomaden im allgemeinen beliebt zu werden.

Der Jagd zunächst sind es einzelne Zweige der

6. Hausindustrie,

die den Bewohner der Steppe beschäftigen, und zwar eine solche, in der er sich schon seit lange her ausgezeichnet, ja selbst andern ihm in der Cultur vorangeschrittenen Völkern als Lehrer gedient hat. Hierin nimmt die Bereitung des Leders den ersten Platz ein. Die Schaf- und Lämmerhäute werden erst zum Trocknen auf der Erde ausgebreitet, von Fett und Fleischstücken gereinigt, sodann mit einer mittels Airan oder getrockneter Käse erzeugten sauern Flüssigkeit bestrichen und zum Trocknen aufgehängt. Diese Procedur wird drei- bis viermal nacheinander wiederholt und schliesslich die Haut mit den Händen gut durchgerieben und in Gebrauch genommen. Soll aus den Häuten ein glattes Leder (Jargak) bereitet werden, so werden dieselben zwei bis drei Tage ins Wasser gelegt, dann mit Messern von den Haaren gereinigt und zuletzt in eine aus Airan, Mehl und Salz bestehende Flüssigkeit getaucht. Das Jargak wird mit Vorliebe zu Hosen verwendet, und wird in diesem Falle aus Ziegen- und Lämmerhäuten bereitet, bei den Reichern werden die Häute der Pferde- und Kamelfüllen hierzu genommen, wobei die glanzvollen Haare nicht entfernt werden. Von den Kamelhäuten, namentlich vom Halstheile wird Sämischleder bereitet, in Riemen zerschnitten und mit den Händen zerrieben. Das Rohleder wird aus Kamel-, Pferde- und Kuhhäuten erzeugt, die sieben Tage lang in der früher beschriebenen Lohe erweicht und dann auf einer unsern Hanfbrechmaschinen nicht unähnlichen Vorrichtung weich gemacht werden. Auch mit der blossen Hand wird Rohleder fabricirt, doch geht die Erzeugung viel langsamer von statten und es ist von geringerer Qualität. Verwerthet wird das Rohleder selbstverständlich zumeist bei Sattel, Kopfzeug und sonstigem Pferdegeschirr, ferner bei Wassergefässen, Eimern und Schläuchen und Säcken, wobei zu bemerken ist, dass für Tursuke (Kimisschläuche) Pferdehäute, für Burduke (Wasser-

schläuche) Ziegenhäute vorgezogen werden. Besondere Sorgfalt erheischt die Zubereitung der von den Kirgizen gebrauchten truhenähnlichen Gefässe zum Aufbewahren einer grössern Quantität von Kimis, Saba genannt, aus vier Stücken genäht, und wozu das Leder vorher 10 oder 14 Tage geräuchert werden muss. Der Räucherungsapparat, so primitiv wie möglich, besteht aus einem am Fusse eines Abhanges angebrachten Ofen, dessen aufsteigenden Rauch die auf dem Abhange ausgebreiteten Lederstücke aufnehmen, welche, nachdem sie genug vom Rauch getränkt, mit Fett geschmiert werden. Von dem auf der Steppe bereiteten Rohleder geht selbstverständlich ein beträchtlicher Theil nach den Chanaten und Russland, wo dasselbe mittels grösserer Kunstfertigkeit in andere Ledergattungen umgearbeitet wird.

Worin die Industrie der Nomaden in zweiter Reihe sich hervorthut, das sind die Seilerarbeiten, zu welchen die Wolle und Haare der Thiere verwendet wird, die den zum Zeltleben wie zum Beladen der Lastthiere auf den steten Wanderungen unentbehrlichen Vorrath an Stricken liefert. Der gewöhnliche Strick (arkan) wird aus Schafwolle mit einer Mischung von Ziegen- und Pferdehaaren erzeugt, während aus letztern allein jene bunten Stricke verfertigt werden, die bei Aufladung der Hochzeitsgeschenke in Verwendung kommen. Breite Tragbänder werden aus Bindfaden mit gefärbter Wolle gemacht, entweder ganz einfach auf der Hand oder auf einem höchst primitiven Weberstuhl, der, auf der Erde ausgebreitet, entweder mittels Pflöcken oder Beschwerern befestigt ist. Auf dieser einfachen Vorrichtung werden auch die wasserdichten Regenstoffe und Kamelote erzeugt, eine Fabrikation, in welcher einige Nomadenstämme von jeher sich auszeichneten; so sei unter andern hier nur des aus der Wolle der Kamelfüllen unter den Turkomanen erzeugten seidenartigen, höchst feinen Agaristoffes erwähnt, der oft mit Gold aufgewogen wird, sowie der verschiedenen unter Berek und Patu bekannten, von den Nomaden Persiens und Afghanistans hergestellten Stoffe. Diese Kunstfertigkeit ist um so mehr zu bewundern, als die Werkzeuge von der einfachsten Construction sind und selbst die Spindeln nur aus einem kleinem Stabe bestehen, die mittels des am untern Ende befestigten Steins zum Kreiseln gebracht werden.

Wenn aber trotz alledem die Weberarbeiten der Nomaden kaum eine Erwähnung verdienen, so kann andererseits die Geschicklichkeit in Bereitung der verschiedenen Gattungen des

Filzes nicht genug hervorgehoben werden. Zu diesem kommt zumeist die Wolle der Schafe und Kamele in Verwendung. Man sondert zuerst die weisse von der dunkeln Wolle ab, breitet die einzelnen Schichten auf Pferdehäuten aus, und schlägt diese so lange, bis die einzelnen Haare, voneinander gesondert, in gleichhohen Schichten aufgelegt werden können, besprengt sie sodann mit Wasser, und rollt die zwischen zwei Schilfmatten gelegte Wollschicht so lange, bis dieselbe infolge des in den Haaren oder der Wolle vorhandenen kleberigen Fettes zu einem compacten festen Körper geworden. Nach mehrmaligem Walzen mit den Händen wird die Rolle so dünn, dass das Walken mit den Füssen fortgesetzt werden kann, wobei oft sechs bis acht Frauen oder Mädchen, in gleichem Tritt die Walze vor sich hinschiebend, eine dem Tanze nicht unähnliche Bewegung ausführen. Mit einer oder beiden Händen sich an den Hüften haltend, kann die kirgizische oder turkomanische Schöne Lieder singend oft stundenlang diesem Geschäfte obliegen ohne zu ermüden. Soll der Filz geblümt oder buntfarbig sein, so wird das betreffende Muster früher in gefärbte Wolle ausgelegt. Gebraucht wird der Filz zumeist als Zeltdecke und Bekleidung des Bodens, aber auch als Kopfbedeckung und bei den Aermern als Kleidung.

Von den Holz- und Eisenarbeiten, deren wir übrigens unter dem Abschnitt über Zelt und Zeltgeräthe Erwähnung thun, sei hier bemerkt, dass Schalen, Löffel, Schaumlöffel und Kimisbecher zumeist aus dem Holze des unter dem Namen Elaeagnus bekannten wilden Oelbaumes von den Nomaden selbst, dort wo eine hinreichende Baumvegetation es ermöglicht, geschnitzt werden, während grössere Stücke wie Schüsseln und Näpfe zumeist aus Russland importirt werden. Einen gewissen Grad von Kunstfertigkeit bekunden die Nomaden in Bereitung von Zubern und Kannen, wozu ausgehöhlte Baumstücke verwendet und dann mit allerlei grotesken und bizarren Gravirungen versehen werden. Auch viele hölzerne Sattelgerippe kommen aus den Händen der Nomaden, doch wird deren Ausarbeitung und Incrustirung von der sesshaften Bevölkerung besorgt. Noch werden kleinere Truhen und Schachteln, natürlich in der primitivsten Weise, angefertigt, doch wird dieser Zweig der Industrie nur von denen gepflegt, die in der Nähe einer sesshaften Bevölkerung wohnen und das nöthige Zubehör wie auch die Werkzeuge sich verschaffen können.

Von Metallarbeiten kann selbstverständlich nur in sehr beschränktem Sinne des Wortes die Rede sein, weil diese Beschäftigung einen schon vorgeschrittenen Grad der Bildung erheischt, und das Umgiessen oder Umgestalten der schon fertigen Metalle schon als Kunststück betrachtet wird. So erzählt unser Gewährsmann G. S. Zagrjaschski [1], dass die Kirgizen den mit Bleierz und Kohlen gefüllten Schmelztopf umsitzen und beten, dass das gewünschte Metall zum Vorschein komme. Schmieden sind daher nur selten anzutreffen, und wo sich solche vorfinden, besteht die Esse zumeist aus einem mit Lehm bedeckten Bret und daneben steht der primitive Ambos, auf welcher Vorrichtung Schaufeln, Hauen, Aexte, Hellebarden, Scheren, Messer, Rasirmesser, Nägel, Ahlen u. s. w., mit einem Worte lauter solche Gegenstände hergestellt werden, zu deren Anfertigung der Mensch überall ohne jegliche Anleitung sich selbst anschickt. In einem ähnlichen Verhältnisse befinden sich auch die Seifensiederei- und Färbereigewerbe, deren einzelne Ingredienzen und Grundstoffe der Mensch im nomadischen Zustande selbst aufgefunden hat. Um Seife zu machen, wird eine Lauge aus der Pottasche der Saxaul-, der Alabutastaude (*Chenopodium rubrum*) oder Birke gemacht, und darin die Beine verschiedener Thiere so lange gekocht, bis das Fett in die Höhe steigt. Sodann wird die Lauge von den Beinen gesondert, beides extra noch einmal lange gekocht, und der obere Theil der Lauge mit den weich gesottenen Beinen vermischt. Ist dies geschehen, so lässt man die Masse kochen, bis sie dick ist, worauf sie abgeschöpft, aufs Gras gegossen und getrocknet wird. Farben bereiten die Steppenbewohner zumeist aus Pflanzen, als: Moos, Ak-basch, Nur-basch, aus dem Samen der Zittwerpflanze und aus den Wurzeln der Kujan-laska, des *Calligonum caput Medusae* und Krapp. Die Farben werden in der Lauge mit Alaun, und nur das Ak-basch und Nur-basch mit Pferde- oder Schaffett gekocht. Der Ysop wird im Wasser mit einem Zusatz von Lauge aus Kamelkoth gesotten. Ocker wird ganz einfach im kalten Wasser mit Alaun aufgelöst und zum Färben der Kereges (siehe S. 203) verwendet. Was die Farbenverschiedenheit anbelangt, so gibt Steinmoos mit Tschugak-tschup eine dunkelrothe, Dschusbuk, Kojan-Soska und Zittwersamen eine gelbe, Ak-

[1] Turkestanskija Wjedomosti. 1874, Nr. 32.

basch und Ysop eine grüne, Nur-basch eine fahlgelbe und Aj-bogar eine blaue Farbe.

Auch Schiesspulver soll, soweit die Fabrication von den Einwohnern der Chanate abgelauscht werden konnte, hier und da auf der Steppe bereitet werden, selbstverständlich von der schlechtesten Qualität, auch wird diese Beschäftigung wegen Gefährlichkeit der Mischung nur wenig betrieben. Die Turkomanen nehmen ihren Pulverbedarf von den Persern, die Kirgizen von den Russen und Chinesen. Eine besondere Erwähnung verdient die Ausbeute des Salzes, das im Leben der Nomaden eine wichtige Rolle spielt, da es bei der Viehzucht unentbehrlich ist. Dort, wo das Vieh keinen salzigen Boden auf der Steppe findet, wird der nöthige Vorrath entweder von den zahlreichen Salzseen gewonnen, so aus dem Kara-köl im Ilibecken, oder er wird aus den Salzwerken herbeigeschafft. Solche existiren auf der Kirgizensteppe an Narin, nicht weit von der Mündung des Ala-buga, und auf der Station Bisch-kul, nicht weit oberhalb Tokuz-torau. Besonders berühmt sind die Salzminen von Noruz, wo es schon förmlich ausgearbeitete Stollen gibt, obwol das dortige Salz von dunkler Farbe, wenngleich nicht unschmackhaft ist. An vielen Orten wird das Salz auch zum Trocknen der Fische gebraucht, da der Fischfang von Turkomanen und Kirgizen mit Fischgabeln, Hamen und kleinern Handnetzen an den Flüssen und Seen stark betrieben wird, und in einigen Gegenden, so an den Ufern des Etrek, Görgen, Jaxartes und dessen Nebenflüssen, einen bedeutenden Nahrungszweig bildet.

7. Zelt und Zeltgeräthe.

Nichts beweist so sehr unsere Annahme, dass das Türkenvolk das einzige auf Gottes Erde sei, dem die nomadische Lebensweise am meisten in Blut und Fleisch gedrungen, und das dieser primitiven Existenz die meisten Reize abzugewinnen vermocht hat, als die Beschaffenheit und Ausstattungen des speciell türkischen Zeltes, für dessen Benennung die Sprache denn auch ein mit Haus identisches Wort besitzt, und das in der That als die vollkommenste der bisher bekannten ähnlichen Wohnstätten sich präsentirt. Diese Ueberzeugung wird sich einem um so eher aufdrängen, wenn man längere Zeit unter dem Zelte eines Beduinen, eines iranischen oder afghanischen Nomaden verweilt, wo man in

gekrümmter Stellung unter dem schwarzen, einer umgestürzten Hulde ähnlichen Versteck sich eben so unbehaglich fühlt, als man n dem schmuck aussehenden, runden türkischen Zelte, das 15 Fuss och und oft über 30 Fuss breit ist, sich ganz frei bewegen kann, as im Sommer einladende Kühle, im Winter wohlthuende Wärme ibt, und das schliesslich, wenn den klimatischen Verhältnissen ngepasst, den Aufenthalt im festen Wohngebäude leicht verchmerzen lässt. Dem angemessen ist denn auch die Zusammenstellung des türkischen Zeltes viel complicirter und sind dessen Bestandtheile zahlreicher, als die des unter dem Namen „Zelt Abrahams" bekannten niedern und länglichen Wohnstätten.

Wir fangen mit der Beschreibung des Zeltgerippes an. Dieses esteht:

a) Aus einem dehnbaren Gitterwerke Kerege, nicht unähnlich der Grundlage jenes Spielwerkes, auf welchem unsere Kinder hre hölzernen Soldaten aufstellen. Das Kerege repräsentirt sozusagen die Seitenwände und besteht je nach Umfang und Grösse des Zeltes aus 6—10 Kanat, d. h. Flügeln, die nebeneinander im Kreise aufgestellt, am obern, mittlern und untern Ende mittels Riemen oder Stricken aneinander befestigt werden. Die obern Spitzen des Kereges heissen Kulak = Ohr, die untern Erge, eine enge dreieckige Oeffnung bildend, durch die höchstens ein Hund sich durchschleichen kann; daher die Redensart „Ergedin schikarub tschapara men" = ich werde dich durch das Erge hinaustreiben, d. h. gleich einem Hunde. Die obern Theile des Kerege enden in hervorsteigenden falzartigen Spitzen, wohin der zweite Bestandtheil

b) Ok, wörtlich Pfeil genannt, gesteckt wird. Die Zahl dieser Pfeile, am Feuer gebogene Hölzer, variirt zwischen acht und zwölf, sie bilden die Wölbung des Zeltes, und münden im dritten Bestandtheile

c) dem reifartigen Gehölze, Tschagarak genannt, das zwei Fuss im Durchmesser hat, inwendig mit acht bis zehn quer übereinandergelegten Speichen ausgefüllt ist und zugleich auch zum Tünlük dient, d. h. jener Oeffnung des Zeltes, durch welche der Rauch hinaus- und Licht hereinkommt, und nur bei Nacht und bei äusserst strenger Kälte geschlossen bleibt. Was die Bereitung dieser Bestandtheile anbelangt — denn wo Holz vorräthig ist, fertigt der Nomade dieselben selbst an — so wird zu *a* und *b*, d. h. zu den Seitentheilen und Wölbungsstangen, am liebsten

Pappelholz (*populus alba*), zu dem Tschagarak jedoch Ahorn- oder Birkenholz verwendet. Das Holz zum Kerege muss wenigstens einen Zoll im Durchmesser haben, wonach es von der Rinde gereinigt, getrocknet und mit Ockergelb angestrichen wird. Die Höhe der einzelnen Stäbe beträgt selten mehr als fünf Fuss und sie werden in der Querlage, um die Gitterform zu erhalten, mit Rohlederriemen und bei den Reichern mit Messingbändern aneinander befestigt. Nur bei den Reichern wird hinsichtlich der Höhe des Zeltes je nach den Jahreszeiten eine Ausnahme gemacht, indem das Sommerzelt ungefähr drei Fuss höher angelegt wird. Zum Tschagarak wird eine besonders harte Holzgattung genommen, am liebsten Ahorn, und nach Fertigstellung werden an der innern Seite allerlei Verzierungen angebracht. Thüren am Zelte anzubringen ist eine Seltenheit, nur die Kirgizen bedienen sich einer Halbthür, die den Namen Itkirbes führt, d. h. der Hund geht nicht hinein; sie ist allem Anschein nach zur Abwehr dieses Hausthieres angebracht. Im allgemeinen aber vertritt ein Filzvorhang, der bei Tag aufgerollt, bei Nacht herabgelassen werden kann, die Thür.

d) Die Matte, aus dem tschij genannten Steppengras (*Lasiagrostis splendens*) geflochten, mit welcher das Zelt von innen, bisweilen auch von aussen geziert wird; sie dient auch dazu, um den Staub oder Mist fernzuhalten, wenn im Sommer die untern Filzstücke behufs Lüftung weggenommen werden. Bei den Reichern wird diese Matte mit Seiden-, bei den Aermern mit Wollbändern gewebt.

Ist das Zeltgerippe zusammengestellt, so werden die Filzrollen, welche als Decke dienen, dermassen aufgerollt, dass die schmälern und längern Stücke unten ringsherum, die grössern hingegen auf die Wölbung fallen, so zwar, dass die obere Oeffnung frei bleibt, denn diese, nämlich der Tünlük, bekommt ein separates Stück Filz, das an zwei Seiten am Tschagarak befestigt und mittels eines an der andern Seite angebundenen Stricks auf- und zugerollt wird. Die Qualität des Filzes selbst ist zumeist eine der niedrigsten Sorte, d. h. dick und von brauner Farbe, nur bei Reichern und bei Festlichkeiten kommt weisser Filz zur Verwendung, dessen Rand mitunter mit rothem Stoffe eingesäumt ist. Als inwendige Bekleidung des Zeltes findet man bei den Wohlhabenden die oben erwähnte um den Kerege herumlaufende Rohrmatte, Buria oder Tschij, die mit schönen Verzierungen ge-

schmückt ist. Einen wesentlichen Bestandtheil des Zeltes bilden die verschiedenen zur Befestigung der einzelnen Theile dienenden Geräthschaften, als Bänder, Pflöcke und Säulen. Von letztern ist zu erwähnen: der Sürük, eine nach oben gebogene Stange, mit welcher der Tschagarak, richtiger das ganze Zelt nach innen zu befestigt wird; ferner Bakan, eine mit der erstgenannten ähnliche, aber stärkere Stange, die, an der Aussenseite des Zeltes angebracht, gegen heftige Stürme Schutz gewährt. Von den Pflöcken heissen die rechts und links von der Thür eingeschlagenen Basch-kazuk (Hauptpflock), die rückwärts befindlichen Ana-kazuk (Mutterpflock), während von den Bändern, bag, bau genannt, der Basruk, d. h. Gurt des Gerippes, und Bilbag, das breite, meistens verzierte Band, welches das Zelt von aussen umfasst, die bedeutendsten sind. Ist das Zelt noch so alt und die Filzstücke von Regen und Schnee noch so sehr mitgenommen, so trachtet das Nomadenweib durch Ausschmückung des Bilbags der Behausung einen Glanz zu verleihen, und in der Anfertigung dieser Bänder strebt auch die junge Nomadin ihren Kunstsinn zu bekunden.

Hinsichtlich der innern Einrichtung des Zeltes werden auf den Endspitzen des Kerege die verschiedenen grössern und kleinern Kab und Churdschin = Säcke aufgehängt, in denen theils die Victualien, wie Mehl, Reis, Getreide und Salz, theils Wolle und Haare der Thiere aufbewahrt werden, während Waffen, Pferdegeschirr, Sattelzeug und sonstige den Männern eigene Gegenstände an den Oks aufgehängt werden. Vom Tschagarak hängen, besonders zur Winterzeit, die zum Räuchern bestimmten Fleischstücke herab, denn unter demselben befindet sich im Centrum des Zeltes der Otschag = Feuerherd, eine bei allen Nomaden in grosser Achtung gehaltene Stätte, sozusagen das Heiligthum des Hauses, das zu überschreiten oder auf das zu spucken nicht nur als anstandsverletzend, sondern geradezu für ein Verbrechen gilt. Der Theil oberhalb des Feuerplatzes, des Ehrenplatzes des ganzen Zeltes, heisst Tör, wörtlich obenan, ist mit den besten Filzstücken oder Teppichen bedeckt, und wird nur von Gästen und der ältern Männerwelt eingenommen, während der Theil unterhalb des Herdes und unmittelbar rechts und links neben der Thür Eden, auch Iden, benannt wird. Hier ist der Platz der Trinkgefässe und mitunter auch des Brennmaterials.

Unter den verschiedenen Zeltgeräthen nehmen Kessel (Kazan),

Dreifuss (Ütschajak), Zange (Kizgatsch), die mannichfach geformte Schüssel (Kab und Sabak), Löffel (Kaschuk), Schaumlöffel (Tschömütsch), Näpfe (Tschömlek) aus Holz und Eisen, letztere aus Russland importirt, die erste Stelle ein, während an andern Orten der Steppe, wo das Sittenleben andere Eigenthümlichkeiten hervorruft, auch verschiedene Geräthschaften anzutreffen sind. So sind z. B. im Zelte des Turkomanen rechts bei dem Eingang die verschiedenen kurzen und langen Ketten, Fuss- und Handschellen, eiserne Halsbänder und sonstige für die Sklaven gebräuchliche Objecte aufgehängt; während bei den Kirgizen derselbe Theil des Zeltes vom grossen Kumisgefäss Saba, oder vom Kumisschlauch Tursuk eingenommen wird, und zwar wird ersteres auf einem viereckigen, hölzernen Gestell, Saba-ajak genannt, dessen nach innen gekehrte Seite mit Gravuren geziert ist, aufgestellt. Eimer, Zuber, Krüge und sonstige Gefässe, zumeist aus Holz gearbeitet, und zwar von den Nomaden selbst nach plumpen und primitiven Formen, werden in der Behausung der Reichen in den von den Frauen und Dienern bewohnten Nebenzelten untergebracht. In Bezug auf die Holzgeräthe kann im allgemeinen die Behauptung aufgestellt werden, dass dieselben nur bei den an die chinesische und russische Culturwelt angrenzenden Steppenbewohnern anzutreffen sind, bei den Turkomanen aber selten oder nie. Hierher sind die vereinzelt vorkommenden Möbelstücke, als Bett (Urun), Stühle, Schränke und Kisten zu rechnen, die den Ansichten des urwüchsigen Nomadenlebens zuwiderlaufen, weil die schweren und harten Gegenstände beim steten Wanderleben zur Last fallen. Dasselbe bezieht sich auf die Ackergeräthschaften, welche sich im Zelte der am Steppenrande wohnenden Nomaden vorfinden, solcher Nomaden, deren Wanderungskreis beengt ist und die auf der vom Urzustande zum Halbnomadenthume führenden Uebergangsstufe sich befinden.

Was die Kosten eines Zeltes anbelangt, so kommt ein gut gebautes auf ungefähr 200 Gulden zu stehen, während als niedrigster Preis circa 50 Gulden angenommen wird. Ersteres bezieht sich auf das oj im allgemeinen, letzteres auf das von den Russen Dschulameik genannte improvisirte kleinere Zelt, welches Wort richtiger bei den Kirgizen Dscholum-oj, in Mittelasien jolum-oj, d. h. Reisezelt, von jol = Weg und oj = Zelt, heisst. Ausserdem gibt es noch eine Gattung Zelte Kosch genannt, die primitivste Wohnlichkeit der Nomaden, aus einer über vier der Länge nach

aufgestellten Stäben geworfenen Decke bestehend, das eine konische Form hat.

Was den an feste Wohnsitze, namentlich aber an das europäische Haus gewöhnten Reisenden beim Zelte am meisten überrascht, das ist die verhältnissmässige grosse Räumlichkeit, ja auch Bequemlichkeit, welche das luftige Gebäude der Steppenbewohner Innerasiens gewährt, und den Mangel an Steinbauten nicht im mindesten fühlbar macht. Alles hat seinen Platz, alles seine von Urzeiten her bestimmte Stelle, daher kommt es, dass in einem nur etwas grossen Zelte den Tag über 40 und nachts 20 Menschen weilen können, während ausserdem an den Seitenwänden noch sämmtliche Mobilien des Nomaden, theils aufgehängt, theils auf der Erde liegend, Platz haben. Während der Hausherr mit der Männergruppe am Tör, in unmittelbarer Nähe der Säcke oder Truhen, sich niedergelassen, und rechts und links vom Herde die Schlafstellen, richtiger die bei Tag aufgerollten Filzstücke, sich befinden, nimmt die Frau mit dem Weibspersonal und den Kindern den vom Eingange links liegenden Winkel, die männlichen Diener hingegen die gegenüberliegende Räumlichkeit ein, und es ist unerhört, dass jemand ohne Nothwendigkeit oder ohne Befehl des Hausherrn seinen Platz wechselt. Von der Unordnung und Unreinlichkeit, die in den länglichen kamelhaarenen Zelten der Eneze- oder Schamrbeduinen vorherrscht, ist im Filzzelte der Türken keine Spur zu finden.

8. Speisen und Getränke.

Die Gefrässigkeit, welche von Ariern und Semiten den Turko-Tataren vorgeworfen wird, beruht nicht so sehr auf einem dem Türkenthum eigenen Physicum, als vielmehr auf dem Einfluss des Klimas und auf der Beschaffenheit der Nahrungsstoffe, mit welchen die Nomaden dieses Volksstammes von jeher sich nährten. Obwol es mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden kann, dass Fleisch- und Vegetabilienkost dem türkischen Urmenschen in gleicher Weise eigen war, so finden wir doch, dass z. B. die arabischen Zeltbewohner in ihren täglichen Mahlzeiten mehr Fleisch consumiren als die Türken auf der Steppe, trotzdem beiden reiche Heerden zur Verfügung stehen, und dass eben die bessere Quali-

tät eine geringere Quantität der Nahrung bedingt, dem Beduinen daher im Vergleich zum Türken mit Recht der Titel der Nüchternheit und Mässigung zukommt. Es muss ferner in Betracht gezogen werden, dass die klimatischen Verhältnisse des Ursitzes der Araber, d. h. zwischen dem 20. und 32. nördl. Breitengrade, bei einer Durchschnittstemperatur von 30 Grad Hitze, schon an und für sich seltenere und geringere Mahlzeiten bedingen, sodass, während der Türke auf seinem vermuthlichen Ursitze, d. h. zwischen dem 38. und 58. nördl. Breitengrade, bei der überwiegend kühlen, ja frostigen Temperatur, seinen Körper gegen die Einflüsse des Klimas durch dreimalige Mahlzeiten des Tages zu stählen gezwungen ist, bei dem Beduinen ein einmaliges Essen vollauf hinreicht. Bei fernern Vergleichen über die Verschiedenheit der Speiserationen bei den Steppenbewohnern im Norden und im Süden darf nicht vergessen werden, dass letztern in gewissen Bodenerzeugnissen, so z. B. in der Dattel, in der wilden Trüffel, ein solches zucker- und mehlhaltiges Gewächs zur Verfügung steht, das im Pflanzenreiche der nördlichen Steppen durch nichts ersetzt werden kann; mit einem Worte, dass der Turko-Tatar in so vieler Beziehung von den Umständen gezwungen nicht nur eine mehr copiöse, sondern auch häufigere Mahlzeiten zu sich nehmen muss, als seine südlicher lebenden Standesgenossen iranischer und semitischer Abkunft.

Die Kost der türkischen Nomaden war, wie bei Viehzüchtern, namentlich aber wo das Schaf am stärksten vertreten ist, zu allen Zeiten entschieden eine Milchkost, in welcher weniger die frisch gemolkene Milch, die nur von Kindern und Kranken getrunken wird, als die von derselben bereiteten Milchspeisen und Milchgetränke die Hauptrolle spielen. Hierher gehören *a*) Airan, in der ältern oder richtigern Form Agiran, wörtlich gesäuert, zumeist aus Schaf- und Kamelmilch bereitet, folglich eine sauere Milch, im Geschmack nicht unähnlich unsern Molken, nur dass dieselbe noch die Fettbestandtheile beibehalten hat. Der aus Schafmilch bereitete Airan ist schwächer aber angenehmer zu trinken, während der Airan aus Kamelmilch dick und schwer zu verdauen ist. Der Airan, von dem der Nomade eine unglaublich grosse Quantität auf einmal trinken kann, wirkt in heisser Sommerzeit sehr abkühlend und erfrischend und benimmt den Durst stundenlang. In Anbetracht der starken Verbreitung des Airans haben die Nomaden von jeher denselben auch condensirt

und getrocknet, um ihn auf längere Reisen mitnehmen zu können. In solchem Zustande erhält der Airan den Namen Kurut, wörtlich Getrocknetes, im allgemeinen aber in nicht richtiger Anwendung für Käse gebraucht, da die Bereitung der Käsearten, im europäischen Sinne des Wortes, den türkischen Nomaden immer fremd war und fremd ist. Die aus dem condensirten Airan gemachten Kurutkügelchen werden entweder an der Sonne getrocknet oder in Schmalz ausgebacken und können mehrere Monate lang aufbewahrt werden. Auf Reisen kann selbst das salzig bittere Nass der Steppenquellen mittels Zusatz von Kurut trinkbar gemacht werden; die Kügelchen in einem zur Hälfte mit Wasser gefüllten Gefäss zerrieben, geben ein Getränk, welches an Geschmack dem Airan gleicht. Dem Airan zunächst haben die Türken seit uralten Zeiten sich ausgezeichnet in der Bereitung des Jogurt oder Jourt = gestockte Milch, eine speciell türkische Milchspeise, welche mittels Sauerteiges oder fertigen Jogurtes erzeugt wird und in der That als beste und gesündeste Speise gelten kann. Während der Kurut nur bei den Bewohnern der Steppe vorkommt, sind Airan und Jourt selbst bei den schon seit Jahrhunderten sesshaften Türken beliebt, und konnten selbst durch die raffinirten Leckerbissen der sonst reichen Tafel der Osmanen nicht verdrängt werden. Der beste Jourt wird aus Schafmilch bereitet, der schlechteste aus Kamelmilch. Ebenso wie der Jourt ist auch der Kimis eine türkische Specialität, doch merkwürdigerweise nur bei jenen Nomaden anzutreffen, deren alte primitive Lebensweise durch den Cultureinfluss sesshafter Nachbarvölker am wenigsten beeinträchtigt wurde, die auf der weiten unabsehbaren Steppenheimat der Pferdezucht ungestört obliegen konnten. So findet sich z. B. der Kimis unter den Turkomanen und Kara-Kalpaken nicht mehr als jenes beliebte Getränk und Nahrungsstoff vor wie im Zelte der als urwüchsige Nomaden bekannten Kazak-Kirgizen und Kara-Kirgizen. Dies hängt natürlich auch mit dem Umstande zusammen, dass die Kirgizen die Pferdezucht in grösserm Maassstabe betreiben, und zum Kimis eigentlich nur die Stutenmilch die geeignetste ist. Die Turkomanen sind wol auch Pferdezüchter, doch sie haben kein Gestüt, d. h. jeder zieht nur einige Pferde wie der Beduine in Mesopotamien, und beide, wenngleich Nomaden *pur sang*, finden im Kimis keinen besondern Geschmack. Uebrigens so wie Kimis zu allen Zeiten nur von den pferdezüchtenden Steppenbewohnern vorzugsweise bereitet wurde, ebenso ist

das Boza, ein aus Reis oder Hirse gegorenes Getränke, theils Halbnomaden, theils ganz sesshaften Türken eigen gewesen. Boza, eine Art Meth, ist heute mehr das Getränk der Frauen und Kinder, doch scheint es früher zu den berauschenden Getränken gehört zu haben, denn wir finden im ältesten türkischen Sprachmonumente es als solches angeführt.

Den Milchspeisen zunächst hat die Hirse = tarik, die ohne Mühe gebaut und auf dem schlechtesten Boden gedeiht, eine Hauptstelle in den Nahrungsstoffen der türkischen Nomaden eingenommen. Am häufigsten wird die Hirse in Milch gekocht und in der Form eines Breies, reichlich mit Schmalz versehen, genossen; sie wird jedoch auch geröstet, zerrieben und als Mehl verzehrt, wo man dem Gerichte den Namen Talkan beilegt, obwol Talkan auch von Weizen bereitet wird. Ein Säckchen derartigen Mehles genügt dem berittenen Nomaden oft tagelang zur Nahrung, von der eine Hand voll von einem Schluck Wasser begleitet ihn auf längere Zeit sättigt. Eine speciell kirgizische und turkomanische Mehlspeise ist das Baursak, d. h. Nudeln aus Weizenmehl, die entweder gekocht oder, was häufiger der Fall ist, in Schmalz ausgebacken werden und als Vorrath auf Reisen dienen. Baursak heisst wörtlich Darm, Gedärme, und scheint mit Hinblick auf die Formähnlichkeit der langen miteinander verwickelten Nudeln so benannt worden zu sein.

Was sonstige mehlhaltige Speisen anbelangt, so hat, infolge des fremden Cultureinflusses, im Süden, d. h. unter den Turkomanen, der Reis starke Verbreitung gefunden, während im Norden der Chanate auch noch Weizenmehl von den Bemittelten angeschafft wird; doch dies sind fremde Luxusartikel, und so wenig bei den Beduinen die Mehlkost je eine Rolle zu spielen vermochte, um so weniger war dies bei den Türken der Fall.

Fleisch wird, wie schon erwähnt, nur bei Festlichkeiten und bei Ankunft eines geliebten Gastes genossen, entweder im Kessel gekocht, wobei das Fleisch erst gegessen und die Suppe darauf getrunken wird, oder es wird im geräucherten Zustande als Kaurma mit Hirse gekocht. Im erstgenannten Falle haben die Honoratioren das Recht, gewisse Leckerbissen in Anspruch zu nehmen, ja wie früher schon erwähnt wurde, haben die einzelnen Stämme durch Vorliebe für das eine oder andere Stück sich unterschieden.

Weitverbreitet unter den türkischen Nomaden ist und war von jeher das Bisch-barmak, der wörtlichen Bedeutung nach

fünf Finger, nicht nur weil sie mit den fünf Fingern gegessen wird, wie Budagow [1] angibt, sondern weil dieses Fleischgericht in längliche Stücke zerschnitten und so in Schmalz ausgebacken wird. Zu Bisch-barmak wird mit Vorliebe Schaffleisch genommen; während zum Torama, kleine Fleischstücke mit Zwiebel und reicher Sauce gekocht, nur Rindfleisch verwendet wird und speciell bei den Kara-Kalpaken, die zumeist mit Rinderzucht sich abgeben, anzutreffen ist. Dieses Torama, wörtlich zerstückelt, erinnert an das Gulyás der Magyaren, das in gleicher Weise bereitet wird, und der wörtlichen Uebersetzung nach Rinderhirtenkost heisst. Würste werden nur von Pferdefleisch gemacht, entweder mit hachirtem Fleisch gefüllt, nämlich kazi, oder mit Fett, nämlich parti. Was bei der Fleischnahrung der türkischen Nomaden besondere Beachtung verdient, das ist der absolute Mangel des Begriffes für Braten, und in der That finden wir nirgends eine Erwähnung, dass Bratengerichte sich je einer Beliebtheit erfreut hätten. Es ist dies um so auffallender, wenn wir erwähnen, dass Fleisch ehedem eigentlich die Hauptnahrung, die Nahrung *par excellence* des Nomaden gebildet, wie dies aus dem hierfür existirenden Worte am besten ersichtlich ist. So ist das Etymon des Wortes et (Fleisch) mit es (essen) identisch, ferner bedeutet das magyarische Wort hus (Fleisch) ebenfalls Kost, Speise und ist mit dem türkischen asch, isch (Speise) verwandt; ein Verhältniss, das auch im arabischen لحم lahm (Fleisch und Nahrung) besteht.

Für die Pflanzenkost war der türkische Nomade nie besonders eingenommen, hat auch für dieselbe keine Neigung zeigen können, weil auf den Steppen Hochasiens mit Ausnahme einiger wilden Wurzelgewächse, wie Möhren und Zwiebeln und die Beeren des Elaeagnusbaumes, nichts gedeiht, was geniessbar wäre, und da Gartengewächse und Melonen nur am Rande der Steppe, wo Wasser vorhanden ist, cultivirt werden.

Was die verschiedenen Mahlzeiten anbelangt, so beginnt man mit der ersten kurz nach Sonnenaufgang, nachdem die Heerden auf der Weide sich zerstreut haben. Dieses Morgenessen, Kuschluk genannt, besteht aus einem copiösen starken Mahle, je nach der Jahreszeit, den Umständen oder Vermögensverhält-

[1] Srawnitelnij Slowar turetzko-tatarskich naretschij (St.-Petersburg 1869), 1, 250.

nissen der Steppenbewohner angemessen. Hierauf folgt zwischen 11—12 Uhr das Mittagessen, Tschascht-jimegi, und nach Sonnenuntergang als drittes Mahl das Nachtessen, Kidsche-jimegi. Weder in Qualität noch in Quantität wird in den einzelnen Mahlzeiten ein Unterschied gemacht, und Ausnahmen existiren nur gelegentlich gewisser Festessen, toj, die entweder einen Familien- oder religiösen Charakter haben. In der Religion findet der Nomade wol wenig Anlass zu feierlichen Schmausereien, doch um so reichere Gelegenheit bietet das Sittenleben, als Hochzeit, Geburt und Tod, besonders aber das gegen Ende October oder anderswo noch später abgehaltene Sokum, d. h. Schmauserei bei Gelegenheit des Viehschlachtens, die Zeit nämlich, in welcher das zum Räuchern und zur Aufbewahrung nöthige Fleisch bereitet wird. An die Festlichkeiten des Sokum erinnert das magyarische Disznótor, d. h. Schmauserei beim Schlachten der Schweine, welches ungefähr zur selben Zeit des Jahres und mit einem nicht minder festlichen Gepränge begangen wird. Auf der Steppe und besonders bei den Kirgizen sind die für das Sokum bestimmten Tage der zügellosen Fröhlichkeit geweiht; es gibt Spiele, Wettrennen und Lustbarkeiten jeglicher Art, und wer über kein Schlachtvieh verfügt, der wird gern unter dem Zelte eines mehr Bemittelten gesehen, wo seine hülfreich gereichte Hand mit dem einen oder andern Theile des geschlachteten Viehes belohnt wird. In frühern Zeiten, als der Schamanenglauben noch tonangebend war, lag es den Zeltbewohnern ob, vom geschlachteten Vieh einen von der Sitte vorgeschriebenen Antheil den Kam-Priestern in der Form einer Gottessteuer zu geben, wahrscheinlich eine Belohnung für den beim Opferfeste gespendeten Segen; eine Steuer, die später von den Stammesoberhäuptern beansprucht wurde, und unter anderm z. B. von den Sultanen der Kara-Kirgizen noch heute beansprucht wird, während anderswo die moslimische Priesterschaft in dieses Recht getreten ist, und den ihr gebührenden Antheil, wenngleich nicht *in natura*, doch in entsprechendem Geldwerthe annimmt. So bleibt sich die Welt überall gleich. Der katholische Ural-Altaier in den Niederungen Ungarns verehrt dem Dorfgeistlichen eine Blutwurst oder einen Schinken vom geschlachteten Schweine, während sein in der weiten Ferne wohnender Stammesgenosse, auf der Steppe Centralasiens, dem Achond oder dem Molla eine Keöze, d. h. Schlegel, oder einen Fettschwanz überreicht.

9. Geburt.

Da die Frau des Nomaden während der ganzen Schwangerschaft, ja selbst in den letzten Tagen mit keiner Arbeit und Anstrengung verschont und nicht im mindesten berücksichtigt wird, so wird sie von den ersten Wehen bisweilen inmitten ihres Tagewerks überrascht. Die erste Hülfe wird selbstverständlich von den ältern Frauen des Auls geleistet, die darauf bedacht sind, mittels Zaubermittel die Leidende vom schädlichen Einflusse des Albasti (wörtlich Scheindruck), dieses unheilbringenden Geistes zu befreien, zu welchem Behufe die von der schwangern Frau schon längst am Halse getragenen Tumars (Amulete) zurechtgelegt und angehaucht werden. Kommen die Wehen heftiger, so wird eine beliebige in Bereitschaft gehaltene Nuszcha (Talisman) in Wasser getaucht und der Gebärenden zum Trinken dargereicht, in der Annahme, dass die geistige Wunderkraft des Wortes auf die schwarze Tinte übergegangen sei und diese nun unmittelbar wirken werde. An andern Orten versucht man es, den bösen Albasti mittels Lärm zu verscheuchen, indem man an die äussern Wände des Zeltes mit Stäben klopft, wild zu schreien und zu heulen anfängt, oder wo Schusswaffen zur Verfügung stehen, fortwährend Flinten abfeuert; während man dort, wo der Islam noch nicht feste Wurzel gefasst, als Ueberbleibsel aus dem alten Schamanenglauben dem Öj-karasi (der böse Geist des Zeltes) ins lodernde Feuer geworfene Fettstücke, und zwar vom beliebten Lammfett, opfert, und hilft alles nichts, so wird schliesslich das Zauberband (bag) angewendet, indem die in Kindesnöthen Liegende von starker Manneshand mit einem festen Strick gebunden wird, so zwar, dass die Arme noch lange nachher Striemen aufweist, denn hiermit soll nach uralter Türkensitte dem bösen Geist die Kraft genommen und sein Einfluss unschädlich gemacht werden.

Während der Geburt selbst befindet sich die Frau zumeist in halbsitzender Stellung, ja an vielen Orten wird die Gebärende unter den Armen gefasst, und zwar unter dem Tünlük (obere Oeffnung des Zeltes) in die Höhe gehalten, während das neugeborene Kind von einer der ältesten Frauen des Auls im Empfang genommen, bisweilen in das noch warme Fell eines geschlachteten Lammes gewickelt, wenn ein Knabe am Tör (obern Theil), wenn ein Mädchen am Eden (untern Theil des Zeltes) niedergelegt

wird. Hierbei darf nicht vergessen werden, das Wirbelbein des geschlachteten Thieres im Zelte aufzuhängen, damit das neugeborene Kind einen starken Hals gleich dem Thiere bekäme, besonders aber reichlich Fett ins Feuer zu werfen, damit der böse Geist die Mutter von den Nachwehen befreie, und falls letztere dessenungeachtet nicht aufhören sollten, werden folgende Mittel angewendet:

a) Es wird aus dem Gestüte ein Pferd mit grossen hellen Augen gebracht, mit dessen Maul man den Busen der Leidenden berührt, wodurch der böse Geist vertrieben wird.

b) Es wird eine Eule ins Zelt getragen und gewaltsam zum Schreien gebracht, im Glauben, dass der böse Geist hierdurch verscheucht wird. Diesem Vogel wird besonders viel geheime Kraft zugeschrieben, daher denn auch mit seinen Federn die Kappe des Kindes als Talisman versehen wird.

c) Man setzt aus ähnlichen Gründen irgendeinen Raubvogel auf den Busen der Gebärenden.

d) Man bewirft die Leidende mit Stachelbeeren, in der Hoffnung, dass der böse Geist an denselben kleben bleiben wird, oder man zündet dieselben an, in der Annahme, dass der üble Geruch des Rauches verscheuchend wirke.

e) Es wird neben dem Kopfkissen der Leidenden ein Schwert mit der Schneide nach oben vergraben, hoffend, dass dessen Anblick die bösen Geister verscheuchen wird.

f) Es wird ein Bachschi (Sänger) gerufen, der ins Zelt stürzend auf die Leidende sich wirft, um mittels leichter Schläge mit einem Stabe den quälenden Geist zu verjagen. Wenn schliesslich dies alles nicht helfen sollte, nur dann erst wird die Nachgeburt mit den Händen genommen.

In Betreff der Geschlechtsverschiedenheit des neugeborenen Kindes ist es wol leicht verständlich, dass der Knabe eben mit solcher Freude begrüsst, wie das Mädchen als unliebsamer Gast in der Familie, ja in vielen Fällen geradezu als Unglück betrachtet wird. Hierin sind alle Völker Asiens, sie mögen auf der niedrigsten oder höchsten Stufe der Cultur stehen, sich stets gleichgeblieben. Das Weib repräsentirt die Schwäche und Schamhaftigkeit, der Mann hingegen die Stärke und den Stolz, den Gründer eines neuen Auls und die Stütze der Familie, und so wie vor alter Zeit selbst bei den sesshaften, einer gewissen Cultur sich erfreuenden Uiguren die Verse:

Besser, wenn eine Tochter nicht geboren oder nicht am Leben bleibt,
Wird sie geboren, so ist es besser, wenn unter der Erde,
Wenn das Todtenmahl mit der Geburt vereint

als Regulative galten, ebenso hören wir noch heute den Kirgizen folgendes Sprichwort gebrauchen: „Tuzdi köp saktama su bolur kizdi köp saktama kul bolur", d. h. „Bewahre nicht lang das Salz, denn es wird zu Wasser, bewahre nicht lang die Tochter, denn sie wird zur Sklavin." In Uebereinstimmung mit dieser Anschauung ist es leicht verständlich, dass die Geburt eines Knaben, namentlich bei den reichern Bewohnern der Steppe, oft mit grossen Festlichkeiten gefeiert wird, an denen nicht nur die nächsten Stammesverwandten, sondern selbst die Freunde und Bekannten aus der weitesten Ferne sich betheiligen. Der glückliche Vater gibt Zechgelage, veranstaltet Wettrennen und Wettkämpfe, und entzückt sich sammt den Seinigen an den guten Prophezeiungen, welche die Gäste beim Anblick des Jungen in der Form von Gratulationen darbieten, oder welche der Bachschi in gebundener Rede näselnd vorsingt.

Das neugeborene Kind wird sofort von den anwesenden Weibern gewaschen, wobei man ins Wasser Gold- oder Silbermünzen, oder auch Knöpfe legt, in der Hoffnung, dass die mittelbare Berührung mit dem edeln Metalle es reich machen wird. Sodann wird es in Leinwand eingewickelt, sodass ihm nur das Gesicht freigelassen wird. Drei Tage lang wird das neugeborene Kind in der unmittelbaren Nähe der Lagerstelle der Mutter gehalten, am vierten wird es erst in die Wiege, in den meisten Fällen aus einem auf vier Stäben hängenden Leintuche bestehend, gelegt, wobei immer die Wiege, in der schon ein Kind gelegen, den Vorzug erhält. Die Stelle des Unterbettes vertritt eine Schicht Lammwolle von der Frühlingsschur, die aber mit völliger Unberücksichtigung der Reinlichkeit und Gesundheit, etwa bei den ganz Reichen nur wöchentlich einmal, gewechselt wird. An täglichem Baden fehlt es wol nicht, und dieses besteht aus einem mehrmaligen Eintauchen in Salzwasser, worauf das Kind abgetrocknet und mit Butter oder Lammfett eingeschmiert wird, damit seine Gelenke erstarken mögen, und erst nachdem vierzig Tage vorübergegangen, wird es jenes Hemdleins entkleidet, das es am ersten Tage der Geburt erhalten, welches Hemdlein, vom täglichen Schmieren des Körpers in Fett getränkt, entweder den Hunden vorgeworfen wird, damit sie mit demselben auch alle zukünftigen Krankheiten des

Kindes zu sich nehmen sollen, oder das aufbewahrt wird und als Heilmittel bei Erwachsenen dient, die das Hemdlein an dem leidenden Theil ihres Körpers tragen, voraussetzend, dass das ehemalige Kleid eines noch sündlosen Menschen ein sicheres Mittel gegen böse Geister abgebe.

Die erste Nahrung erhält das Kind selbstverständlich von der Brust seiner Mutter, und nur in den äusserst seltenen Fällen wird eine Amme (Imtschek-ana = Brustmutter oder Süt-ana = Milchmutter) genommen. Bei den Türken im allgemeinen wird die Milchmutter als eine Blutsverwandte betrachtet und so wie der Nomade dieselbe Zeit seines Lebens als eine Stiefmutter ansieht, ebenso wird bei den Osmanen dem Milchbruder der freie Zutritt in den Harem, sonst nur bei Blutsverwandten üblich, gestattet. Dass der Säugling ein Gegenstand der grössten Zärtlichkeit und Fürsorge ist, braucht wol kaum erwähnt zu werden. Besonders wird das böse Auge gefürchtet, was mit wenig dialektischem Unterschied köz-tiji, wörtlich Berührung des Auges, genannt und durch alle mögliche Mittel abzuwenden gesucht wird. Man trachtet in erster Reihe den heimtückischen Feind damit zu täuschen, dass man das Kind nicht bei seinem eigenen, sondern bei einem fremden, möglichst garstigen und unliebsamen Namen nennt, als wenn man dem bösen Geiste damit zeigen wollte, dass man für den Säugling keine Sympathie oder Interesse habe, daher durch das demselben zugefügte Unglück sich nicht betroffen fühle. Solche Namen sind unter anderm Jaman bala (schlechtes Kind), Tentek bala (blödes Kind), Dschinli bala (teuflisches Kind), Uru bala (Diebeskind); oder bei Mädchen kara-tschatsch (Schwarzhaarige), koj-közü (Schafäugige) u. s. w. Bei einigen Nomaden wird dieses listige Vorgehen so weit getrieben, dass die Mutter oder ein anderes weibliches Mitglied der Familie jeden Morgen weinend ausruft: „Ach, mein Kind ist gestorben!“ um mit diesem Klagegeschrei den bösen Geist irre zu führen. Gegen den Einfluss des bösen Auges werden auch verschiedene Talismane gebraucht und dieselben theils auf der Kappe, theils am linken Aermel des Kleides in einem Amulet aus Leinwand oder Leder angeheftet. Diese Talismane bestehen entweder aus vollgeschriebenen Papierstreifen, oder aus dem Augapfel der Schafe, aus schwarzen Steinchen, aus Adlerkrallen, aus Eulenfedern, oder solchen sonn- und wettergebleichten Fetzen, die der Wind von irgendeiner Votivstaude abgeweht hat.

Mit besonderer Ceremonie ist die Verleihung des Namens verbunden. Bei den in der islamitischen Cultur Fortgeschrittenen wird der Molla, bei dem von dem Bereiche dieses Glaubenseinflusses noch Fernstehenden wird der Bachschi gerufen, der den officiellen Namensverleiher macht, ein Act, welcher selbstverständlich mit Festessen verbunden ist. Wo der Molla als Tonangeber wirkt, erhält der Neugeborene zumeist einen echt moslimischen d. h. arabischen oder persischen Namen, wobei die semitischen oder arischen Laute von dem ural-altaischen Sprachorgan der Steppenbewohner oft bis aufs unkenntlichste verunstaltet werden, indem aus Mohammed Membet, aus Dschafar Schapar, aus Chosru Kusrau, aus Mustapha Bustapa wird. In Abwesenheit des Molla, d. h. in vom islamitischen Culturrayon entfernten Gegenden, sind sowol die Männer- als Frauennamen echt türkisch und beziehen sich zumeist auf solche Tugenden und Vorzüge, die der Nomade lobenswerth findet. Daher die Namen Kütschüm (Kraft), Arslan (Löwe), Isenkildi (Willkommen), Altin (Gold), Timur (Eisen), Tschapar (der Galopirende), Ischim (Blitz), Tangriberdi (der Gottgegebene); oder bei Frauen Aj-jaktim (mein Mondschein), Kizil-gül (Rose). Im grauen Alterthum schien bei den Türken die Sitte vorgeherrscht zu haben, neben den bei der Geburt erhaltenen Namen später irgendein Eigenschaftswort anzunehmen, so z. B. sevük = lieb, geliebt, kara = schwarz, oraz = glücklich, an welche das Zeitwort tiken, tekin, tegin = genannt, angeschlossen die historisch bekannten Namen Sebuktekin (richtiger Sevüktekin), d. h. benannt der Liebe, Karatekin, Oraztekin, Alptekin u. s. w. ergeben haben, Namen, die, wie aus der Geschichte ersichtlich, übrigens nur von hervorragenden Persönlichkeiten gebraucht wurden.

Erst nachdem es ein Jahr alt, werden dem Kinde zum ersten mal die Nägel an Händen und Füssen geschnitten und die Kopfhaare abrasirt, wobei selbstverständlich die Nägel sorgfältig gesammelt, in Wolle gewickelt und dem Feuer preisgegeben werden. Wenn das Kind um diese Zeit noch nicht gehen kann, pflegt die Mutter oder die älteste Matrone des Zeltes demselben am rechten Fuss eine buntfarbige Schnur der Länge nach zu befestigen und dieselbe sodann mit einem Schnitte durchzuschneiden, eine Art gewaltsamer Aufknüpfung oder Auflösung des geheimen Zaubers, dem es zugeschrieben wird, dass das Kind bisher im freien Gebrauche seiner Füsschen gehindert war. An andern Orten, namentlich bei halb-

nomadischen Bevölkerungen, wird nebst dem Aberglauben dem Kinde noch mit einem Rollwagen, atak arabasi = Fusswagen genannt, auf die Beine geholfen. Ebenso wird dem Kind, das spät zu sprechen anfängt, durch verschiedene Mittel beigesprungen, indem man es mit den gekochten Zungen gewisser Vögel oder mit dem Reste von den Speisen und Getränken geehrter Gäste tractirt.

Kaum zwei oder drei Jahre alt, wird das Kind mittels einer hierzu bereit gehaltenen Vorrichtung in der Form eines Kindersattels, Atschamaj oder kirgizisch Aschamaj genannt, auf ein älteres zahmes Pferd gesetzt und erhält die erste Lection im Reiten, nach Landesbegriffen ebenso nothwendig zum Leben als das Gehen und Sitzen. Der Kindersattel besteht eigentlich aus zwei quer übereinandergelegten biegsamen Stäben, die das Kind von drei Seiten her umfassen, aber nicht hindern, dass der jugendliche Reiter bei raschern Bewegungen des Thieres sich Kopf, Rücken und Seiten an den Stäben wund schlägt. Der junge Turkomane hält dieses Exercitium mit erstaunlichem Stoicismus aus, und selbst die Mütter strecken nur selten die Arme nach dem Burschen aus, oder verrathen irgendeine Angst beim ersten Versuche des Reitens.

Da der auf die Geburt bezügliche Theil des Sittenbildes auf andern Theilen der Steppe mit einiger Verschiedenheit vorkommt, so wollen wir hier eine hierauf bezügliche Beschreibung aus dem Leben der Kirgizen im Gebiete von Semipalatinsk folgen lassen:[1]

„Sobald bei einer Frau die Wehen ihren Anfang nehmen, so versammeln sich alle andern Frauen des Auls bei ihr, um ihr behülflich zu sein. Kurz vordem die Geburt erfolgen soll, gibt man der Frau ein an die Wand der Jurte befestigtes starkes Band in die Hand, damit sie sich daran halten kann. Im Moment der Geburt kniet die Frau nieder, zwei Weiber unterstützen sie, eine dritte umfasst sie von hinten, stemmt das eine Knie in das Kreuz und drückt ihr mit beiden Händen auf den Leib. Ist die Geburt beendet, so wird der Leib mit Binden gewickelt und die Frau wird auf ein Lager gebracht, auf welchem sie halbliegend, von

[1] Nach der im „Globus“ (XXXIX, 109) erschienenen Uebersetzung des im „Russischen Boten“, 1878, Bd. 139, S. 22—66, von P. verfassten Aufsatzes.

Kissen umgeben, ruht; auf besondern Wunsch wird es ihr auch gestattet, sich zu legen. Ist das alles geschehen, so wird über die Frau weg ein Strick gezogen und daran werden einige geistliche Bücher gehängt, um den Teufel (schaitan)[1] abzuhalten.

„Die andern Frauen bleiben die ganze Nacht bei der Wöchnerin in der Jurte; sie zünden Kerzen oder eine Nachtlampe an und achten darauf, dass auf dem Herd das Feuer nicht verlösche, sonst kommt der Teufel und es geschieht ein Unglück.

„Unmittelbar nach der Niederkunft wird ein Schafbock geschlachtet, das rechte Hintervierte1, die Leber, der Fettschwanz, das Rückgrat und der Hals werden in einen Kessel gethan und gekocht; das übrige Fleisch wird roh aufgehoben und im Verlauf der drei auf die Niederkunft folgenden Tage verbrannt.

„Ist das angesetzte Fleisch gar, so werden die Nachbarn herbeigerufen, um ihnen die Geburt des Kindes zu melden; das gekochte Fleisch wird an die anwesenden Frauen vertheilt: den Hals bekommt diejenige Frau, welche das Kind entgegennahm.

„Der auf die Niederkunft folgende Tag gilt als ein besonders glücklicher und wird in Heiterkeit verbracht; die versammelten Frauen werden bewirthet so gut man kann. Nach drei Tagen erhebt sich die Wöchnerin vom Lager, wenn ihre Kräfte es erlauben, und geht — im Winter — in die Badestube (d. h. in eine dazu dienende Jurte); im Sommer wäscht sie sich in der Jurte mit einem Aufguss von Heidekraut. Die Wöchnerin trinkt, unmittelbar nachdem sie das Bad genommen, «Surpa», d. h. eine aus Schaffleisch bereitete, stark mit Zimmt bestreute Bouillon, welche auch sonst vorzüglich zur Nahrung der Wöchnerin dient.

„Jetzt werden die über dem Lager hängenden geistlichen Bücher entfernt; die Wöchnerin gilt schon als rein, sie darf nun wieder dem Manne das Essen reichen, was ihr in den ersten Tagen nach der Niederkunft nicht gestattet war.

„Geht die Geburt nicht leicht von statten, gibt es Hindernisse, so werden zuerst alle Weiber aus der Jurte der Gebärenden verjagt, weil man annimmt, dass unter ihnen ein Weib böse und vom «Schaitan» besessen sei. In der Jurte versammeln sich aber die Männer, und um die Jurte herum stellen sich alle übrigen Einwohner des Auls auf. Man schreit, lärmt, schiesst, schlägt mit Peitschen um sich, ja mitunter schlägt man — jedoch nur zum

[1] Satan.

Schein — auf die Wöchnerin. Nun ruft man einen «Dargon»[1], d. h. einen mit der Wirkung der Arznei vertrauten Mann, also eine Art Arzt, aber viel häufiger ruft man einen «Baksa».[2] Der Baksa spielt auf einem Saiteninstrument, «Kobysa»[3], geräth in Verzuckungen, und in diesem Zustand kann er heilen. In ausnahmsweise schweren Fällen holt man zwei Baksen herbei. Es können auch Frauen «Baksa» werden, doch findet man das selten.

„Die von einem Baksa geübte Ceremonie geht in folgender Weise vor sich: alles Feuer in der Jurte wird verlöscht bis auf das in der Mitte der Jurte befindliche Herdfeuer. Die Kranke wird am Herde niedergelegt, während der „Baksa", in ein weisses langes Hemd gekleidet, niederkniet und seine „Kobysa" (ein dreisaitiges, mandolinenartiges Instrument, welches am Rande mit allerlei metallischen Verzierungen behängt ist) vor sich stellt. Zuerst beginnt er, langsam sich hin- und herneigend, auf dem Instrument zu spielen, von Zeit zu Zeit es schüttelnd, dass die metallischen Anhängsel klingen, dann singt er mit zitternder, kaum hörbarer Stimme eine wilde, fremdartige Melodie. Ab und zu wird der Gesang durch unartikulirte laute Schreie unterbrochen; ab und zu hört die Begleitung des Instruments auf. Endlich ist alles still, aber nur einen Moment: der Baksa springt mit rollenden Augen und verzerrtem Gesicht auf, wirft das Instrument von sich und fängt an im Kreise um die Jurte zu gehen; offenbar ist er seiner Sinne nicht mächtig. Er geht, er strauchelt, er fällt auf die Umstehenden, er erhebt sich, er schreit, schluchzt, beisst seine Hände, dann krümmt er sich wie in Krämpfen, dann springt er in die Höhe, ergreift irgendein Kissen mit den Zähnen und schleudert es fort; kurz, er rast. Wenn — wie es bei vielen vorkommt — gar zwei Baksen herbeigezogen worden sind, so ist das Rasen erst recht toll, sie suchen einander zu überbieten; sie beissen sich, werfen sich mit glühenden Feuerbränden u. s. w. und hören nicht früher auf, als bis der schwächere Baksa kraftlos zusammensinkt. Unterdess soll — nach Meinung der Kirgizen infolge dieses Rasens — die Geburt vor sich gehen. Will die Nachgeburt nicht kom-

---

[1] Richtiger tarchan, darchan = Zauberer, Quacksalber (dem Mongolischen entlehnt).

[2] Baksa, richtiger Bachschi = Sänger, Improvisator, Zauberer.

[3] Richtiger Kobuz, siehe S. 192.

men, so werden der Frau lederne, sehr weite Beinkleider, welche zugleich den ganzen Rock einhüllen, angezogen, dann wird sie einem Kirgizen aufs Pferd gesetzt und dieser sprengt mit ihr weit über Berg und Thal, begleitet von den hinter ihnen lärmenden und schreienden Einwohnern des Auls.

„«Aber was hilft denn das?» fragte die Berichterstatterin. «Nun, mitunter hilft es, mitunter stirbt die Frau», antwortete ruhig die Erzählerin.

„Wenn die Frau von diesem wilden Ritt lebend heimkehrt, so ist sie zum mindesten ohnmächtig; der Baksa reibt ihr die Stirn mit den Händen, zieht ihr die Zunge hervor und gibt ihr eine Ohrfeige. Hilft das nicht, d. h. erwacht sie nicht aus ihrer schweren Ohnmacht, so wird ein Schmied herbeigebracht, der auf seinem Amboss das glühende Eisen tüchtig hämmern muss, dass die Funken nach allen Seiten fliegen; ja, das glühende Eisen wird der Kranken nahe an das Gesicht gebracht; der Baksa redet ihr zu, sie solle antworten: «Ich danke, Herr.» Endlich kommt das geplagte Weib zu sich und stammelt: «Ich danke, Herr.» Der Schmied steckt ihr dann eine eiserne Feile in den Mund, damit sie dieselbe mit den Zähnen halte. Jetzt hat das Weib endlich Ruhe.

„In den folgenden sieben Tagen muss die Kranke die «Sjurpa» trinken (Bouillon von Hammelfleisch), dick bestreut mit einem Pulver aus Zimmt, Ingwer und Galgant (kirgizisch «dshemdshemil», russisch «kalgan») und einer unbekannten Wurzel, welche auf kirgizisch «Sarbug» heisst.

„Der Baksa und sein Gehülfe, der Schmied, erhalten für die Heilung reiche Geschenke.

„Das neugeborene Kind wird zuerst in dem Schaum gebadet, welcher von jener unmittelbar nach der Geburt angerichteten Schafsuppe geschöpft worden ist; dann wird der Nabel mit schwarzer kirgizischer Seife (Sabyn), einer dünnen Schicht Hammelfett bedeckt und verbunden.

„In den ersten drei Tagen nach der Geburt stillt die Mutter ihr Kind nicht, sondern irgendeine andere Frau desselben Auls, welche gerade ein Brustkind hat, stillt auch das Neugeborene.

„Ist der Nabel verheilt, so wird das Kind in warmem Salzwasser gebadet und ohne weiteres in beliebige Lappen von Baumwollzeug gewickelt; so muss es liegen, bis es getrocknet ist. Nun wird es mit einer aus Gewürznägelchen, Galgantwurzel, Ingwer und geschmolzener russischer Butter bereiteten Salbe eingeschmiert.

Die reichen Kirgizen lassen für das Kind Hemd und Obergewand nähen, die armen Kirgizen wickeln das Kind einfach in „Dschabaga“[1] (damit wird das Winterhaar der Kamele bezeichnet; im Frühjahr, wenn das Kamel sein Haar wechselt, wird das zu einem dichten Filz gewordene Winterhaar abgenommen; Dschabaga ist äusserst zart und weich wie Daunenfedern). Sechs Wochen lang wird das Kind einen Tag um den andern in gewärmtem Salzwasser gebadet und mit der oben beschriebenen Salbe eingerieben.

„Am dritten Tage wird der feierliche Act der Lagerung des Kindes in die Wiege vorgenommen. Die kirgizische Wiege[2] wird aus Weidenruthen geflochten und stellt eine kleine Bettstelle auf Füssen mit nicht hohen Rändern und einem Stab für den Vorhang dar. Am Gestell ist das eigentliche aus Dschabaga bereitete Bettchen befestigt, derart, dass Wiege und Bettchen stets rein sind. Das Kind wird in die Wiege gelegt, in den weichen Kamelfilz eingeschlagen und dann mittels eines breiten Bandes an das Bettgestell befestigt. Das gewindelte Kind ruht vollkommen frei und bequem, und kann doch nicht aus der Wiege herausfallen. Die Mutter trägt die Wiege an der Stange wie wir einen Korb am Henkel tragen. Auf dem Pferde stellt sie die Wiege bequem vor sich. Weil diese Vorrichtung so handlich ist, so nehmen die Kirgizinnen nur äusserst selten die Kinder auf ihre Arme.

„Die erwähnte Ceremonie lässt sich kurz so zusammenfassen: Es wird ein Hammel geschlachtet und alle Nachbarn und Freunde werden zum Schmause zusammengerufen, die angesehenste Frau legt das Kind in die Wiege und der angesehenste Mann gibt ihm einen Namen. Bei reichen Kirgizen erscheint heute zu diesem Act wol ein Molla, der dann auch ein Gebet liest. Der Name wird ganz zufällig gewählt, je nach dem Gegenstande, welcher dem Namengeber gerade in die Augen fiel, z. B. Kutschuk (junger Hund); mitunter erhält ein kleines Mädchen den Namen «Aigyr» (Hengst). Ist das Neugeborene ein Knabe, so wird bei dieser Ge-

---

[1] Vgl. japag, japau = Wolle.

[2] Der Beschreibung nach ist es eigentlich keine Wiege im wahren Sinne des Wortes, aber ich kenne keine andere Bezeichnung für eine derartige „Lagerstätte“ neugeborener Kinder. Am besten liesse es sich noch vergleichen mit dem an einigen Orten Deutschlands bekannten „Steckbettchen“ der Säuglinge.

legenheit ein Wettrennen veranstaltet, man lässt dreijährige Pferde laufen; dabei werden allerlei andere Possen getrieben: man lässt z. B. zwei Weiber miteinander kämpfen, oder man veranstaltet ein Wettrennen, bei welchem statt der Pferde einige Weiber laufen müssen, sie laufen nur eine Viertelwerst; der Preis besteht in einem Stück Baumwollzeug (Zitz). Mitunter wird auch bei erstgeborenen Mädchen das Hineinlagern in die Wiege durch ein Fest gefeiert. Die vornehmen Kirgizinnen betheiligen sich übrigens niemals an den hierbei stattfindenden Possen und Spielen, sondern bleiben in der Rolle von Zuschauerinnen.

„Bei reichen Kirgizen finden weitere Feste statt, sobald das Kind zum ersten mal lächelt und sobald es anfängt zu laufen. Bei letzterer Gelegenheit wird in folgender Weise verfahren: Man bindet dem Kinde die Füsschen mit einer wollenen Schnur zusammen und stellt eine Schüssel mit irgendeiner Speise vor dem Kinde auf, dann löst eine der angesehenen Frauen des Auls mit einem Messer diese Fessel und wirft sie aus der Jurte heraus; sie erhält dafür ein Geschenk, ein Stück Zeug. Dann werden alle Gäste reichlich mit Fleisch bewirthet, ein Gebet wird verlesen und man bringt dem Kinde seine Glückwünsche dar: Gesundheit, Reichthum und langes Leben.

„Und wieder wird ein Fest gefeiert, wenn das Kind [1] drei Jahre alt geworden ist; dann wird es nämlich feierlich zum ersten mal auf ein Pferd gesetzt. Zu dieser Ceremonie werden, wie üblich, mehrere Stück Vieh geschlachtet, die Nachbarn eingeladen und eine Bewirthung findet statt, bei welcher die Männer getrennt von den Frauen essen. Nach Beendigung des Mahles werden wieder allerlei Scherze und Wettläufe vorgenommen, worauf alle Männer auseinandergehen und nur die Frauen und ein Mann, der angesehenste des Auls, zurückbleibt. Die Frauen holen das Kind aus der Jurte, die Aeltern übergeben es dem anwesenden kirgizischen Edeln und dieser reicht es einem Dschigit (kirgizischer Reiter) aufs Pferd. Der Dschigit reitet mit dem Kinde durch den ganzen Aul, wobei jedermann ihm etwas schenkt. Gewöhnlich macht man es so, dass man dem Kinde einen Hengst schenkt, welcher von der Lieblingsstute in demselben Jahr wie das Kind geboren ist;

[1] Es wird nicht mitgetheilt, ob diese Sitte für Knaben und Mädchen gilt, oder für Knaben allein; es ist hier nur die Rede von „dem Kinde".

beide werden gemeinschaftlich auferzogen, sodass, wenn das Kind zur bestimmten Frist aufs Pferd gesetzt wird, das Pferd eingeritten und so zahm wie ein Stubenhund ist.

„An den Knaben wird in ihrem siebenten Jahr die übliche Beschneidung vorgenommen; dieselbe wird gewöhnlich von einem Molla vollzogen und gleichfalls durch ein grosses Fest gefeiert.

„Ist ein Kind krank, so wird ein «Dargon» oder ein «Baksa» herbeigerufen; doch wüthet und rast der Baksa am Krankenbette eines Kindes nie, er spielt nur leise auf seiner «Kobysa». Hat das Kind Leibweh, so setzt der Baksa ihm eine Art trockener Schröpfköpfe auf den Bauch, kaut Gewürznägelchen oder Zwiebeln und bespritzt mit der Mundflüssigkeit das Kind oder bläst das Kind an; er lässt einen schwarzen Schafbock schlachten und schlägt mit der Lunge desselben das kranke Kind.

„Der «Dargon» fühlt dem Kranken den Puls, indem er beide Hände sowol an die Schläfe als an die Arme legt. Wenn er meint, dass das Kind infolge der Muttermilch erkrankt sei, so verbietet er der Mutter, innerhalb drei Tagen Essen zu sich zu nehmen, reicht ihr hingegen einen schwachen Aufguss zu einer Brechung.

„Die Zahl der in Anwendung gezogenen Arzneimittel ist sehr gross, neben vielen pflanzlichen werden auch mineralische Gifte, z. B. Zinnober und Quecksilber, gebraucht, auch die Kenntniss der heilbringenden Wirkung des Chinins ist unter den Kirgizen verbreitet."

10. Erziehung.

Die Wissensgegenstände, welche dem jungen Nomaden beigebracht werden, sind von rein empirischer Natur. Er lernt vor allem das Wohl und Wehe, das Gute und Schlechte in dem für ihn meist interessanten Vieh kennen, mit dem er sozusagen in engster Verkettung aufwächst, das in der zarten Jugend sein Spielzeug, im Jünglingsalter sein Vergnügen und in den reifern Lebensjahren den Mittelpunkt all seines Strebens und Trachtens bildet. Dort, wo die Gefahr vor dem räuberischen Wolf nicht allzu gross ist, findet man nicht selten Burschen im sechsten Jahre an der Spitze einer zahlreichen Schaf- oder auch Kamelheerde umherziehen, und trotz des unansehnlichen kleinen Körpers lassen die grossen und breiten Thiergestalten von dem gellenden Ruf des jugendlichen Hirten sich leiten. Letzterer bemüht sich auch, um

seinem Amte mit Erfolg obliegen zu können, über die Verschiedenheit der Weideplätze, Grasgattungen und des Trinkwassers schon früh Erkundigung einzuholen, und ich selbst habe mehr als einen jungen Nomaden gekannt, der, kaum zwölf Jahre alt, in den mannichfachsten Arten der Steppenflora Bescheid wusste. Die traditionell vom Vater auf den Sohn übergehende Kenntniss verbreitet sich schnell und gräbt sich tief in die Sinne ein. Unter einem Himmel, wo normale Witterungsverhältnisse vorherrschen, vermag selbst der junge Nomade es schon annähernd zu bestimmen, dass z. B. nach mehrtägigem Wind von dieser Richtung achttägiger Wind von jener Richtung kommen muss, dass dieser Monat hier, der andere Monat wieder dort solche Pflanzen auf die Oberfläche bringt, die dieser oder jener Thiergattung unzuträglich sind und auf der Wanderung vermieden werden müssen. Obwol in der Sternkunde weit hinter dem Bewohner der arabischen Wüste stehend, kennt der türkische Nomade schon früh die einzelnen Sterne, als Nordstern (Temir Kazik, wörtlich Eisenpfahl), Grossen Bären (Jiti Karaktschi, wörtlich Sieben Räuber), Morgenstern (Tscholban, wörtlich der Funkelnde) u. s. w.; er vermag es, die einzelnen Stunden des Tages nach dem üblichen Maasse der Lanzenhöhen zu bestimmen, er zieht Schlüsse von Richtung, Höhe und Ausdehnung der Luftspiegelungen, und hat sein an der Endlosigkeit des Horizonts geschärftes Auge dermassen geübt, dass er Inhalt und Ursache der stundenweit sich erhebenden Staubwolke mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben weiss. Die stete Uebung in der freien Luft, das ewige Kämpfen und Ringen mit allen möglichen Widerwärtigkeiten des Klimas stählt die Nerven, kräftigt den Körper, daher die merkliche Behendigkeit in der Bewegung, daher der feurige Blitze sprühende Blick, durch welch letztern besonders der Sohn der Wüste von seinem sesshaften Stammesgenossen sich auszeichnet, und daher denn auch das unerschrockene und muthige Gebaren, der unbändige Hang nach Abenteuern und das ewige Sinnen und Streben, mittels physischer Gewalt über den Nebenmenschen sich erheben und dermassen vor der Gesellschaft brilliren zu können. Ein Batir (Held) oder Merken (guter Schütze) zu werden, ist daher das höchste Ideal der Vollkommenheit, welches dem heranwachsenden jungen Nomaden vorschwebt, um als solcher im Leben geehrt und gefürchtet und nach dem Tode in Lied und Worten gefeiert zu werden.

Bei einer solchen Lebensanschauung wird die Uebung und Entfaltung des geistigen Vermögens in selbstverständlicher Weise vernachlässigt. Wie es Anstand, Sitte und der Umgang mit der Welt erheischt, muss man vor allem in dem allerdings verworrenen Labyrinth der Stammes-, Zweig- und Familienverschiedenheit sich zurecht wissen, und in erster Reihe die Jeti Atalar, d. h. die Namen der sieben Ahnen hersagen können. Der Nomade im funfzehnten Jahre wird über den Verwandtschaftsgrad der einzelnen Tire's, Taife's schon im Klaren sein und vom Weiderecht und den localen Verhältnissen der einzelnen Auls (Gehöfte) Bescheid wissen. Neben diesen dem Gedächtniss früh eingeprägten Gegenständen hat er sich schon zeitig mit der Form der Tapu's, d. h. jener Merkzeichen, durch welche die Heerden der einzelnen Stämme mittels brauner Farbe am Hintertheil gekennzeichnet sind, vertraut gemacht, und obwol diese runenartigen Zeichen, wie wir gesehen haben, einander so ziemlich ähnlich sind, so wird der Nomade deren diakritischen Werth sofort erkennen. Wichtig wie die Kenntniss des Tapu, in einigen Gegenden auch Tamga = Siegel genannt, ist auch die Kenntniss des Uran, des Losungswortes der einzelnen Stämme, für den Wissenskreis der Nomaden, denn dieses ist sein Wegweiser in der finstern Nacht oder in der dichten Nebelhülle auf der weiten Steppe, das für das Zurechtfinden auf Irrwegen ebenso nothwendig ist wie der Kennerblick bei Fussspuren im weichen Sande. Die leichte Vertiefung oder Eindruck, Iz, gibt zu erkennen, wo kleinere oder grössere Ansammlungen von Regenwasser in den Vertiefungen auf dürrem Lehmboden, von der Glut der sengenden Sonnenstrahlen verschont, sich länger erhalten, welche die durstigen Vierfüssler anlocken und dem Menschen wol auch noch einen Labetrunk gewähren werden. Ebenso lernt der Nomade schon früh die Namen der einzelnen Brunnen (Kutuk) und den Grad der Trinkbarkeit, d. h. den Geschmack ihrer Wässer kennen, denn die Einzelheiten über Lage und Tiefe der Steppenbrunnen sind eine Lebensfrage für ihn und sein Vieh und bilden sozusagen das Alpha und Omega seiner geographischen Kenntnisse.

Was die moralische Bildung anbelangt, so wird dem Jungen schon frühzeitig die Achtung vor den ältern, aber nur männlichen Mitgliedern der Familie eingeprägt, ein Gefühl, das mit übertriebener Strenge zum Ausdruck gelangt, da der Sohn dem Vater gegenüber sich als Sklave gerirt, woraus aber auch mehr Furcht

als Liebe resultirt und das beim Kinde, wenn es grossjährig wird, bisweilen in den Gegensatz umschlägt. Im grossen und ganzen hat das Bild des patriarchalischen Lebens ebenso viel anmuthige als abstossende Züge, denn so schön und gefällig die Sitte uns scheint, nach welcher der Sohn ohne Erlaubniss des Vaters sich nicht niedersetzen, nicht rauchen, nicht laut reden darf, ebenso Ekel und Widerwillen erregend ist der Anblick der officiellen Gleichgültigkeit und Geringschätzung, mit welcher ebenderselbe Sohn seiner Mutter begegnet. In dem Begriff Atalar und Akalar (Väter und Alten) wird die Achtung und Ehrfurcht des Kindes concentrirt, und nach diesen kommen die Helden und mythischen Persönlichkeiten der Vergangenheit, und so wie die Worte und Redensarten der erstern (Atalar sözi = Sprichwörter) als Quintessenz der Lebensweisheit betrachtet und schon früh auswendig gelernt werden, ebenso werden die auf die Irrfahrten und Heldenthaten der Helden bezüglichen Erzählungen und Geschichten in der frühen Jugendzeit erlernt und im Gedächtniss aufbewahrt. So wie es wenig Turkomanen im funfzehnten Jahre gibt, die nicht einige Abenteuer des beliebten Helden Körogli in Vers oder Prosa auswendig hersagen können, ebenso sind dem Kirgizen und Altaier die unter dem Sammelnamen Kara-söz (Volksworte) bekannten Gesänge und Erzählungen von Jugend auf geläufig, denn dem jungen Nomaden, welchen Stammes und aus welcher Gegend er auch immer sei, würde es als die grösste Schmach angerechnet, wenn er, dazu aufgefordert, das übliche Hochzeits- oder Trauerlied nicht anstimmen könnte, und in der Wettimprovisation oder im Lösen eines Räthsels geschlagen würde. In dieser Sitte sind die Nomaden aller Zeiten sich treu geblieben, und welch wichtige Rolle die Räthsel schon ehedem gespielt, geht aus dem Umstande hervor, dass in der im Jahre 1303 verfassten kumanischen Handschrift des sogenannten Petrarca-Codex schon einzelne Dschumbak (Räthsel) citirt sind.

Bei den äusserst lockern Wurzeln, welche der Islam bisher in der Steppe zu schlagen vermochte — und in dieser Beziehung ist es auch auf der arabischen Steppe nicht besser bestellt — darf es nicht wundernehmen, wenn die nöthigen Kenntnisse in Glaubenssachen, als minder wichtig angesehen, von den Nomaden nicht besonders berücksichtigt werden. Mit Gebeten, Waschungen und rituellen Gebräuchen befasst sich der Steppensohn nur in einem verhältnissmässig vorgeschrittenen Alter, ja, man kann annehmen,

nur zwischen zwanzig und dreissig Jahren, und dies selbst nur dort, wo die Steppe in unmittelbarer Berührung mit den moslimischen Culturrayons steht. Bei den Kirgizen z. B. wird diese Wahrnehmung dem Umstande zugeschrieben, dass ihr berühmter Fürst Kütschüm-Chan erst vor 200 Jahren zur Bekehrung seines Volkes vom Herrscher von Bochara sich Mollas erbat (vgl. S. 115), und dass die Zeitdauer zur gänzlichen Islamisirung nicht hinreichend war, eine Annahme, die auch schon deshalb nicht stichhaltig ist, weil zu diesem Zwecke unter andern ethnischen Constellationen nicht Jahrhunderte, sondern Jahrzehnte Resultate erzielten, ferner weil während erwähnter Zeit missionseifrige Priester aus den zahlreichen Collegien der Chanate weit und breit in der Steppe mit dem Bekehrungswerke beschäftigt waren, und weil schliesslich in der Wüste am linken Ufer des Oxus die Turkomanen im fortwährenden Verkehr mit dem Reste moslimischen Fanatismus ebenfalls nur als laxe Gläubige des Mohammed bezeichnet werden müssen. Das Kind der Steppe, ob Kirgize, Turkomane oder Beduine, kann dem einfachen und schlichten Religionssystem des moslimischen Monotheismus keine besondern Reize abgewinnen; sein kindisch-naiver Sinn delectirt sich mehr und leichter an dem bunten Gewebe der Mythen und des Aberglaubens als an der wahren Religion, und in der That kann selbst der Islam sich nur dort eines gewissen Erfolges rühmen, wo in dessen Dienst nicht Mollas mit dem strammen Worte des Korans, sondern Ordensbrüder (Ischane) in phantastischem Kleide mit wunderwirkendem Nefes (Anhauchen) und mannichfachen geheimen Mitteln auftreten. Nur wenn der Körper durch Jahreslast gebeugt und der Blick sich dem Grabe zuwendet, nur dann pflegt der Nomade in theosophische Speculationen sich einzulassen, doch in voller Manneskraft und namentlich in der Jugend wird die Patha (Fatiha) nur mechanisch abgeleiert, der Schnurrbart nur anstandshalber zugestutzt, Waschungen und Gebete nur bei seltenen Fällen verrichtet. Nach Gesagtem braucht es daher gar nicht hervorgehoben zu werden, dass die Kunst des Lesens und Schreibens bei den Bewohnern des Zeltes bisher fast gar keine Pflege gefunden, und dass das Erlangen einer Fertigkeit in derselben nicht nur für unmöglich, sondern selbst für unstatthaft gehalten wird. Zu diesem Behufe unterhält der Chan, Bi oder Manap seinen Schreiber, zugleich auch Molla; bei den Turkomanen versehen dieses Amt die selbständigen Achonde, Karis und Ischane, denen die Führung der Correspondenz zwischen den Stäm-

men in officiellen Dingen obliegt. Als Einzelner braucht der Nomade auch nicht das geschriebene Wort, da das gesprochene, wenige Ausnahmen abgerechnet, seinen Werth noch nicht eingebüsst hat.

Es wird daher dem Leser wol einleuchten, dass der Nomade eigentlich gar keine systematische Erziehung geniesst, und dass er körperlich sowol als geistig nur unter Leitung der Naturnormen und des seinem Bildungsstadium eigenen Sittenlebens sich entfaltet. Beim Nomaden türkischer Rasse ist die Erziehung im 15., höchstens im 18. Jahre schon vollendet.

12. Heirath.

Das Ehebündniss ist entweder conventionell, d. h. es wird von den Aeltern des zu verheirathenden Paares eingeleitet, oder freiwillig, indem eine vorhergehende längere Bekanntschaft hierzu den Anlass gibt. In erstern Falle, zumeist bei Reichern vorherrschend, geben entweder Vermögensverhältnisse oder politische Rücksichten, als: Stammesfehden und Blutrache, den Ausschlag. Wer einen Sohn hat, sucht die Verschwägerung mit einem reichen oder mächtigen Nachbarn, und das Versprechen findet in der frühesten Jugend, oft im dritten, am häufigsten im sechsten oder achten Jahre statt. Der Vater des Knaben macht dem Vater des Mädchens die officielle Visite, man verabredet sich in Gegenwart des Molla, nimmt die officielle Mahlzeit ein, und nachdem man unter Hersagen der üblichen Fatiha sich gegenseitig die Hand gereicht, wobei der Molla die vereinigten Hände mit dem Schose seines Kaftans verhüllt, ist man in das Verhältniss der Kudaman = Verschwägerung getreten, d. h. man hat einen Grad von Blutsverwandtschaft erreicht, der Anrecht auf Schutz gegen die Angriffe des Stärkern gibt und zugleich auch den Interessenkreis erweitert. Im zweiten Falle, d. h. bei der natürlichen Ehe, wo der Jüngling seine Zukünftige bisweilen schon jahrelang gekannt, da der Verkehr ungestört und der moslimische Nomade der schmählichen Sitte des Harems sich nie unterworfen hat; wo zahlreiche Têtes-à-têtes unter dem reichgestirnten Himmelszelte oder unter dem Schutze der kohlengeschwärzten Filzdecke des Zeltes stattgefunden, dort bildet der Act des gegenseitigen Versprechens nur den Schlussstein des

Verhältnisses, wird aber demungeachtet mit um so grösserer Strenge eingehalten. Der junge Mann schickt entweder seinen Vater oder seine vertrauten Freunde in das Zelt seiner Theuern behufs officieller Anbahnung. Die Liebesgesandtschaft führt den Namen Kuda-tüzi, d. h. Heirathsarrangirung, und hat in erster Reihe sich mit Festsetzung des Kalym = Heirathsgut oder Morgengabe zu befassen. Im Sommer werden solche Gesandtschaften im Akoj = Festzelt, untergebracht, im Winter nimmt der Hausherr sie in seinem eigenen Zelte auf und bewirthet sie reichlich.

Der Kalym, der wörtlichen Bedeutung nach Menge, Schatz, Reichthum, eigentlich Vermögen, Entgeltung für das dem Hause entnommene Mädchen oder Arbeitskraft, hat merkwürdigerweise sowol dem Wesen als auch dem Namen nach bei sämmtlichen Mitgliedern des turko-tatarischen Stammes, selbst bei den im eisigen Norden wohnenden Jakuten, in der ursprünglichen Form sich erhalten, und beweist uns, dass der Mädchenraub, so wie der primitive Mensch Amerikas und Australiens ihn noch heute übt, im Norden Asiens doch nur in der mildesten Form bestanden hat, denn im Kalym sehen wir einen Kaufschilling für einen erstandenen, aber nicht gewaltsam erlangten Gegenstand. Um den Leser mit der nähern Beschaffenheit, d. h. mit Qualität und Quantität des Kalym vertraut zu machen, sei bemerkt, dass der Kalym, um ein glückliches Omen mit sich zu bringen, auf die bei den Orientalen und bei den Türken insbesondere beliebte Siebenzahl hinauslaufen muss, demzufolge die allerreichsten Chane mit Siebenhundert, der ärmere Nomade mit siebzehn oder sieben die Zahl der zu gebenden Gegenstände, zumeist Vieh, festzusetzen haben. Es sind demnach die Einzelheiten in Betreff der Species, über welche die Boten des Freiers mit dem Vater des Mädchens ins Reine zu kommen haben. Es wird in auffallend leiser Weise unterhandelt, ohne jegliche Gesticulation, selbst den Lippen der Sprechenden sieht man kaum die Bewegung an, und doch erstreckt sich die Debatte selbst auf die kleinste Kleinigkeit bezüglich des Alters und der Farbe der Pferde und Kamele, sowie auf Zahl und Form sonstiger Gaben, welche den Namen Jakschi (kirgizisch Dschaksi), d. h. schön, gut, führen. Angenommen, dass jemand reich genug ist, sich für die Zahl von 47 Stück zu entschliessen, was natürlich schon einen markanten Grad von Wohlhabenheit bekundet, so wird der Kalym in folgende Theile getheilt:

a) Basch Jakschi (oberste Gabe)	10	Pferde
b) Kulum bije (einjährige Stute) nebst 16 Füllen .	17	„
c) Gonan (dreijährige Pferde beiderlei Geschlechts)	7	„
d) Taj (zweijährige Füllen)	7	„
e) Eine Stute ohne Füllen	1	„
f) Nach Auswahl ein Pferd oder Kamel . . .	1	„
g) Ajak Jakschi (unterste Gabe)	4	Stück
Summa	47	Stück.

Dies gilt zumeist von den Kazaken, als den in ihrem nomadischen Sittenleben sich am treuesten gebliebenen Steppenbewohnern, doch auch hier gibt es einzelne Abweichungen, denn bei den Kazaken der Kleinen Horde wird der Kalym nach Ilminski Dschiirma, d. h. Zwanzig, benannt und demnach auch berechnet. Die Eintheilung ist sodann folgende:

a) Vier Stuten sammt Füllen	8
b) Zwei zweijährige Stuten sammt Füllen . .	4
c) Zwei Füllen beiderlei Geschlechts . . .	4
d) Zwei zweijährige Füllen beiderlei Geschlechts	4
Summa	20 Stück.

Hierzu wird dann noch das Basch Jakschi und Ajak Jakschi, welches eine ungerade Zahl ergeben muss, gerechnet, und es kommt schliesslich wieder auf die beliebte 37 oder 47 heraus, denn die runde Zehnerzahl wird entschieden als eine unglückliche bezeichnet, und wird nur bei Bestimmung des Blutgeldes (Kan-mali) angewendet, wie wir weiter unten sehen werden. Bei den einzelnen Thiergattungen ist auch ein Umtausch im entsprechenden Werthe statthaft, so wird ein Pferd oder eine Kuh = 60 Schafen, vier grosse Lastkamele hingegen gleich einer ganzen Dschiirma betrachtet. Bei den Kirgizen spielte früher, bei den Turkomanen noch heute im Basch-Jakschi die Sklavenzahl eine bedeutende Rolle; sowie Qualität und Quantität dieser Gaben im allgemeinen den Veränderungen der Zeit unterworfen waren, je nachdem die materiellen Verhältnisse der einzelnen Steppenbewohner wechselten, oder in dem Maasse, wie der Bildungsgeist der benachbarten Sesshaften auf sie Einfluss zu üben vermocht hat. Dieser Auffassung entsprechend ist es leicht erklärlich, dass der Kalym heutzutage eigentlich nur bei einigen Stämmen der grossen Horde, bei den Kara-Kalpaken und namentlich bei den Turkomanen reich ausfallen kann, im übrigen hat an dieser Sitte die Zeit schon der-

artig genagt, dass, wiewol noch strengstens eingehalten, die Berichte von einstigen langen Zügen der Heerden und bepackten Lastthiere, die vom Gehöfte des Bräutigams gegen die Zeltgruppe des zukünftigen Schwiegervaters wanderten, doch nur im bunten Kleide der Märchen in Erinnerung leben.

Sobald die Vereinbarung mit Bezug auf den Kalym geschlossen ist, wozu nur das gegebene Wort, aber keine Schrift bindet, pflegt der Hausherr die übrigen Mitglieder der Familie herbeizurufen und ihnen das freudige Ereigniss in folgenden Worten mitzutheilen: „Wir haben unsere Tochter N. N. an den Jüngling N. N. für einen Kalym zu so und so viel übermacht, saget eine Fatiha, aber weinet nicht.“ Zuerst begrüssen die Männer die Brautwerber und wechseln mit den Anverwandten des Bräutigams den Kudaman (Schwägerungs-)Gruss, und erst hierauf erscheinen die Frauen mit den üblichen Satschi, d. h. Spenden, wörtlich Ausstreuung, Libation, zumeist aus kleinen Münzen, gedörrten Erdbeeren und in Schmalz gebackenen Klössen bestehend, die dann nicht aufgetragen, sondern im strengsten Sinne des Wortes auf die Gäste gestreut, d. h. geworfen werden. Satschi = Ausstreuen, ist die Art des Spendens, welche seitens der Grössern den Kleinern gegenüber geübt wird, und ist heute noch bei den Fürsten und Grossen Persiens und der Türkei gäng und gebe; während Tarti oder Tartik = Vorziehen oder Vorführen, eigentlich Präsentiren, die Art des Spendens ist, die der Untergebene dem Vorgesetzten gegenüber zu beobachten hat. Nachdem die Spenden ausgestreut und die übliche Mahlzeit eingenommen wurde, ist es dem jungen Mädchen gestattet, mit den Werbern in Unterhaltung sich einzulassen, was den allerdings unpoetischen Namen Kuda-tartisch, d. h. Gevatter-Zerren, führt, eine Sitte, die, auf den Buchstaben ausgeführt, den Werber, dem solche Aufmerksamkeit seitens der Schönen der Steppe widerfährt, in eine nicht zu beneidende Lage versetzt. Von zwei bis drei Weibern umringt, wird er mit rüden Manieren und derben Redensarten bald zum Lösen des aufgegebenen Räthsels (Dschumbak), bald wieder zum Anknüpfen eines poetischen Dialogs (Koschuk aitim) aufgefordert. Denkt man etwas länger nach, so werden die Nomadinnen ungeduldig, sie tanzen und hüpfen um die Männer herum, zerren sie an den Kleidern, schieben und stossen sie nach allen Seiten umher, und wehe dem Mann, der gegen solche Galanterien sich wehrt, denn er wird aufgegriffen, in die Mitte des Zeltes gestellt und von den ihn umringenden Frauen mit gel-

lendem Gelächter bestraft. Auch wird derjenige, der zufälligerweise nicht reimen oder das aufgegebene Räthsel nicht sofort lösen kann, mit der Haube (Schaukele) bekleidet, auf einen Stier gesetzt, mit dem Gesicht gegen den Schweif zu, und so im Aul herumgeführt, oder er wird bei den Füssen in die Höhe gezogen und nicht eher losgelassen, bis er das an ihn gestellte Verlangen, zumeist irgendeine Zahlung, zu erfüllen verspricht. Während dieser ganzen Etikette der Hetzen und Torturen singen die Weiber ein Lied, dessen Refrain:

Es ist kein leichtes Ding,
Ein Mädchen zu holen!

im Chor widerhallt. Noch pflegt man den ungeschickten Boten des Bräutigams damit zu necken, dass man ihm eine garstige blinde Matrone in die Arme drückt, die er zu küssen hat.

Am zweiten Tage nach der Verlobung erscheint der Vater der Braut im Zelt der Brautwerber in Begleitung der Anverwandten, indem er das übliche Geschenk, Kijgü (kirgizisch kijti), d. h. Ehrenkleider, überbringt, und zwar den Anführern der Deputation mehrere Stücke (bisweilen neun), den übrigen Mitgliedern je ein Kleid; dem Bräutigam übersendet er ein Stück gekochtes Fleisch aus dem Brusttheil des Schafes, Tösche genannt.

Nachdem nun einige Zeit vorübergegangen, welche verschiedentlich zwischen zwei und vier Wochen variirt, müssen auch die Aeltern des Bräutigams ein Zeichen von sich geben, indem sie dem Vater der Braut das Geschenk Kuda-tschakridschi, d. h. Einladung der Schwäger, schicken, eine Art Andeutung, dass diese nun den Gegenbesuch abzustatten haben. Sie erscheinen gewöhnlich ein oder zwei Mann zahlreicher, auch der Vater der Braut pflegt mitzukommen, zumeist deshalb, um einen Theil des verabredeten Kalym schon mitzunehmen, denn die ganze Verheirathung einer Tochter hat in den Augen des Vaters den Charakter eines Geschäfts, dessen materielle Seite ihm stark am Herzen liegt. Auch hier werden Feierlichkeiten und Spiele veranstaltet, auch hier werden Geschenke vertheilt, doch nicht in dem Maasse wie im Hause der Braut, denn der Gegenstand des Kaufes befindet sich noch in den Händen des Verkäufers, und das Geschäft kann von jener Seite her noch nicht als perfect bezeichnet werden. In Ermangelung der üblichen Geschenke muss der entsprechende Werth später zum Kalym hinzugeschlagen werden. Die Auszahlung des Kalyms selbst, Mal-

weri (Vieh-gabe) genannt, muss an einem Glückstag, d. h. an einem Montag, Donnerstag oder Freitag beginnen, und nimmt zumeist bei Uebergabe der Schafe, denn Rinder pflegen nur die Kara-Kalpaken zu geben, ihren Anfang. Die Frauen müssen in solchen Fällen den Kuschak-bag, d. h. den Koppelstrick liefern, wofür sie einige Ellen Stoff oder einen Javluk (Kopfhülle) als Geschenk erhalten, während bei den Pferden der Hirt den Kurukbag, d. h. Fangstrick, geben muss, desgleichen der Hirt der Kamele, die nun ebenfalls mit Kleidungsstücken oder Sonstigem seitens des Vaters der Braut beschenkt werden müssen. Erst nach diesem Act der theilweisen Auszahlung geht die eigentliche officielle Präsentation von statten, d. h. der Bräutigam stellt sich vor, oder wird, wenn minderjährig, vorgestellt, und was oft der Fall ist, wenn er noch nicht gehen kann, vorgetragen. Hierfür muss sein zukünftiger Schwiegerpapa das Körümlük (Schaugeld) entrichten, in der Form eines Pferdes, Kamels oder sonstiger Geschenke, und im Fall der Entgegennehmer in Rang oder Reichthum überlegen ist, erlaubt er sich die Recitation des folgenden Sprichworts: „Kilgen doulet kitken milnet", d. h.: „Was dir kommt (der Kalym) ist Glück, was von dir weggeht (das Mädchen) ist Unglück. Allerdings keine sehr schmeichelhafte Bemerkung, mit der die Aeltern der nomadischen Schönen vertröstet werden!

Nicht ohne Interesse ist die Ceremonie, mittels welcher die einzelnen Familienmitglieder im Verbande der Schwägerschaft sich aufnehmen. Während in sonstigen Fällen die Freundschaft dadurch geschlossen wird, dass die zukünftigen Freunde (Dost, Tanir, kirgizisch Tamir genannt) mit der Spitze eines nackten Schwertes sich gegenseitig die nackte Brust berühren, was ungefähr sagen will: meine Brust werde durchbohrt, wenn ich dir untreu werde, pflegen die Schwägerleute mittels eines Geschenkes (Chalau)[1], d. h. nach Belieben, sich zu verbinden. Die Familienmitglieder des Bräutigams haben das Recht, von den Anverwandten der Braut ein Chalau zu verlangen, das entweder aus einem guten Pferd, einem geübten Jagdvogel oder einem guten Windspiel besteht. Wird das Geschenk abgeschlagen, so kann das Verlangen nie wieder erneuert werden, und es folgt Feindschaft, Raubzug (Baranta) Mord und Verwüstung.

Nur nachdem der Act der Verlobung zwischen den Aeltern

[1] Von خواهلامق chahlamak = wünschen, gefallen.

und den nächsten Verwandten des zukünftigen Ehepaares zum Abschluss gelangt, nur dann erst kommt an die Betreffenden selbst die Aufforderung zur öffentlichen gegenseitigen Annäherung. Ist die Heirath conventionell, d. h. in der frühen Jugend bestimmt, so muss der Bräutigam bis zur Volljährigkeit, d. h. bis zum 12. oder 15. Jahre warten, bis er den ersten officiellen Besuch (Burun kelisch, kirgizisch: Urun keli) abstatten kann. Auf diesem Liebesgange muss er sich gewöhnlich von 3—5 seiner intimen Jugendfreunde begleiten lassen und darf keinesfalls vergessen, das beim Kalym verabredete Ajak-Jakschi, bei andern Nomaden im allgemeinen Toj-mal (Hochzeitsgabe) genannt, mitzubringen. Bei diesem ersten Besuche wird folgende Ceremonie strengstens beobachtet. Den Anfang macht das Hersingen des Tojbastar (Hochzeitsbeginn) genannten Liedes, eigentlich eine versificirte gegenseitige Ansprache folgenden Inhalts:[1]

Lied der Jünglinge.

Es selam aleikum dschenge keldük,
Jachschiga dschilgan köb selam berdük!
Saatina sarsembening toj etibsin,
Tojingiz kutli bolsun dschilgan köb!

d. h.

Wir frisch Gekommenen, wir grüssen euch,
Viel Gruss, die ihr im Guten euch versammelt!
An Mittwochs glücklicher Stunde feierst du ein Fest,
Glücklich sei dein Fest, o grosse Versammlung!

Lied an die Braut.

Ata anang kinaladi kitedi dep,
Kaj balam tscheragima dschitadi dep?
Köschkinde köschdüng kürki kürkerschinem,
Hazir kitse kadring ötedi dep!

d. h.

Es schmerzt deine Aeltern, dass du weggehst,
Sie klagen, wer ist wol unserm Kinde gleich?
Schönes Täubchen, nun ziehest du von dannen,
Und viel theuerer bist du uns nun geworden!

Lied an die Aeltern der Braut.

Bu tojding biz alarmiz tojbastarin,
Kojmadi tojbasta dep dscholdastarim

[1] Vgl. Zapiski der Orenburger Geographischen Gesellschaft, 1, 130.

Makbaldu zirminin tschigarmasang,
Kerekmez kojkun sitsa aka dastarung; (?)

d. h.

Von diesem Feste nehmen wir das Eingangsgeschenk,
Zum Festlied haben die Gefährten mich aufgefordert;
Und bringt ihr keinen Sammt und Schnüre,
Euern Kattun, Nankin und weisse Tücher brauch' ich nicht.

Der Bräutigam bleibt in einer Entfernung von ungefähr einer halben Meile in der Steppe zurück, während seine berittenen Genossen mit dem leeren Pferde dem Aul zueilen, um die ihm Entgegenkommenden hier abzuwarten. Im Aul angelangt, muss die Schwester der Braut oder eine andere Anverwandte das Pferd anbinden (at-bailar) und erhält hierfür später ein Geschenk; die Frauen und Mädchen hingegen, natürlich mit Ausnahme der Braut, machen sich zum Empfang des in der Steppe Harrenden auf den Weg und bringen ihm Kumys, Käse, Baursalz und andere Speisen mit. Bei der ersten Begegnung hat der Bräutigam den Tazim, auch Salam, d. h. Gruss, zu machen, indem er sich zu den Frauen derart neigt, um mit beiden Händen die Füsse zu erreichen, und hierauf die Arme kreuzt, wobei er mit den Fingern seine Schultern berühren muss. Dieses Compliment wird seitens der Frauen mit Köp-jaschasang! (du mögest lange leben) oder mit Bizni sijlan Kudaj sijladir! (der uns liebt wird von Gott geliebt), Tari jarlikasin! (Gott sei dir gnädig), Baj bol! (werde reich) u. s. w. erwidert. Man setzt sich nun nieder, erkundigt sich nach dem Wohlbefinden des lieben Viehes und dann der Menschen; der Bräutigam nimmt von den dargereichten Speisen etwas zu sich, muss aber gleich das Geschenk „Tschapib kildi", d. h. die schnelle Ankunft, an die älteste der Damen entrichten, desgleichen auch an andere Frauen, wenn er zufälligerweise Zeltgruppen zu passiren hat. Im Aul der Braut angekommen, hat man schon in einiger Entfernung vom Zelte der letztern für den Bräutigam ein Zelt aufgeschlagen, wohin dieser von den Frauen nur nach Untergang der Sonne geleitet wird, da es namentlich bei den Kirgizen für anstandverletzend gehalten wird, bei Tage seinen Einzug zu halten oder mit dem Bräutigamstande paradiren zu wollen. Beim Eintritt in das Zelt werden erst die Frauen, die dasselbe aufgeschlagen, mittels Geschenken für ihre Arbeit vergütet, sodann die Frauen, die ihm entgegengekommen, und erst später die zukünftigen Schwiegerältern selbst, und zwar erhält der Vater ein Oberkleid, die

Mutter hingegen Stoff zu einer Haube. Spät abends erst wird im Zelte des Vaters, links hart am Eingange, von den nächsten Anverwandten das Ehebett, richtiger das Ehelager ausgebreitet und auf dieses die festlich gekleidete Braut gesetzt, nachdem man ihr die rechte Hand mit einer Schärpe aus seidenem oder anderm kostbaren Stoffe umwickelt hat und die Lagerstelle mittels eines Vorhanges verhüllt. Nun wird der Bräutigam in die unmittelbare Nähe des Zeltes geführt, in welchem ausser dem Vater sämmtliche Anverwandte anwesend sind, und zwar derjenigen Stelle gegenüber hingestellt, an welcher inwendig die Braut sich befindet, und von wo er mit der ebenfalls umwickelten Hand durch eine eigens hierzu bereit gehaltene Oeffnung der Braut die Hand drücken kann. Nach dem üblichen Händedruck (Kol kistasi) werden beiden die Hände entblösst, der Bräutigam wird vor die Thür des Zeltes gebracht, in welchem sich indess die Matronen versammelt, um den Eintretenwollenden durch verschiedene Hindernisse den Weg zu versperren, deren einzelne Beseitigung mit Geschenken erkauft werden muss. So wird z. B. zuerst der Bakan, der sogenannte Sturmpfeiler des Zeltes, ihm in den Weg geworfen, dessen Ueberschreitung für eine grosse Sünde gehalten wird, daher er denn auch zur Seite geräumt werden muss. Ist die Wegräumung des Bakan mittels kleiner Münzen erkauft, wird dem hartbedrängten Bräutigam aufs neue der Zeltstrick, Jele oder Dschele genannt, dessen Ueberschreitung ebenfalls für ominös gehalten wird, unter die Füsse geworfen, der dann wieder nach Austheilung von Geschenken verschwindet. Er tritt ins Zelt, fühlt sich aber sofort an den Kleidern von Zähnen gepackt, der Hundebiss genannt, von dem er nun wieder sich loszukaufen hat. Und so geht es oft ins Endlose, bis er schliesslich das letzte Hinderniss, nämlich das an der Schwelle der Länge nach ausgestreckt liegende alte Weib zum Aufstehen gebracht hat und ungestört ins Zelt treten kann.

Nach Aussage des Kirgizen Altinsarin besteht die erste Annäherung des Bräutigams an die Braut aus folgenden acht Sitten (Zapiski der Orenburger Geogr. Gesellschaft 1870, S. 132):

1) Kul ustatar = Ausstrecken des Armes.
2) Uiga kirgizer = Eintritt ins Zelt.
3) It irildar = Das Bellen des Hundes.
4) Schasch sijpar = Das Auflösen der Haare.
5) Kasina dschatar = Sich zu ihr legen.
6) Kürpe kimildatar = Bewegen der Bettdecke.

7) Kempir üldi = Tod des alten Weibes.
8) Schimildik schescher = Lösen des Schleiers.

Es sind dies einzelne Stadien im Ceremoniell, bei welchen der Bräutigam Geschenke zu verabreichen hat. Die letzte Ceremonie, auch Bet aschar, d. h. Gesichtöffnen, genannt, wird in Begleitung eines seitens der Frauen gesungenen Liedes begangen. Im allgemeinen muss der Bräutigam, im Zelte angelangt, drei Verbeugungen machen, deren eine dem Geiste der Verstorbenen, die früher das Zelt innegehabt, die zweite dem Hausherrn und die dritte der Mutter der Braut gilt — und dann erst kann er neben der Thür sich niederlassen, darf aber bei Leibe nicht über den Herd hinausgehen, denn dies ist der heiligste Ort des Zeltes, und hierzu hat er noch kein Recht; er muss vor demselben stehen bleiben, und nachdem die dort beim Feuer sitzende Mutter der Braut ihm den Liebestrank in der Form einer Tasse Milch verabreicht, nur dann erst wird er in Begleitung der Worte: „Kinder lacht und unterhaltet euch!“ zu der seiner am Bette harrenden Braut geführt. Anstandshalber muss sich diese anfangs wortscheu zeigen und darf selbst auf wiederholte Fragen des Bräutigams: „Wie geht's dir, wie befindest du dich?“ nicht antworten, bis der Mann nicht die noch ausstehende Spende Söjleschtiri (zum reden bringen) und Töschek-sali (Bettmachen) entrichtet, und nur dann erst werden die Liebenden allein gelassen.

In andern Theilen der Steppe, so z. B. bei der grossen Kirgizenhorde, werden Braut und Bräutigam, in Festkleider gekleidet, in dem dazu bestimmten Zelte über einem mit Wasser gefüllten und mit einem Leintuch bedeckten Gefässe vom Molla förmlich getrennt, und nach der üblichen Ja-Antwort mit Wasser besprengt. Bisweilen wird in das Gefäss noch ein Pfeil gelegt, an welchem Haare vom Pferde des Bräutigams und Bänder vom Schmucke der Braut befestigt sind, an andern Orten werden auch Nuszchas (Amulete) ins Wasser geworfen. Nach der Fatiha des Priesters legt man der jungen Frau die Scheökele (Haube) an, die sie ein Jahr lang, bis zur Geburt des ersten Kindes, trägt, und während sie, in die Mitte des Zeltes gestellt, von den Frauen besungen wird, erscheint der Bräutigam zu Pferd, bemächtigt sich seiner Zukünftigen und jagt, sie im Sattel haltend, von dannen, ohne in diesem fingirten Mädchenraube von den Anwesenden gestört zu werden.[1]

[1] Levchine, Description des hordes et des Steppes des Kirghiz-Kazaks (Paris 1840), S. 361.

So viel im allgemeinen von dem beim Gros des nomadischen Elements, worunter in erster Reihe die Kirgizen zu verstehen sind, vorherrschenden Heirathsceremoniell, wozu selbstverständlich noch andere, theils ergänzende, theils bei den einzelnen Fractionen als Specialsitten hervortretende Züge hinzuzufügen sind. Vor allem sei der Mitgift, Koschanti genannt, gedacht, die das Mädchen, wenn noch so arm, ins Haus ihres Mannes mitbringen muss und die zumeist aus Frauenkleidern, Filzstücken, Teppichen und Zeltgurten oder andern zum Nomadenleben gehörigen Geräthschaften, als Säcke, Stricke u. s. w., besteht. In den meisten Fällen erhält die Frau auch ein oder zwei Kamele, auf welche die Koschanti gepackt, die, von den Freunden des Bräutigams geleitet, nach dem Aul des Mannes gebracht werden, während das Reisethier, auf dem die junge Frau Platz genommen, von dem jungen Ehemann selbst, wenigstens auf einige Schritte, beim Zügel geführt wird. Der Aufbruch der jungen Frau vom älterlichen Aul gestaltet sich häufig zu den rührendsten Scenen, die Trennung von Vater, Mutter und Geschwistern erfolgt unter Weinen und Klagen, und falls die junge Frau einen jüngern Bruder hat, so liegt es diesem ob, ihr auf mehrere Stationen das Geleit zu geben, ohne jedoch bis zum Aul des Schwagers zu gehen, denn hier muss das neue Mitglied der Familie ganz allein erscheinen. Was die Zeit des Aufbruchs anbelangt, so variirt diese, je nach der herrschenden Sitte, zwischen drei Tagen und zwölf Monaten, indem das junge Ehepaar bei den meisten Stämmen, nachdem die Festlichkeiten der Hochzeit vorüber sind, seinen Heimweg antritt, und nur bei einigen Turkomanenstämmen ist es Sitte, die schon verheirathete Tochter ein Jahr lang im Aelternhause zurückzuhalten, während welcher Zeit der junge Mann nur verstohlen seiner Ehehälfte sich nähern darf und, wenn er ertappt wird, den Schwiegerältern bedeutende Geschenke geben muss. Die Turkomanen behaupten: die Verstohlenheit fache das Liebesfeuer um so heftiger an, daher die Erstgeborenen die gelungensten Sprösslinge seien. Nachdem die Frau das erste Kind zur Welt gebracht, hört selbstverständlich die Trennung auf und die Festlichkeit des Zeltaufschlagens wird begangen.

So wird auch die Zeitdauer des Brautstandes und das dem Bräutigam eingeräumte Recht des Umgangs in verschiedener Weise begrenzt. Ist z. B. nach Auszahlung des Kalyms auch das Tojmali, d. h. Hochzeitsgut erlegt, dann wird dem Bräutigam das Recht des Besuchs gegeben. Er erscheint, ob Sommer oder Winter,

in den Abendstunden, geht mit der Zukünftigen in einer auffallenden freien Weise um, umarmt, küsst und hält sie stundenlang coram publico im Schosse sitzen, ohne dass sich hierüber jemand aufhalten würde, und ohne dass es je zur Immoralität kommen würde, denn der Fall eines Mädchens ist unerhört, und selbst von der Existenz einer Strafe für ein solches Vergehen habe ich nie gehört.[1] Dessenungeachtet sind die Aeltern des Mädchens bestrebt, nachdem der Kalym ausgezahlt ist, die Hochzeit zu beschleunigen. Ist der Bräutigam nicht im Stande, ein Jahr lang nach der ersten Verabredung seiner Verbindlichkeit nachzukommen, so geht die Partie auseinander, und ein solcher junger Mann kann fürderhin nur schwer zu einer Braut gelangen.

Bei der grossen und weiten Ausdehnung des mittelasiatischen Steppengebietes ist die Berührung der einzelnen durch Entfernung voneinander getrennten Theile der nomadischen Gesellschaft wol äusserst selten, daher denn auch die Verschiedenheit in den einzelnen Zügen der betreffenden Sittenbilder, und weshalb wir auch auf etwaige mit der Brautwerbung zusammenhängende anderseitige Gebräuche reflectiren wollen. So geht bei den Kirgizen im Gebiete Semipalatinsk die Brautwerbung in folgender Weise vor sich.

„Der Vater, der für seinen Sohn um die Tochter eines andern Mannes werben möchte, schickt irgendeinen Verwandten als Freiwerber, um die Verhandlungen einzuleiten. Der Freiwerber, «Sautschi» genannt, reitet in den Aul der Auserkorenen und trägt seine Wünsche vor; wird er angenommen, so wird ein Hammel geschlachtet, ein Mahl hergerichtet und der Tag festgesetzt, an welchem «die grossen Freiwerber» erscheinen sollen; es pflegt gewöhnlich ein Mittwoch oder Donnerstag ausgewählt zu werden, weil diese Tage als glückliche gelten. An diesem Tage reitet der Vater des Bräutigams in Begleitung einer Anzahl (etwa 15) Verwandten, reichgekleidet, auf geschmückten Rossen zum Aul der Braut, woselbst sie in einer festlich geschmückten Jurte empfangen werden. Man weist ihnen den Ehrenplatz an; es folgt die übliche Bewirthung, bei welcher ein Sänger und eine Sängerin nicht fehlen dürfen. Gute und beliebte Sänger sind sehr hoch geschätzt;

[1] Nur bei den Karakalpaken soll hierauf bezüglich eine Ausnahme existiren, da uneheliche Geburten nicht selten sind, und man legt dem Karakalpak, der ein gefallenes Mädchen heirathet, die Aeusserung in den Mund: „Ich kaufe lieber die Kuh sammt dem Kalbe als die Kuh allein.“

man holt sie Hunderte von Wersten weit herbei, damit sie durch ihr Talent die Freier verherrlichen. Besondere Gesänge gibt es nicht, es werden nur Improvisationen vorgetragen. Die Berichterstatterin[1] war einigemal bei solchen Improvisationen zugegen und fand einige derselben nicht schlecht, andere dagegen sehr lächerlich. Der Sänger singt, während er auf der Dombra sich begleitet; je nach dem Grade der Ekstase wechselt er den Rhythmus. Und was sang einst ein Improvisator? «Du bist ein Berg, ein fliegender Passgänger, du bist ein Elefant, du bist ein Dampfschiff.» Das Dampfschiff schien der Sänger für die höchste Stufe des Lobes zu halten. Für seine Lobesgesänge empfängt dann der Sänger aus der Hand der Freier ein Geschenk, einen langen Rock (Chalat) oder ein Pferd, oder irgendetwas anderes.

„Nachdem der Tag so geendet, legen die Gäste sich zur Ruhe. Am andern Morgen werden sie nach abermaligen Begrüssungen im Aul umhergeführt und dann wieder in die Jurte zurückgeleitet. Die bestimmte Braut befindet sich unterdess in einer andern Jurte; liegt sie ihrer grossen Jugend wegen vielleicht noch in der Wiege, so bleibt sie in der Jurte, aber sie wird nicht gezeigt. Nachdem man sich nun durch Essen und Trinken — Schaffleisch und Kumys — wieder gestärkt, beginnt endlich das eigentliche Geschäft: die Festsetzung des Kalyms, des Preises, um welchen, genau genommen, die Braut verkauft wird.

„Ein bedeutender Kalym repräsentirt einen Werth von 100 Baital (d. i. junge Stuten). Der Kalym wird stets in Vieh ausgezahlt und zwar nach folgenden Werthen: Ein Kamel gilt fünf Stuten, eine eingefahrene Stute gilt für zwei; ein guter Passgänger gilt für ein oder zwei Kamele; ein gutes Rennpferd gilt ein bis drei Kamele. Oben darauf wird gewöhnlich ein stählernes Panzerhemd, eine Flinte, ein Königsadler gegeben. (Ein besonders beliebtes Vergnügen der Kirgizen ist die Jagd mit einem Adler; vor allem werden Füchse auf diese Weise gejagt.) Wenn es an solchen Gegenständen mangelt, so gibt man wol noch 5 bis 20 Stuten dazu. Nicht so grosse Kalyms repräsentiren einen Werth von 77, 67, 47, 37 oder 27 Stuten; geringer pflegt kein Kalym zu sein; doch hängt alles ab von der gegenseitigen Verabredung; mitunter bezahlt ein Armer nur den vierten Theil des Kalyms. In Betreff der Mitgift der Braut ist das Verhalten nicht immer dasselbe:

[1] Vgl. „Globus", XXXIX, 91.

bisweilen übertrifft die Mitgift den Werth des Kalyms, bisweilen ist sie viel geringer. Wenn beide Parteien auf freundschaftlichem Fusse zueinander stehen, so wird auf die verschiedenen Berechnungen kein grosser Werth gelegt, andernfalls genirt man sich nicht, sondern gibt offen seine Unzufriedenheit zu erkennen und verlangt eine Zulage.

„Hat man sich endlich über den Kalym geeinigt, so veranstaltet der Vater der Braut abermals zum Abend eine Bewirthung, bei welcher die Freiwerber natürlich den besondern Ehrenplatz einnehmen. Ein Gericht, welches hierbei nicht fehlen darf, ist der «Tüstük», das gebratene Bruststück eines Hammels. Der Tüstük wird in ganz kleine Stücke zerschnitten, in einer besondern Schale aufgetragen und alle Anwesenden essen eine Kleinigkeit, zum Zeichen des Unterpfandes, der Unverletzbarkeit des geschlossenen Vertrags. Ist die Ceremonie des Tüstük-Essens vorbei, so wird abermals Fleisch herumgereicht; den Freiwerbern aber gibt man ein besonderes Gericht, welches aus fein zerbröckeltem Hammelfett und Hammelleber mit einer Beimischung von «Katyk» (russ. Warenetz = ein Milchgericht) oder «Kurt» (ein aus Quark, russ. Tworog, gemachter Käse) besteht. Der älteste Freier kostet etwas von diesem Gericht und reicht die Schüssel weiter, bis dieselbe zum jüngsten Freiwerber kommt. Dieser letzte nimmt davon, um es den Gästen zu reichen. Man nennt dies «Asamak» = essen. Sobald nun ein Gast sich auf die Hand des Gebers hinabbeugt, um das Essen zu probiren, so schmiert ihm der Freiwerber dasselbe in das Gesicht; nur wer sehr geschickt ist, kann durch ein zeitiges Abwenden dieser nicht gar angenehmen Procedur entgehen.

„Während dieses Scherzes stehlen sich einige muthige Jünglinge und Mädchen unbemerkt in die Jurte und nähen einem Theil der Freiwerber die langen Röcke fest an die Polster, auf welchen sie sitzen, nur die ältesten Leute bleiben hiervon verschont. Sobald nun die Freier nach beendigter Mahlzeit aufstehen, so ziehen sie die Polster mit sich, wobei es viel zu lachen gibt.

„Endlich versammeln sich die Gäste wieder in der Jurte. Auf einer Seite sitzen alle Freiwerber, auf der andern, ihnen gegenüber, die Mädchen und jungen Frauen. Es fangen nun die jungen Freiwerber an mit den Mädchen und Frauen durch Improvisation von allerlei Gesängen zu wetteifern. Wenn ein Freier nicht singen kann oder sich weigert, so wird er zu einem Gewässer gebracht und ohne Rücksicht sofort übergossen. Die Frauen ziehen und

zerren ihn nach allen Seiten, seine Freunde vertheidigen ihn, es hilft alles nichts, er wird fortgeschleppt und übergossen. Hat dieses Bad stattgefunden, so wird der Freiwerber in die Jurte zurückgeschleppt und abermals zum Singen genöthigt. Kann er jetzt auch nicht singen, so zieht man ihm ein Weibergewand an und setzt ihm eine «Dschauluk» (ein besonderer Kopfputz) aufs Haupt, bindet ihm etwas auf den Leib, um eine schwangere Frau darzustellen, lacht über ihn und verspottet ihn: «Unsere Freiwerberin ist in andern Umständen!» Schliesslich muss er schreien wie ein Bock und muss hinter den Weibern herlaufen. So wird den ganzen Abend fortgesungen und verschiedene Spiele werden vorgenommen.

„Am andern Morgen geht der Vater der Braut, um die Freiwerber wieder zu sich in seine Jurte zu laden. Unterdess stellen sich zwei Weiber vor die Jurte, in welcher die Freiwerber sich nachts befanden, sie haben Mehl und Kienruss in den Händen, und sobald die Freiwerber den Kopf hervorstecken, so beschmieren sie ihnen das Gesicht mit Kienruss oder bestreuen sie mit Mehl. Ein sehr gewandter Mann vermag auch hier ungeschädigt durchzuschlüpfen, im allgemeinen gibt auch dieser Scherz viel Veranlassung zum Lachen. Dann werden alle Freiwerber namentlich mit Kumys und Thee bewirthet, wobei der jüngste eine Tasse stehlen muss, und schliesslich gibt der Vater der Braut den einzelnen Freiwerbern Geschenke; das erste Geschenk besteht in 15 Stuten, dasselbe erhält der Vater des Bräutigams, die andern erhalten viel weniger.

„Nun verabschieden sich die Gäste vom Wirth und laden ihn auf einen andern Tag zu Gaste. Die jungen Frauen und Mädchen führen die Pferde herbei, nachdem sie in die Mähnen, den Schweif und unter den Sattel die verschiedenen Knochen des gestrigen Mahles gesteckt haben. Auch die linken Steigbügel schieben sie unter den Sattel. Nachdem die Frauen sich über die armen Reiter, welche nicht aufs Pferd kommen können, lustig gemacht haben, helfen sie endlich alles in Ordnung bringen und nun ziehen die Freiwerber ab.

„Am festgesetzten Tag kommt wirklich der Vater der Braut mit gleichem Gefolge zum Vater des Bräutigams: der Empfang, der Schmaus, die Spiele, alles wiederholt sich. Aber wie dort die Braut, so kommt hier der Bräutigam nicht zum Vorschein. Hierbei wird ein Theil des Kalyms abgezahlt.

„Alljährlich nun begibt sich der Vater der Braut einmal zum Vater des Bräutigams und empfängt einen Theil des Kalyms. Sobald der grösste Theil abgezahlt ist und die Brautleute unterdess herangewachsen sind, schickt der Vater des Bräutigams zur Braut (Kalymdyk uynamak) in Begleitung einzelner Personen (9), welche die Geschenke mitnehmen. Es haben die einzelnen Geschenke ganz bestimmte Namen: iliu (berühren), dshirtyss (herumzerren), kys-kutschakmak (umarmen) u. s. w. Der erste Besuch des Bräutigams bei der Braut ist natürlich von grosser Bedeutung.

„Während die Aeltern der Braut die Geschenke und die Gäste empfangen, begeben sich die Freundinnen der Braut zu dem vor dem Aul zurückgebliebenen Bräutigam, welcher hier mitunter in einem eigens mitgebrachten Zelt sie erwartet. Er begrüsst sie mit einer vorschriftsmässigen Verneigung. Er beugt den Oberkörper so, dass die Finger die Spitzen der Stiefel berühren, dann richtet er sich allmählich auf und führt die Hände bis an die Knie.

„Die jungen Mädchen schmausen mit dem Bräutigam, der ihnen Geschenke verabfolgt, welche Tschatys-bai kasy (Lagerspiel) heissen.

„Unterdess findet in der Jurte des Vaters der Braut eine abermalige Bewirthung statt. Nach Beendigung dieses Mahles führt irgendjemand die Braut beiseite und versteckt sie, dann wird wieder ein Mahl hergerichtet und Gäste dazu eingeladen. Nach dem Essen bleiben die Frauen und Mädchen in der Jurte, aber die männliche Jugend draussen — es beginnt ein Wechselgesang zwischen der männlichen und weiblichen Jugend, welcher die ganze Nacht hindurch andauert.

„Beim Anbruch des Tages theilen sich die Gäste in zwei Parteien. Die eine Partei, zu deren Aul die Braut gehört, verlangt, dass die versteckte Braut freigelassen werde; die andere Partei, welche eben die Braut irgendwo verborgen hält, verweigert die Auslieferung. Es beginnt ein Kampf; die Partei der Braut siegt und im Triumph wird die Braut auf einem Teppich zu ihrer Familie getragen. Kann die Braut nicht mit Gewalt befreit werden, so wird sie mit neun Schüsseln und neun Schalen irgendeines Essens oder mit einer Waare in demselben Werthe losgekauft. Hat man sie in die Jurte getragen und hier auf ein Lager hinter einen Vorhang gesetzt, so fängt sie an zu weinen und zu klagen, weil sie sich von der Familie trennen soll.

„Der Nachbar, welcher die Braut beiseite schaffte und die Bewirthung herrichtete, empfängt von den Aeltern der Braut

ein Geschenk. Jetzt begeben sich zwei junge Frauen zum Bräutigam und bitten ihn, zur Braut zu kommen. Der Bräutigam reicht den Frauen ein Geschenk und macht sich auf den Weg in Begleitung eines Gefährten, welcher kleine Geschenke trägt. Sie treffen eine mit dem Gesicht abwärts zur Erde liegende Frau, welche sich todt stellt; sie empfängt ein Geschenk, steht auf und geht mit. Eine andere arme Frau stellt sich ihm entgegen und bellt wie ein Hund; auch diese erhält ein Geschenk. So hat der Bräutigam immerfort Geschenke zu vertheilen an die verschiedenen Frauen, an eine, welche ihm die Thür zur Jurte öffnet, an eine andere, welche den Vorhang hebt, damit der Bräutigam hindurch zur Braut schlüpfen kann. Bei der Braut sitzt eine «Freiwerberin», sie zeigt gegen ein Geschenk dem Bräutigam die unverhüllte Braut und lässt das junge Paar allein. Hinter dem Vorhang bleibt das Paar drei bis vier Tage. Obgleich der Bräutigam hier sofort in die Rechte des Mannes tritt, so gilt es doch für eine Schande, wenn die Braut die Folgen spürt, sie braucht deshalb sofort den schon erwähnten Trank. Erst wenn die Braut im Hause des Mannes sich aufhält, dann darf sie völlig als Frau erscheinen und die Folgen der ehelichen Verbindung zur Schau tragen.

„Nach Verlauf von drei oder vier Tagen schleicht sich der Bräutigam unbemerkt aus der Jurte, besteigt sein Ross und reitet fort. Der Vater der Braut schickt ihm unterdessen eine Anzahl Geschenke, welche je nach der Grossmuth oder Freigebigkeit des Vaters sehr verschieden ausfallen. Nach Haus heimgekehrt, stellt sich der Bräutigam so, dass niemand es merken soll, wo er gewesen, dann vertheilt er die mitgebrachten Geschenke an seine Gefährten, welche nicht versäumen, den Aeltern die einzelnen Mittheilungen über den Ausflug zu machen.

„Mitunter jedoch besteht der ganze Erfolg der ersten Begegnung des Bräutigams mit der Braut nur darin, dass sie einander sehen.

„Gewöhnlich besucht der Bräutigam seine Braut mit Erlaubniss des Vaters, bis er sie endlich in seine eigene Jurte führt. Doch muss vorher der ganze Kalym entrichtet sein. Die Braut macht vorher überall Abschiedsbesuche, wobei ihre Freundinnen sie begleiten; diese sammeln auch die der Braut von allen Seiten abgelieferten Geschenke.

„Um die Braut aber endlich abzuholen, kommt der Bräutigam

mit einem grossen oder kleinen Gefolge von Gefährten, eine Anzahl Vieh vor sich hertreibend. Man empfängt feierlich den Bräutigam; er wird mit derselben Ceremonie wie früher zur Braut geführt. Vorher wurde viel gegessen und getrunken, Geschenke gewechselt.

„Am andern Tage richten die Frauen und Mädchen eine neue Jurte für das junge Paar ein und die Bewirthung beginnt in dem neuen Logis aufs neue.

„Während des Essens übergibt eine der Frauen dem Bräutigam den abgenagten Halswirbel eines Schafes, an welchem ein weisser Lappen befestigt ist. Der Bräutigam muss den Wirbel durch die obere zum Durchgang des Rauches bestimmte Oeffnung hindurchschleudern, zum Zeichen, dass der Rauch auch mit Leichtigkeit fortziehen kann. Vermag der Bräutigam das Kunststück nicht auszuführen, so wird er ausgelacht. Unterdess wird das vom Bräutigam zur Bewirthung hergegebene Vieh geschlachtet und das Mahl angerichtet. Gleichzeitig werden aus der Schar der anwesenden Frauen zwei ausgewählt; die eine wird mit den Prachtgewändern der Braut bekleidet; darunter ist bemerkenswerth ein hoher, konischer, mit Perlen, Münzen, Federn und Steinen geschmückter Kopfputz aus rothem Tuch oder Pelzwerk; der Werth dieses «Saukele» genannten Prachtstückes kann bis 2000 Rubel (gegen 4000 bis 5000 Mark) betragen. Ferner kleidet sich die Frau in ein besonderes Prachtgewand, «Ton», welches aus chinesischem, mit Gold- und Silberfäden durchwirktem Seidenzeuge angefertigt und gleichfalls reich mit kostbarem Pelzwerk besetzt ist. Die andere der erwählten Frauen rüstet das Paardeross der Braut, zäumt, sattelt und schmückt es; beide Frauen besteigen das Ross und reiten durch den Aul, die Einwohner desselben zur Hochzeitsfeier in die Jurte des Vaters der Braut einzuladen. Hier wird in bekannter Weise wieder geschmaust. Die alten Leute gehen jetzt heim, die männliche Jugend besteigt ihre Pferde: alle reiten zur Jurte der Braut und fordern hier ein sonderbares Geschenk, einen Knochen aus dem Hinterbeine eines Schafbocks. Die Mutter der Braut reicht ihnen den begehrten mit Fleisch bedeckten Knochen in einer Umhüllung von verschiedenen Zeugstoffen. Einer der Jünglinge ergreift das Packet und sprengt damit fort, die andern jagen nach, um ihm dasselbe zu entreissen: ein lebhaftes Spiel des Jagens und Rennens beginnt, bis ein Glücklicher mit der Beute sich aus dem Staube macht. Jetzt suchen

die Jünglinge die Freiwerber auf und führen sie zu Pferde zur Jurte der Braut, woselbst die jungen Frauen noch versammelt sind. Von der Jurte ist ein Theil der vordern Filzbekleidung fortgenommen, sodass hier eine Oeffnung entstanden ist. Die Freiwerber werden nun einzeln ergriffen und durch diese Oeffnung zwischen die versammelten Frauen geschleudert; die Frauen empfangen den Freiwerber mit Nadelstichen, bis er durch die Thür glücklich entwischt ist. Ein gewandter Mann springt behend vom Pferde durch die Oeffnung mitten unter die Frauen und macht sich schleunigst durch die Thür fort.

„Dann zieht die ganze Schar der männlichen und weiblichen Jugend zur Jurte derjenigen Frau, deren Familie bei der ersten Ankunft des Bräutigams das Geschenk für die Entführung des Mädchens erhielt. Hier wird eine Zeit lang noch gescherzt, gespielt und gesungen, das junge Ehepaar betheiligt sich nicht mit dabei.“ —

Ueber Festessen, Spiele und Feierlichkeiten, welche gelegentlich einer Hochzeit begangen werden, ist unter besonderm Abschnitt die Rede, hier sei nur erwähnt, dass die Zeit, in welcher man wochenlang eine Hochzeit feierte, und welche Hunderte von Pferden, Kamelen und Schafen kostete, lange, ja schon sehr lange vorüber ist. In die neue Behausung angelangt, muss die junge Frau den ersten Pflock zum Aufschlagen des Zeltes in die Erde schlagen, und nun folgt das gemeinsame Aufschlagen, an welchem sich die herbeigekommenen Anverwandten und Freunde betheiligen, was unter Singen und Spielen vor sich geht. Die Frau stellt die mitgebrachte Aussteuer zur öffentlichen Besichtigung aus, die Gegenstände werden getadelt oder gelobt, was die junge Frau ohne Bemerkung über sich ergehen lassen muss, sowie auch den unfreiwilligen Tausch einzelner Objecte, die ihr von den Nächstverwandten abgenommen und mit minder werthvollen ersetzt werden. Gilt es doch, die Gunst der Schwestern ihres Mannes, besonders der Schwiegermutter zu erlangen, was ihr nur dann möglich ist, wenn sie durch Fleiss und Thätigkeit vor den übrigen Frauen sich hervorthut und gegen alle möglichen Hintansetzungen Geduld und Langmuth zeigt. Das Los, das dem armen Weibe beschieden, ist im allgemeinen ein höchst trauriges. In der frühesten Jugend schon mit den schwersten Hausarbeiten beschäftigt, kann und darf sie als Erholung nur jene Zeit betrachten, in welcher sie der Anschaffung ihrer Ausstattung, als: Filzstücke (Kigis), Säcke (Kap), Zeltriemen (Oj-baj) und Schläuche (Tursuk) obliegen kann. Kaum

14 oder 15 Jahre alt, wird sie mit einem Manne, oft gegen ihren eigenen Willen, verlobt, und die Brautzeit, sonst der Wonnemonat des Lebens, bringt ihr nur Mühe und Arbeit, da sie während derselben durch Fleiss sich besonders auszeichnen muss. Als junge Frau wird die Thätigkeit geradezu aufreibend, was bei den reichern Nomaden, wo die Vielweiberei seit Einführung des Islam üblich ist, geradezu im Interesse der Bajbetsche, d. h. ersten Frau liegt, denn durch das frühe Alter wird die junge Frau gar bald ihrer körperlichen Reize verlustig und hört früh auf eine gefürchtete Rivalin zu werden. Da der Kalym als Kaufschilling und die Frau als gekauftes Object betrachtet wird, so wird in erster Reihe Unterthänigkeit, wie von einer Sklavin erwartet, und nur bei der ersten Frau, wo das Alter Prärogative ertheilt, wird eine Ausnahme gemacht. Die zweite, dritte oder vierte Frau des Mannes darf unaufgefordert nie im Zelte des Hausherrn erscheinen, muss stets am Eden = untern Theil des Zeltes, verbleiben, darf nie zum Feuer sich setzen, noch weniger an der gemeinsamen Tafel Platz nehmen, und muss mit den Ueberresten der Mahlzeit sich begnügen. Dem Gewohnheitsrecht zufolge braucht die erste Frau, wenn energisch genug, in ihrem Privilegium als oberste Herrin sich auch nicht stören zu lassen. Durch Intriguen und bisweilen auch durch Macht kann sie den Ehemann vom Heirathen einer zweiten Frau, die den Namen Takal-kadin (Kebsweib) oder Kirńak (jüngeres Mädchen) führt, abhalten, und gelingt ihr dies nicht, so muss der Treulose der neuen Flamme weit vom Hauptzelte einen Platz einräumen, ja selbst in diesem Schlupfwinkel der Liebe steht es noch der Bajbetsche zu, ihren Mann mit der Peitsche hinaus und in ihr eigenes Zelt zu treiben, wobei er belacht und verspottet der aufgebrachten Ehehälfte folgen muss.

Solche weibliche Kühnheit und männliche Nachgiebigkeit gehören übrigens zu den Seltenheiten. Nach der allgemeinen Regel waltet die abscheuliche Sitte der Polygamie in vollem Maasse der Unmenschlichkeit, vor der selbst die Bajbetsche nicht geschützt ist, die, der Willkür des tyrannischen Mannes zum Opfer fallend, vom Piedestal herabsteigen, mit dem Titel „fromme Matrone“ sich begnügen, und der jüngern Frau ihren Platz einräumen muss. Alles in allem ist daher, wie man sieht, das Los der Nomadin keinesfalls zu beneiden. Früh unter das harte Joch der Arbeit gebeugt, allen möglichen Hintansetzungen ausgesetzt, wird das Weib schon im 25. Jahre eine Matrone, und im 40. Jahre sieht sie geradezu

einem 60- oder 70jährigen Eunuchen gleich. Dieser schweren drückenden Lage, den harten Arbeiten und Entbehrungen, dem Mangel an Zärtlichkeit und Fürsorge mag es zugeschrieben werden, dass das weibliche Geschlecht unter den Nomaden im allgemeinen in einer verhältnissmässig geringern Zahl anzutreffen ist, und dass ungefähr auf zehn Männer höchstens sieben oder acht Weiber kommen. Hier ist an dem Misverhältniss nicht der Mädchenmord wie in Indien, sondern die Sittenrauheit der primitiven Gesellschaft schuld.

Als von besonderm Interesse dünkt uns schliesslich das Leben der jungen Frau in der Behausung ihrer neuen Anverwandten. Am Tage der Ankunft wird sie abends in das Zelt des Schwiegervaters gebracht. Zwei Frauen nehmen sie unter dem Arm und führen sie unter Begleitung vieler anderer Frauen ins Zelt, wo sie beim Eintritt drei Verbeugungen zu machen und aus dem ihr dargereichten Fett- oder Kumisschlauch einige Tropfen ins Feuer zu giessen hat, nachdem sie vor dem Herde selbst sich dreimal tief verbeugte. Auf das Zischen der Flamme rufen die alten Weiber: „Ot-aulia! Mai-aulia!" (Oh ihr Heiligen des Feuers! Ihr Heiligen des Fettes!) Die junge Frau setzt sich links neben der Thür des Zeltes nieder, und man singt ihr im üblichen Liede folgende Sätze vor:

Ehre deinen Schwiegervater, er ist dein Vater!
Ehre deine Schwiegermutter, sie ist deine Mutter!
Ehre deinen Mann, er ist dein Herr!
Sei nicht zänkisch u. s. w.,

und nachdem sie die üblichen Complimente verrichtet, wird sie beschenkt zurück in ihr Zelt gebracht.

Im allgemeinen darf die junge Frau bei den Kirgizen drei Jahre nach der Hochzeit weder dem Schwiegervater noch den übrigen männlichen Mitgliedern der Familie sich zeigen, und wenn sie auch ins Zelt des erstern tritt, so thut sie dies mit abgewendetem Gesicht und hält sich einige Schritte fern, über welches Anstandsgefühl der Schwiegerpapa erfreut, ihr immer ein Köbdschasa = vivat! vivat! zuruft. Nicht einmal beim Namen darf sie die männlichen Mitglieder des Hauses nennen, und man erzählt sich folgende auf diese Sitte bezügliche Anekdote: Ein Kirgize hatte einst fünf Söhne, die sich Köl (See), Kamisch (Rohr), Kaskir (Wolf), Koj (Schaf) und Pitschak (Messer) nannten. Seine

Schwiegertochter ging eines Tages zum Wasser, und als sie am See im Rohre einen Wolf erblickte, der ein Schaf verzehrte, kam sie schreiend zurück: „Dort neben dem Glänzenden im Schaukelnden frisst ein Raubthier das Blökende", da sie die auf diese Begriffe bezüglichen Worte, zugleich Namen der männlichen Mitglieder der Familie, nicht aussprechen durfte.[1]

13. Tod. Todtenmahl.

Gleich dem Beduinen zieht der türkische Nomade den plötzlichen Tod auf dem Kampfplatze dem langsamen Ende auf dem Krankenlager vor. Nicht mit Unrecht, denn beim langen Siechthum wird der Bemittelte durch Anwendung von allerlei Aberglauben und Quacksalbereien fürchterlich geplagt, während der Arme in elender Weise im Zelte oder während der Wanderung auf den Rücken eines Kamels gebunden, unter allen erdenklichen Qualen den Geist aufgibt. Tritt der Tod ein, so wird bei den in der moslimischen Cultur einigermassen Fortgeschrittenen dem Sterbenden das Kelimeï Schehadet (Bekennungswort) ins Ohr geraunt, während anderswo der aus dem Schamanenthum übriggebliebene Spuk getrieben, d. h. alle Mittel versucht werden, um den bösen Geist zu verscheuchen, denn dem bösen Einflusse des letztern wird der Tod zugeschrieben, und man glaubt, dass er selbst nach Beerdigung der Leiche eine Zeit lang im Zelte anwesend sei. Die Leiche wird gewaschen, in die besten Kleider gekleidet und höchstens einen Tag lang im Zelte behalten. Am Sterbetage wird über das Zelt, in welchem ein Mann gestorben, eine weisse Flagge und wenn eine Frau gestorben, eine schwarze Flagge aufgehisst, während beim Tode eines Helden sämmtlichen Lieblingspferden der Schwanz abgeschnitten wird, die Pferde selbst aber können ein volles Jahr frei auf der Steppe umherweiden, da sie nach Verlauf desselben auf dem Grabe ihres ehemaligen Herrn geopfert werden. Im Zelte selbst stellt man neben dem Todten eine hohe ausserhalb des Zeltes sichtbare Lanze auf, auf welcher Pferdegeschirr, Kleider und Waffen des Verstorbenen aufgehängt sind.

[1] Aus den Zapiski der Orenburger Geographischen Gesellschaft, S. 116.

Den jungen Mann kennzeichnen hellfarbige, den Erwachsenen schwarze und den Greis weisse Kleider, wodurch der Vorbeigehende vom Alter des Dahingeschiedenen benachrichtigt wird.

Das Leichenbegängniss ist weder bei den Turkomanen noch bei den Kirgizen von einem besondern Ceremoniell begleitet, doch um so mehr die Bestattung und die auf dieselbe folgende Trauer.

Da dem Steppensohn sowie dem Menschen auf der höchsten Culturstufe die Idee vorschwebt, selbst nach dem Tode nicht ganz der Vergessenheit anheimzufallen und seine einstige Existenz der Nachwelt in Erinnerung zu bringen, so hat die alte, uralte Sitte es angeordnet und für erwünscht bezeichnet, auf einem augenfälligen Punkte begraben zu werden. Doch da die ewig monotone gleichförmige Steppe derartige Begünstigungen nur schwer gewährt, musste man auf den Gedanken kommen, über dem Todten ein künstliches Merkmal, d. h. einen Grabhügel zu errichten, der je nach den Vermögensumständen variirt, und vom einfachen Grabhügel bis zum bergähnlichen Tumulus abwechselt. Dem entsprechend heissen derartige Grabhügel Joska, d. h. Anhöhe oder Erhöhung, und da diese Sitte, wenigstens was Asien anbelangt, bei Steppenbewohnern türkischer Zunge zumeist in Pflege war, so ist es erklärlich, dass der Name dieser Hügel im Westen, ja sogar weit im Süden im türkischen Kleide sich erhalten hat. Türkischen Ursprungs ist nämlich das indische Topee (türkisch töpe = Hügel) und das von den Russen nach Europa gebrachte Kurgan, welch letzteres in der wörtlichen Bedeutung für Festung, wol aber auch für „etwas Aufgerichtetes" genommen werden kann. Nur in der Neuzeit, und dies ist schon moslimischem Cultureinflusse zuzuschreiben, werden über berühmten oder bemittelten Todten viereckige Steingebäude erhoben, und zwar in den meisten Fällen an den Ufern eines Baches, Flusses oder in der unmittelbaren Nähe einer Quelle, weil diese Stellen den Wanderer durch die Steppe zur Ruhe einladen, und weil man während der Station Zeit und Musse hat, für den Dahingeschiedenen eine Fatiha zu sagen, oder nach altheidnischer Sitte den über das Grab gepflanzten Votivbaum oder Stange mit einem Fetzen zu behängen. So wird über das Grab eines Mannes dessen Lanze, über das Grab der Frau ein Zeltpfeiler und über das Grab eines Kindes dessen Wiege aufgestellt. Der Grabhügel, der eine Verherrlichung, eine Auszeichnung des Todten sein soll, wird eigentlich erst ein Jahr nach der Bestattung, während der Festlichkeit des Todtenmahles unter Mit-

wirkung sämmtlicher Gäste erhoben, jung und alt, jeder will wenigstens eine Schaufel Erde dem schlichten Monument beifügen, dem Monument, das die Physiognomie der nächsten Steppenumgebung verändern und einen neuen Anhaltspunkt auf weitem Horizont bilden soll.

Tritt der Tod im Winter ein, wenn der Schnee fusshoch und die Erde steinfest gefroren ist, so wird die Leiche unweit vom Zelte mit alten Filzstücken und mit Schilf bedeckt im Schnee eingescharrt, um im herannahenden Frühling begraben zu werden. In normalen Fällen aber darf die Leiche nicht länger als einen Tag in dem eigens dazu bestimmten Zelte gehalten werden, bis Freunde und Anverwandte aus der nächsten Umgebung zusammenströmen, um mittels Klageliedern, Weinen und Schreien vom Verstorbenen Abschied zu nehmen. Die weiblichen Mitglieder der Familie kommen in einem separaten Zelte zusammen und lassen ununterbrochen unter Schluchzen und Weinen Klagelieder ertönen. Weib und Tochter des Dahingeschiedenen ziehen Trauerkleider an und bedecken den Kopf mit einem speciellen Trauerhut, niemand darf sie grüssen oder mit ihnen sprechen, und selbst die unvermeidlichsten Fragen und Antworten müssen in klagendem und heulendem Tone gewechselt werden. Unterdess findet die Bestattung statt, und während die Leiche ins Grab gelassen und mit Erde zugedeckt wird, reicht der Sohn oder Bruder des Verstorbenen ein Stück Leinwand, Tuch oder auch Seide dar, das in viele kleine Stücke zerschnitten und zerrissen an die Anwesenden vertheilt wird, wahrscheinlich um als fertiger Lappen für die Votivstange zu dienen, was jedoch anstandshalber nicht geschieht, indem man sich lieber vom eigenen Kleide zu diesem Behufe ein Stückchen abschneidet. Beim Acte der Beerdigung können die Frauen nicht anwesend sein, sie müssen unterdessen in dem früher erwähnten Frauenzelt verharren und bei ununterbrochenen Klagen sich mit den Nägeln die Wangen zerkratzen, d. h. ihre Schönheit vernichten, und man begegnet häufig Witwen, die furchenartige Narben als permanente Trauerzeichen ob des schweren Verlustes, den sie mit dem Hinscheiden des Mannes erlitten, auf den Wangen tragen.

Das Verhalten der klagenden Frau ist im allgemeinen ein äusserst mühseliges und von einer besondern betrübenden Wirkung für den fremden Zuschauer. Sie muss, vom Sterbetage des Mannes angefangen, ein ganzes Jahr hindurch mit Ausnahme der

Schlaf- und Essenszeit entweder weinen oder Klagelieder singen, weshalb das Witwenzelt dem Reisenden sofort auffällt, und trotz eines längern Aufenthalts in einem derartigen Aul kann man sich an die in die weite Ferne dringenden herzerschütternden Töne nur schwer gewöhnen. Es ist das erste Trauerjahr, während dessen sämmtliche Freunde und Anverwandte des Verstorbenen, die am Leichenbegängniss nicht Antheil nehmen konnten, vor dem Zelte des Dahingeschiedenen zu erscheinen und mittels Anstimmung eines Klageliedes oder durch Ausstossen lauter Seufzer und Schluchzen ihr Beileid zu bezeigen haben. Der Fremde, aus der Ferne Zugereiste kauert sich, ohne zu grüssen, vor dem Zelte nieder, worauf man ihm von innen ein Stück Filz oder Teppich unter die Knie gibt, worauf er erst recht con amore aus voller Kehle ein dumpfes Geheul anstimmt. Erst nachdem dieses beendet, tritt er ins Zelt ein, wechselt den üblichen Gruss aus und wird als Gast tractirt. Verwandte und Freunde müssen bei derartigen Besuchen irgendein Geschenk, zumeist aus Vieh bestehend, mitbringen, das für das Todtenmahl aufbewahrt wird, und wer dieser Pflicht nicht nachkommt, d. h. wer den Besuch unterlässt, der wird als Feind der Familie erklärt und jedweder Verkehr mit ihm abgeschnitten. Die Trauerlieder werden zumeist von den Hinterbliebenen der Verstorbenen gesungen. Den Mann besingt die Frau, die Frau wird von der Tochter besungen und um die Kinder wehklagt die Mutter. Nur Fürsten und Helden werden von professionellen Sängern gefeiert. Die Klagelieder enthalten nebst Ergüssen von Schmerz und Kummer noch das Lob des Dahingeschiedenen. So beklagt des Sultan Bopo Schwester ihren verstorbenen Bräutigam folgendermassen:[1]

Was bejammere ich den Tod,
Dies ist ein Beschluss Gottes.
Meine schwarzen Haare will ich loslösen,
Will sie loslösen, will sie aufbinden;
Der schuldige Finger hat einen kupfernen Nagel,
Täglich will ich ihn mit Blut färben,
Das glänzende weisse Gesicht
Will ich bis zu den Knochen zerreissen,
Die glänzenden schwarzen Augen
Mit Thränen will ich sie aushöhlen.

[1] Vgl. Radloff, Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens, II, 22—34.

O, du junger Sultan, der du so stolz einherschrittest,
Wen soll ich an deine Stelle setzen?

Dem dahingeschiedenen Helden tönt im Klageliede folgendes Lob nach:

Wenn von weitem ein Feind zu Pferde stieg,
So stürmte er wie Schnee und Regen;
Wenn in der Nähe ein Feind zu Pferde stieg,
Wurde er zornig wie ein Kamelhengst.
Wenn er hinritt, war er den Sultanen bekannt,
Wenn er heimkehrte, versammelte sich das gemeine Volk.
Die Edeln und das Volk
Versammelnd, fragte er sie um Rath.

Und im Klagelied über ihr verstorbenes Mädchen sagt die Mutter:

Mein Liebchen, ich will sie loben, wie schön war sie,
Wie in Butter gebackenes Brot war sie,
Wenn ich mich selbst lobe, werde ich erhaben sein;
Mein Kind war die beste unter ihren Altersgenossen.

Das Todtenmahl selbst, bei den Kirgizen As, bei den Turkomanen Asch (Essen) genannt, wird gewöhnlich am ersten Jahrestage gefeiert, es rührt seinem Ursprunge nach vom alten Schamanenglauben her, und soll im Grunde genommen eine Art von Sühnopfer repräsentiren, mit welchem man die bösen Geister, die den Tod herbeigeführt, eines bessern stimmen und den am Leben Gebliebenen geneigter machen will. In alten Zeiten war dieses Todtenmahl von besonderer Wichtigkeit, alles strömte von weit und breit herbei, und da die Zahl der Anwesenden, wenn es galt, den Tod eines verstorbenen Chans zu feiern, sich auf Tausende belief, so ist es leicht erklärlich, dass die Kosten oft eine enorme Summe ausmachten und den Gastgeber zu Grunde richteten. Derartige Feierlichkeiten werden ganze Generationen hindurch in Liedern besungen, in denen die Tugend der Zurückgebliebenen, die solche Zärtlichkeit für den Verstorbenen bezeugten, verherrlicht wird, ebenso wie das Unterlassen oder das nicht genug prunkhafte Begehen des Festes als Mangel an Pietät, als Pflichtvergessenheit getadelt und gerügt wird. Am ersten Tag wird bei Turkomanen und Özbegen das Ijis = in Fett gebackenes Brot bereitet, das auch an die von der Festlichkeit Abwesenden vertheilt wird und eigentlich den Todtenkuchen darstellt. Ijis, mit welchem das Jirich der Tschuwaschen identisch ist, findet auch

im Ijik der Altaier sein Analogon, heisst wörtlich Spendopfer, eine Art Libation, von ij = wegwerfen, weil das erste Ijis auch thatsächlich, wie ich dies bei den Turkomanen gesehen, in den Görgenfluss geworfen wurde. Die Vorbereitungen zum Todtenmahle nehmen daher oft Wochen, ja Monate in Anspruch, es werden eigens Zelte für die Gäste aufgeschlagen und eine ungeheuere Masse von Speisevorräthen in Bereitschaft gehalten, die nebst den freiwillig von den Mitleidsbezeigern das ganze Jahr hindurch eingebrachten Spenden während der Feier verspeist werden. Da das Fest sich mehrere Tage lang hinzieht, so muss der Gastgeber auch an Belustigung seiner Gäste denken, wobei man zu Wettrennen, Einzelgefechten und sonstigen Spielen seine Zuflucht nimmt. Am grossartigsten gestaltet sich das Todtenmahl, wenn es gilt, das Andenken eines verstorbenen Stammesoberhauptes zu feiern, in welchem Falle, nach Aussage unsers russischen Gewährsmannes, bei den Kirgizen hierzu ein separater Platz bestimmt, an dessen einer Seite für die vornehmen Gäste, an der andern für die trauernde Witwe und Frauen und in der Mitte ein zur Verrichtung des Gebetes bestimmtes Zelt aufgeschlagen wird, während zur Beköstigung Hunderte von Pferden, Schafen und Kamelen geschlachtet werden. Das Arrangement des Ganzen — angenommen, dass die Feierlichkeit sieben Tage dauert — ist ungefähr folgendes: erster Tag: Versammlung und Unterbringung der Gäste; zweiter Tag: Zielschiessen nach Jamben (chinesisches Geld in der Form von Silberklumpen), die, an dünnen Stricken mehrere Ellen hoch aufgehängt, mit Kugeln oder mit Pfeilen herabgeschossen werden müssen und dann selbstverständlich als Preis dem Schützen zufallen; dritter Tag: Wettrennen auf dreijährigen Pferden, geritten von dreizehnjährigen Kindern auf eine Entfernung von 3—4 Meilen; erster Preis ein Kamel, letzter Preis ein Füllen; vierter Tag: Zweikampf (Sogusch) wie dieser S. 191 angegeben ist, mit einem Preise von mehrern Pferden und Kamelen; fünfter Tag: Wettrennen mit Pferden zwischen 4—5 Jahren, veranstaltet durch die Freunde und Anverwandten des Verstorbenen; sechster Tag: Vorbereitung zum grossen, am nächstfolgenden, d. h. am siebenten Tage zu veranstaltenden Wettrennen und Fixirung der Preise, die von jeder Viehgattung 15 Stück ausmachen müssen; abends Vertheilung der Fleischportionen für den nächsten, folglich den siebenten Tag, den Haupttag des ganzen Festes, mit dem das Todtenmahl auch seinen Abschluss findet.

Um von den Spesen und Kosten eines derartigen Todtenmahls sich einen Begriff zu machen, mögen nach Aussage eines russischen Reisenden folgende Beispiele angeführt werden: Beim Todtenmahle des Dschantaj-Batir aus dem Stamme Sari-Bagisch (folglich Kara-Kirgizen) belief sich der erste Preis beim Hauptrennen auf Waaren im Werthe von 1000 Rubeln, auf 30 Kamele, 100 Stuten, 30 Kühe und 500 Lämmer. Beim Rennen gelegentlich des Todtenmahls Keldi-Beg's war der erste Preis eine Jurte, bedeckt mit kostbaren Teppichen und Seidenstoffen, 500 Marderfelle und 300 Pferde. Schliesslich beim Todtenmahl Subbotaj's, aus der Grossen Horde, machte der erste Preis 100 Kamele, 100 Pferde, 100 Kühe, 100 Lämmer, 100 Rubel, 100 Chokander (Thaler), 100 Ellen Tuch, 100 Ellen Kanvass und 100 Stück Kattun aus. Selbstverständlich, dass zur Erlangung solcher Preise die Kirgizen ihre Pferde aufs sorgfältigste trainiren, 3—4 Monate ihre Kraft probiren und alle möglichen Kniffe in Anwendung bringen.[1]

[1] Den ausführlichsten und zugleich interessantesten Bericht über diese Trauermahle hat W. Plotnikow gegeben in dem schon erwähnten Bande der Orenburger Geographischen Gesellschaft (S. 137—150).

Kara-Kirgizen.

Die Kara-Kirgizen halten sich heute in jenen Gebirgsgegenden auf, die vom Norden des Issik-köl angefangen, an den Ostgrenzen Chokands hinweg, über den Altai bis zu den südlichen Abhängen des Kuen-Lün-Gebirges sich hinziehen, und sind in compactern Massen im Quellengebiete des Narin, in dem ans südliche Chokand grenzenden Theile der pamirer Hochebene, sowie in dem zu Ostturkestan gehörenden District von Scharik-köl anzutreffen. Die westlichen Grenzen des heute von den Kara-Kirgizen besetzten Gebietes sind die Wasserscheiden des Tschatkal und Talas, und nur sporadisch sind sie um Chodschend herum anzutreffen. Oestlich dehnen sich ihre Weideplätze über Aksu hin, während ihre südlichen Grenzen bis in die Nähe von Schahid-ullah auf dem Wege von Leh nach Jarkand sich erstrecken. Hier leben sie während der Sommerzeit mit ihren Heerden auf den grasreichen Plateaux und ziehen sich während des Winters in die tiefer gelegenen Bergschluchten an den Ufern der Flüsse zurück. Der Botmässigkeit Chinas und Russlands unterworfen, treiben einzelne Stämme in den betreffenden Gebirgsregionen bald der einen, bald der andern Macht sich herum, doch haben diese Wanderungsrayons immer ihre bestimmten Grenzen, denn die Nomaden am Tschui und Talas oder am Tschatir-köl dehnen ebenso wenig ihre Streifzüge bis zum Mukflusse aus, als ihre Brüder im Scharik-köl-District je nach dem Terek-Dawan wandern.[1]

[1] Ausführlicher über zeitweilige Wanderungen berichtet G. Zagrjaschski in den Nrn. 41—45 der „Turkestaner Zeitung" vom Jahre 1874 in einer über dieses Volk veröffentlichten ethnographischen Notiz, die wir nebst andern als eine werthvolle Quelle in dieser unserer Arbeit benutzt haben.

Wie dies bei einem Volke von unbändiger Wanderlust und bei den seit Jahrhunderten so häufig wechselnden politischen Verhältnissen vorauszusetzen ist, muss diese heutige Heimat der Kirgizen als eine verhältnissmässig neuere bezeichnet werden, denn soweit sich dies beim matten Lichte chinesischer Geschichtsquellen feststellen lässt, hatten sie sich im hohen Alterthume im Sajanischen Gebirge an den Ufern des Jenissei aufgehalten. Bei den Chinesen führten sie damals den Namen Kian-kuen, werden aber auch bisweilen Hakas genannt, und sollen dem zu jener Zeit noch mächtigen Uigurenreiche im Osten unterworfen gewesen sein.[1] Wie überall hatten auch hier blutige Kämpfe zwischen den mächtigen Nomaden und ihren sesshaften culturbeflissenen Stammesgenossen, den Uiguren, bald dem einen, bald dem andern zur Herrschaft verholfen, bis endlich die von den Chinesen unterstützten Uiguren die Macht der Kirgizen gebrochen und sie gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts endgültig an die Ufer des Jenissei zurückgeworfen hatten, nachdem sie früher, d. h. gegen die Hälfte des 7. Jahrhunderts, ihren Machtkreis von Südsibirien angefangen bis nach Tibet ausgedehnt haben sollen; obwol andererseits nicht übersehen werden darf, dass Zemarchos, der gegen Ende des 4. Jahrhunderts als Gesandter Justin's am Altai verweilte, schon des Namens Kherkhis[2] erwähnt. Nach Schott[3] hätten die Chinesen das Volk der Kara-Kirgizen gegen Ende des 13. Jahrhunderts aus dem Gesichtskreise ihrer Beobachtung verloren, und nähere Nachricht über dasselbe erhalten wir erst im 17. Jahrhundert durch die Russen, die damals im südlichen Altai diesem Volke begegneten, mit ihm auch harte Kämpfe zu bestehen hatten und von wo sie erst in der Neuzeit durch die Teleuten endgültig vertrieben wurden.[4] Es ist daher auf Grund dieser geschichtlichen Angaben, dass die Kara-Kirgizen als direct aus den

---

[1] Vgl. Klaproth, Mémoires relatifs à l'Asie. — Abel Rémusat, Recherche sur la ville de Karakouroum. — Ritter, Erdkunde, 2. Theil. — Radloff, Observations sur les Kirghises (Paris 1864). — Schott, Ueber die echten Kirgizen (Berlin 1865). — Welichanoff, The Russians in Central Asia. Translated by J. and R. Mitchell (London 1865).

[2] Kherkhis ist als Name einer Sklavin, aber richtiger als deren Nationalität angeführt. Die Kirgizinnen waren von jeher in Mittelasien als Schönheiten berühmt.

[3] Siehe a. a. O., S. 431.

[4] Radloff, S. 6.

Sajanischen Bergen kommend angesehen werden, doch ist Radloff so ziemlich im Rechte, wenn er annimmt, dass dies schwerlich in Bezug auf sämmtliche heute in oben erwähnten Gegenden nomadisirenden Kara-Kirgizen der Fall sein kann. Ein kleiner Theil mag wol gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu den Kazaken sich geschlagen haben, doch das Gros dieses Volkes hat aus dem ehemaligen Uigurenreiche, von den aus dem Osten vordringenden Mongolen gedrängt, in den frühern Jahrhunderten sich in dem westlichen Theile des Thien-Schan niedergelassen, denn dass sie im Nordwesten und Westen von Osttürkestan schon im 14. und 15. Jahrhundert sich vorfanden, ist aus den historischen Berichten jener Zeiten zur Genüge erwiesen[1], indem ihrer als Mitwirkenden in den zeitweiligen Kriegen häufig Erwähnung geschieht. Hiermit ist allerdings die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, dass der Stamm der Kara-Kirgizen im grauen Alterthume zu den heute im Altai wohnenden Teleuten in nächster Verwandtschaft steht und dass sie im Verein mit den Uiguren die vom Jenissei bis nach dem Pamir hinab sich erstreckende Kette der Osttürken κατ' ἐξοχήν gebildet. Für die engere Anreihung der Teleuten, Uiguren und Kara-Kirgizen (wir wiederholen, Uigur ist blos als ein politischer Begriff zu nehmen) spricht vor allem das Zeugniss der Sprache, und das Kara-kirgizisch-türkische steht dem Teleutisch-türkischen so nahe, dass Radloff sowol als die ihn begleitenden Kazaken eben mit Hülfe des Teleutischen sich mit den Kara-Kirgizen verständigen konnten.[2] Als Beweis kann ferner angeführt werden, dass Radloff zwischen Teleuten und Kara-Kirgizen folgende fünf gemeinsame generische Benennungen vorgefunden hat: Teleus, Mundus, Saru, Toro und Kutschu.

Nach Gesagtem wird es wol nicht schwer fallen, von dem gegenseitigen Verhältnisse, welches zwischen Kara-Kirgizen und Kazaken, die wir fälschlich Kirgizen nennen, in ethnologischer Beziehung besteht, sich einen Begriff zu machen. Erstere hatten zu allen Zeiten die Ostgrenze des türkischen Völkergebietes ein-

[1] Vgl. diesbezüglich das Tezkerei Bughra Chani, wo in den zeitweiligen Kämpfen schon türkischer Nomadenstämme im Nordwesten Osttürkestans Erwähnung geschieht, ferner die chinesischen Autoren, nach denen zur Zeit der Juen 1259 es im Thien-Schan schon Kirgizen gegeben (Ritter, 2. Bd., 1120). — Ferner das Tarichi-Raschidi, das dieser Nomaden als am Issik-köl wohnend schon im Jahre 1520 Erwähnung thut (vgl. Welichanoff, S. 92).

[2] Radloff, S. 10.

genommen, während letztere ebenfalls im Norden deren westliche Nachbarn waren. Da nun die Russen zu Anfang des 17. Jahrhunderts am linken Ufer des Jenissei, zwischen den Flüssen Jüz und Abakan, zuerst auf die eigentlichen oder echten Kirgizen stiessen, so hatten sie den später den südlich von Westsibirien angetroffenen Kazaken ebenfalls den Namen Kirgiz beigelegt, und wenngleich die Russen die in der Neuzeit um den Issik-köl vorgefundenen Kirgizen Diko-kameni-kirgiz, d. h. wildfelsige Kirgizen, benannten, so ist damit die Confusion in der ethnographischen Nomenclatur doch nicht beseitigt worden, und wird noch lange sinnstörend wirken. Vom ethnologischen Standpunkte aus beurtheilt, sind Kirgizen und Kazaken allerdings als leibliche Brüder zu betrachten, doch haben erstere in sprachlicher und physischer Beziehung sich viel reiner erhalten als letztere, und bilden nach den im Altai wohnenden Teleuten, Schoren, Katschinzen die echtesten Repräsentanten des Türkenvolkes.

Mit dieser unserer Ansicht steht nun allerdings die Annahme früherer Schriftsteller über dieses Volk stark im Widerspruche. Klaproth, Abel Rémusat und Ritter haben bekanntermassen in den Kirgizen ein germanisches, Castrén ein türkisirtes tschudisches, und Schott ebenfalls ein aus Finnen und Türken hervorgegangenes Mischvolk entdeckt. Anlass zu dieser Meinungsverschiedenheit haben in erster Reihe die chinesischen Quellen gegeben, von denen die älteste, nämlich das Thāng-schû (Die Geschichte des Hauses Thāng, 618—907) die Kirgizen als ein Volk mit röthlichem Kopfhaar, glänzend weissem Gesichte und grünem (blauem?) Augapfel darstellt. Ma-tuan-Lin spricht ebenfalls von nördlichen Barbaren mit blauen Augen und rothem Bart, und schliesslich soll nach Castrén bei den heutigen sibirischen Tataren noch die Sage von weissen oder hellaugigen Ursassen sich erhalten haben.[1] Ob nun diese in ethnographischer Hinsicht nicht ganz zuverlässigen chinesischen Quellen und sonstige auf Volkssagen begründete Angaben das Aufstellen einer germanisch-gothischen oder finnisch-ugrischen Hypothese rechtfertigen, das möchten wir sehr bezweifeln. Zugegeben, dass im Quellengebiete und im mittlern Jenissei, als am Grenzpunkte der ugrischen und türkischen Elemente, zeitweilige Mischungen stattgefunden haben, so kann das Factum eines solchen Amalgams doch schwerlich auf das Gros des ganzen Kirgizen-

[1] Nach Schott, S. 445, citirt.

volkes angewendet werden, da letzteres, soweit die geschichtliche Erinnerung reicht, nach Süden hin über den Altai bis zum Kuen-Lün, und im Osten über das Iligebiet, im Norden des Thien-Schan sich ausgedehnt hatte, und eben nach den chinesischen Quellen solche Culturmomente aufweist, die entschieden für den türkischen Ursprung sprechen.[1] Klaproth, Rémusat und Ritter haben sich daher vergeblich bemüht, ihre arischen Ahnen auf dem streng ural-altaischen Boden zu suchen, da es nur das Werk einer kühnen Phantasie sein kann, einen in so weite Ferne geschleuderten erratischen Block arischer Abstammung zu suchen. So wie ich seinerzeit unter Turkomanen, Özbegen und Kara-Kalpaken auf rothhaarige und blauäugige Menschen gestossen bin, so sind z. B. unter dem Geschlechte der Kelte (Jomut-Turkomanen) solche Vorkommnisse sehr häufig anzutreffen, ohne dass es mir einfallen konnte, in diesen Leuten eine arische oder ugrische Descendenz zu vermuthen, ebenso mögen solche sporadische Fälle bei den Kara-Kirgizen existirt haben und noch existiren. Einzelne Culturmomente, als z. B. das Wort manas = Sage, Erzählung (vgl. tscheremissisch man = dicere, lappländisch muone = nominare, magyarisch mond = sagen[2]), das heute nur bei den Kara-Kirgizen sich vorfindet, deuten wol auf einen ehedem stattgefundenen engen Verkehr mit ugrischen Völkerschaften, doch hat dieser Verkehr nur an den Grenzgebieten stattgefunden und war keinesfalls von solch intensiver Natur, um von einer Rassenkreuzung, geschweige denn von einer gänzlichen Umgestaltung sprechen zu können. Sie selbst nennen sich ganz einfach Kirgiz, ein Wort, dessen etymologische Bedeutung Feldwanderer (von kir = Feld und giz = wandern) ist, denn das Epitheton kara = schwarz, unedel, schlecht, wird ihnen nur von den Kazaken beigelegt, wahrscheinlich eine Anspielung auf die alther bestehende Feindseligkeit. Dasselbe Motiv scheint auch dem mongolischen Worte Burut (d. h. Kara-Kirgiz) zu Grunde zu liegen, da ich dies nicht von bur = Milz[3], sondern vom mongolischen bor, bur, in boro ghu = schlecht, ableiten möchte.

Was die Kara-Kirgizen selbst von ihrem Ursprunge wissen, das beschränkt sich zumeist auf Fabeln und dunkle Legenden,

---

[1] Vgl. Schott, Ueber die echten Kirgizen, S. 447—455.

[2] Siehe Budenz, Magyar-ugor összehasonlító szótár.

[3] Radloff, S. 2.

denen wir jedoch hier Rechnung tragen müssen. Was erstere anbelangt, so spielt in denselben die Geschichte von den vierzig Mädchen, kirgizisch kirk kiz, daher die Volksetymologie der ethnischen Benennung, die Hauptrolle. Nach der boshaften Erzählung der Kazaken hätten diese 40 Mädchen mit einem Hunde sich begattet und aus dieser Vereinigung wären die Kirgizen entsprungen. Die Kirgizen selbst stellen den Zusammhang zwischen ihrem Ursprung und den 40 Mädchen keinesfalls in Abrede, nur leugnen sie den unnatürlichen Umgang mit dem Hunde, und erzählen die Geschichte folgendermassen: „Einst wollte ein reicher Fürst sich verheirathen und schickte seine Leute nach dem Süden, um ihm dort eine Frau zu suchen. Da kauften nun die Leute 40 Mädchen, eins schöner als das andere. Auf der Heimreise überwinterte diese Karavane an den Ufern eines grossen Flusses. Einer der ausgeschickten Leute kehrte zu seinem Herrn heim, die übrigen blieben aber zurück, um die Schar der schönen Jungfrauen zu überwachen. Zufälligerweise war der Winter überaus streng, und weil die Leute wenig Mundvorrath mitgenommen hatten, mussten sie sich selbst die Nahrung entziehen, nur damit die rothen Wangen der Jungfrauen nicht erblassen und ihre glanzvollen Augen nicht ermatten mögen. Infolge dieser Entbehrungen starben nun sämmtliche Begleiter, und in dieser Verlassenheit sollen die Mädchen, wie der kazakische Leumund erzählt, mit einem zurückgebliebenen grauen Hunde Umgang gepflogen haben. Nach Aussage der Kara-Kirgizen hätten die Jungfrauen bis zum Frühjahr die Rückkehr des vorausgeschickten Mannes erwartet, und hätten während dieser Zeit im Frühling sich häufig im Flusse gebadet und mit dem Wasserschaume sich gewaschen. In dieser Beschäftigung traf sie der zurückkehrende Bote des Fürsten. Die Mädchen wurden nun zu letzterm gebracht, doch wie gross war das Erstaunen des Sultans, als er die vermeintlichen Jungfrauen insgesammt schwanger gefunden hatte. Erzürnt vertrieb er dieselben von seinem Hofe, vergebens betheuerten die Mädchen ihre Unschuld, sie kehrten daher an die Ufer des erwähnten Flusses zurück, wo sie Kinder gebaren, von denen das heutige Volk der Kara-Kirgizen abstammt."

Andere nicht minder mit Mythen und Fabeln untermischte Sagen beziehen sich auf die Abzweigung der einzelnen Geschlechter. Sie behaupten der grossen Mehrzahl nach, von Tagai (= Vetter) in directer Linie abzustammen, dies sind namentlich

die Geschlechter Sult, Saribagisch und Bugu, während andererseits die Sajaks als ein minder edles Geschlecht aus einer Vereinigung des Tagai mit einer Sklavin abgeleitet werden. Was die Bugu anbelangt, so soll ihr Ahne Saribagisch auf einem Jagdabenteuer in einer Felsenhöhle des im Norden an den Narin sich anlehnenden Gebirges einst einen Mann mit Hörnern, den er in der Dunkelheit für ein Wild gehalten, erlegt, und die ob des Todes ihres Gemahls klagende Frau geheirathet haben, daher seine Abkömmlinge den Namen Bugu, d. h. Hirsch, führen. Mit ähnlichen phantastischen Geschichten ist auch die Abstammung anderer Geschlechter ausgeschmückt, doch beziehen diese genealogischen Daten sich zumeist auf die am Narin und am Tschui wohnenden Kirgizen, und von ihrer Wanderung aus dem Norden oder von ihrem Verwandtschaftsverhältnisse zu den Altaiern ist in der Legende auch nicht die leiseste Spur zu finden, ein Umstand, bezüglich dessen sie hinter den Kazaken, Turkomanen und Özbegen weit zurückstehen.

Einen Einblick in ihr Clansystem, d. h. in ihre Unterabtheilung in Geschlechter und Familien, erhalten wir durch zwei verschiedene Quellen. Radloff[1], der einen weitern Ueberblick und gründliche Fachkenntniss hatte, theilt das Gesammtvolk der Kara-Kirgizen in einen rechten = Ong und einen linken = Sol-Flügel mit folgenden Geschlechtern und Familien:

A. Bugu.

Wohnt zwischen dem Tekes und der Ostküste des Issik-köl mit folgenden Familien:

1. Tsélek (adeliges Geschlecht)
2. Torgoi
3. Bapa
4. Jelden
5. Takabai
6. Bor
7. Dölös
8. Kungrat
9. Monguldur
10. Sajak
11. Schikmajat
12. Kaba
13. Assan Tukum
14. Arik Tukum
15. Kütschük
16. Sériké
17. Ondu.

[1] Siehe a. a. O., S. 10.

B. Sari-Bagisch.

Wohnt nordöstlich vom Issik-köl mit folgenden Familien:

1. Saru
2. Kaba
3. Monguldur
4. Schikmamat
5. Sajak
6. Assik
7. Dölös
8. Kungrat
9. Mundus
10. Kitai.
11. Jetigen.

C. Sultu.

Nomadisirt in der Umgebung des Flusses Tschui mit folgenden Familien:

1. Jetigen
2. Kutschu
3. Saru
4. Monguldur
5. Kitai
6. Mundus
7. Assik.

D. Edigéné.

Wohnt am Flusse von Endischan mit folgenden Familien:

1. Dölös
2. Saru
3. Kungrat
4. Monguldur
5. Mundus
6. Sajak
7. Kaba
8. Schikmamat.

E. Tschong-Bagisch.

Befindet sich im Osten der Stadt Kaschgar mit folgenden Familien:

1. Akali
2. Toro
3. Matschak
4. Ütch-tamga
5. Kandabas
6. Kotscha-tamga.
7. Kuan-Duan.

F. Tscherik.

Auf dem Gebiete von Chokand mit den Familien Ak-Tschubak und Bai-Tschubak.

Der linke Flügel (Sol), der dem Talas entlang nomadisirt, zählt folgende Geschlechter:

1. Saru
2. Besch-beren
3. Mundus
4. Töngtürüp
5. Kutschu
6. Kürkünen
7. Jetigen.

Die zweite hierauf bezügliche Quelle ist der eingangs dieser Arbeit erwähnte russische Schriftsteller Zagrjaschski, der natürlich nur von den Kara-Kirgizen an den Grenzen Turkestans spricht, obwol er einerseits eine grössere Anzahl generischer Benennungen anführt, andererseits aber die interessante Bemerkung macht, dass

diese generische Nomenclatur eigentlich nur dem Namen solcher Häuptlinge entlehnt ist, die eine gewisse Fraction ihres Volkes um sich zu versammeln und die Führerrolle aufrecht zu erhalten gewusst haben, wie dies auch in der That mit dem Wesen der Dinge übereinstimmt. Nach besagten Quellen zerfallen die Kara-Kirgizen auf turkestanischem Gebiete in die Geschlechter Sult, Saribagisch, Bugu, Kuschtschi-Sari, Manguldschar, Sajak, Tschirik, Basis, Sumurun und Asis, von welchen die neun erstern in directer, die zwei letztern in indirecter Linie von Tagai abstammen sollen. Diese Geschlechter haben mehrere Unterabtheilungen oder Familien, wie wir sie nennen, welche bei den Kazaken den Namen Taipas, d. h. Gruppenhäupter[1], bei den Kara-Kirgizen den Namen Kîrk, richtiger Kîrîk, d. h. Bruchstück, Fraction, führen. So theilen sich z. B.:

die Sult in . . . { Talkan, Bölük-bai,

die Saribagisch in { Tinai, Tschirik, Isangul, Buruktschi, Dscheti-kul, Kalmak,

die Sajak in . . . { Tupkatar, Bisch Kempir, Kultschugan, Kurman Chodscha, Töntei, Tschura.

Bezüglich des gegenseitigen Verhältnisses der einzelnen Geschlechter und Familien können wir nicht umhin, zu bemerken, dass die Bande der Einheit um die einzelnen Fractionen der Kara-Kirgizen viel fester geschlungen sind, als dies bei den Kazaken und Turkomanen der Fall ist. Während bei letztern, z. B. die Autorität der Serdare oder Bejs nur von sehr problematischer

[1] Von tai = Gruppe, Theil und pas = Haupt. Nach Zagrjaschski wäre dieser Name bei den Kazaken der Kleinen, Grossen und Mittlern Horde im Gebrauche.

Natur ist, und höchstens nur in Zeiten der Gefahr, d. h. während eines Krieges, beachtet wird, erfreuen die Manaps der Kara-Kirgizen sich des ungetheilten Ansehens ihrer Untergebenen, und erstere sind auch um das Wohl und Wehe ihrer Angehörigen dermassen besorgt, dass sie im Eifer ihrer patriarchalischen Pflicht nicht selten mit dem eigenen Interesse einstehen, und hierfür auch mit Recht unbedingten Gehorsam fordern. Tritt eine Hungersnoth oder Seuche ein, oder wird ein Theil des Geschlechtes durch einen feindlichen Ueberfall zu Grunde gerichtet, so müssen die vom Unglück verschont Gebliebenen je nach dem Befehle des Manap ihren Stammesgenossn mittels Beiträgen beistehen und selbstverständlich beim Einbruche der Katastrophe, wie z. B. bei der Abwehr des einbrechenden Feindes, mit Gefährdung des eigenen Lebens am Kampfe sich betheiligen. Der Manap oder Bej ist nicht nur Schutzherr, sondern auch Richter und gleichsam Familienhaupt des betreffenden Geschlechtes. Nur der Manap allein hat das Recht, in streitigen Fällen ein Urtheil zu fällen, wie nur er allein die freie Wahl einer Lebensgefährtin sich vorbehält, das Volk, das hier Bu-kara oder Bu-chara genannt wird, darf sich nie aus dem eigenen Stamme eine Braut nehmen, da dies für eine Blutvermischung gehalten wird. Die Anhänglichkeit, welche das gemeine Volk seinen Stammesoberhäuptern bezeigt, steht auch ohne Beispiel unter den Türkenvölkern da; es nennt sich geradezu die Sklaven seines Herrn und überlässt diesem die freie Wahl über sein Hab und Gut und über seine Ehre. Dem Manap steht es zu, die Graubärte des ihm unterstehenden Geschlechtes zur Berathung zusammenzurufen; wenn aber eine das ganze Kirgizenvolk berührende Gelegenheit verhandelt wird, pflegt der Aga-Manap, d. h. oberster Fürst, eine Würde, die ungefähr dem Sultan der Kazaken entspricht, sämmtliche Manape um sich zu versammeln. Die Würde des Aga-Manap wie die der übrigen Manape ist erblich.

Bevor wir vom Sittengemälde der Kara-Kirgizen sprechen, wollen wir zuerst ihr Physikum beschreiben, mit der Bemerkung jedoch, dass unsern Aeusserungen weniger autoptische Erfahrungen, da wir nur einige Kara-Kirgizen zu Gesicht bekommen, als die Angaben anderer Fachmänner zu Grunde liegen.[1] Dem

[1] Vgl. Ch. de Ujfalvy de Mező-Kövesd, Expédition scientifique française en Russie, Sibérie et dans le Turkestan (Paris 1880), Vol. III; besonders dessen Description des types anthropologiques de l'Asie centrale.

Gesammtanblick nach zu urtheilen bildet der Kara-Kirgize ein Mittelding zwischen dem Altaier und dem Kazaken, indem er weniger Symptome des eigentlichen mongolischen Typus aufweist als erstere, andererseits aber mehr als der letztere, eine Bemerkung, die sich keinesfalls auf die in der Nähe von Chokand nomadisirenden Theile, sondern auf das Gros dieses Volkes bezieht, und daher wesentlich abweicht von der Bemerkung Ujfalvy's[1], der in ihnen eine iranische Beimischung vermuthet. Die vom rein mongolischen Typus abweichende Charakteristik, wie der stärkere Haarwuchs, die minder platte Nase und der mitunter sich zeigende höhere Körperwuchs[2], kann eher der mit der Alpennatur verbundenen Lebensweise als einer iranischen Kreuzung zugeschrieben werden, da der Kara-Kirgize zu keiner Zeit in der Lage war, iranische Elemente in sich aufzunehmen. Soweit geschichtlich nachgewiesen werden kann, hat er nie Iranier als Sklaven heimgeführt und selbst am Pamir, wo er heute mit Wachanern, Schignaniern und Sarik-Kölern benachbart ist, gehört eine eheliche Vermischung mit besagten Völkern zu den unerhörten Dingen. Der Kara-Kirgize ist seiner Hautfarbe nach dunkel, er hat vorwiegend schwarze Augen und Haare, und nähert sich, was den Haarwuchs im allgemeinen anbelangt, mehr dem Mongolen (richtiger dem Teleuten) als seinen übrigen Brüdern, denn unter 100 Kara-Kirgizen nimmt Ujfalvy

54 mit schütterm
11 mit gar keinem
4 mit geringerm
31 mit stärkerm

Bartwuchse an. Aehnliches kann auch von der Schädel- und Stirnformation gesagt werden, so wie Länge und Breite des Gesichts im allgemeinen mehr dem mongolischen Typus der Kalmücken ähnlich ist, da nach Ujfalvy[3]

	Länge mm	Breite mm
Kalmücken	198	140
Kara-Kirgizen . .	189	135
Kazaken	188	127

[1] Siehe a. a. O., S. 41.

[2] Nach Ujfalvy ist das Mittelmaass der Kara-Kirgizen 1705 mm, während er das der Kazaken für 1669 mm angibt.

[3] Siehe a. a. O., S. 21.

zeigen, was im ganzen genommen doch für unsere Annahme, bezüglich der Mittelstellung zwischen Mongolen und Kazaken, spricht.

In den Hauptzügen seines Charakters wird der Kara-Kirgize als gutmüthig und fügsam, aber zugleich auch leicht erregbar und besonders als rachsüchtig geschildert. Obwol rauh in seinen Sitten und Gebräuchen, zeichnet er sich dennoch durch eine markante Neigung zur Redlichkeit und Rechtschaffenheit aus, er raubt, aber er stiehlt nicht, und ist im allgemeinen weniger verschmitzt als sein Nachbar, der Kazak, dem eine häufigere Berührung mit den arischen Elementen Centralasiens schon längst den Stempel eines Lügners, Aufschneiders, mit einem Worte eines schlauen Patrons aufgedrückt hat. Besonders nachgerühmt wird dem Kara-Kirgizen seine Gastfreundschaft, deren Heiligkeit er unter keinen Umständen verletzen würde, und wie ich mir mündlich von meinem ehemaligen Reisegefährten erzählen liess, hat es Fälle gegeben, in welchen einzelne Stämme der im Norden des Thien-Schan nomadisirenden Kara-Kirgizen lieber von den chinesischen Behörden sich bekriegen liessen, als dass sie den bei ihnen Schutz suchenden chinesischen Flüchtling, selbst wenn dieser ein Kalmück, folglich Heide war, herausgegeben hätten. Bezeichnend ist ferner die aussergewöhnliche Achtung und Pietät der Kinder gegenüber ihren Aeltern, denn selbst der dreissigjährige Sohn wird es nicht unterlassen aufzustehen, wenn der Vater ins Zelt tritt, und wird sich nicht eher niedersetzen, bevor ihm dieser nicht mehrere mal hierzu aufgefordert hat. Dieselbe Achtung und Liebe wird auch der Mutter gezollt, sowie das weibliche Geschlecht im allgemeinen grössere Achtung geniesst als bei den sesshaften Türken, und es gehört nicht zu den seltenen Fällen, dass nach dem Tode eines Manap dessen Frau die Leitung des Geschlechts in die Hände nimmt, bei den Kämpfen sowol wie im Rathe den Oberbefehl führt.

Dies muss allerdings in erster Reihe dem noch lockern Bestande der Religion zugeschrieben werden, denn obwol Befolger des Islams, und zwar der sunnitischen Sekte, sind die Satzungen der Lehre des arabischen Propheten bisher noch wenig ins eigentliche Sittenleben dieses Volkes gedrungen. Bei den Stämmen der Bugu, Saribagisch und Tschongbagisch sind Mollas aus Chokand noch hier und da anzutreffen, die im Haushalte der Manape eines gewissen Ansehens sich erfreuen, doch weiter im Osten und südlich von Jarkend wird die Religion nur in wenigen äussern For-

malitäten befolgt. Hier wird das auf der Jagd erlegte Vieh genossen, Gebete sind nur wenigen bekannt, und nur die vom Islam herrührende Sitte des Burut-Kesimi, d. h. das Zustutzen des Schnurrbartes, welches mit dem Eintritte der Pubertät identisch ist, wird strengstens befolgt, welches Familienfest gewöhnlich mit einem Gelage (kesim-toj) verbunden ist. Wie wenig der Islam übrigens unter den Kara-Kirgizen bisher eingedrungen, das beweist am besten der seltene Gebrauch von arabisch-moslemischen Eigennamen bei der Männerwelt, die, wie wir sehen[1], mit Vorliebe der türkischen Namen, als: Tailak, Tschalpang, Pokbasar, Tileke, Töre u. s. w. sich bedienen. Möglich, dass in dieser Beziehung die in der Nachbarschaft Chokands Nomadisirenden eine Ausnahme machen, doch sind die Kara-Kirgizen nicht einmal solche eifrige Moslimen, wie die Kazaken und Turkomanen, denn während letztere in den grössern Auls (Gehöften) ein specielles Zelt oder eine terrassenartige Anhöhe (Namaz-dschaj) als Moschee gebrauchen, ist dies bei erstern fast nie anzutreffen.

In Anbetracht des Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende alten, mitunter regen Verkehrs, in welchem die Kara-Kirgizen zu ihren nächsten Verwandten, den Kazaken, gestanden und noch heute stehen, kann bezüglich der Einzelheiten ihres Sittenbildes auf das von uns über das Nomadenleben an anderer Stelle entworfene Bild hingewiesen werden. Von speciell kara-kirgizischen Zügen kann, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, nur schwer die Rede sein. In der Tracht findet man fast gar keinen Unterschied, wenn nicht etwa das seltene Vorkommen von Tuch- und Wollstoffen europäischer Fabrikation, und der Umstand, dass reich und arm sich hier gleich kleidet, so der Wohlstand im allgemeinen nicht durch die luxuriöse Ausstattung des Zeltes, sondern durch die Zahl derselben bekundet wird. Auch in ihren Speisen und Getränken ist wenig Unterschied zu verzeichnen. Fleisch bildet die Hauptnahrung und nur ein Gericht, nämlich das Kujruk-Baur, einen in Fett gebackenen und mit Käse bestreuten Braten, finde ich bei Zagrjaschski, das unter Kazaken und Turkomanen mir unbekannt geblieben ist. Reis ist selten anzutreffen und Brot gehört, wie ich von Augenzeugen mehrfach gehört, geradezu zu den Leckerbissen. Unter den Getränken spielt wie überall das Kimis die Hauptrolle, doch soll es bei den Kara-

[1] Siehe Report of a Mission to Yarkand (1873), S. 61.

Kirgizen in Ostturkestan ein von letztern destillirtes Getränk, Namens Nesche, geben, welches eine stark berauschende Wirkung hat, und von den Kirgizen um Lob-nor herum in vorzüglichster Weise bereitet werden soll.[1] Wie überall bei den Nomaden hängen auch hier die Hauptbedingnisse des Lebens vom lieben Vieh ab, das in den gras- und wasserreichen Thälern des Thien-Schan, Altai und Kuen-Lün hier besser gedeiht als bei den Kazaken. Es ist daher ganz natürlich, dass die Heerde die einzige und Hauptsorge des Kara-Kirgizen ausmacht und beim gegenseitigen Begegnen wird in der auch bei den Kazak-Kirgizen üblichen Redensart: „Mal tschan amanba?“ (wie befindet sich Vieh und Leben?) oder „At, lau amanba?“ (wie befindet sich Reit- und Wagenpferd?) zuerst nach Thieren und erst dann nach dem Wohle der Familie gefragt.

Der Viehbestand bei den Kara-Kirgizen ist auch verhältnissmässig viel grösser als bei den übrigen Nomaden. Im erwähnten russischen Aufsatze finden wir die Durchschnittszahl von 2212 Schafen, 450 Pferden, 56 Kamelen und 65 Kühen als auf ein Zelt fallend bezeichnet, und um dem Leser einen Begriff von dem Viehreichthume der Kara-Kirgizen geben zu können, theilen wir die von Zagrjaschski veröffentlichte Tabelle[2] mit, wo die Zahl des Viehes je nach den verschiedenen Wolosten angegeben ist.

Gebiet der	Schafe	Pferde	Kamele	Kühe	Zelte
Sult	35311	7111	1471	2347	2080
Bölük-Bai	35903	3363	631	745	1162
Talkan	29815	5809	1385	1654	1852
Bagisch	27892	4733	839	902	1484
Tinai	16698	2482	642	1066	1199
Temir-Bulat	54273	8236	696	1106	1228
Isangul	39506	5309	605	917	1406
Buruktschi	30212	5416	486	478	1051
Narin	23578	5424	470	298	1077
Saribagisch	24251	5402	542	677	1384
Ketmen-töbe	29751	5889	641	487	1621
Kultschugatsch	30431	6219	732	502	1197
Kurma Chodscha	34839	7944	944	481	1004
Rgaiti (?)	44685	5301	954	539	871
Tschui	32669	3243	967	351	1121
Sekim	20106	1579	510	218	828
Sajak	19320	4092	481	555	1077
Dulat	26632	1939	841	373	1341
Dschilankuzu	35712	7165	1052	655	1238
Summa:	591584	96656	14889	14351	24221

[1] Siehe „Report of a Mission to Yarkand“ (1873), S. 60.

[2] Siehe „Turkestanskija Wjedomostie“ (1873), Nr. 10.

Nebst den Angaben über den Viehstand der Kara-Kirgizen ersehen wir aus der Liste, dass 1873 unter Russland über 24000 Zelte dieses Türkenvolkes sich befunden, was also mehr als 100000 Seelen ausmachte, und in welchem Maasse diese Zahl infolge der spätern Acquisitionen in Chokand und im Ilithale zugenommen, das beweist am besten die neueste statistische Angabe von Rittich[1], der schon 324100 Seelen zählt, sodass, wenn wir zu dieser Zahl noch die unter chinesischer Botmässigkeit stehenden Fractionen rechnen, wir sehr leicht die runde Summe von 400000 Kara-Kirgizen erhalten.

Von dieser Abschweifung zu unserer ethnographischen Skizze zurückkehrend, sei vor allem bemerkt, dass das Sittengemälde höchstens nur einige Züge aufweist, in welchen dieser Theil der türkischen Nomaden von seinen Stammes- und Standesgenossen im Westen sich unterscheidet. In dem mit der Ehe verbundenen Ceremoniell bemerken wir, dass der Bräutigam sofort nachdem er den Kalim erlegt hat, seiner Braut einen heimlichen Besuch abstatten darf, eine Visite, die den Namen Imgel- oder Imjel-Körmet, d. h. Busen besichtigen, hat, bei welcher Gelegenheit er von den weiblichen Anverwandten der Braut in jeglicher Weise chicanirt wird und nur mittels Darreichung von Spenden den ungestörten Genuss eines liebevollen Tête-à-tête erhält. Die Festlichkeiten, Mahlzeiten, Spiele und Wettrennen sind fast dieselben, die wir eingangs dieses Abschnittes beschrieben, nur im Gesang und im Improvisiren von Liedern und Duetten sollen die Kara-Kirgizen von den übrigen Nomaden sich vortheilhaft unterscheiden. Die Singgesellschaft besteht zumeist aus zwei Halbkreisen, nämlich aus Jünglingen und Mädchen, und nachdem einer der erstern seine Rivalin unter letztern gewählt hat, beginnt er mit einem einfachen oder Doppelvers seinen Gefühlen der Zärtlichkeit oder der Bewunderung in einer rhythmischen Sprache, nicht selten mit Bildern geschmückt, die der umgebenden Natur entlehnt sind, Ausdruck zu verleihen. Hierauf antwortet die Jungfrau in gleichem Sinne, obwol es viel häufiger vorkommt, dass die Dialoge, mit prickelnder Satire gewürzt, zur Unterhaltung des Kreises dienen, in welchem Falle die Damen fast immer über die Männer im Vortheile bleiben. Es ist übrigens bekannt, dass die Kara-Kirgizen bei allen Nomaden Centralasiens im Rufe guter Sänger

[1] „Geographische Mittheilungen", Ergänzungsheft Nr. 54, S. 43.

und geschickter Improvisatoren stehen, und Radloff[1] berichtet, dass er von der Geschicklichkeit eines solchen Musikanten, der seinem zweisaitigen Instrument (Koboz) ganz schöne Accorde zu entlocken wusste, überrascht gewesen. Diese Sänger sind im Stande, jedwelches gegebene Thema in beliebiger Länge auszudehnen und ohne Stockung mitunter in hübsche Verse und Reime zu bringen, wobei am Ende des Gedichtes das Lob desjenigen besungen wird, der als Gastgeber die poetische Production veranlasst hat. Neben diesen Gelegenheitsgedichten spielen besonders die früher erwähnten Manas, d. h. Sagen oder Epopöen, eigentlich die Schilderung der Thaten hervorragender Batire (Helden) eine besondere Rolle; diese Gedichte werden ebenfalls in Begleitung des Koboz vorgetragen und dienen zur Verherrlichung der Barantas (Raubzüge), in welchen die Sulte oder Saribagisch infolge ihrer unmittelbaren Nachbarschaft mit der Grossen Horde von jeher sich ausgezeichnet haben. Diese Manas stellen nach Aussage Welichanoff's eine encyklopädische Sammlung aller mythologischen Sagen und Traditionen der Kara-Kirgizen dar, und sind eine Art Iliade der Steppe, die das Leben, die Gebräuche, die Geographie, die religiöse und medicinische Wissenschaft dieses Volkes in sich schliesst; sie ist allem Anscheine nach aus einzelnen Dschumuks (Erzählungen) entstanden. Ausserdem soll es noch eine Fortsetzung der Manas geben, nämlich das Samjatei (?), die Odyssee der Kara-Kirgizen, ein Wort, das mir übrigens ganz unerklärlich ist.

Durch die Freundschaft des Herrn Professor Dr. W. Radloff bin ich in die Lage gesetzt, hier eine Probe dieser Manas folgen zu lassen, wobei ich jedoch bemerken muss, dass Manas hier zugleich als Personenname eines Helden figurirt. Das Gedicht trägt starke Spuren der moslimischen Geistesrichtung und ist daher verhältnissmässig neuern Datums.

Manas' Geburt.

Auf dem Haupt des Jeti-Tär
Ward geboren Böjön Chan,
Böjön Chan's, des Fürsten, Sohn
War der Kara Chan, der edle,
Und der Sohn des Kara Chan
Ward der edle Jakyp Chan.

[1] Siehe a. a. O., S. 17.

Auf der Höh' des Tschunkar Uja,
An des Almaty Bachs Mündung
Wohnte dieser Jakyp Chan.
Tschīritschi, des Aidar Tochter,
Hatt' einst Jakyp Chan gefreit.
„Wenn auch Tschīritschi gefreit ich,
Küsste ich doch nie ein Kind,
Tschīritschi band nie ihr Haar auf,
Gott um Hülfe flehend, schaut' sie mich nicht an,
Fest band nie sie ihre Hüften,
Und gebar mir keinen Knaben.
Seit die Tschīritschi gefreit ich,
Sind schon vierzehn Jahr' verflossen.
Nie ging sie zur heil'gen Stätte,
Wälzt' sich nicht beim Apfelbaume [1],
Uebernachtet' nie beim Heilquell,
O erbarme dich, mein Herrgott,
Mög' im Leib der Tschīritschi
Doch ein Knabe jetzt entstehen!
Könnt' ich binden ihre Hüften,
Mir 'nen Sohn gebären lassen,
Der die mit den blauen Stiefeln,
Die Noigut, vernichten könnte,
Mit dem vogelköpfigen Sattel und den grünen Rücken,
Die Kokan vernichten könnte,
Mit den wunden Eseln und der Spule
Diese Sart vernichten könnte,
Die mit fauler Satteldeck' und grauer Lanze
Die Kasak vernichten könnte,
Die nicht lassen von der Habgier,
Speise fragend, satt nicht werden,
Die Kirgis vernichten könnte."
Liess den Bogen um sich binden,
Von dem Weibe Tschīritschi
Ward ein Sohn ihm jetzt geboren.
Als den Knaben er jetzt schaute,
Ward sein weisses Fleisch wie (. . . . .) (?)
Seine Knochen wie von Kupfer.
Schlachten liess 'ne Schimmelstut' er:
Jakyp liess dem Neugebor'nen
Von den vier Propheten-Herren
Nun den Namen Manas geben;

[1] Wörtlich: wälzte sich nicht in einem Lande wo ein Apfelbaum stand, d. h. bei einem einzelstehenden Apfelbaume, der als Sitz eines Heiligen betrachtet wird, wo eben die unfruchtbaren Weiber gern Gott um Nachkommenschaft anflehen.

Es erschienen vier Propheten,
Schauten prüfend nach dem Kinde,
Von Jarkand die sieben Boten
Assen tüchtig bei dem Gastmahl,
Grimmig wird Manas, so sprachen sie.
Auch von China vierzig Boten
Assen tüchtig von der Speise,
Die Chinesen bringt er um, so sprachen sie.
Die zehn Boten der Nogaier
Assen sitzend von dem Fleische,
Schrecklich wird Manas, so sprachen sie.
Diese Alte, Tschīritschi,
Legt Manas in eine bunte Wiege,
Kydyr stützte den Manas,
An dem Ufer birgt Manas' sich,
Alle Kafir und Moslem
Hörten viel von Manas Ruhme.
Jetzt entbrannte Held Manas,
Sprach jetzt in der Wiege liegend:
„Jakyp Chan mit weissem Barte
Will den Weg der Moslem öffnen,
Will der Kafir Vieh zerstreuen!
Machen, dass die Kafir fortziehn,
Dass die Moslem mächt'ger werden."
Als Jakyp die Worte hörte,
Nahm 'nen Pässer er, 'nen bunten,
Bracht' ihn her und sattelt' ihn,
Dessen Kragen Gold, die Aermel Kupfer,
Seinen vogeläug'gen Panzer,
Der mit Golde reich verzieret,
Der mit Silber wohl geschmücket,
Diesen Panzer zog er an.
Darauf rief der Jakyp Chan
„Bakai Chan, du Sohn des Bai,
Komm jetzt her an meine Seite!
Rath will ich jetzt mit dir pflegen!
Dies mein Füllen, der Manas,
Sagt er will zu Pferde steigen,
Will auf weiten Wegen ziehen,
Will Medina wohl durchziehen,
Ziehn durch Buchara, das mächt'ge,
Will die Hunde-Furt durchschreiten,
Will auch Besch Teräk durchstreifen,
Zu dem Kongur Bai in Peking
Will ich ziehen, mit ihm kämpfen,
Will das weisse Gold vertheilen,
Will der Kalmak Vieh zerstreuen,
Den Usun Bulak passiren,

Zum Kebäs Bulak mich wenden,
Will Schemäi und Kysyljar
Und die Furt in beider Mitte
(Auf dem Boote) ich durchschiffen,
Will dann Besch Teräk durchziehen,
Will durchwandeln Kumbulung,
Ueberschreiten Almaty,
Wenn die Thür man mir verschliesset,
Will ich bückend durch doch kommen,
Kopolu will ich durchschreiten,
Ueber den Toraigyr gehen,
Wandeln durch den Sary Kaikan,
Will durchziehn Medinas Wüste,
Will den Temirdik passiren,
Durch den breiten Ili ziehen,
An des Tschong Bura-Fluss' Ufer
Will sechs Tage ich mich lagern,
Dass die Pferde ab sich kühlen,
Ueber den Ili dann setzen,
Will auch Kuldscha dann durchziehen,
Will der Kodjo Stadt besuchen,
Grade durch Korgysch dann gehen!
Diesem meinem Sohn Manas
Koch den Kessel, schlag das Feuer,
Sei Gefährte ihm, Bakai,
Zeige ihm das Nichtgesehene, Bakai,
Zieh' du mit ihm fort, Bakai,
Lehr' das Nichtgekannte ihm, Bakai,
Zieh zusammen mit ihm fort, Bakai.
Vater Adam, Mutter Obo,
Ihr Geburtsland mögst du wissen,
Rechts hat Oisul einen Stier gemacht,
Links hat Kydyr wohl geschlafen,
Babedin sei bei dem Kopf, Bakai,
Kydyr sei zur Seite ihm, Bakai,
Wenn aus Manas meinem Sohn, Bakai,
Dann ein Mann geworden ist, Bakai,
Wenn die Mähne fassend, er zu Pferd gestiegen
Und ein Mann geworden, o Bakai,
Wenn am Kinn der Bart gewachsen, o Bakai,
Finde dann für ihn ein Pferd, Bakai,
Finde Kleidung dann zum Anziehn, o Bakai,
Mit dem Koran wie ein Pferde-Kopf, Bakai,
Mit dem Buche, wie des Schafes Kopf, Bakai,
Lehr' den Weg zum Jenseits ihm, Bakai,
Sei der Schimmel bei den Heerden, du Bakai,
Sei ein Freund fürs Jenseits ihm, Bakai!"
Darauf spricht der Sohn des Bai, Bakai:

„Bin's zufrieden, will'ge ein, Jakyp,
Lass davon uns reiten, o Jakyp,
Oeffnen wir den Weg der Moslem, o Jakyp,
Gehn den Weg nach Peking wir, Jakyp,
Gibt es Gott, so siegen wir, Jakyp!"
Seine Augen leuchten wie beim Füllen,
Kocht sein Inn'res wie Salpeter,
Jakyp's Sohn, Manas der Junge,
Er, der tapf're Held Manas,
Schoss den Pfeil, als zehn Jahr' alt er,
Als er vierzehn Jahr' geworden,
War ein Fürst er, Schlosszertrümmrer,
Sechzig Hengste, hundert Pferde
Trieb herbei er von Kokan,
Achtzig Stuten, tausend Kymkap
Brachte er von Buchara,
Die Chinesen in Kaschgar
Trieb er weiter nach Turfan,
Die Chinesen von Turfan
Trieb nach Aksu er hinab u. s. w., u. s. w.

Die Sprache der Kara-Kirgizen wendet sich in lautlicher Beziehung oft den Türkdialekten im Altai, am meisten aber dem Kazakischen zu und was Welichanoff[1] von der Verwandtschaft mit der Sprache Ostturkestans erzählt, das mag höchstens auf solche Theile des Wortschatzes sich erstrecken, die als Ueberbleibsel des Altuigurischen eben die Verbindungskette zwischen der Mundart im Norden des Thien-Schan und der Türkensprachen am Jenissei bilden.

Wir wollen nur noch hier auf jene Umgestaltungen hinweisen, die durch die neuesten politischen Umwälzungen, d. h. durch Russlands Eingreifen in die Geschicke Centralasiens, hervorgerufen worden sind. Diese sind selbstverständlich von grösserer Tragweite als die frühern Erscheinungen und müssen auch tiefgehendere Folgen haben als das Auftreten der Uiguren, Dschengiz Chan's und der Kalmücken in der Dzungarei, indem Russland als Repräsentant der abendländischen Macht auf diesen östlichen Theil der türkischen Nomadenwelt ebenso zersetzend und umgestaltend wirken wird, wie es dies auf Altaier und Kazaken bisher gethan hat.

Vor zehn Jahren und auch heute noch waren die Kara-Kirgizen in folgender geographischer Vertheilung anzutreffen. Das Geschlecht der Kusehtschi-Sari bewohnt den obern Talas; die

[1] A. a. O., S. 101.

Sulte leben zwischen dem Tschui in nördlicher Richtung und dem Alexandergebirge bis zum Flusse Kegeti im Süden; die Saribagisch nomadisiren westlich vom Kegeti, nördlich bis zur Wasserscheide des Ili und Tschui und östlich bis zum Flusse Aksu, der vom Norden in den Issik-köl sich ergiesst, während ihre südliche Grenze durch den Fluss Ula-kol (hoher Hügel) und den gleichnamigen Berg gebildet wird: überdies sind sie noch in der Thalgegend des Katschgarka und dessen Zuflüssen als Dschuvanarik und Kara-Kadschar, sowie am Atpas, einem Nebenflusse des Narin, anzutreffen. Die Bugus halten sich im Issik-köl-Becken auf, ohne im Norden die Ufer des Aksu und im Süden den Ula-kol zu überschreiten. Die Sajaken leben im mittlern Narinthale im Becken des Dschumgal und Susamirs, wo sie von den Sulten durch den Alexanderrücken und von den Saribagischen durch die Wasserscheide des Tschui, Dschumgal und Susamir getrennt sind. Das Geschlecht Manguldschar hält am obern Narin, das der Tschirik am Atpas sich auf, steht zumeist unter der Regierung von Ostturkestan, und den Russen gehören höchstens 1000 Zelte beider Geschlechter an.[1] Ein anderer russischer Reisender[2], der 1856 die Kara-Kirgizen besuchte, hat die Bugus am nördlichen Ufer des Issik-köl, die Saribagisch am Tschui, die Sulte am Talas, in der Nähe des ehemaligen chokandischen Forts von Pischpek, die Sajak am obern Narin und Dschumgal, die Tschirik am Hochlande des Thien-Schan, und die Tschongbagisch im Nordwesten von Kaschgar angetroffen[3]; folglich an denselben Orten, die sie 20 Jahre später eingenommen und mit geringer Ausnahme auch noch heute einnehmen.

Man sieht daher, dass die durch das Eingreifen Russlands erzeugte Umgestaltung keinesfalls von solch intensiver Natur war, um ein aussergewöhnliches Völkergeschiebe unter den ethnischen Elementen im Westen des Thien-Schan hervorzurufen. Selbst die zeitweilige Macht der dzungarischen Kalmücken hat auf die Kara-Kirgizen nur wenig Einfluss ausgeübt, denn sie waren schon Anfang des 16. Jahrhunderts am Issik-köl anzutreffen, und da diese

---

[1] Zagrjaschski in der „Turkestaner Zeitung", 1874, Nr. 41—45.

[2] Kapitän Welichanoff, der Sohn eines kirgizischen Sultans, dessen Reisebericht unter früher erwähntem Titel (siehe S. 258) in englischer Uebersetzung erschienen ist.

[3] Welichanoff, S. 103.

Nomaden, das Grenzgebiet zwischen China und Russland einnehmend, einer gewaltsamen Ansiedelung seitens der letzterwähnten erfolgreich aus dem Wege gehen können, so werden sie den Culturbestrebungen der abendländischen Welt einen wol längern und stärkern Widerstand leisten als ihre Stammes- und Standesgenossen die Kazaken auf der grossen Steppe.

Zum Schlusse will ich hier noch einen Fehler berichtigen, den ich eben bezüglich einer Fraction dieses Volkes in meinem Reisebuche über Mittelasien[1] begangen habe. Ich habe nämlich die Kiptschaken daselbst als ein selbständiges Türkenvolk dargestellt, was jedoch nicht der Fall ist, denn sie bilden blos ein Geschlecht der Kara-Kirgizen, und zwar ein solches Geschlecht, das ungefähr 10 Procent der ganzen Bevölkerung des ehemaligen Chanats von Chokand ausmacht[2] und, an den Ostgrenzen Chokands hausend, erst in der Neuzeit zu Halbnomaden geworden, und die Mehrzahl der Bevölkerung in den Districten von Osch und Endidschan ausmacht. Einige von ihnen haben sich schon gänzlich niedergelassen, so z. B. in den Dörfern Karaman, Kökdschar, Bel u. s. w.[3], auf der Strasse zwischen Ütsch-kurgan und Naukat. Sie sollten daher eigentlich Kirgiz-Kiptschaken genannt werden, und trotz ihrer sporadischen Niederlassung haben sie noch immer den wildkriegerischen Charakter ihrer ganz nomadischen Brüder bewahrt, nicht aber die physischen Merkmale, an denen die Spuren der Vermischung mit Özbegen leicht zu erkennen sind. In allen Fehden, Kriegen und blutigen Revolutionen des modernen Chokand haben sie sozusagen den Löwenantheil gehabt, daher denn auch ihr Ruf aussergewöhnlicher Tapferkeit in ganz Mittelasien.

---

[1] Reise in Mittelasien (Leipzig 1865), S. 304.

[2] Kostenko, Turkestanski Kraj, I, 328.

[3] Ujfalvy, Le Kouhistan, le Ferghana et le Kouldja, S. 65.

Kazak-Kirgizen.

Wir haben in unsern bisherigen Untersuchungen bezüglich der Ursprungsgeschichte der Türkenvölker schon früher (vgl. S. 172) darauf hingewiesen, dass die Heimat der einzelnen Stämme trotz der unbändigen Wanderlust und ungeachtet der häufigen politischen Umwälzungen seit dem geschichtlichen Zeitalter nur selten irgendwelchen aussergewöhnlichen örtlichen Veränderungen unterworfen war. Kleinere Geschlechter oder Familien mögen im Sturme grosser Begebenheiten vom Hauptkörper sich abgebröckelt und auf verhältnissmässige weitere Distanz geworfen worden sein, doch das Gros ward seinem seit der geschichtlichen Periode uns bekannten Ursitze nur selten und nur wenig entrückt, denn selbst dort, wo der Name und das Wesen eines Türkenvolkes die ursprüngliche Form eingebüsst, selbst dort kann das gänzliche Aufgeben der frühern Heimat nur schwer nachgewiesen werden. Wir haben hinreichenden Grund, anzunehmen, dass die Türken im grauen Alterthum von Osten gegen Westen und von einem nördlichen Breitengrade gegen Süden vorgedrungen seien, doch dass seit dem Schlusse der Völkerwanderung die Hauptabtheilungen dieses Volkes ihre Heimatssitze in auffallender Weise verändert hätten, dafür wäre schwer eine geschichtlich erwiesene Thatsache anzuführen. Kazaner Tataren mögen wol von Osten gegen Westen, Baschkiren von Süden gegen Norden, Osmanen und Turkomanen von Norden gegen Südwesten und Özbegen von Westen gegen Südosten gedrängt worden sein, doch waren dies entweder nur kürzere Strecken der geographischen Entfernung, oder nur kleinere Bruchtheile, die Abenteuer- und Beutelust in die weitere Ferne trieb, während die grössern Massen des mit der Steppennatur eng verwachsenen Nomadenvolkes seit geschichtlicher Erinnerung immer dort gewesen, wo sie heute sind.

Bezüglich der alten Heimat der Kazak-Kirgizen oder Kazaken, wie sie sich selber nennen, sind wir einer ähnlichen Ansicht, indem wir die Behauptung wagen, dass dieses Volk seit geschichtlicher Erinnerung zum grossen Theil auf dem von ihm heute innegehabten Gebiete der innerasiatischen Welt, d. h. vom Ural bis zum Altai und von Südsibirien bis zum Oxus, herumwanderte und nur in den Grenzrayons dieses grossen Complexes örtlichen Veränderungen ausgesetzt war. Nur in diesem Sinne ist die Bemerkung Levchine's[1] aufzufassen, der auf Grund der Angaben des aus dem 16. Jahrhundert stammenden Bolschoi Tschertoi (Der grosse Umriss) annimmt, dass die Kazaken zu besagter Zeit nur das Centrum ihrer heutigen Heimat eingenommen und dass damals der Osten des heutigen Kazakgebietes den Dzungaren, der Norden den sibirischen Tataren und der Westen Nogaiern oder Baschkiren gehört hätte. Von unserer früher erwähnten Annahme ausgehend, ist es erklärlich, dass das Wort Kazak als geographischer, zumeist aber als ethnischer Begriff schon in den frühesten Zeiten vorkommt.[2] Porphyrogenitus nennt im 10. Jahrhundert einen Theil der Pontusländer, d. h. die Niederungen des Don mit dem Namen Kazachia; Firdusi erwähnt in der Heldengeschichte Rustem's eines Kazakischen Volkes und eines Kazak-Chan's, wobei ersteres immer als räuberische Nomaden, mit Lanzen bewaffnet, dargestellt wird, und wir gehen keinesfalls zu weit, wenn wir der Muthmaassung Raum geben, dass, so wie die türkischen Wörter Ataman und Kosch[3] schon sehr früh in die russische Sprache eingedrungen sind, auch der russische Name Kozak (lies Kazak) nur durch die unmittelbare Nachbarschaft der Russen mit

[1] Description des Hordes et des Steppes Kirghiz-Kazaks, aus dem Russischen übersetzt von Charrière (Paris 1840), S. 141.

[2] Wir können daher mit Howorth's Behauptung (History of the Mongols, II, 5), dass das Wort Kazak keinen ethnischen Werth habe, nicht übereinstimmen. Der etymologische Werth dieses Wortes ist wol Vagabund. Landstreicher, von kaz, die ältere Form vom modernen kez, kiz = wandern, und dem Suffix des Nomen verbale 'ak, doch so wie türkmen = Türkenthum, von jeher als ethnischer Name gegolten, ebenso ist dies bei Kazak der Fall. Der Wortbedeutung nach ist es allerdings kein streng genommener ethnischer Begriff, doch es ist zu einem solchen im Laufe der Zeit geworden. (Vgl. weiter unten die Erörterungen von Özbeg.)

[3] Ataman = Hetman, bedeutet im Türkischen die Vorgesetzten, die Väter, und Kosch bedeutet Soldatenhaufen, Corps.

einem gleichnamigen türkischen Volke schon im 11. Jahrhundert bei den Russen Eingang gefunden hat, wie dies Samtschewski[1] annimmt. So wie die Polen ihrer Cavalerie den Namen Uhlan gaben, weil sie mit diesem Worte ihre Hülfstruppen, die Krieger der Krim-Tataren benennen hörten, wo oglan, ughlan, uhlan Bursche, Junge, Soldat heisst, ebenso haben die Russen das Wort Kozak (lies Kazak)[2] nur deshalb bei ihren Grenzsoldaten in Anwendung gebracht, weil es gleichnamige türkische Nomaden waren, in denen sie zuerst diese Art der leichten Cavalerie kennen gelernt haben. Was aber schliesslich am meisten für den alten Besitz der heutigen Heimat spricht, das ist der Nexus, der zwischen der Sprache der Kazak-Kirgizen und dem türkischen Wortschatze im Magyarischen besteht[3] und aus welchem sich mit Sicherheit behaupten lässt, dass die Magyaren auf ihrem zum mindesten im 8. Jahrhundert stattgefundenen Zuge vom fernen Osten in das Wolgagebiet mit den schon damals am Grenzrayon zwischen Türken und Ugriern lebenden Kazak-Kirgizen in Berührung gestanden haben.

Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, dass die Kazak-Kirgizen mit den Kara-Kirgizen in einem aller geschichtlichen Erinnerung fern entrücktem Zeitalter, zu einem und demselben Stamme gehörig[4], in der alten Heimat am Quellengebiete des Jenissei, Ob

---

[1] Vgl. Kunik in seiner russisch verfassten Schrift über die türkischen Petschenegen, Polowezen nach magyarischen Quellen mit Andeutung auf die neuesten Forschungen über die Pontischen Türken von Attila bis Dschengiz. S. 723 (1855).

[2] Nach der russischen Lautlehre wird *o* in der ersten Silbe wie *a* gelesen.

[3] Dieser Nexus erstreckt sich vor allem auf gewisse Regeln in der Lautlehre, so z. B. zeigt das Magyarische und Kirgizische ein *s*, wo die übrigen Türkendialekte ein *sch* haben. Vgl. magyarisch az, kirgizisch os, türkisch *osch* (jener, der); das tschi der übrigen Dialekte ist im Kirgizischen schi und im Magyarischen os, is, sprich osch, isch. Vgl. kirgizisch mineöschi, magyarisch menös (gehende). Das Suffix des Nomen agentis und actionis ak wird im Kirgizischen au, im Magyarischen *ó*. Vgl. türkisch tarlak, kirgizisch tarlau, magyarisch tarló (Stoppelfeld, Ackerfeld). Der Accusativ ist im Türkischen durch ni, im Kirgizischen durch ti, im Magyarischen durch *t* gebildet; vgl. türkisch arslanni, kirgizisch arslanti, magyarisch arszlánt (den Löwen) u. s. w.

[4] Dies lässt sich besonders aus dem Zeugniss der Sprache beweisen, da, abgerechnet von einigen lautlichen und grammatikalischen Eigenheiten, die Sprache der Kara-Kirgizen und Kazaken sich in engster Verwandtschaft befindet, und beide zusammen ebenso sehr von den Mundarten der Sibirischen Türken, als vom Türkischen der drei Chanate abweichen.

und Irtisch noch zusammengelebt und nur später von letztern sich getrennt hatten. Von den Baschkiren werden die Kazaken noch heute kurzweg Kirgizen genannt, und ersterwähnten Namen scheinen sie gerade infolge der Trennung vom gemeinsamen Stamme erhalten zu haben. Aehnliche Motive liegen der ethnischen Nomenclatur anderer Völker zu Grunde, wenn wir z. B. auf das Verhältniss zwischen Uiguren (d. h. Verbündete) und Kirgizen (d. h. Feldwanderer) hinweisen, doch kann nun einmal dem Namen Kazak, nachdem die vom gemeinsamen Stamme sich losgerissene Fraction diesen beigelegt, der ethnische Werth nicht streitig gemacht werden, und wir müssen ohne weiteres die Kazaken oder Kazak-Kirgizen als einen im Laufe der Zeit zum ethnisch-separaten Stamm herangebildeten Theil des Türkenvolkes annehmen und als solchen seiner Rechnung tragen. Ueber den Zeitpunkt, in welchem diese Trennung von den Kara-Kirgizen der Gegenwart stattgefunden, können wir nur Vermuthungen aufstellen, doch scheint dieselbe nicht lange nach dem Aufbruch der Hunnen oder gelegentlich desselben vor sich gegangen zu sein, denn erstens hatte dieses unter letzterwähntem Namen bekannte ural-altaische Völkergemenge zum mindesten eine solche ethnische Revolution hervorgerufen wie die acht Jahrhunderte später erschienenen Mongolen, und zweitens müsste die dialektische Divergenz der Sprachen und die Verschiedenheit in den physischen Merkmalen beider Völker eine viel grössere sein, als wir dies heute vor uns sehen, da die Dialektbildung des Kazakisch-Türkischen schon im 8. und 9. Jahrhundert, wie aus seinem Verhältniss zum Magyarischen ersichtlich, vor sich gegangen war, und die heutigen dialektischen Eigenthümlichkeiten, wenngleich in gewissen Punkten erweitert, doch ziemlich alten Datums sind.

Was nun die Folgen der zweiten aussergewöhnlichen Erschütterung im Leben der Kazak-Kirgizen, d. h. das Erscheinen der Mongolen anbelangt, so darf man keinesfalls derselben eine solche tiefgehende Wirkung zuschreiben, als es bisher geschehen, indem man vielseitig eine starke Vermischung der Kazaken mit den Mongolen annimmt und diese Vermischung in den bei erstern sich zeigenden prägnantern Kennzeichen des mongolischen Typus erkennen will. Wir geben gern zu, dass einige Geschlechter, die vor der mongolischen Invasion theils östlich, theils westlich von der Heimat der Kazaken gewohnt, so z. B. die Kungrat's, Karluk's und Kangli's im bunten Völkergeschiebe jener Zeit wenigstens

theilweise zu den Kazaken sich geschlagen und in dieselben aufgegangen waren. Doch kann hier in entschiedener Weise nur von türkischen und nicht von mongolischen Nomaden die Rede sein, denn erstens war im Heere Dschengiz Chan's das mongolische Element bei weitem nicht so stark vertreten, um auf das damals schon zahlreiche Volk der Kazak-Kirgizen eine tiefgehende Spur physischen Einflusses zurückzulassen, eine Annahme, die auch schon deshalb für irrig bezeichnet werden muss, da die von Plan Carpin (1246) gegebene Beschreibung dieses Volkes buchstäblich auch auf die heutigen Kazaken passt und aus einer solchen Zeit stammt, in welcher von einer infolge des mongolischen Einfalls in Centralasien schon stattgefundenen Rassenkreuzung doch kaum die Rede sein kann; zweitens kann die Thatsache eines solchen typischen Einflusses der Mongolen auf das mit ihnen vereinigte Türkenvolk nirgends nachgewiesen werden, denn auch dort, wo eine Vermischung stattgefunden, ist überall eben wegen der erdrückenden Majorität das mongolische Element im Türkenthum spurlos aufgegangen. Was schliesslich die bei Kazaken und Mongolen gemeinsamen Geschlechtsnamen, als: Naiman, Dürmen, Nöküz u. s. w. anbelangt, so kann hierin auch schon deshalb auf kein ethnisches Amalgam im grossen Maassstabe gefolgert werden, weil diese Namen vor allem nur eine politische Bedeutung haben und bei Özbegen, Kara-Kirgizen und Kara-Kalpaken in gleichem Maasse anzutreffen sind. Alles in allem genommen können wir daher das Volk der Kazak-Kirgizen, von denen die Russen in der Neuzeit erst 1534 durch Danila Gubin, den Gesandten Iwan's des Schrecklichen[1], gehört hatten, als eine seit geschichtlicher Erinnerung unter diesem Namen bestehende selbständige Fraction des Türkenthums betrachten, ja, als jene Fraction, die eben infolge der numerischen Stärke in den Grenzen ihrer weiten Steppenheimat die physischen und moralischen Eigenheiten des Türkenthums am treuesten und am längsten bewahrt hat. In sich selbst zerfallen und durch zeitweilige Kämpfe zerklüftet, hatten einzelne Theile allerdings bisweilen auf der Suche nach einer Heimat grosse Strecken zurückgelegt, so z. B. die im 15. Jahrhundert um den Aralsee herum Wohnenden, die nach dem Verfall der Goldenen Horde ihren Sultanen Girei und Dschani Bek gegen Osten bis nach dem Balkhaschsee folgten; gegen Ende des 16. Jahrhunderts

[1] Levchine, S. 110.

kehrten sie jedoch wieder auf ihre frühern Plätze zurück, denn dass sie hier in der That noch vor dem geschichtlichen Zeitalter, vielleicht unter einem andern Namen gehaust, das beweist am besten der kazakische Sprachcharakter der dortigen geographischen Nomenclatur, als Magudschar, Dschaman-su, Sor-köl[1] u. s. w.

Die Grenzen des von den Kazak-Kirgizen bewohnten Gebietes bilden im Norden die westlichen Ausläufer des Altaigebirges und die mittlern Flussgebiete des Irtisch, Ischim und Tobol bis zum Uralgebirge; im Osten dehnen sie ihre Wanderungen nur selten über die Gebiete von Semipalatinsk, Semirjetschensk und den Tarbagatai hinaus; im Westen bildet einerseits der Uralfluss die Grenze, während andererseits namentlich die Bükej-Horde zwischen dem rechten Ufer letzterwähnten Flusses und dem linken Ufer der Wolga nahe an deren Mündungen wohnt; was schliesslich die Südgrenze anbelangt, so ist diese durch jenen Steppenhügel gebildet, der im Norden der ehemaligen Chanate von Chokand und Bochara bis zum rechten Ufer des untern Oxus sich hinzieht. Es ist allerdings ein Anachronismus, bei einem Wandervolke par excellence auf Grenzbezeichnungen sich einzulassen, doch so wie die Kazaken ihre Weideplätze nie über den Altai im Norden und den Alai im Südosten ausgedehnt, ebenso wenig haben sie je an der Ostküste des Kaspisees sich tiefer als bis zum Balkan gewagt, daher denn die früher erwähnte Grenzbezeichnung im grossen und ganzen aufgestellt werden kann.

Was die zur Genüge bekannte Eintheilung in drei Horden, nämlich in eine kleine, mittlere und grosse Horde anbelangt, so behauptet Levchine (S. 301) wol nicht mit Unrecht, dass die Traditionen der Kazaken selbst von einer ehemals bestandenen Einheit des ganzen Volkes erzählen, wofür denn auch die Einheit der Sprache, der Sitten und Gebräuche und, fügen wir hinzu, auch die physischen Merkmale ein beredtes Zeugniss ablegen. Das Zerfallen in drei Horden muss nur eine Begebenheit von verhältnissmässig neuerm Datum sein und mag höchstens während und kurz nach dem Einfalle der Mongolen stattgefunden haben; hierauf bezüglich mag die Sage von den drei Söhnen des mongolischen Herrschers Aladscha-Chan einen schwachen Anhaltspunkt geben, doch dass die Eintheilung in drei Horden erst zur Zeit Tewekkül-Chan's

[1] Magudschar, wörtlich hoher Rand, lautet in den südlichen Mundarten Magu-jar; Dschaman-su (wörtlich schlechtes Wasser) Jaman-su, und Sor-köl (= Salzsee) Schor-köl.

(1700) stattgefunden, dünkt uns sehr unwahrscheinlich. Was wir unter dem Begriff Horde verstehen, bezeichnen die Kazaken mit dem Worte dschüz, d. h. hundert, im weitern Sinne des Wortes Haufe, ebenso wie tümen, wörtlich zehntausend, zugleich als Bezeichnung einer grössern Abtheilung bei Mongolen und Türken dient. Der geographischen Lage nach befindet sich die Grosse Horde, Ulu dschüz, im Südosten der Steppe an der sibirisch-chinesischen Grenze, namentlich an den Flüssen Tschui, Talas, Tschirtschik bis an die Grenzen des ehemaligen Dzungariens und führt den Geschlechtsnamen Uisun. Die Kleine Horde, Kitschi-Dschüz, campirt zwischen dem Uralfluss, dem Aralsee bis zum linken Ufer der untern Wolga, namentlich am untern Jaxartes in den Sandsteppen des Kara-Kum, an den Mündungen der Emba beim Gebirge Magudschar und um Mangischlak herum, und besteht aus den Geschlechtern Alschin und Dschappas; während die mittlere Horde, Orta dschüz, zwischen besagten zwei Horden, namentlich an den Ufern der Flüsse Tobol, Irtisch, Ischim und Turgai in südlicher Richtung bis zum Jaxartes sich ausdehnt und der Mehrzahl nach aus den Geschlechtern Argun und Naiman besteht.

Was die Unterabtheilungen anbelangt, so ist es mit Hinblick auf die fortwährenden Veränderungen, welchen die einzelnen Stämme, Geschlechter und Familien ausgesetzt sind, wol schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, im bunten Labyrinth der generischen Nomenclatur sich zurecht zu finden. Die Confusion wird noch durch den Umstand erhöht, dass bisweilen einzelne Stämme, Geschlechter und Familien eines und desselben Namens sich bedienen, wie aus beifolgender Liste ersichtlich ist, und dass schliesslich nur der Rahmen der Uruk (Geschlecht) seine stereotype Form bewahrt und nur auch dieser controlirt werden kann, während im Labyrinth der betreffenden Zweige und Familien selbst der in der Genealogie meistbewanderte Kazak-Kirgize sich nur selten zurechtfindet. Ueber seine Ahnen, dscheti-ata, d. h. Sieben Väter, befragt, wird wol jeder Kazak von Anstand seine unmittelbaren sieben Vorältern hersagen können; auch über den engern Verband seines Clans weiss er Bescheid, doch über das gegenseitige Verhältniss dieser letztern zum Uruk und über deren Beziehungen zu den einzelnen Horden kann er selten Aufschluss geben, wovon ich mich persönlich mehrmals überzeugt habe.

Dessenungeachtet wollen wir hier nach Levchine die Haupteintheilung der drei Horden in Folgendem geben.

A. Kleine Horde.

Geschlechter	Familien
Alim-ulu	Karasakal, Kara-Kesek, Kitie (?), Dört-Kara, Tschömekei, Tschikli
Bai-ulu	Adai, Dschapas, Alatscha, Baimakti, Maskar, Bertsch, Tazlar, Isentemir, Tscherkes, Tana, Kizil-kurt, Schicklar
Dscheti-uruk	Tabin, Tama, Kerderi, Dschagal-bai-ulu, Kereït, Tilau, Ramadan.

B. Mittlere Horde.

Geschlechter	Familien
Argun	Kara-kesek, Karavul, Kesek, Tschar-dschitim, Dschendscher, Tschaktschak, Dört-aul, Atigai, Altai, Tebitsch, Tabukli, Bortschi, Karpak, Barsan-tene, Agisch-kalkaman, Kandschigali, Kozigan, Kökschal
Naiman	Bulatschi, Ak-börü, Kara-Girei, Ters-tamgali, Tört-aul, Kök-dscharli, Irginekli, Semis, Baganali, Sadir
Kiptschak	Tori-aigir, töjütschke, Kitabak, Bultun, Kündeli-ene, Tana-Buga, Uzun, Kök-börü
Uwak Girei	Uwak, Girei, Tarakli.

C. Grosse Horde.

Diese bestand ursprünglich aus den Geschlechtern Üisün, Tulatai und Sargan, zu welchen sich später das von der Mittlern Horde losgerissene Geschlecht der Kungrat gesellte, demzufolge der Stammname Üisün-Kungrat ist und in folgende Unterabtheilungen zerfällt:

Geschlechter	Familien
Üisün, Tulatai u. Sargan	Botboi, Tschimir, Dschanis, Sik-Am, Abdai-Suwan, Sari-Sulu, Tschantisch-kili, Kankli, Dschelair.
Kungrat	Bailar-Dschandschar, Uraz-Geldi, Kuldschigatsch, Butschman, Tok-Bulat, Jaman-Bai, Kura-Kuzu, Etimli-jer, Kujusch-Kansiz.

In der hier angeführten generischen Nomenclatur wird uns sofort auffallen müssen, dass die hervorragenden Geschlechtsnamen der Kazak-Kirgizen als solche auch den Özbegen eigen sind, so z. B. Argun, Naiman, Kungrat und Kiptschak, während wieder Kungrat, Naiman, Kiptschak, Kitai u. a. nicht nur bei Kara-Kirgizen, Kara-Kalpaken und Turkomanen, sondern selbst bei Mongolen und andern verwandten Völkern im Osten vorkommen. Die wissenschaftliche Speculation könnte hieraus wol die Bande des gemeinsamen Ursprungs folgern und darauf hinweisen, dass diese Namen schon in der genealogischen Geschichte der turkotatarischen Völker als gemeinschaftliche Benennungen figuriren. Möglich, dass dies bezüglich einiger der hervorragenden Namen auch in der That der Fall ist, doch im allgemeinen wäre es viel zu gewagt, dieser oft zufälligen Identität einen kritischen Werth beizulegen, da unserer Ueberzeugung nach nur der Rahmen der einzelnen Geschlechter (Uruk) von einer mehr soliden Structur ist, die Familien und Zweige jedoch einer fortwährenden Fluctuation ausgesetzt sind[1], am allerwenigsten aber die Benennungen für Belege zur Klarstellung des gegenseitigen Verhältnisses der verschiedenen Unterabtheilungen der einzelnen Türkenvölker genommen werden können, wie wir dies übrigens an einer andern Stelle (vgl. S. 183) schon hervorgehoben.

Im Zusammenhange mit diesem genealogischen Verhältniss spielt noch bei den Kazak-Kirgizen sowie bei ihren Brüdern im Osten die Eintheilung in Adelige und Nichtadelige eine hervorragende Rolle, ja, sie ist hier von einer Wichtigkeit, die bei Turkomanen und Kara-Kalpaken schon lange nicht mehr anzutreffen ist. Der Adel, ak-söngek, d. h. weissbeinige, will vom Gros des Volkes, kara-söngek, d. h. schwarzbeinigen[2], auf Grund directer Abstammung von der Familie irgendeines Sultans oder Bai's oder auch eines berühmten Batirs (Helden) unterschieden sein und tritt mit seinen aristokratischen Prätensionen den Nichtadeligen

[1] Levchine (S. 301) sagt daher mit Recht, dass ein grosser Theil der Namen dieser Unterabtheilungen nach Verlauf eines Jahrhunderts gar nicht mehr existire und nur in den russischen Archiven oder im Gedächtniss der Grauhärte zu finden sein werde.

[2] In der französischen Uebersetzung des Levchine'schen Buches findet sich der derbe Schnitzer Kost-blanc et Kost-noir, wobei das russisch unübersetzte Kost = Bein, von vielen für kirgizisch gehalten werden kann.

gegenüber viel beleidigender auf als der reinste Blaublütige in Europa. Zu dieser alten Aristokratie hat in der Neuzeit sich noch die der Chodscha gesellt, d. h. solcher Schriftkundigen aus den Chanaten, die ihren Stammbaum von dem arabischen Propheten ableiten; doch stehen sie in der Achtung hinter den ältern Aksöngek zurück, auch ist ihre Genealogie mit Recht einem Zweifel unterworfen, wie dies übrigens mit den angeblichen Abkömmlingen aus der Familie Mohammed's überall der Fall ist, da es irgendeinem fremden Abenteurer genügt, mittels Anlegen eines grünen Turbans sich in den Augen des Volkes als Seid oder Chodscha zu qualificiren.

Was dem Ethnographen beim Volke der Kazak-Kirgizen am meisten auffallen kann, das ist die gleichförmig auftretende physische Erscheinung, an welcher weder die verhältnissmässig grosse Ausdehnung des heimatlichen Steppengebietes, noch die Verschiedenheit des Klimas, noch auch die allerbuntesten politischen Begebenheiten bisher nur wenig zu verändern vermochten. Trotzdem sie im Norden der ugrischen und baschkirischen, im Osten der mongolischen und im Süden der arischen Blutmischung sich nur schwer erwehren konnten, so bieten doch die physischen Merkmale des Gesichts und des Körpers ein einheitliches Ganzes dar, und dieses spricht wol am beredtesten für die Annahme, dass das Wort Kazak in der Art und Weise, wie es heute angewendet wird, entschieden als ein ethnischer Begriff betrachtet werden kann, was immer die ursprüngliche Wortbedeutung desselben sei, und auf welchem Wege auch immer die Russen und durch dieselben das übrige Europa zu diesem Namen gekommen sind. Seiner Statur nach ist der Kazak-Kirgize von mittlerer untersetzter Gestalt mit breiten Formen und stark ausgeprägtem Knochenbau; seine Haut ist dunkel und von bronzeartiger Farbe, aber nicht so gelblich wie bei den Mongolen. Die Haarfarbe ist schwarz und braun, die Bartlosigkeit fast eine allgemeine, und diese Männerzierde zeigt sich nur in wenigen Haaren am Kinn und auf den Oberlippen, daher denn auch das tadschikische Scherzwort: „Schnell gezählt wie die Barthaare des Kazaken.“ Die Augen, feurig wie bei allen Nomaden, sind zumeist eng geschlitzt und von brauner Farbe, die Stirn ist niedrig, breit und ohne besondere Brauenerhöhung, die Nase kurz und breit, der Mund gross, die Lippen dick, das Kinn viereckig und massiv: lauter physiognomische Kennzeichen, die dem Gesicht des Kazaken entschieden den Stempel

der Plumpheit und Unschönheit nach unsern Begriffen aufdrücken.[1] Beim Frauengeschlecht treten diese Merkmale des urtürkischen Typus in einer weniger markanten Weise hervor, und weil die Gesichtsfarbe der Frauen auch viel weisser[2] als die der Männer ist — ich verstehe hier die Frau bis zum 15. oder 20. Jahre —, so haben die Kazakinnen zu allen Zeiten in den Augen der Mittelasiaten für Schönheiten gegolten und im Handel einen bedeutenden Preis gehabt, ja sogar in Iran haben sich diese türkischen Schönheiten schon lange eines gewissen Rufes erfreut, und Hafiz' berühmter Vers vom Turki-schirazi[3] = der Schirazer Türke oder auch Türkin, beweist eben diese Richtung des schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Iran herrschenden Geschmacks. Diesem Geschmacke huldigen die Kazaken selbst nicht allzu sehr, denn wie allgemein bekannt, heirathen sie mit Vorliebe aus den Reihen der Kalmükinnen, und je frappanter die Merkmale des mongolischen Typus, desto mehr entspricht dies ihren ästhetischen Begriffen von Frauenschönheit. Diese Neigung zu den alten Eigenheiten der Rasse habe ich übrigens noch unter den Turkomanen vorgefunden, denn wer gelegentlich eines Kampfes mit den Ada-Kirgizen (die südlichste Fraction der Kleinen Horde) eine Kirgizin als Sklavin mitgebracht, der hat sozusagen einen Treffer gemacht, da er für dieselbe einen dreimal höhern Preis bekam als für eine ebenso schöne Iranierin, deren rein arische Gesichtszüge dem Sohne der Steppe immer unschön dünkten.

Einheitlich, wie das typische Bild der Kazak-Kirgizen sich darstellt, so ist auch die Sprache, d. h. der türkische Dialekt, den dieses Volk redet, nur durch sehr geringe Nuancen voneinander verschieden, durch Nuancen, die hauptsächlich im gegenseitigen Verhältniss der Mundart der Kleinen Horde zur Mundart der

[1] Vgl. Ujfalvy, Expédition scientifique française, II, 26. — W. Wereschtschagin, im Tour du Monde, XXV, 219. — Levchine, S. 317. — Narodi Rossij. II, 325.

[2] Die weisse Gesichtsfarbe war immer als charakteristisch bei den Türkenfrauen bekannt. Vgl. türkisch ak-baschlik = Weib (wörtlich weissköpfig), magyarisch fehér személy = Weib (wörtlich weisse Person).

[3] „Ger an turki schirazi bedest ared dili mara. Bechali hindujesch mibachschem Samarkandu Bocharara", d. h. „Wenn dieser schirazer Türke mir seine Liebe spendet, so gebe ich für sein schwarzes Muttermal Samarkand und Bochara hin."

Grossen und Mittlern Horde bemerklich sind. Radloff[1], der gründlichste Kenner der türkischen Mundarten im Süden Sibiriens, sagt hierauf bezüglich: „Dialektverschiedenheiten von einiger Bedeutung hat das Kirgizische nirgends aufzuweisen, wenigstens habe ich in den von mir besuchten Theilen der Steppe, d. h. bei der Mittlern und Grossen Horde, bei Omsk, Semipalatinsk, Buchtarma, Ala-Tau am Tschu und bei Taschkend dergleichen nirgends gefunden, wenn auch durch Einfluss der russischen Nachbarn im Norden und der Sarten im Süden die Sprache einige Bereicherung in lexikalischer Beziehung erhalten hat.“ In Anbetracht der weiten Entfernung des Steppengebiets, der zufolge die Endglieder dieses ethnischen Körpers wol selten oder nie miteinander in Berührung stehen, mag diese Gleichförmigkeit der Sprache allerdings sehr auffallend erscheinen und kann nur darin ihre Erklärung finden, dass erstens die Nomaden, wie wir dies schon oft hervorgehoben, fremden Einflüssen weniger zugänglich sind als die sesshafte Bevölkerung; zweitens, dass der Islam, dieses tödliche Gift der Nationalität, bei den Kazak-Kirgizen bisher nur die Oberfläche berührt, und nur in der religiösen oder didaktischen Volksliteratur höchstens einzelne Wörter zurückgelassen hat, solche Wörter, von denen ein nur sehr geringer Theil zum Gemeingut des ganzen Volkes geworden ist und obendrein in einer der kirgizischen Lautlehre angepassten Form Verbreitung gefunden hat. Was hingegen das Verhältniss des Kirgizischen zu den übrigen Theilen der Türkensprache anbelangt, so unterliegt es keinem Zweifel, dass wir es hier mit einer solchen Mundart zu thun haben, der als nächste Verwandte die Teleutische sich anreiht, und als Uebergangsstufe zwischen beiden kann, wie Radloff richtig bemerkt, der Dialekt der Tataren der Barabasteppe betrachtet werden. Angesichts einer solchen Angliederung und in Erwägung des Umstandes, dass das Teleutische unverkennbare Spuren eines hohen Alterthums an sich trägt, kann die Sprache der Kazak-Kirgizen mit Recht zu jenen Dialekten der türkischen Sprache gerechnet werden, die zum mindesten seit tausend Jahren in der Laut- und Formenlehre nur wenigen Veränderungen unterworfen war, und die, wie aus dem oben berührten Verhältniss zum Magyarischen ersichtlich ist, einzelne dialektische Eigenheiten sowie gewisse Theile ihres Wort-

[1] Vgl. dessen Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens, III, 18.

schatzes schon seit dem 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung unverändert erhalten hat. Dies lässt sich nachweisen aus dem früher flüchtig erwähnten Verhältniss zu dem im Magyarischen befindlichen türkischen Sprachelement, sowie auch in gewissen Theilen des Wortschatzes, der einerseits nur dem Magyarischen, andererseits nur dem Kirgizischen und dem ihm am nächsten stehenden Altaischen eigen ist. Solche Wörter sind z. B.:

magyarisch	kir.-altaisch	deutsch
hő	köö	warm, Gluth
fej	päi	Kopf
csákány	tschakan	Axt
borzad	borsanda	sträuben
fáj	vaj	Weh
az, ez	os	dieser, jener
szalag	salag	Band
rokon	urukun	anverwandt
hurok	kuruk	Schlinge

u. s. w., aus deren gleichförmiger Existenz in beiden Sprachen sich mit Sicherheit annehmen lässt, dass die Mundart der Kirgizen seit jener Zeit, als die Magyaren mit diesem Volke in Berührung gestanden, d. h. etwa seit dem 8. Jahrhundert, nur sehr geringen oder fast gar keinen lautlichen Veränderungen unterworfen war. Aus diesem eine grössere Stabilität bekundenden Charakter des Kirgizischen wird denn auch dessen Verhältniss zu den Turksprachen im Süden leicht ersichtlich. Letztere haben infolge des starken und lange anhaltenden Einflusses der iranischen und moslimischen Cultur ihre Originalität schon längst eingebüsst, und so wie der türkische Nationalgeist, so hat auch die Sprache sich wesentliche Veränderungen gefallen lassen müssen, wie wir dies an betreffenden Orten nachweisen werden.

So wie seine Sprache, so ist auch im herrschenden Zuge seines Nationalcharakters und seines geistigen Wesens das Bild des urwüchsigen Türken und des Nomaden *par excellence* ausgedrückt. Ich finde in Uebereinstimmung mit Rittich[1], dass die Kirgizen, noch unverdorbene Kinder der Natur, auch die Fehler und Tugenden der Kinder theilen, dass sie aber an intellectuellem und mo-

[1] Geographische Mittheilungen, Ergänzungsheft 54, S. 31.

ralischem Gehalt den übrigen centralasiatischen Türken überlegen sind. Bei Reisenden, die früher mit Özbegen und Turkomanen in Berührung gestanden haben, macht der leichtbewegliche, geistig aufgeweckte Kirgize den Eindruck eines schlauen, listigen Menschen, eines eigennützigen und habsüchtigen Patrons, der unter der Maske der Einfachheit eines schlichten Steppenbewohners die Verschmitztheit der Orientalen *pur sang* verbirgt, und hiermit den ihm geringschätzenden Fremdling übervortheilt. Dieser Charakterzug der Kazak-Kirgizen mag wol bei jenem Theile dieses Volkes schärfer zum Ausdruck gelangt sein, der in längerm Verkehr mit dem herrschenden Element der Russen oder mit den arglistigen Tadschiken und Sarten in den Chanaten zur Ueberzeugung gelangt ist, dass diese ihn ausbeuten wollen, daher er als Gegenwehr List gegen List anwendet. Im grossen und ganzen kann von der Heimtücke und Hinterlist der Kazak-Kirgizen doch kaum die Rede sein. Als Kinder der Steppe, die von einer fremden Cultur nur an den Grenzpunkten und nur in verhältnissmässig neuerer Zeit berührt worden ist, haben sie alle Vor- und Nachtheile des Menschen im primitiven Stadium der Bildung behalten, sie weisen alle Tugenden und Laster dieses gesellschaftlichen Stadiums auf und sind in dieser Hinsicht dem Ethnographen von höchstem Interesse.

Vor allem überrascht uns die Geistesfrische und das Gedächtniss der Kazak-Kirgizen. Um irgendeine Neuigkeit zu hören, wird es dieser Nomade nicht scheuen, einen ganzen oder auch zwei Tage lang auf der Steppe bei erstarrendem Frost oder unter sengendem Himmel herumzureiten, und hat er etwas Neues gehört, so eilt er schnell zu den Seinigen zurück, um die Familie und Freunde damit zu unterhalten. Kraft des ausserordentlichen Gedächtnisses vermag er nicht nur Gesichtszüge, Schnitt des Kleides, in welchem er einen Fremdling gesehen, sondern auch die Farbe und sonstigen Kennzeichen des Pferdes jahrelang in Erinnerung zu behalten. und nichts charakterisirt so sehr die hierauf bezügliche Geisteskraft als folgende Anekdote, die mir mein ehemaliger Reisegefährte, der Aksuer Molla Hadschi Bilal mitgetheilt:

„Ich pflegte in frühern Jahren durch Pulat (Semipalatinsk) über Russland nach den heiligen Orten zu reisen, und hatte bei dieser Gelegenheit die Gastfreundschaft eines Kirgizen aus dem Geschlechte der Sargan genossen. Abends nach der Mahlzeit gab ich verschiedene Geschichten zum besten und fügte in eine der Erzählungen ein circa achtzeiliges kalmükisches Gedicht ein. Als

ich nach Verlauf von sechs Jahren wieder in die Gegend von Pulat kam, da war ich nicht wenig erstaunt, von einem mir fremd scheinenden Jüngling besagte Geschichte und dasselbe Gedicht ganz wortgetreu recitiren zu hören. Auf meine Frage, wo er dieses gehört, erfuhr ich zu meinem grossen Staunen, dass er dies als neunjähriger Knabe von mir gehört, und nun als Jüngling ungeachtet des fremdsprachigen Textes der Verse in seinem Gedächtniss treu bewahrt hatte."

Aehnliche Kunststückchen der kazakischen Mnemotechnik werden diesen Nomaden auch in Chiwa nachgerühmt, und kein Wunder, wenn diese Geistesfrische namentlich in den Producten der Phantasie zur reichsten Entfaltung gelangt und auf dem Gebiete der Volkspoesie eine solche Productivität hervorruft, wie wir solche bei keinem Steppenbewohner Centralasiens, ja bei keinem Volke Asiens vorfinden. Aber nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativer Beziehung steht die Volkspoesie der Kazaken unvergleichlich da. Ein Einblick in Radloff's dritten Theil der Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens wird dieses Verhältniss klar darlegen und uns zugleich die Ueberzeugung verschaffen, welch reicher Born unverfälschter und urwüchsiger Poesie dem primitiven und von iranischer und moslimischer Cultur minder stark beeinflussten Türken eigen ist. Die Kazaken selbst theilen ihre Geistesproducte in zwei Abtheilungen, in Volksworte = Kara-söz, und in Büchergesänge = Kitab-ölöng, indem erstere der Volksmuse entspringen, nicht in Schrift, sondern im Munde des Volkes circuliren, letztere hingegen das Werk schriftkundiger Kirgizen, in der Composition wol auch den Stempel des Volksgeistes an sich tragen, aber zumeist solchen Sujets entnommen sind, die auf die Geschichte und Sittenwelt des Islam Bezug haben und von Mittelasien aus in die Steppe importirt worden sind.[1]

Mit Bezug auf die Volksworte wird der Leser sofort bemerken, dass die verschiedenen Arten, wie: Alte Sprüche, Segensworte, Gesänge beim Heimfahren der Braut und Trauerlieder von unbestrittener Originalität sind und bei den sesshaften Türken im Süden und im Westen nur in äusserst abgekürzter Form und in sehr mattem Abklatsch sich vorfinden. Die entzückende Einfachheit der Bilder, der oft tief ergreifende elegische Ton, die kühnen

[1] Vgl. Radloff, Sprachproben, III, 20.

Metaphern und die überraschend reiche Phantasie mahnen wol an die Dichtkunst der in cultureller Beziehung schon längst vorgeschrittenen Orientalen, doch während letztere mit dem oft blendenden und allzu reichen Schmucke in uns den Eindruck eines erkünstelten unnatürlichen Ideenganges zurücklässt, kann die Volksmuse der Kirgizen bei all der Bizarrerie, Naivheit und Unregelmässigkeit uns dennoch nicht ohne Verwunderung lassen. Es fehlt uns hier an Raum, dem Leser in diese Geistesproducte einen Einblick zu verschaffen, doch mögen folgende Excerpte hinreichen, um einen schwachen Begriff zu geben.

A. Sprichwörter.[1]

Birmese de bai dschaksi
Dschimesende mai dschakschi.

Wenngleich nicht freigebig, ist ein Fürst doch geehrt,
Wenngleich ungegessen, ist Schmalz doch ein gutes Ding.

Bekler bilen alasib bulmaz
Tirek bilen körüsüb bulmaz.

Mit Fürsten soll man nicht zanken,
Mit Pappelbäumen soll man nicht ringen.

Taŭdai kalaŭ birgentsche
Barmaktai bak[2] ber.

Anstatt ein Versprechen, so gross wie ein Berg, zu geben,
Gib lieber eine Gabe, so gross wie ein Finger.

Baiding chatun ülse tüsek dschangarar
Dscharli ning chatuni ülse bas kangarar.

Stirbt dem Reichen die Frau, so erneuert sich sein Bett,
Stirbt dem Armen die Frau, so dreht sich ihm der Kopf.

Kaigisiz kara suga semirir.

Der Sorglose wird auch vom schmutzigen Wasser fett.

It kursagina sari maj kirisch mez.

In Hundesrachen passt keine frische Butter.

Kitschkine atti makta, uluk min.

Rühme ein kleines Pferd, aber reite auf einem grossen.

---

[1] Aus der Chrestomathie M. Terentjew's (St.-Petersburg 1876), S. 57—63.

[2] Aus dem persischen بخت, bacht = Glück.

Urus pinen dscholdas bolsan
Dschaninda baltang bolsun.

Trittst du mit dem Russen eine Reise an,
Sollst du immer die Hacke zur Seite haben.

Söngen mojundi kilisch kespes.

Den biegsamen Menschen schneidet kein Schwert.

Töjening burasi dschaksi, sözding turasi dschakschi.

Im Kamel ist die Krümmung, im Worte die Geradheit schön.

B. Wettgesänge.

Kaim-ölöng, wörtlich Freundschaft-(?) Lied, auch Dschumbak ojuni, wörtlich Räthselspiel, indem bei gesellschaftlichen Zusammenkünften oder bei Festlichkeiten zumeist zwischen Mädchen und Jünglingen dialogartige vierstrophige Gedichte improvisirt werden, in welchen die beiden Sänger in Scherzwörtern, räthselhaften, mitunter auch obscönen Anspielungen sich einander zu überbieten trachten. Wer eine Anspielung nicht verstanden, oder auf dieselbe keine passende Antwort gegeben, der wird als besiegt betrachtet und muss unter dem Hohngelächter der Gesellschaft dem Sieger eine Spende darreichen. Die bessern Sorten dieser Wettgesänge bleiben im Gedächtniss des Volkes und wandern von einem Ende der Steppe zum andern. Als Muster diene hier der Anfang eines von Radloff (III, 48) gebrauchten Wettgesanges, Namens „Mörök und Opan-kis", wobei ersterer ein beim Pferdediebstahl gefangener und in Fesseln geschlagener Jüngling, ins väterliche Zelt des Mädchens, Opan-kis, gebracht, mit letzterm folgendermassen dialogisirt:

Mädchen:

Meiner Mützenfeder Spitze schwankt hin und her,
Die Wurzeln meiner schwarzen Haare sind weich,
Der mein friedlich lebendes Volk plötzlich aufgestört,
Der zu Fuss Gekommene, wo ist er? Brüder, ich will singen.

Jüngling:

Deiner Mützenfeder Spitze bewegt sich hin und her,
Der Suchende wird trefflichen Nutzen finden.
Von weither bin ich suchend zu Fuss gekommen,
Wo ist das Mädchen Opan, ich will singen.

Mädchen:

Wenn du Himmel und Erde messend einhergekommen, o Jüngling!
Wenn du Himmel und Erde messend durchschritten, o Jüngling!
Jetzt hast du Fesseln gleich des Ackermanns Pferd;
Nach deinem Geschlecht will ich fragen, woher bist du, Jüngling?

Jüngling:

Fragst du mein Geschlecht — ein Baganali bin ich,
Unser Reichthum sind grauscheckige Pferde,
Und sollten Aman-Dscholung und Naur-Kul sich versammeln,
Werde ich etwa dich, Kind, nicht hinten im Sattel werfen?

Mädchen:

Wo ist das Gehen, wo ist das Besuchen der Bazars,
Wie kannst du, mein Volk überfallend, mich nehmen?
Du, der du unter uns barfuss und zu Fuss einhergehst,
Wie vermagst du Opan hinten im Sattel zu werfen?

Jüngling:

Während du singest, meine Opan, . . . so stirbst du,
Trifft Gottes Befehl ein, wirst auch du sterben,
Und sollte Aman-Dscholung und Naur-Kul ich versammeln,
So wirst Naiman du wie eine Handfläche in die Erde versinken[1];

u. s. w., bis nach langen gegenseitigen Neckereien, Scherz-, Schimpf- und Spottbemerkungen der Reimunkundige und der Wortärmere den kürzern zieht und sich als besiegt erklärt. In dieser Beziehung kennt der Kazake keine Galanterie zum schönen Geschlecht, obwol, wie ich mir sagen liess, die Mädchen nur sehr selten zu den Besiegten gehören, wenn nicht der Gegner etwa ein Koscha oder ein Baksai, d. h. professioneller Reimschmied und Troubadour sei.

C. **Gelegenheitslieder,**

die bei den Hochzeitsfeierlichkeiten, wie beim Beginn der Hochzeit (Tojbastar), beim Heimführen der Braut (Uzatkan kizding ölöngü)[2], beim Enthüllen der Braut (Bet aschar)[3] gesungen

---

[1] Den Text habe ich dem oft erwähnten Werke Radloff's (III, 38) entnommen, doch in der Uebersetzung habe ich mit dem verdienstvollen Gelehrten nicht immer übereinstimmen können.

[2] Wörtlich: Das Lied des wegziehenden Mädchens.

[3] Wörtlich: Gesicht öffnen.

werden. Ferner die Trauerlieder (Dschoktagan dschir)[1], eigentlich Klagerufe, verbunden mit den Lobpreisungen des Verstorbenen u. s. w., von denen wir an betreffender Stelle einige Beispiele anführen und deren wir hier nur deshalb Erwähnung thun, weil dieselben in ihrer unverfälschten Originalität sich eigentlich nur bei diesen Nomaden erhalten, bei den Halbsesshaften Centralasiens allmählich aus der Mode kommen oder durch den Islam umgestaltet werden, bei den Türken des Westens hingegen schon gänzlich ausser Gebrauch gerathen sind.

D. Märchen und Erzählungen.

Dieselben machen den eigentlichen Hauptbestandtheil in der Volksliteratur der Kazak-Kirgizen aus, und erstrecken sich theils auf die Kriegsthaten früherer Heroen (Batir), die in Kriegen und Barantas sich hervorgethan, theils auf solche Producte der erhitzten Phantasie, in welchen das Wundersame mit dem Heldenhaften gepaart, auf die Begeisterung und Unterhaltung der Zuhörer hingezielt wird. Diese sowol wie die Märchen sind rein nationalen Motiven entnommen und kommen bei Özbegen, Kara-Kalpaken und Turkomanen äusserst selten vor, und werden namentlich bei erstern als Zeichen der Unbildung und Rauheit verschmäht, während es beim Kirgizen zum guten Ton gehört, oft die noch so langen Erteks (Märchen) und Mäsel (Erzählungen) in einem Athem näselnd herzusagen, und selbstverständlich wird es zu den grössten Genüssen gerechnet, dem professionellen Sänger, d. h. Baksai oder Koscha, zuzuhören, der in Begleitung seiner Kobyz (Geige) diese mit einer gewissen Bravour vorträgt. Das Thema bleibt immer dasselbe, doch gibt es verschiedene, stark voneinander abweichende Varianten, was namentlich bei den mehr beliebten Pièeen der Fall ist. So vergleiche man zu diesem Behufe die Erzählung des Kosy Körpös bei Radloff (III, 221) mit der von Berezin in seiner Chrestomathie (S. 70—162) gegebenen Variante, und man wird finden, dass Versmaass, Composition, Episoden u. s. w. ganz voneinander verschieden sind; so z. B. ist die Variante bei Berezin durchgängig in Versen gehalten, während die bei Radloff mit Prosa untermischt und auch kürzer ist. Bezüglich des poetischen Werthes dieser Erzählungen muss ich bemerken, dass dieselben

[1] Wörtlich: Das Lied des Dahingeschiedenen.

in Pracht den Metaphern und im Wechsel der Phantasiegebilde den Mesel (Erzählungen) der Meddahe in Aegypten, Arabien und Persien wol zunächst stehen, doch um so natürlicher und ergreifender werden die Ausbrüche der Leidenschaft geschildert. Verse wie folgende, in welchen das Mädchen Bajan an der vermeintlichen Leiche ihres geliebten Kosy wehklagt:

Kosy, steh' doch auf, um zu lachen und zu scherzen!
Mein Einziger, liegst du blinkend da?
Wenn ich dich sehe, brennt meine Seele wie Feuer,
Aus Rache hab' ich Kodar hergebracht.
Steh' auf, Kosy! zwitschre wie ein Vogel!
Mein Einziger, bist du auf der Erde ausgestreckt?
Niedergeworfen von dem mit Rabenfedern besetzten Pfeil?
Wenn du noch die Fliegenseele in dir hast, steh' auf!
Es kommt zu dir Bajan, wie ein Vogel zwitschernd.
Mein Licht, meine Leuchte, mein Seelengefährte,
Zu deiner Seite kam Bajan, deine innige Freundin.
Der du dich von deinem Volke und Jurte getrennt,
Mein Liebster, was bist du meinetwegen geworden?[1]

u. s. w., kommen, was die Einfachheit anbelangt, in den Compositionen der Meddahe heute schon selten vor.

Mit Bezug auf die Büchergesänge bemerkt Radloff ganz richtig, dass sie den Zweck haben, die Lehre des Islam zu verbreiten und den Volksgeist allmählich zu verdrängen. Sie wirken in der That wie ein langsam schleichendes Gift und üben einen stets sich vergrössernden Einfluss aus. Der schriftkundige Theil des Volkes, der zwar noch im ganzen ziemlich gering ist, hat durch sie sich schon dem Volksgeiste entfremdet, und mit Hülfe dieser Büchergesänge sucht er die noch unberührten Elemente mit den Lehren des Islam bekannt zu machen.[2] Allerdings sind die meisten dieser Compositionen, was Sprache und Ideengang anbelangt, dem kirgizischen Volksgeiste so ziemlich angepasst, was mir besonders aufgefallen ist, als ich das Säipül-Mälik (Radloff, III. 521) mit der unter dem Titel Seif-ül-Muluk bekannten Dichtung Mir Ali Schir Newai's verglichen habe[3], und wo ich die Adaptirungskunst

[1] Radloff, III, 250—251 (Text). Den letzten Vers übersetzt Radloff: „Mein Liebster, was du wegen meiner gekommen?" Ich erlaubte mir den Sinn deshalb zu verändern, weil ich in negä kelding, wörtlich: wozu bist du gekommen, das bildliche „was ist aus dir geworden" verstehe.

[2] Radloff, III, 20.

[3] Vom Seif-ül-Muluk سيف الملوك habe ich in meinen „Cagataischen Sprachstudien", S. 187, einen kurzen Auszug gebracht.

des kirgizischen Dichters nicht genug zu bewundern vermochte. Doch sind und bleiben diese noch lange nur fremde Geistesproducte, die nie von der grossen Masse goutirt werden und auf Sprache und Ideenwelt der Kirgizen nur im Laufe der Zeit und nur an den Grenzrayons eine bleibende Wirkung zurücklassen können.

Wir haben bei der Volkspoesie der Kazak-Kirgizen nur deshalb etwas länger verweilt, um die geistige Begabung dieser Nomaden, welche übrigens auch von den Sesshaften anerkannt wird, besonders in Relief zu bringen. In den Bazaren Mittelasiens ist der schlichte kirgizische Kameltreiber wol häufig die Zielscheibe des Spottes seitens der Tadschiken und Sarten, doch die Mollas, die längere Zeit auf der Steppe unter diesem Volke gelebt, können nicht genug Rühmenswerthes von der geistigen Regsamkeit, dem Mutterwitz und dem Gedächtniss dieser Nomaden erzählen. Ihrem Eifer für die Religion wird natürlich nicht in solchem Maasse Lob zutheil, denn der Islam, obwol im südlichen Grenzgebiete sporadisch gewiss schon früh verbreitet, hat beim Gros dieses Volkes doch eigentlich erst im 17. Jahrhundert Eingang gefunden, als nämlich Kütschüm-Chan von seiner Residenz am Isker dem von Bochara ausgehenden Proselytismus officiellen Vorschub leistete, wie wir dessen an einer andern Stelle (vgl. S. 115) schon Erwähnung gethan. Nach Aussage bocharischer Mollas — und diese Aussage entspricht auch am meisten dem Thatbestand — hat die Steppe im Norden der Chanate von jeher als Tummelplatz solcher Achonden gedient, die entweder auf den Collegien am Zerefschan nicht über das Niveau der Mittelmässigkeit hinauskamen, oder die in Ermangelung eines Freiplatzes die Spesen für eine Zelle (Hudschre) in den Collegien auf einer Missionsreise in der Steppe zusammenscharren mussten. Ob daher auf einer Geschäftsreise oder auf einer Suche nach Abenteuern, haben diese Glaubenssendlinge auf der Steppe stets das Füllen der eigenen Seckel vor Augen gehabt, und der Bekehrungseifer ging nur so weit, um durch eine formelle Annahme des Islam seitens der Nomaden das Kirgizenland als ein permanentes Exploitationsgebiet zu erhalten. Wenngleich minder schlau und verschmitzt als der tadschikische oder sartische Molla aus den Chanaten, so brachten die Missionare, welche aus den Wolgagegenden und aus der Krim kamen, auch wol nicht mehr Begeisterung für das Missionswerk mit. Als Emigranten aus Russland, hatte der Heiligenschein des

Märtyrerthums wol ihr Ansehen erhöht, da selbst der speculative kazaner Kaufmann à conto der moslimischen Leidensgeschichten gute Geschäfte macht; doch ist auch ihr religiöses Wirken ohne besondern Erfolg geblieben, daher der Islam der Kazak-Kirgizen sich nur auf Aeusserlichkeiten beschränkt und ins Volk viel weniger eingedrungen ist, als dies durchschnittsmässig bei den Turkomanen und Kara-Kalpaken angenommen werden kann. Laxe Glaubensbefolger sind allerdings alle Nomaden, selbst die um Medina herum wohnenden Beduinen nicht ausgenommen, doch so oberflächlich wie bei den Kirgizen ist der Islam nirgends anzutreffen. Nur an den Höfen der Sultane und vornehmer Bais pflegen Mollas den kärglichen Unterricht im Koranlesen zu ertheilen, als Vorbeter zu wirken und das Scheriat (Religionsgesetz) auszulegen. Ein solcher Molla bekommt gewöhnlich 20 Rubel auf einen Monat von seinem eigentlichen Herrn, während die übrigen Schüler aus fremdem Hause 40 Kopeken bezahlen. Der gemeine Mann begnügt sich damit, wenn er sein Bismillah (Im Namen Gottes) häufig im Munde führt, sich den Schnurrbart rituell zugestutzt, das Vieh regelrecht geschlachtet (obwol er auch auf der Jagd erlegtes Wild geniesst) und nach dem Coitus eine Surrogatwaschung vorgenommen hat. Letztere heisst Teschbih-tähärät, d. h. Imitationswaschung, bei den Kirgizen und Tejemmün bei den Sesshaften, und besteht darin, dass man in Ermangelung des Wassers auch mit einem Sacke trockenen Sandes ein doucheartiges Bad nehmen kann. Die täglich fünfmaligen Waschungen und Gebete werden nur von den Alten und auch bei diesen selten prakticirt, ebenso wie bei Geburt, Ehe und Leichenbestattung das Hersagen der Fata (Fatiha) nur als nebensächlich betrachtet wird. Nur eine Gattung moslimischer Priester, nämlich die Koschas, richtiger Chodschas, wie in Mittelasien die angeblichen Nachkommen Mohammed's genannt werden, können eines grössern Wirkungskreises sich rühmen, doch da dies zumeist Individuen zweifelhaften Charakters sind, die mehr dem Geschmack der Kirgizen als den Vorschriften des Islam Rechnung tragen, so verdanken sie ihr Ansehen nur der Quacksalberei, dem Wahrsagen und sonstigem Hokuspokus.

Den Unterricht in der Schule erhält der Kirgize, wenn er acht Jahre alt geworden ist. Der Vater übergibt seinen Sohn dem Molla irgendeines Auls mit folgenden Worten: „Herr Molla! Hier ist mein Sohn, lehren Sie ihn. Ist er faul, so zerren Sie ihn

bei den Ohren, ist er muthwillig, so prügeln Sie ihn. Seine Beine gehören mir, sein Fleisch übergebe ich Ihnen." Dass diese antipestalozzische Erziehungsmethode gar häufig in Anwendung kommt, braucht kaum gesagt zu werden. Der arme ans freie Leben gewöhnte junge Nomade muss stundenlang im engen Raume eingepfercht zubringen, und die ganze Wissenschaft, die er sich aneignet, besteht aus Lesen und selten aus Schreiben, und wer es so weit gebracht, dass er aus dem Heftjak (Koran-Fragment) einige Blätter auswendig herzusagen weiss, natürlich ohne dieselben zu verstehen, der wird entschieden zu den guten Studenten gezählt.[1]

Wenn der dem semitischen Nationalgeist entnommene Monotheismus sich bisjetzt nur schwer einzubürgern vermochte, so haben die Reminiscenzen aus der alten schamanischen Glaubenswelt sich um so frischer erhalten, und wenngleich als Verstoss gegen den Anstand betrachtet und in gewissen Kreisen geheim betrieben, huldigt der Kirgize der alten Geisterwelt noch immer. Der Altaier geht frank und frei zum Herrn des Baches, der Quelle, des Waldes und des Berges, während der Kirgize zu den an solchen Stellen begrabenen Helden pilgert und in der Seele des Dahingeschiedenen dem Geiste des alten Glaubens huldigt. Er beobachtet ferner zahlreichen Aberglauben durch eine Art verborgener Achtung, die er dem Baksa, Palschi, Rimschi, Dschaurundschi zollt. Der Baksa, der Kam der Altaier, ist ein Ueberbleibsel des alten Schamanenthums, und ist der Wortbedeutung nach mit dem Baksai der Mongolen, wo es den Begriff Schriftkundige, Gelehrte u. s. w. darstellt, gleichlautend; die Form Baksa, Baksu ist auch von den Magyaren in ihrer Sprache nur als Personenname aufbewahrt worden. Der Baksa der Kirgizen spielt ungefähr dieselbe Rolle wie der Kam der Altaier, nur tritt er in derselben schüchterner auf, bedient sich anstatt der Trommel der Geige (Kobyz), hält auch seinen Zauberanzug nicht ganz in der Ordnung und versteigt sich sogar zur Annahme eines moslimischen Ordenszeichens, nämlich des Asa = Stabes, dessen Knauf er mit Eisenringen und Blechstücken behängt. Der Baksa ist im allgemeinen mehr einem moslimischen

[1] Interessante Daten über die Erziehung der Kirgizen hat ein kirgizischer Schüler des Seminars zu Taschkend in der „Turkestaner Zeitung". 1883, Nr. 17. unter dem Titel: „Die physische und geistige Erziehung der Kirgizen" gebracht.

Ordensbruder als einem Repräsentanten des Schamanenthums ähnlich, denn er führt immer den Namen Mohammed's und der vier Gefährten im Munde, und wo er auf die Sitten und den Aberglauben der alten Religion zurückgreift, erstreckt sich das auf den Hokuspokus, den er bei Kranken anwendet, und namentlich beim Opfer des zur Heilung verlangten Thieres, wo er auch die Knochen bemalt und nebst andern aus Teig oder Leder geformten Thieren an irgendeinem einsamen Platze verbirgt. Zum Kranken gerufen, versucht er zuerst das Uebel mittels Recitiren gewisser Gedichte zu heilen, wobei er völlig in Ekstase geräth, in Verzuckungen fällt und zu schäumen anfängt. In diesem Zustande soll das Berühren seines Körpers wunderwirkend sein, gerade wie dies bei den im Ringe (Chalka) sitzenden moslimischen Ordensbrüdern der Fall ist, welcher Zustand, bei letztern medschzub مجذوب genannt, eben die Annäherung des dem Islam eigentlich verpönten Ordenswesens an das alte Heidenthum bildet. Was schliesslich die sogenannten Baksa-Gebete[1] oder Lieder anbelangt, so repräsentiren dieselben ein buntes Gemisch von moslimischen Gebetformeln, altschamanischem Aberglauben und nomadischem Heroencultus, eigentlich ein ganz sinnloses Gewäsch, ganz verschieden von den Segensformeln der Kam unter den Altaiern, denen es mitunter an poetischem Gehalt nicht fehlt.

Der Palschi, in den Chanaten Faldschi (von فال, fal = Prognostikon) genannt, daher der Wortbedeutung nach der Prognostikonmacher, ist ein Wahrsager, der über verborgene Dinge Aufschluss gibt. So wie man im Westen Asiens auf einer zufällig geöffneten Seite des Korans oder Mesnewis den Ausgang irgendeines Unternehmens erforschen will, so pflegt der Mittelasiate hierzu sich einer bestimmten Anzahl kleiner Stäbe zu bedienen, die, mit geschlossener Hand unter die Anwesenden vertheilt und einzeln abgeliefert, je nach der entsprechenden Zahl und Länge das Substrat der Wahrsagung bilden. Manchmal werden die Stäbchen auf einen Haufen geworfen, und aus deren zufälliger Form und Lage pflegt der Sachkundige zu prophezeien. Dies heisst Tschöb-fali und war merkwürdigerweise, wie Ammianus Marcellinus erzählt, auch von den Hunnen angewendet worden, denn Attila liess vor dem Treffen bei Châlons eben auf diesem Wege von seinen Zauberern den Ausgang der Schlacht prophezeien. In

[1] Vgl. „Des Baksa Gesang" bei Radloff, III, 60.

Ermangelung von Holz werden hierzu kleine Steinchen gewählt, und da die Steppe weder das eine noch das andere hat, so ist bei den Kazak-Kirgizen zu diesem Behufe der Schafmist, d. h. die kleinen Kügelchen desselben, Kumalak, in Gebrauch gekommen. Diese Art Wahrsagerei wird mit „Kumalak aschadi" = „Er hat Kügelchen geöffnet", umschrieben, da das Forschen nach dem Unbekannten immer mit öffnen wiedergegeben ist.[1] Die Art und Weise dieses Wahrsagens besteht nach Radloff[2] aus Folgendem: Der Wahrsager, ob Baksa oder Koscha, nimmt 41 dieser Kumalak, legt sie auf eine weisse Filzdecke, mischt sie untereinander, indem er eine Segensformel murmelt, legt einzelne an die Stirn, und nachdem er sie in drei Theile getheilt, zählt er an jedem Haufen so lange zu vieren ab, bis bei jedem 1—4 Körner übrigbleiben. Die übriggebliebenen Kügelchen theilt er nun wieder in drei Theile, dies wiederholt er zum dritten mal, bis er an neun Stellen 1—4 Kügelchen liegen hat, und aus der Constellation der einzelnen Haufen weissagt er dann. Die Lage der Körner stellt folgendes Täfelchen dar:

a	b	c
d	e	f
g	h	i

Die rechten drei Häufchen, c-f-i, heissen öz dschak = eigene Seite, d. h. der Person, der man wahrsagt, die linke, a-d-g, duspan dschak, feindliche Seite, und die mittlere, b-e-h, heisst dschol = Weg. In der obern Horizontalreihe heissen *a* und *c* dschastik (Kissen), *a* das feindliche und *c* das eigene. In der zweiten Horizontalreihe heissen *d* und *f* bür (Krümmung, Rücken)[3], *d* die feindliche, *f* die eigene Seite. In der dritten Horizontalreihe heissen *g* und *i* bosaga = Seiten der Thüre, auch böktönschög = hinter dem Sattel gebundene. Auf dem mittlern Verticalwege

[1] Vgl. magyarisch tátos = Zauberer, mit dem Verbalstamm tát = öffnen.

[2] Vgl. Bd. III, S. 132, Note 1.

[3] Radloff hat dieses Wort unübersetzt gelassen, doch glaube ich in demselben das türkische بوكور, bögür = Krümmung, zu entdecken.

heisst *b* die Stirn (mangdai), *c* Herz (dschürök) und *h* Schwanzriemen (kujuskan). Die Entzifferung ist vag und unbestimmt. Gerade Zahlen, 2 oder 4, bedeuten Unglück, ungerade Zahlen hingegen Glück. Das Ganze ist orakelhaft, doch wäre es interessant, die Wahrsagungen zu kennen, die Radloff gesammelt hat und deren Veröffentlichung er in Aussicht stellt. (Vgl. S. 192.)

Der Rimschi, der Irimtschi der Mittelasiaten, von ايريم irim = Vorzeichen, Zukunft, daher Zeichendeuter, bildet ebenfalls eine Klasse der Wahrsager, die sich aus den Reihen der Weiber rekrutirt. Der Rimschi prophezeit Glück oder Unglück aus dem Blöken der Schafe, aus dem Züngeln der Flamme, aus dem Zischen des in heisses Fett gegossenen Wassertropfens, aus dem Kräuseln des durch den tündük steigenden Rauches u. s. w., nur werden derartige Prophezeiungen von Männern in den Chanaten nicht ganz ernst genommen, daher die Redensart Chatun-irimi = Weiberprophezeiung, d. h. Unsinn. Schliesslich wollen wir der Dschaurundschi erwähnen, der Wortbedeutung nach der Schulterblattmann, von Dschaurun = Schulterblatt, weil er mit der Kunst, aus diesem zu prophezeien, sich abgibt, wie wir diese Art von Wahrsagung an einer andern Stelle schon beschrieben haben (vgl. S. 129). Schon Rubruquis berichtet über diese Art des Wahrsagens bei den Mongolen, doch ist dieselbe bei den Kazak-Kirgizen jetzt nicht mehr stark verbreitet, und auf meine hierauf bezüglichen Fragen hat man mir nur in verschämter Weise geantwortet. Die Reminiscenzen an den alten Schamanencultus werden überhaupt nur immer geheim geübt, und selbst der Baksa hat, wie wir gesehen, trotz des phantastischen Kleides, Stockes und Kobyz schon vieles mit dem Diwane oder Derwisch gemein, und kann nur durch Adaptirung an letztern sich erhalten.

Die Spuren, welche der Islam im gesellschaftlichen Leben dieser Nomaden bis heute zurückgelassen hat, sind im allgemeinen sehr gering und tragen aus leicht erklärlichen Gründen zumeist das Gepräge der moslimisch-iranischen Cultur der Chanate an sich. So wie in Religionssachen, so haben sie auch im Sittenleben nur die äussere Oberfläche berührt, und von einer radicalen Umgestaltung kann nur im Falle einer veränderten Lebensweise, d. h. nach stattgefundener Niederlassung, die Rede sein. Trotz Annahme gewisser Formalitäten nehmen die Kazak-Kirgizen bis heute nur sehr selten arabisch-persische Namen an, ebenso wenig wie sie in ihrer Diätetik und Kleidung, mit der Ausnahme, dass sie kein

Schweinefleisch essen, besonders die rituellen Gesetze des Islams achten. Der Rechtgläubige in den Chanaten betrachtet den Kirgizen nur als einen Halbmuselman, der das Fleisch solcher Thiere geniesst, die von der Religion verboten sind, der einen mit breiten Krempen versehenen Hut aufsetzt, der keine Gebete und Fasten hält, der das Gesetz der Beschneidung nur sporadisch befolgt, der seine Frau unverschleiert umhergehen lässt, mit einem Worte, als einen recht lockern Glaubensmann. Die Jurisdiction, welche seitens der Sultane geübt wird, hat wol einen iranisch-moslimischen Zuschnitt, und so wie bei den Turkomanen der Deb (vom arabischen edeb = Sitte), so ist hier der Adat (arabisch adat = Sitten), nämlich das Gewohnheitsgesetz, maassgebend; doch das Grundwesen derselben bekundet eine der nomadischen Gesellschaft eigenthümliche Auffassung. Es gibt zweierlei Strafgelder: *a*) Kun, vom persischen chun خون = Blut, und *b*) Aib, vom gleichlautenden arabischen عيب = Fehler. Das Kun, d. h. die Strafe des Todtschlags, wird mit 100 Pferden für einen Mann und mit 50 für ein Weib angesetzt[1], wozu noch als Aib ein Togus (Neunt), d. h. neun Stück Pferde, Füllen, Kühe, Schafe u. s. w., kommt, während für Kinder unter 10 Jahren ein Drittel Kun bezahlt wird. Das Aib, durch welches andere Vergehen, als Beschädigung eines Körpertheils, Ehebruch, Diebstahl und andere kleine Verbrechen bestraft werden, besteht aus ein, zwei oder drei Toguze, d. h. ein, zwei oder drei Neun von grössern oder kleinern Thieren, je nach dem Maassstabe des angerichteten Schadens. Ob dieses Gesetz auf der ganzen Steppe gleichmässig besteht, ist aber sehr zu bezweifeln, denn einerseits hat Russland an vielen Punkten die Rechtspflege in die eigene Hand genommen, und andererseits hat der moslimische Cultureinfluss dem Scheriat hier und da Eingang verschafft. Wie Levchine erzählt, hatten die Kirgizen unter der Herrschaft Tiavka-Chan's, den sie als ihren Lycurgus betrachten, nach den Satzungen des Korans geordnete Rechtszustände, nämlich die Lex talionis in ihrer vollen Geltung, mit der Zeit jedoch hat diese die Strenge eingebüsst: es trat an deren Stelle das früher erwähnte Blut- und Schandgeld ein, und da diese mildere Form der Gesetzgebung trotz der geachteten Graubärte sich nur

[1] Nach Kostenko (Turkestanski Kraj, 1, 346) beläuft sich dieses Strafgeld auf 1000 Pferde, was mir aber zu hoch angeschlagen scheint.

schwer Geltung verschaffen konnte, da die Schuldigen zumeist sich renitent zeigten, so musste der Fall einer persönlichen Satisfaction oder eigenhändigen Pfändung eintreten, welcher Act mittels der Barantas effectuirt wurde.

Die Barantas, richtiger barumta, von barum = Vieh, d. h. Vieh machen, Vieh rauben, gehören allerdings zu den uralten Sitten dieses Volkes, denn sie repräsentiren eine Art von Faustrecht im Falle einer Rechtsstreitigkeit, eines Ehrenhandels und Blutrache, doch ihrem Grundwesen nach sind sie als Ausfluss der Lust nach Abenteuern zu betrachten. Junge Kirgizen, die keine Baranta mitgemacht, haben keinen Anspruch auf Ehre und Achtung, denn sie können den Titel eines Batirs (Helden) sich nicht erwerben. Diese Baranta gehören zu den unheilvollsten Plagen, welche das Volk der Kirgizen im Laufe seiner Geschichte heimgesucht haben, eine Plage, die nicht nur zahlreiche Familien und Geschlechter der Subsistenzmittel beraubte, indem man ihnen in einer Nacht ganze Heerden wegtrieb, sondern auch viele Menschenleben vernichtete, denn theils fielen die Vertheidiger unter den Schlägen der plötzlich hereinbrechenden Räuber, theils gerieth ein grosser Theil in Gefangenschaft, die Familie wurde zerstört und nur wüste Brandstätten oder herrenlos umherirrende Hunde bezeichneten den Ort, wo früher an Menschen und Vieh reiche Auls gestanden. Man behauptet gewöhnlich, dass Habsucht, verschmähte Liebe, unbezahltes Kun, d. h. unerfüllte Rache und sonstige oft scheinbar kleinliche Gründe diese schreckliche Leidenschaft wach gerufen und die Kirgizen zum Brudermord verleitet haben. Unsers Erachtens nach sind dies jedoch nur nebensächliche Ursachen, denn der eigentliche Beweggrund zu diesen Raubzügen liegt in der Natur der arbeitsscheuen, schwärmerisch angelegten, abenteuerlustigen und nach Abwechselungen im Leben dürstenden Steppenbewohner, die in Ermangelung eines äussern Feindes sich gegenseitig anfallen und zerfleischen, ohne hierzu immer vom Instinct des Hungers getrieben zu werden, wie dies bei gewissen Gattungen Thieren der Fall ist. Eine ähnliche Erscheinung im Steppenleben bilden die Alamans der Turkomanen, von denen weiter unten die Rede sein wird. Erstere sowol als letztere waren es, welche den Verkehr mit den im Süden und Norden angrenzenden Culturländern erschwerten oder unmöglich machten, ja, diesen Barantas ist es zuzuschreiben, dass die Populationsverhältnisse auf der Steppe zu allen Zeiten die schlechtesten waren, und erst

in der Neuzeit, wo die russische Autorität gegen dieselben energisch einschreitet, ist eine geringe Besserung wahrzunehmen.

Wie gross die Zahl der Kazak-Kirgizen in den vergangenen Jahrhunderten gewesen, davon wäre es schwer, selbst mit der kühnsten Combinationskraft sich eine Vorstellung zu machen. Rytschkow[1] vermuthet nicht mit Unrecht, dass Abulchair-Chan nach den Anmerkungen für das Jahr 1724 aus der Mittlern und Kleinen Horde wol schwerlich 100000 Krieger hätte aufbringen können und lässt nur die Hälfte obenerwähnter Zahl als Möglichkeit hingestellt, während er die Zahl der Grossen Horde auf 20000 Familien, d. h. circa 100000 Seelen veranschlagt. J. G. Georgi (1783) schätzt jede der drei Horden auf 30000 Zelte, was eine Gesammtzahl von 90000 Zelten oder 450000 Seelen geben würde. Etwas concreter spricht schon Levchine[2] von der Seelenzahl, der bei der

Grossen Horde	450000
Mittlern Horde	1,000000
Kleinen Horde	900000
	2,350000,

folglich ungefähr 2,400000 Seelen annimmt, was in Anbetracht der genauern Informationen der mit einem halben Jahrhundert vorgeschrittenen Kenntniss von der Steppe wol glaubwürdiger erscheint; andererseits ist aber die Annahme berechtigt, dass das immer mehr und mehr sich ausbreitende russische Régime, namentlich aber die strenge Ueberwachung, respective Verhinderung der räuberischen Anfälle schon jetzt ihre Früchte tragen. Mit der Zahlenangabe Levchine's stimmt auch die schon mehr zuverlässige Quelle, nämlich Rittich[3] überein, der die unter russischer Botmässigkeit stehenden Kazak-Kirgizen in den verschiedenen Gebieten folgendermassen schätzt:

Gouvernement	Seelenzahl
Tomsk	41500
Tobolsk	17766
Akmolinsk	205900

[1] Orenburgische Topographie oder umständliche Beschreibung des Orenburgischen Gouvernements von Peter Rytschkow, aus dem Russischen von J. Rodde (Riga 1772), S. 125.

[2] Vgl. S. 300.

[3] Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 54, S. 43.

Gouvernement	Seelenzahl
Semipalatinsk	240000
Turgai	266000
Uralsk	415000
Semirjetschensk	367000
Kuldscha	23400
Sir-Darja	494800
Amu-Darja	65000
Transkaspien	136000
Ferghana	25000
Summa	2,297366.

Zu diesen rechnet Rittich noch andere Kazak-Kirgizen unter der Rubrik Asien, d. h. ausserhalb des eigentlichen Centralasiens, in der Stärke von 61266 Seelen, wonach er die Gesammtzahl dieses Volkes auf 2,358632 Seelen schätzt.[1] Die allerneuesten statistischen Angaben finden wir bei Kostenko, der 1880 die Zahl der zu Turkestan gerechneten Kazaken allein auf 1,462693 Seelen schätzt und in den einzelnen Posten von Rittich wesentlich abweicht. Behufs Vergleichung wollen wir einige Angaben confrontiren:

Gouvernement	nach Rittich	nach Kostenko
Semirjetschensk	367000	595237
Sir-Darja	494800	709370
Ferghana	25000	126006
Amu Darja	65000	31385

Seelen, und wenngleich wir in Erwägung ziehen, dass Kostenko unter Kirgizen auch Kara-Kirgizen versteht, so wird die Divergenz der Daten uns doch von der Schwierigkeit überzeugen, hier genaue statistische Angaben zu erlangen. Die Zahl 2,500000 steht daher der Wahrheit am nächsten, wozu selbstverständlich die unter chinesischer Botmässigkeit stehende nicht unbedeutende Fraction dieses Volkes noch nicht gerechnet ist.

---

[1] Bei dieser Gesammtzahl wird es eigentlich nicht klar, ob hierin auch schon die Zahl der Bükej oder Innern Horde gerechnet worden ist. Diese beträgt nach Rittich („Die Völker Russlands", in Petermann's Geographischen Mittheilungen, 1877, S. 148) die Zahl von 156462, welche Zugabe im Verein mit den die Botmässigkeit der halbindependenten Chanate und Chinas anerkennenden Kazaken die Annahme von 2½ Millionen gestattet.

Diese Seelenzahl nun ist es, welche das bis heute in physischer und moralischer Beziehung am wenigsten entstellte Element des Türkenthums repräsentirt. Diese $2^1/_2$ Millionen Kazak-Kirgizen, zu denen noch die Kara-Kirgizen gerechnet werden können, bilden einerseits, trotz der zeitweiligen Beimischung allerdings sehr geringen ugrischen und mongolischen Blutes, das reinste Prototyp des sogenannten türkisch-tatarischen Ethnos, andererseits haben sie jene Momente des gesellschaftlichen Lebens und des türkischen Nationalgeistes am treuesten bewahrt, in welchen der Typus der nationalen Individualität am besten zum Ausdruck gelangt ist, und welche gleichsam als Verbindungskette zwischen Turko-Tataren und Mongol-Madschuern zu betrachten sind. Wir haben diese Momente, d. h. die Züge des nomadischen Lebens, am Eingang dieses Abschnitts im grossen und allgemeinen entworfen, und wir wollen hier nur auf jene Details reflectiren, welche bei den Kazak-Kirgizen in einer primitivern und frischern Form übriggeblieben sind. In der Kleidung z. B. sind die aus rohen und gegerbten Thierfellen angefertigten Kleidungsstücke bei ihnen viel häufiger, als bei den Turkomanen, denn nicht nur lederne Hosen, Tschambar[1], sind stark im Gebrauch, sondern selbst die glänzende Haut eines Füllen, an welchem der Schweif als Zierath gelassen wird, wird häufig als Oberrock verwendet. Aehnliches kann auch vom zuckerhutartigen Kopfputz der Frauen, d. h. vom Seökele, gesagt werden, welches bei den Özbeginnen schon aus der Mode gekommen ist und bei den Turkomaninnen sich nur noch sporadisch oder nur als Brautzier vorfindet. Im übrigen haben Stoff und Schnitt der Kleider sich nach den herrschenden Cultureinflüssen gerichtet, d. h. die lange, bauschige, faltenreiche Tracht der Orientalen ist von jeher die beliebteste gewesen. In der Nahrung spielt das Fleisch der Schafe und Pferde trotz all der Schonung, welche die Nomaden im allgemeinen dem als Hauptlebensbedingung geltenden Vieh angedeihen lassen, doch eine grössere Rolle als bei den übrigen Nomaden Centralasiens. Die früher erwähnten Gerichte, als Kazan-Dschappau, Bisbarmak, Kaurma, Torama u. s. w. sind kazak-kirgizische Speisen *par excellence*, und so ist z. B. das Sibaga, ein Festlichkeitsmahl, welches die Fürsten geben, auf der südlichen Steppe heute ganz unbekannt. Bei den Getränken

[1] Eine Verdrehung des persisch-türkischen Wortes شلوار, schalvar.

ist z. B. das Kimis unter Kazak-Kirgizen verhältnissmässig viel mehr verbreitet als bei den Turkomanen, welch letztere dieses Getränk nur äussert selten bereiten und nie besonders goutiren, während zur Genüge bekannt ist, dass das Kimis noch am Hofe Attila's, wie Priscus erzählt, ein beliebtes Getränk war. Was die sonstigen Züge des Sittenbildes anbelangt, so sind die verschiedenen Gebräuche, Ceremonien und Festlichkeiten, der Aberglaube, die Vorurtheile und mit der nomadischen Existenz eng verwachsene Lebensanschauungen bei den Kazak-Kirgizen in einer viel primitivern Gestalt anzutreffen, als bei den übrigen Bewohnern der Steppe. Die Zahlengrösse und die weite Ausdehnung der Steppenheimat haben es mit sich gebracht, dass von den benachbarten Culturvölkern kein einziges einen tiefgehenden und bleibenden Cultureinfluss auszuüben vermochte. China, das nur auf fernem Grenzrayon seiner Bildungswelt und nicht in unmittelbarer Weise mit diesen Nomaden in Berührung kam, hat zu keiner Zeit auf die Kirgizen einen civilisirenden Einfluss ausüben können, und die äusserst geringen Spuren der chinesischen Bildungswelt mögen höchstens im Alterthum durch Uiguren und später durch Mongolen hierher gelangt sein. Die iranisch-moslimische Cultur hatte allerdings schon mehr Chancen gehabt. Ob der Islam erst so spät, im 16. Jahrhundert, bei den Kirgizen Eingang gefunden, das könnte nur beim Gros dieses Volkes angenommen werden, da einzelne Fractionen, wie z. B. im Norden des Jaxartes und in der unmittelbaren Nachbarschaft, gewiss schon früher der Form nach bekehrt und in die neue Weltanschauung eingeführt wurden. Die geographische Nomenclatur dieser Gegenden weist entschieden darauf hin, dass hier von altersher Kirgizen gewohnt, und die Ursache dessen, dass die Bekehrungsversuche des Islam bei diesem Volke nicht vom gewünschten Erfolg gekrönt waren, liegt ganz in dem sich überall gleichgebliebenen Charakter der Nomaden. Was den arabischen Bekehrern unter den Beduinen trotz der Stammesverwandtschaft und der unmittelbaren Nähe nicht gelingen konnte, das war für die Mollas von tadschikischer Abkunft, bei einem Volke, das Hunderte von Meilen weit seine Wanderungen ausdehnt, um so schwerer zu erlangen. Der Islam als fremdes Geistesproduct hatte und hat noch immer einen harten Kampf mit den in Blut und Fleisch eingedrungenen, und mit Klima und Boden unzertrennlichen Lehren des schamanischen Glaubens; und der semitische Monotheismus kann über den Aberglauben des Schamanen-

thums nur dann erst den Sieg erringen, wenn der Nomade, von seinen Heerden, von seinem endlosen Steppengebiet und von den Bedingungen eines Wanderlebens getrennt, zum sesshaften Menschen geworden ist. Die feste Wohnung, die Scholle und der Pflug sind die einzigen erfolgreich wirkenden Missionare, und der Kazak-Kirgize ist überall nur dann erst ein guter Muselman geworden, nachdem er aufgehört hat, ein echter Kazak-Kirgize zu sein.

Angesichts dieser unbestrittenen Thatsache ist es ein arger Trugschluss, wenn man in neuerer Zeit russischerseits behauptet, dass Katharina II. gefehlt, indem sie behufs Colonisirung der Kirgizen der Islamisirung der letztern Vorschub geleistet hatte. Von der Zeit angefangen, da Abulchair-Chan, der Fürst der Kleinen und später auch der Mittlern Horde, wol nicht aus Liebe zum nordischen Staate, sondern aus Furcht vor den Kalmücken und Chanaten sich Russland scheinbar unterworfen hatte, bis auf den heutigen Tag hat es diesem Staate wol nicht an Musse und Gelegenheit gefehlt, das Werk der Bekehrung zum Christenthum zu betreiben. An Versuchen der russisch-orthodoxen Geistlichkeit hat es in der That auch nie gefehlt, doch hatten derartige Versuche bisjetzt zu gar keinem Erfolge geführt, denn ebenso leer, wie das christliche Missionswerk unter Kazaner Tataren, Baschkiren und Krim-Tataren ausgegangen, ebenso gering, ja noch hoffnungsloser hat sich ein diesbezügliches Bestreben unter den Kazak-Kirgizen gezeigt, denn die russische Kirche hat nur dort mit einigem Erfolg zu wirken vermocht, wo das Feld vom Islam noch gänzlich unberührt geblieben ist, wie z. B. bei Zürjänen, Wotjaken, Tscheremissen, Ostjaken, Wogulen und Jakuten. Wenngleich wir daher annehmen, dass die Ersetzung des Schamanismus durch einen monotheistischen Glauben dem Nomaden die Wanderlust benehmen und ihn in einen Culturmenschen umgestalten kann, was übrigens aus vorhandenen Beispielen bisjetzt noch nicht bewiesen ist, so wird sich uns sofort die Ueberzeugung aufdringen, dass vom Islam in dieser Beziehung viel mehr zu erwarten sei als vom Christenthum. Erstgenannter Glaube ist als asiatisches Geistesproduct der Gesellschaft und den Lebensanschauungen im Orient viel mehr angepasst als die Lehre Christi, die in der heutigen Form, selbst im Gewande der russischen Orthodoxie, schon jedweden orientalischen Gepräges bar, durch und durch occidentalisch geworden ist. Russland hätte sich also vergeblich bemüht, die Kirgizen zum Christenthum zu bekehren, da dieses selbst dem

Islam bisher nicht ganz gelingen konnte, indem der Islam nur dort und nur dann einigermassen festere Wurzel fasste, wo der Kirgize zum Halbnomaden geworden, d. h. durch feste Niederlassung den Einflüssen der fremden Cultur zugänglich gemacht, und mit dieser auch ein strengerer Glaubensmann geworden ist.

Die Colonisirung der Kirgizen und der centralasiatischen Nomaden im allgemeinen kann nach unserm Dafürhalten nur mittels Gewalt und dann auch nur allmählich und stufenweise bewirkt werden. Dies beweisen die sehr spärlichen Beispiele kirgizischer Niederlassung am rechten Jaxartesufer, wo die betreffenden sesshaft gewordenen Kirgizen theils als Kurama, d. h. Mischvolk, theils als Tschala-Kazak, d. h. Halbkirgizen, figuriren, und aus solchen nomadischen Elementen hervorgegangen sind, die durch Krieg oder sonstige Revolutionen vom Gros des Nomadenkörpers gewaltsam abgerissen, von der Steppenheimat getrennt, inmitten einer culturbeflissenen Bevölkerung sozusagen eingezwängt worden sind. Aus eigenem Triebe hat bisjetzt noch kein Nomade die unvergleichlichen Reize des freien Wanderlebens mit der festen Niederlassung vertauscht. Trotz aller Kämpfe mit der rauhen Natur, trotz aller Entbehrungen und Gefahren der primitiven Lebensweise, ja schliesslich trotz all der Sehnsucht nach den Bequemlichkeiten des sesshaften Culturmenschen wird der Nomade sich immer nur schwer an die Scholle fesseln lassen, denn die Begriffe dschatak, d. h. ansässig, und egindschi, d. h. Ackersmann, sind ihm vom Grund seiner Seele aus verpönt und verächtlich. Stabile Lebensweise, Ruhe und Tod sind in seinen Augen identische Begriffe, und so wie das wilde Thier nur mittels Einfangens gezähmt und zum Hausthier gemacht worden ist, ebenso wird der Kirgize nur durch Anwendung gewaltsamer Maassregeln allmählich zum friedlichen Ackerbauer gemacht werden können. Diese gewaltsamen Maassregeln werden auf der Steppe nicht in der Form von Ukasen und Regierungsverordnungen, sondern in der Form eines eisernen Schienenstranges zu erscheinen haben, eines Schienenstranges, der Communication, Handel und Leben bringt und in dessen Gefolge fremde Colonisten mit dem Pfluge bewaffnet einziehen. So wie die Rothhäute Amerikas theils gewaltsam verdrängt, theils allmählich amalgamirt wurden, ebenso wird der centralasiatische Nomade dort, wo die Steppe urbar gemacht werden kann, der *force majeure* des einwandernden Culturmenschen weichen und eine sesshafte Lebensweise annehmen müssen. Die

einzigen Schlupfwinkel des eingefleischten Wandermenschen werden dann nur jene Stellen der Steppe bilden, wo bodenloser Sand oder wasserlose Wüstenei den Versuchen des Culturmenschen Trotz bieten, und auf diesem mit Gottes Fluch behafteten Boden wird der letzte Nomade schüchternen Blickes, gleich dem heute von ihm verdrängten und verfolgten Onager und der Antilope seine kümmerliche Existenz beschliessen!

Uiguren und Ostturkestaner.

1.

Bevor wir von dem ethnischen Verhältnisse der Ostturkestaner zu den übrigen Stammesgenossen sprechen, ist es nothwendig, bezüglich des geographischen Begriffs, welcher dieser Benennung zu Grunde liegt, einigermassen ins Reine zu kommen. Unter Ostturkestan verstehen wir nämlich nicht den unter diesem Namen heute bekannten Theil des Chinesischen Reiches, sondern im weitern Sinne des Wortes die eigentliche südöstliche Gemarkung des türkischen Völkergebietes, d. h. jenen Strich Landes, auf welchem von jeher das türkische Element mit dem mongolischen in nächster Berührung stand, und der vom Sajanischen Gebirge angefangen in südwestlicher Richtung über den Altai hinweg zum Quellengebiete des Jaxartes, in südöstlicher Richtung hingegen über die Dzungarei gegen Komul sich hinzieht. Dass es auf dieser Strecke nie besonders ruhig zugehen konnte, indem die Wellen der benachbarten, stets bewegten Völkermeere ineinanderschlugen und die ethnische Gruppirung sehr häufig wechselten, braucht wol kaum gesagt zu werden, obwol mit ziemlicher Sicherheit sich annehmen lässt, dass die Türken bis zum Auftreten Dschengiz-Chan's den Mongolen das Terrain mit Erfolg streitig gemacht, und dass sie seit uralten Zeiten trotz zeitweiliger Angriffe der Chinesen hier das herrschende Element gebildet hatten. Unsere diesbezüglichen Ansichten haben wir dort, wo vom Ursprunge des Türkenvolkes die Rede ist, in möglicher Ausführung schon dargelegt, um so dringender wird es, hier in Einzelheiten einzugehen und unsere Aufmerksamkeit auf jenen türkischen Stamm zu lenken, der aus der ethnischen Gruppirung jenes dunkeln, den historischen Erinnerungen am meisten ent-

rückten Zeitalters, am prägnantesten hervortritt, und in welchem wir sozusagen den ersten und ältesten Türken vor uns sehen.

Unter diesem Stamme verstehen wir, wie der Leser wol leicht errathen wird, die Uiguren, ein Volk, über welches Klaproth, Abel Rémusat und Grigoriew uns so manche wichtige Aufschlüsse gegeben, ohne dass es jedoch diesen Gelehrten wie den spätern Forschern gelungen wäre, dessen Verhältniss zu den übrigen Türken jener Zeit und jener Gegend klar darzulegen, um so weniger über die politische Stellung und über die ethnische Beschaffenheit der Uiguren selbst uns aufzuklären. Wer waren die Uiguren und was berichtet die alte Geschichte von ihnen? Was die griechischen Geographen uns hierüber berichten, das besteht in allem zusammen aus der geographischen Benennung des Oichardi des Ptolemäus, der unter diesem Namen einen grossen, in den Bergen jenseit des Imaus entspringenden und dem Norden zufliessenden Fluss, als auch ein an dessen Quellengebiete wohnendes Volk versteht. Da nun das Quellengebiet dieses Flusses nördlich von Serica und Skythien in die Nähe der pferdefleischessenden Asiaten verlegt wird, so könnte man, allerdings mit einem etwas kühnen etymologischen Sprunge, von Oichardi auf Uikhar und Uigkhur kommen. Doch wir wollen keine solchen Saltomortales, wie dies Grigoriew und A. Rémusat gethan, machen, und müssen zu unserm grossen Leidwesen erklären, dass weder das Oichardi des Ptolemäus, noch das Ui oder Uchu der Chinesen eine zur Rechtfertigung dieser Identification genügende Basis verleiht, ebenso wenig wie im neuern Chui-Chui der Chinesen ausschliesslich Uiguren verstanden werden können, da mit diesem Worte kein besonderer türkischer Volksstamm, sondern vielmehr die Mohammedaner im allgemeinen bezeichnet werden. In geographischer, politischer und commerzieller Beziehung sind die Angaben der chinesischen Quellen, so die Geschichte der nordischen Chane, namentlich die der Reisenden Hiouen-Thsang und Fa-Hians, allerdings von bedeutendem Werthe, doch auf die Ethnographie werfen sie wenig oder gar kein Licht, und die ersten, die uns über das türkische Element im Norden des Thien-Schans einen zuverlässigen Aufschluss geben, sind und bleiben die arabischen Geographen des 9., 10. und der darauffolgenden Jahrhunderte, Schriftsteller, die theils als Reisende sich in der Nähe der Uiguren aufhielten, theils aus den authentischen Berichten anderer solche Erfahrungen sammelten, die, wie es sich herausstellt, auf Wahr-

heit beruhen und daher volle Glaubwürdigkeit verdienen. Leider hat die zur Transscription türkischer Wörter höchst untaugliche Schrift selbst hier noch die betreffenden Angaben beeinträchtigt, indem wir bezüglich des Namens Uigur auf eine Hypothese angewiesen sind, doch eine Hypothese, die vieles für sich hat, denn die Vermuthung Grigoriew's, dass das تغزغز tagazgaz der Araber durch fehlerhaft angebrachte diakritische Punkte aus einem ehemaligen تغزغر tagazgar, richtiger toguzgur, d. h. toguz-uigur (neun Uiguren) entstanden, und dieses mit dem Tokuz-uigur Raschid-ed-din's und Abulghazi's identisch sei, ist ganz berechtigt und kann auch schon deshalb keinem Zweifel unterworfen werden, weil die Lage der Heimat der تغزغر benannten Türken in der geographischen Reihenfolge in den meisten Fällen ganz richtig angegeben ist. Schon Jakubi (891—892) führt im Kitab-ul-Buldan (das Buch der Städte) die تغزغر als Nachbarn der Kirgizen an[1], neben welchen er ganz richtig die Kimaken und die Ghuzen (Turkomanen) erwähnt. In ähnlicher Weise äussert sich auch Istachri (915—921), der die تغزغر ebenfalls im Osten in der Nachbarschaft der Kirgizen wohnen lässt, und schliesslich wollen wir der Angaben Mas'udi's erwähnen, nach welchem die تغزغر zwischen Chorasan, worunter damals das ganze nördliche Afghanistan verstanden wurde, und China wohnen, und der schon ausdrücklich von ihrem Hauptsitze Kuschan, nach Barbier de Meynard das heutige Kuscha, spricht. (Vgl. S. 21 und 22.)

Fahren wir nun in der Reihenfolge der von den Uiguren sprechenden geschichtlichen Daten weiter fort, so werden wir finden, dass mit dem Auftreten der Mongolen die Kunde von dem Volke der Uiguren in Westasien sowol als auch in Europa eine schon bestimmte Form annimmt, indem wir von nun in concreter Form vom Lande اویغوریستان, Uiguristan, das im Norden des Thien-Schans sich befindet, sowie vom Volke der Uiguren hören und laut Angaben Raschid-ed-din's und Abulghazi's ausführliche Nachrichten erhalten. Bezüglich der alten Heimat der Uiguren erzählt Abulghazi[2], dass es im Lande der Mongolen zwei

[1] Diese und nachfolgende Daten sind der gelehrten Arbeit Grigoriew's entnommen, welche der russischen Uebersetzung von Ritter's „Ost- oder Chinesisch-Turkestan" beigegeben ist.

[2] Edition Desmaisons, S. 39.

grosse, von Osten nach Westen zu in endloser Länge sich hinziehende Berge gebe, von denen der eine Tokratu-buzluk, der andere Uskunluk-Tikrim[1] heisse. Zwischen beiden Bergen nun, westlich vom Lande der Mongolen, gibt es einen Berg Namens Kut-Dagh (Glücksberg) und zwischen diesen Bergen fliessen auf einer Seite zehn Flüsse und auf der andern Seite neun Flüsse. Hier lebten nun vor alten Zeiten die Uiguren, daher die an den zehn Flüssen wohnenden Onuigur (von on = zehn und Uigur) und die an den neun Flüssen wohnenden Tokuzuigur (von tokuz = neun) genannt werden. Sie sollen viele Städte, Dörfer und Saatenfelder besessen haben, und zählten 120 Geschlechter in ihrer Mitte. Sie erwählten einen aus ihrer Mitte zum Fürsten, doch sie gehorchten ihm nicht, sodass sie in Verfall geriethen und eines Tages nach stattgefundener Berathung sich in zwei Theile theilten, von denen jeder einen Fürsten gewählt und Gehorsam versprochen hatte. Die Onuiguren erhoben einen Mann Namens Menkü-taj, dem sie den Titel Il-Ilter[2] gaben, die Tokuzuiguren wählten einen andern unter dem Titel Köl-Irkin.[3] Die Nachkommen dieser Fürsten herrschten 100 Jahre lang. Diese Gepflogenheit dauerte noch eine Zeit weiter, als dann die Fürsten den Titel Idi-Kut[4] annahmen. So lebten sie 3000 (300?) Jahre lang in dieser Heimat, wonach sie in Verfall geriethen, und theils im Lande zurückblieben, theils aber nach den Ufern des Irtisch zogen. Sie zerfielen im ganzen in drei Theile, von denen der eine in Bischbalik

---

[1] Beide Bergnamen sind entstellt, doch lässt selbst in dieser fehlerhaften Form sich so manches durchblicken. So deutet buzluk = der eisige, entschieden auf einen Gletscher, während uskun, die kirgizische Form des türkischen utschkun = Abgrund, errathen lässt.

[2] Il-Ilter heisst wörtlich Führer des Volkes, als eine passende Benennung des Fürsten, und Menkü-taj heisst göttlicher Oheim.

[3] Köl-Irkin ist mir unverständlich. Wie Klaproth dazu gekommen, hier den Namen köklü (vgl. „Sprache und Schrift der Uiguren") zu lesen, kann ich nicht ausfindig machen.

[4] Die Etymologie Abulghazi's, wonach Idi-Kut die Bedeutung von Seelenspender wäre, von ij = schicken und kut = Seele, ist allerdings mehr phantastisch als logisch zu nennen. Ebenso unstatthaft ist die Identificirung des Wortes idi-kut mit dem özbegischen ireklik-kischi (nicht irlik-kischi, wie Desmaisons, Uebersetzung, S. 41, schreibt), da letzteres ganz einfach der kräftige Mann heisst. Idi-Kut ist daher eine schlechte Uebersetzung des arabischen صاحب دولت oder des mittelasiatischen بدولت = Glückselige, zugleich auch Titel der Fürsten. (Vgl. meine „Reise in Mittelasien", S. 176.)

ansässig wurde und sich mit Ackerbau beschäftigte, der andere hingegen, die frühere nomadische Existenz fristend, mit Pferde- und Schafzucht sich abgab, während der dritte am Quellengebiete des Irtisch[1] sich niederliess und ohne Viehzucht nur von der Jagd und Fischfang lebte, indem er Fische, Biber und Zobel, Marder und Eichhörnchen fing, von deren Fleische er sich nährte und mit deren Häuten er sich kleidete. Türkengut (d. h. Heerden), Kleider aus Baumwoll-[2] und Seidenstoffen hatten sie in ihrem Leben nie zu Gesicht bekommen, und wenn die Mutter ihrer Tochter fluchen wollte, so pflegte sie ihr zu sagen: „Du mögest die Frau eines Mannes werden, der Gestüt und Schafheerden hat, du mögest Fleisch essen und Kimis trinken und so böse Tage erleben!“

Diese Stelle bei Abulghazi, sie mag noch so mythenartig und phantastisch erscheinen, dünkt uns in jeder Beziehung von hohem Interesse und stimmt, wenn ans Licht der Geschichte und der vergleichenden Sprachwissenschaft gehalten, auch in der That mit dem eigentlichen Sachverhalt bezüglich der ersten Anfänge des so vielfach erörterten Uigurenvolkes. Was vor allem unsere Aufmerksamkeit verdient, ist jene Stelle bei Abulghazi, Raschid-eddin und Dschuweini, wo bei Aufzählung der mit Oghuz-Chan verbündeten Türken an erster Stelle der Stamm Uighur, und dann die übrigen als Kiptschak, Karluk u. s. w. erwähnt werden; zweitens, dass eben der Name Uighur zuerst der vereinten Türkenmacht, d. h. der verbündeten des mythenhaften Oghuz-Chans gegeben wird; und drittens, dass die Ursitze der Uiguren eben auf jenen Theil Centralasiens verlegt werden, wo sie in der That waren, nämlich in den Westen der Mongolei, wo von jeher und auch noch heute die beiden Völkerelemente aneinander angrenzen. Es ist ferner zu beachten, dass beim Zerfallen dieses Volkes in Onuiguren und Tokuzuiguren eben letztere westlich zu stehen kommen, woraus nun der Umstand sich erklären lässt, dass die Araber zuerst diese kennen konnten und unter Tagazgar تغزغر, d. h. tokuz-uigur, das ganze Volk verstanden. Indem wir nun in der Erörterung des Abulghazi'schen Textes fortfahren, dürfen wir

[1] Bei Abulghazi Irtisch-togani ist sowol von Klaproth, der unten am Irtisch, als auch von Desmaisons, der *du haut Irtiche* schreibt, fehlerhaft übersetzt worden.

[2] Im Texte پاختە pachta, was Desmaisons fälschlich mit laine übersetzt hat.

es nicht als blossen Zufall oder als eine einfache Mythe betrachten, wenn aus den Onuiguren ein solches Volk gemacht wird, das am obern Irtisch wohnt, das keine Heerden kennt und das nur von Fischfang, von der Zobel- und Marderjagd lebt, mithin solche Eigenheiten aufweist, die auf die heute nicht mehr am Irtisch, sondern noch höher wohnenden Ugrier passen, und in welchen Andeutungen wir die erste, allerdings nur schwache Nachricht von einer im grauen Alterthume stattgefundenen Trennung der betreffenden Fractionen des ural-altaischen Stammes erhalten. Allerdings entspricht diese Annahme nur theilweise der eigentlichen Sachlage, indem, wie wir in der Einleitung hervorgehoben, die eigentlichen Ugrier nicht aus einer Trennung von den Türken, sondern vom gemeinsamen Stamme der Ural-Altaier hervorgegangen; Abulghazi jedoch wie seine Vorgänger machen in der Urgeschichte keine genaue Distinction zwischen Mongolen, Samojeden und Türken, und überdies erhalten wir in dieser Angabe den ersten Fingerzeig bezüglich der Trennung zwischen Ural-Altaier im Süden und im hohen Norden.

Schwierig, ja geradezu unmöglich, wie es auch immer ist, über die Bezugsquelle dieser bei den orientalischen Geschichtschreibern des Türkenvolkes nur mit einiger Variation gebrauchten Daten sich genau zu informiren, werden wir uns des Eindruckes nicht erwehren können, dass in dem von der Tradition überlieferten Gesammtbilde vom Türkenthume der Vergangenheit den Uiguren eine hervorragende Rolle eingeräumt wird, dass sie demzufolge, sei es in cultureller Beziehung oder infolge einer im Alterthume innegehabten politischen Machtstellung, schon sehr früh, zum mindesten schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr., als die Türken *par excellence* bekannt waren, und dass ihr Name sozusagen das Türkenvolk repräsentirte. Ohne leeren Phantasien nachzujagen, können wir uns in den Uiguren des Alterthums solche Türken vorstellen, die schon früh entweder ganz oder theilweise ein sesshaftes Leben führten, die Städteindustrie, Handel und einen gewissen Grad von Cultur hatten, ja ein Volk, auf welches die Bildungswelt der Chinesen im Südosten wie auch der Charezmier im Südwesten keinesfalls ohne Einfluss bleiben konnte. Eine solche Annahme ist begründet erstens durch den natürlichen Lauf der Dinge, indem ein nach beiden Seiten hin von Culturvölkern berührter Stamm, der obendrein noch auf solch urbarem Boden wohnt, wie die Thalgegenden des südlichen Altai und des

nördlichen Thien-Schan, im primitiven Zustande der nomadischen Gesellschaft nicht lange verbleiben konnte und schliesslich selbst culturell umgestaltet werden musste. Zweitens sind es die aus dem Zeitalter der Han-Dynastie stammenden Annalen von diesem Grenzgebiete des Chinesischen Reiches, sowie die Berichte der als buddhistische Pilger nach Indien sich begebenden chinesischen Reisenden, die insgesammt das heutige Kutscha und Karaschehr als Hauptsitze der nordischen Barbaren, d. h. Türken, bezeichnen, die China schon in der Mitte des 7. Jahrhunderts bekriegt und die jedenfalls noch lange früher eine stabile Gesellschaft mit fester Regierung gebildet hatten. Man mag in der auf genaues Quellenstudium basirten geschichtlichen Abhandlung über Ostturkestan, die der russische Gelehrte W. Grigoriew[1] als Ergänzung zu der von ihm veranstalteten russischen Uebersetzung von Ritter's Ostturkestan gemacht hat, die Identification der chinesischen Eigennamen mit den entsprechenden türkischen Wörtern noch so sehr in Zweifel ziehen, so erhellt doch aus dieser sehr werthvollen Arbeit zur Genüge, dass die ethnisch nicht genau definirten Völker im Norden des heutigen Ostturkestans und weit über Dzungarien hinaus türkischer Nationalität und mit den sogenannten Uiguren identisch waren.

Auch was die Culturverhältnisse des Uigurenlandes von dem 2. bis zum 7. Jahrhundert n. Chr. anbelangt, erhalten wir durch die chinesischen Quellen so ziemlich zuverlässige Nachrichten. Wir erfahren, dass hier der Buddhismus in voller Blüte sich befand, und dass es schon im 5. Jahrhundert eine specielle türkische Schrift gegeben, die einerseits wol für eine aus Indien mit dem Buddhismus eingeführte Schrift, andererseits aber auch für die uns heute bekannten, durch nestorianische Missionare eingeführten uigurischen Schriftzeichen gehalten werden können, wie dies Grigoriew[2] mit Recht annimmt. Es waren eben beide besagte Religionen, welche sich hier schon früh das Terrain streitig machten. Der Buddhismus hatte allerdings über den Pamir und die Karakorumkette in Ostturkestan schon gleich nach dem Entstehen dieses Glaubens Eingang gefunden, daher derselbe gleich in den ersten Jahrhunderten n. Chr. schon bis zum Aralsee Verbreitung

[1] Vgl. Zemlewjedjenie K. Rittera, Wostotschni ili Kitaiski Turkestan, von W. W. Grigoriew, S. 79—193.

[2] A. a. O., S. 103.

gefunden hatte; doch sind auch die ersten christlichen Missionare, wie Yule annimmt[1], schon früh über Persien und Centralasien nach Osten vorgedrungen, und gerade der Umstand, dass die Lehre Christi in solch weiter Entfernung Eroberung gemacht, mag die Hauptursache gewesen sein, dass der Name Uigur, Ugur[2] und Ogur den christlichen Glaubensgenossen in Europa schon im 6. und 7. Jahrhundert geläufig geworden war, da wir, wie schon früher bemerkt, das ogur, ugur (bei Menander) der Byzantiner und das Ugri der russischen Annalen eben aus diesem Grunde mit dem Uigur der spätern moslimischen Geschichtschreiber für identisch halten. Mit Uiguren in irgendwelchen verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden zu haben, galt bei den alten Türken als Auszeichnung, daher der Vorrang, der denselben in der auf Tradition beruhenden Genealogie eingeräumt wird, weshalb denn auch der Khazarenkönig Joseph in seinem an Chasdai-bin-Schaprut 960 gerichteten Schreiben unter den zehn Kindern des Türkenahnen Thogarma an erster Stelle Ujur, richtiger Ugur, nennt, folglich mit diesem Stammbaum sich brüstet, und schliesslich daher denn auch noch heute den Uiguren viel mehr Geistesfähigkeit zugemuthet wird als den übrigen Türken. Letzteres beweist die Redensart uigur akli, d. h. Scharfsinn oder Uigurensinn, welcher dem gleichnamigen Geschlechte der Özbegen, dessen nähere Verwandtschaft zu den alten Uiguren sehr fraglich ist, nachgerühmt wird.

Die Berühmtheit der Uiguren schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. ist daher ausser Zweifel gesetzt; um so merkwürdiger ist es aber, dass wir trotz alledem weder über die geographische Lage des alten Uigurenlandes, noch über den Zeitpunkt der Macht und Grösse der Uiguren von letztern selbst auch nicht die kleinste Nachricht erhalten haben, ja, wie sonderbar dies auch klingen mag, auf Grund der ältesten uigurischen Handschrift eben von der Existenz eines uigurischen Staates und Volkes am wenigsten erfahren. Wenn wir nämlich bei voller Würdigung früher erwähnter Quellen, die zuerst das Wort ogur oder ugur bringen, als auch der nach dem Einfalle der Mongolen entstandenen moslimischen Angaben, nach etwaigen in uigurischer Schrift übrig-

[1] Cathay and the way thither, I, xc.

[2] Menander schreibt consequent οὔγουρ, während Theophylactus und Jordanis ὄγορ schreiben.

gebliebenen Daten forschen, so wird es sich herausstellen, dass die einzige grössere uigurische Handschrift, nämlich das aus dem Jahre 1067 stammende Kudatku Bilik (= das Buch des glücklichen Wissens, von dem noch ausführlicher die Rede sein wird), den Namen Uigur nirgends erwähnt, übrigens denselben mit Hinblick auf den lautlichen Charakter dieses Wortes auch gar nicht erwähnen konnte, da das Uigurische in der uns vorliegenden ältesten Form kein auslautendes *j* kennt, sondern an der Stelle desselben immer ein *t* gebraucht. So z. B.:

türkisch	uigurisch
tij	tit (verbieten)
koj	kot (lassen)
tej	tet (berühren)
toj	tot (sättigen)
baj	bat (hoch)
uj	ut (folgen) u. s. w.

und dass demnach das Wort uigur, richtiger ujgur = der Zufriedene, der Verbündete, in der uns bekannten Sprache der Uiguren nur utkur oder utgur hätte lauten müssen, wie dies in der That nachgewiesen werden kann, indem im Kudatku Bilik das Utkur misch, zugleich auch Eigenname, in der Bedeutung von „der Zufriedene" häufig vorkommt. Der Autor des Kudatku Bilik nennt das Land Turkestan (Türkenland)[1] und die Sprache Türk-tili, und da er sein Buch zur Zeit Hasan Boghra-Chan's, eines Sohnes des 1037 gestorbenen Satuk (صادق) Boghra-Chan, geschrieben[2], also zu einer solchen Epoche, als die von uns als Uigur bezeichnete Fraction des Türkenvolkes noch im Besitze politischer Macht gestanden, so ist es gar nicht einzusehen, warum dieser Name beiden Herrschern in Kaschgar, Kutscha und Karaschehr, verschwiegen geblieben wäre, wenn die Türken jener Zeit und jener Gegend sich noch Uiguren genannt hätten.

Nun letzteres ist es, was wir entschieden in Abrede stellen, indem wir von der Ansicht ausgehen, dass es einen tür-

---

[1] Dasselbe ist auch bei den contemporären Schriftstellern der Fall, bei denen überall nur der Name Turk, aber nie Uigur vorkommt.

[2] Vgl. Extract XII aus dem تذكره بوغرا خانى Tezkerei Boghra-Chani in Shaw's „Sketch of the Turki Language as spoken in Eastern Turkestan" (Lahore 1875), S. 14.

kischen Volkstamm, Uiguren genannt, im hohen Alterthume gegeben und gewissermassen noch heute gibt[1], dass jedoch dessen politische und culturelle Bedeutung nur in den ersten Jahrhunderten n. Chr. auf dem eigentlichen Blütepunkt gestanden, nur in jenem nicht genau zu bestimmenden Zeitalter im Norden des Thien-Schan und im benachbarten Iligebiete bis zum Tschui über die benachbarten Türkenelemente eine geistige und materielle Pression ausgeübt, dass jedoch zur Zeit des arabischen Einfalls in Ostturkestan diese aller Wahrscheinlichkeit nach früher von den Chinesen vernichtete uigurische Oberherrschaft nicht mehr existirte, und schliesslich, dass es nur ein leicht begreiflicher, aber nicht begründeter Namenwechsel gewesen, infolge dessen man die Türken Ostturkestans bei uns im Westen noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts als Uiguren bezeichnet hatte.

Während der Name „Uigur", wie wir schon erwähnt, bei den Byzantinern als Ugur, Ogur und Ugor, bei den Khazaren als Ujur, Ugur und bei den Russen als Ugr bekannt war, begegnen wir demselben als solchem weder bei den arabischen Geographen des 9., 10. und 11. Jahrhunderts, noch bei den Historikern der Samaniden, Ghaznewiden und Seldschukiden. Narschachi kennt nur Türken im Osten Transoxaniens; das Tarichi-Baihaki und das Tabakati-Nasiri, in welchen vom Ostturkestan des 11. Jahrhunderts häufig die Rede ist, spricht nie von Uiguren, aber stets von Türken; desgleichen auch Ibn-al-Athir, und nur bei Dschuweini, Raschid-ed-din und Wassaf, folglich auf Grund mongolisch-türkischer Ueberlieferung, tritt erst wieder der Name „Uigur" als concrete ethnische Bezeichnung in den Vordergrund, als Bezeichnung eines Volkes, das sich selbst ganz einfach Türk genannt und dem der Name „Uigur" in lautlicher Beziehung fremd gewesen war. Man könnte allerdings annehmen, dass die Verschiedenheit im Gebrauche des Namens „Uigur" davon herrührt, dass die östliche Fraction dieses Volkes, nämlich zwischen Komul und Turfan, folglich in den alten Centren von Kutscha und Karaschehr herum, diesen Namen länger beibehalten hatte, während die westliche, nach Annahme des Islams, vielleicht um von der erstern sich zu unterscheiden, den Namen „Türk" sich beigelegt; doch ist in der Geschichte eine solche Trennung nicht nachgewiesen, indem die Machtgrenze der Boghra-Chane immer nach Osten in

[1] Vgl. Uigur, Name einer Unterabtheilung bei den Özbegen.

die mongolische Steppe verlegt wird, und die moslimischen Herrscher Ostturkestans in Anbetracht ihres politischen Einflusses auf die Geschichte Centralasiens im 11. Jahrhundert jedenfalls über einen extensiven Machtrayon verfügt haben müssen. Wir beharren daher bei unserer Annahme, dass der Name „Uigur" nur nach dem Auftreten der Mongolen im Westen wieder aufgefrischt wurde, da die Angaben Rubruquis' und Plan Carpin's nur auf mongolisch-türkischer Quelle beruhen, indem, wie zur Genüge bekannt, die Uiguren als Verbündete Dschengiz-Chan's, unter den ersten mongolischen Herrschern in Transoxanien, Iran und an der Wolga, als Schatzmeister, Steuereinnehmer hohe Aemter bekleideten, ja sozusagen die eigentlichen Schreiber waren, und infolge dessen auf eine allerdings nur kurze Zeit die arabischen Schriftzeichen von den sogenannten uigurisch-türkischen in den Hintergrund gedrängt wurden. In Iran, wo die Helagiden eine mehr entwickelte Cultur vorfanden, war es mit der geistigen Herrschaft der Uiguren wol bald zu Ende, doch bei den Nachkommen Dschüdschi's und Dschagatai's, d. h. an der Wolga und in den Oxusländern, behielt die Uigurenschrift bis nach dem Tode Timur's ihre Herrschaft, ja die meisten uns heute vorliegenden uigurischen Manuscripte sind in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts copirt worden; doch als die Türkenmacht aus dem östlichen Chorasan mit dem Auftreten der Sefiden verdrängt wurde, und als der Zelotismus in Transoxanien jedes nationale Gefühl im Keime erdrückte, da trat bald wieder der Gebrauch der arabischen Schriftzeichen in sein früheres Recht, und uigurisch-türkische Manuscripte kamen im 17. und 18. Jahrhundert nur äusserst spärlich in der Dzungarei und im Norden Ostturkestans vor.

Dass diese uigurische Schrift als merkwürdiges Ueberbleibsel der vom christlichen Missionseifer nach dem weiten Osten getriebenen Nestorianer eben bei einem türkischen Volksstamm sich erhalten, das haben wir schon früher gesagt. Und dennoch ist es schwer, ja beinahe unmöglich, uns von der Ausdehnung und der Tiefe der Lehre Christi in jenen fernen Gegenden eine Vorstellung zu machen. Während einerseits mit Hinblick auf die schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. erfolgte grosse Ausbreitung des Buddhismus in Centralasien es sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen lässt, dass die christlichen Türken ihren Buddha bekennenden Brüdern gegenüber in der Minorität sich befanden, muss es andererseits doch räthselhaft bleiben, wie es trotz alledem gekom-

men, dass z. B. in Kaschgar, Almalik und Tangut Bisthümer der nestorianischen Kirche sich bis zum Ende des 13. Jahrhunderts erhalten konnten, denn nicht nur ist Rubruquis auf seiner Reise nach Karakorum (1253—54) unter den tatarischen (uigurischen?) Grossen vielen Christen begegnet, sondern selbst Marco Polo und dessen Zeitgenosse Hayton machen ähnliche Behauptungen, ja wie Yule mit Recht annimmt[1], waren Spuren des Christenthums im nordwestlichen China noch im 16. Jahrhundert anzutreffen. Es muss ein harter Kampf gewesen sein, den die türkischen Befolger der Lehre Christi in dieser Gegend zu bestehen hatten. Vor allem war es, wie schon erwähnt, der Buddhismus, denn noch 1420 hatte die nach Peking gesandte Mission Schahruch Mirza's in Turfan eifrige Buddhisten vorgefunden; dazu gesellte sich nach dem Erscheinen der Araber noch der Islam, welcher allerdings erst unter Satuk (صادق sadik) Boghra-Chan (geb. 333 [944] und gest. 430 [1038]) zur officiellen Religion erhoben wurde, der jedoch schon lange vorher infolge des geistigen Einflusses der Samaniden in Centralasien Wurzel gefasst hatte, und es ist keine allzu kühne Combination, wenn wir annehmen, dass vom 11. Jahrhundert angefangen im heutigen Ostturkestan das Christenthum neben den Lehren Mohammed's eine nur sehr bescheidene Stellung einnahm und eigentlich nur im Norden des Thien-Schan, von den Religionskämpfen Satuk Boghra's und seiner Nachfolger weniger angefochten, sich einigermassen freier bewegen konnte. Auf religiösem Gebiete getheilt, scheint die politische Spaltung unter den Uiguren doch erst nach der Verbreitung des Islams im Süden des Thien-Schan vor sich gegangen zu sein, denn in den langwierigen, dem islamischen Zeitalter vorangehenden Kämpfen gegen China standen die türkisch-uigurischen Elemente vereint dem Feinde gegenüber. In dem Maasse, als die moslimische Cultur in den südlichen Abhängen des Thien-Schan Wurzel gefasst, hatte die Kluft zwischen den sesshaften Ostturkestanern und deren nomadischen Brüdern im Nordosten sich erweitert, indem letztere sich mehr an China anschlossen, und erstere nach Consolidirung des eigenen Staatswesens nach den westlichen Islamländern hin gravitirten. Um diese Zeit, d. h. im 12. Jahrhundert, spielten die nichtmoslimischen Uiguren noch eine bedeutende

[1] Vgl. Cathay and the way thither, S. C.

Rolle, denn der berühmte Feldzug Kur-Chan's gegen Transoxanien, an welchem nach Aussage Dschuweini's und Ibn-al-Athir's 300000 chinesische oder heidnische Türken sich betheiligten, fällt in das Jahr 1137, und hatte bekanntlich die zeitweilige Unterjochung ganz Transoxaniens unter das Machtgebot der Kurchaniden zur Folge.

Von reichhaltigerer Wirkung war jedoch der politische Machteinfluss der moslimischen Ostturkestaner, indem, wie bekannt, Kadr-Chan, der Sohn Satuk Boghra's, mit seiner Armee über den Oxus vorgedrungen war. Mit dem Auftreten Dschengiz-Chan's ist insofern eine Veränderung eingetreten, als die Türken im Norden sowol wie im Süden des Thien-Schan sich sofort den Mongolen anschlossen, und infolge der leitenden Rolle, welche den Uiguren bei den schlichten Nomaden zugefallen war, hatten sie ihr nationales Interesse den Zwecken des mongolischen Eroberers gänzlich untergeordnet. Gelegentlich der ausserordentlichen Umwälzungen, welche das Erscheinen dieses Weltstürmers in den ethnischen Verhältnissen Centralasiens hervorgerufen, geschah es, dass ein grosser Theil der in der heutigen Dzungarei und nördlich vom Thien-Schan hausenden Türken, wie Keraiten, Karluken und Naimans, theils als Krieger nach dem Westen zogen, theils als mongolische Staatsbeamte in den verschiedenen Theilen des gigantischen Reiches sich zerstreuten. Infolge dessen büssten die ehemaligen uigurischen Städte ihre culturelle Bedeutung auch bald ein, und da der grösste Theil des eigentlichen Uigurenlandes den anfangs in Mongolien und später in China residirenden Gross-Chanen untergeordnet war, so musste selbstverständlich die alt-uigurische Bildung in der chinesischen aufgehen. Das uigurische Christenthum, von dem die europäischen Reisenden des 13. Jahrhunderts sprachen, wurde vom Buddhismus besiegt, und es konnte von nun an weder von einer uigurischen Bildungswelt noch von einem Uigurenlande im allgemeinen die Rede sein.

Mit dem südwestlichen Theile des alten Uigurien, d. h. mit dem heutigen Ostturkestan, hatte es eine andere Bewandtniss. Hier war, wie wir angedeutet, der Islam schon im Anfange des 11. Jahrhunderts zur herrschenden Religion geworden, wodurch die dortigen Türken einerseits dem Verbande der gesammtmoslimischen Welt einverleibt wurden, indem die christlich-buddhistischen Uiguren durch China absorbirt, die übrigen Türken aber ihren Brüdern in Turfan, Aksa, Kaschgar und

Jarkend sich anschlossen. Von dem Zeitpunkte angefangen, als in Amalik der moslimische Einfluss über den buddhistisch-christlichen den Sieg errungen und ein Mongolenfürst unter dem Namen Mubarek-Schah den Thron bestieg, hatte im westlichen sowol als im östlichen Turkestan der moslimische Zelotismus freien Spielraum gewonnen, so z. B. wurden 1340 in Amalik die christlichen Missionare und ein Bischof hingerichtet[1], und es hatte sich schon um jene Zeit, d. h. während der Herrschaft der Tschagataiden, jener fanatische Religionsgeist installirt, durch welchen Centralasien sich vor der übrigen Islamwelt hervorgethan und der selbstverständlich auch den letzten Keim des nationalen Lebens erstickte. Während der Regierungszeit der Timuriden am Oxus und Jaxartes war das „Land der sechs Städte" (Alti-Schehr) — in neuerer Zeit auch das „Land der sieben Städte" (Jeti-Schehr)[2] genannt — zumeist von eingeborenen Fürsten regiert, die theils unter mongolischer, theils unter chinesischer Botmässigkeit standen. Vom Ende des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts rissen dagegen die Westmongolen, bei uns Kalmücken genannt, welche das türkische Element vom Nordwesten des Thien-Schan gänzlich verdrängt hatten, die Zügel der Herrschaft an sich und unter diesen hatte Ostturkestan schwere Tage zu erleben. Die Kalmücken wurden gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts von den Chinesen abgelöst, und die ethnischen Verhältnisse hatten sich nur insofern verändert, dass die türkischen Nomaden, namentlich die Kara-Kirgizen in der westlichen Dzungarei ihre ehemaligen Weideplätze nicht mehr einnahmen, und dass jene türkischen Colonien im Trans-Iligebiete gewaltsam angesiedelt wurden, die uns heute als Tarandschis (Ackerbauer) bekannt sind.

Wenn wir nun dieses flüchtig entworfene Bild von der geschichtlichen Vergangenheit der Uiguren, wie es aus den verschiedenen Daten ersichtlich wird, überblicken, so wird der Leser wol leicht zur Ueberzeugung kommen, dass die Türken selbst beim Beginn des geschichtlichen Zeitalters die Existenz eines

---

[1] Vgl. Yule, Cathay and the way thither, S. 186.

[2] Unter den sechs Städten versteht man: Kaschgar, Jenghi-Hissar, Jarkend, Choten, Aksu und Kutscha. In der Neuzeit ist die Benennung Jeti-Schehr, d. h. sieben Städte entstanden, indem man zu obigen noch Kara-Schehr hinzugefügt hat.

grossen Uigurenvolkes nicht mehr erwähnen, und dass die auf dem Wege einer mündlichen Ueberlieferung zu uns gelangten Nachrichten, auf eine ältere Vergangenheit sich beziehend, nur jenen Uigurenstaat und nur jenes Uigurenvolk betreffen können, welches in den ersten Jahrhunderten n. Chr., vielleicht auch früher, bis zum Auftreten des Islams im Norden des Thien-Schan gelebt, dessen wahrscheinlich nur auf politischen Beweggründen beruhender Name „Uigur" trotz all des frühern Glanzes drei Jahrhunderte nach dem siegreichen Vordringen Kuteibe's im Süden jener Gebirgskette nicht mehr gebraucht und nicht mehr gekannt war. Hierfür spricht in unwiderlegbarer Weise die schon erwähnte uigurische Handschrift des Kudatku Bilik, die den Namen „Uigur" wol nicht mehr kennt und daher auch nicht erwähnt, die aber trotz alledem, gleichsam als das Sanskrit der türkischen Sprache, das älteste authentische Bild der socialen Verhältnisse einer Fraction des Türkenvolkes uns veranschaulicht. Wir bedienen uns des Ausdruckes „das Sanskrit der türkischen Sprache" deshalb, weil das vorliegende 800jährige Sprachmonument in der That fast alle jene Eigenthümlichkeiten im Formen- und Wortschatze aufbewahrt, die heute auf dem ganzen Sprachgebiete vom Jakutischen bis zum Osmanischen vorliegen, und es ist wirklich zu bewundern, wie der belgische Mönch Rubruquis so viel philologische Einsicht besitzen konnte, schon im 13. Jahrhundert das Uigurische als die Quelle und die Wurzel des Türkischen und Kumanischen hinzustellen. Ob dies sein eigenes Kriterium, oder ob er nur nach Hörensagen geschrieben, ist allerdings noch nicht klargelegt, aber die Thatsache, dass man damals in Asien schon ein solches philologisches Urtheil bilden konnte, ist und bleibt höchst charakteristisch.

Wie nun also aus der Sprache des Kudatku Bilik sich folgern lässt, dass diese in derselben Form zum mindesten 2—300 Jahre lang sich gleichgeblieben ist — denn die Stabilität des Türkischen ist eine beinahe unvergleichliche[1] — ebenso kann auch das im Kudatku Bilik entworfene Sittenbild als Spiegel eines gewiss schon Jahrhunderte früher bestandenen gesellschaftlichen Lebens betrachtet werden. Dieser Spiegel zeigt uns nur, dass

[1] Die Stabilität ist eine solche, dass heute trotz der riesigen Entfernung der einzelnen Mitglieder des Türkenvolkes keine Töchtersprachen, sondern nur Dialekte angenommen werden können.

die Uiguren, soweit wir unter diesem Namen auch die Türken Ostturkestans südlich vom Thien-Schan verstehen, im 10. und in den vorangehenden Jahrhunderten eine theils ganz, theils halb sesshafte Gesellschaft bildeten, die, von einer damals in Iran und Transoxanien üblichen Regierungsform regiert, eines solchen Bildungsgrades sich erfreute, der nicht weit hinter dem der iranischen Welt zur Zeit der Samaniden und Safariden zurückstand, obwol an demselben so manche Kennzeichen der alten buddhistischen und schamanischen Bildungswelt hafteten. Unter letzterer verstehen wir die im Abschnitt 52 des Kudatku Bilik angeführten Anstandsregeln des Umgangs mit Zauberern, Traumdeutern, Gestütaufsehern u. s. w., mit welch letztern wol auf den damals noch vorhandenen Bestand der Kam oder Schamanen, Zauberer und Viehzüchter, hingedeutet wird. Derselbe Abschnitt spricht zugleich von der Umgangsweise des Fürsten mit den Kaufleuten, denen eine solche Wichtigkeit im Staatsleben zugeschrieben wird, wie in unserm 19. Jahrhundert der national-ökonomischen Ideen. So lesen wir im Kudatku Bilik[1], dort, wo dem Fürsten die Wichtigkeit der Kaufmannswelt anempfohlen wird:

Der Kaufmann ruhet nie, er ist stets ein Erwerber,
Das Leben suchend durchstreift er die Welt.
Mit diesem verkehre beim Kommen und Gehen,
Gestalte Handel und Wandel, wie er es verlangt,
Bei diesem finden sich der Welten Wünsche vor,
Die allerschönsten und vorzüglichsten Kleider.
Vom Osten gegen Westen ziehen sie umher,
Den angestrebten Wunsch bringen sie dir.
Gäbe es keinen Kaufmann, der die Welt durchzieht,
Wie könntest du dich kleiden im Winter?
Kommt Chinas Karavane einhergezogen,
So bringt sie tausendfachen Segen mit u. s. w.

Diese Karavanen aus China hatten besonders eine grosse Bedeutung; sie langten immer im Frühjahr an, und der Dichter bringt ihr Erscheinen in Zusammenhang mit den Schönheiten des Lenzmonates. Diese Karavanen erwähnen auch die Chinesen als solche, die über das Uigurenland noch Jahrhunderte früher, über Turgai, Chokand, Sogdien, Baktrien, Parthien und das Reich der Seleukiden nach Indien und Rom sich begaben und die mächtige

[1] Vgl. Uigurische Sprachmonumente, S. 134.

Verkehrsader zwischen den beiden Enden der damaligen Culturwelt bildeten.

Im ganzen genommen erinnert das im Kudatku Bilik entworfene Bild von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Uiguren im 11. Jahrhundert — und dies mag auch bezüglich der frühern Zeit der Fall gewesen sein — wol viel mehr an ein schon längst sesshaftes culturbeflissenes Volk als an die Zustände halbnomadischer Türkenstaaten, wie z. B. an die der Bulgaren oder Khazaren im 9. und 10. Jahrhundert, während von Nomaden im eigentlichen Sinne des Wortes unter keinen Umständen die Rede sein kann. Das seines Bodenreichthums wegen berühmte Ilithal sowie viele andere Thalgegenden im Norden des Thien-Schan waren von jeher geeignet, den Culturbestrebungen der dort wohnenden Menschen Vorschub zu leisten, und der einzige Punkt, worüber noch einigermassen Zweifel obwalten kann, erstreckt sich denn auch auf die Bezugsquelle der altuigurischen Cultur, nämlich ob es die Bildungswelt der vom Südwesten her benachbarten alten Iranier, oder der Chinesen im Südosten gewesen, welche auf den uigurischen Staat und Gesellschaft den belebenden Einfluss ausgeübt hatte. Mit Hinblick auf den zu allen Zeiten ausschliesslichen Charakter der Chinesen wären wir geneigt, ersteres anzunehmen, um so eher, als im grauen Alterthume auf den südlichen Abhängen des Thien-Schan unsers Erachtens iranische Colonien schon bestanden hätten, die mit den alten Mittelpunkten in Bochara, Baikend und Charezm in regem Verkehre standen. Ganz fremd scheint die chinesische Bildung wol auch nicht geblieben zu sein, dies beweist wenigstens der Umstand, dass es im 11. Jahrhundert des Chinesischen kundige moslimische Gelehrte gab, welche die bessern Producte der chinesischen Literatur in ihre türkische Muttersprache verpflanzten. Als solches muss nämlich das im Jahre 1068 in Kaschgar verfasste, richtiger ins Türkische übersetzte und dem türkischen Volksgeiste adaptirte Kudatku Bilik betrachtet werden[1], denn wir lesen in der Vorrede: „Dieses Buches Name ist das grosse Wunderding, es ist mit den Erläuterungen der Gelehrten Tschins geziert, mit den Beispielen

[1] Grigoriew ist daher entschieden im Irrthume, wenn er behauptet (S. 346 seiner schon erwähnten Arbeit über Ostturkestan), dass wir nicht wissen, ob die Uiguren chinesische Werke in ihre Sprache übersetzt hätten.

der wissenschaftlichen Männer Matschins[1] geschmückt." Aehnliches ist an andern Stellen des Buches zum Ausdruck gelangt, so z. B. S. 219, Verspaar 23, wo wir lesen:

> Dieser Bokra-Chan hat in seiner Zeit
> Dieses Ganze (Buch) in seiner Sprache angeschafft,

und es ist nur zu bedauern, dass nicht andere aus dem vorislamitischen Zeitalter stammende uigurische Schriftstücke, von denen es wahrscheinlich viele gegeben haben muss — denn Dschuweini thut der speciell uigurischen Bücher Erwähnung[2] — zu uns gelangt sind. Auf die im Kudatku Bilik zum Ausdruck gelangte Bildungswelt zurückkehrend, können wir nicht umhin, zu bemerken, dass trotz der unverkennbaren Einflüsse der moslimischen Cultur aus dem Zeitalter der Samaniden, in den geselligen Verhältnissen, in Regierungssachen, sowie in der Weltanschauung der Uiguren der türkische Charakterzug noch immer den Ausschlag gegeben hat. Auf jedem Schritt und Tritt begegnen wir jenen Parabeln, jenen Moralsprüchen und jenen Lebensnormen, die noch heute den türkischen Nomaden wie den türkischen Regierungsmann charakterisiren. In den auf das Alltagsleben, namentlich auf das Familienleben bezüglichen Rathschlägen des Autors herrscht natürlich der echt türkische, vielleicht auch chinesische Ideengang vor, während in Religions- und Regierungssachen selbstverständlich der iranisch-moslimische Geist hervortritt. Mit einem Worte, wir erfahren aus dem Kudatku Bilik, dass die Bildungswelt, durch welche die Uiguren im vorislamitischen Zeitalter berühmt geworden, sich sporadisch wol, aber im Gewande der türkischen Nationalität noch im 11. Jahrhundert erhalten hat, dass diese Bildungswelt in solcher Weise entstanden, wie z. B. die der heutigen Özbegen, d. h. auf dem Wege der Berührung mit den benachbarten Culturen Chinas und Irans, und dass schliesslich dieselbe von dem heftigen Anstürmen des Islam, vom Westen her erschüttert, durch die mit dem Einfalle der Mongolen verbundene grosse Völkerbewegung gänzlich über den Haufen geworfen wurde.

---

[1] Unter Tschin und Matschin verstehen die moslimischen Autoren China im allgemeinen.

[2] D'Ohsson, Histoire des Mongols, I, 430—435.

2.

Wie wir im Laufe unserer Abhandlung über die Uiguren schon angedeutet, hat der staatliche Zerfall des Uigurenreichs im Norden des Thien-Schan mit dem Erscheinen der Mongolen begonnen, wo dann die türkisch-nomadischen Elemente theils gegen den Norden in das Altaigebirge, theils gegen Südwest, namentlich gegen den Issik-Köl und den Alai verdrängt wurden, während der sesshafte, cultурbeflissene Theil der Bevölkerung einerseits in die entferntesten Regionen des mongolischen Machtbereiches sich zerstreut, andererseits aber in die südlich vom Thien-Schan befindlichen Orte des eigentlichen Ostturkestan sich niederliess. Auf dem ganzen nördlichen Gebiete, vom Komul angefangen, über Urumtsi, Manas und Kir-Kara-Usu bis zur Ala-tau-Kette war daher das türkische Volkselement im 14. Jahrhundert nur noch durch einzelne Nomadenhaufen vertreten, und im 16. Jahrhundert war von demselben schon keine Spur mehr vorhanden, denn das Türkenthum war zu jener Zeit schon in der Bevölkerung der Städte am südlichen Fusse des Thien-Schan, wie: Turfan, Karaschehr, Kutscha, Sairam, Aksu, Uschturfan und Kaschgar aufgegangen, und die Nomaden trieben sich unter dem Sammelnamen Kirgizen, richtiger Kara-Kirgizen, schon im 17. Jahrhundert theils im östlichen Pamir, theils in den nordwestlichen Ausläufern des Kün-Lün, d. h. in der Provinz Sarik-köl, herum. Solche Zuflüsse müssen natürlich vor dem 13. Jahrhundert, ja noch lange vor dem Auftreten der Araber stattgefunden haben, denn dass die Städtebewohner des heutigen Ostturkestan iranische Autochthonen sind, das unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, da dies nicht nur aus den Städtenamen im Süden, wie Abel Rémusat bei Choten nachgewiesen hat, sondern auch bei den Städten im Norden, so z. B. bei Kutscha, Turfan, Uschturfan und aus andern Momenten der ältern geographischen Nomenclatur hervorleuchtet. Das iranische Element hat hier allerdings nur sporadisch, aber schon im grauen Alterthume den Kern der sesshaften Bevölkerung gebildet, und wenngleich wir annehmen, dass die Bevölkerung Chotens, Jarkends und Kaschgars eine starke Beimischung von Kaschmir und Kabul erhalten hat, so gilt es doch als ausgemacht, dass die Iranier, die hier schon im 11. Jahrhundert den Namen Tadschik führten[1],

[1] Im Kudatku Bilik ist Tadschik, d. h. Perser oder Iranier, immer als nationales Sonderelement dem Türk, d. h. Türken, gegenübergestellt.

theils aus Schignan und Wachan, theils aus dem benachbarten Ferghana dahin eingewandert waren.

Zu diesen Tadschiken hatten, wie schon erwähnt, sich sehr früh uigurische Türken aus dem Norden gesellt, eine Rassenkreuzung, welche heute den Namen Argun führt, und von uns irrigerweise für eine Stammeseintheilung gehalten wurde, da dieses Wort, dessen Baber in seinen Memoiren häufig erwähnt, nur im obigen Sinne zu nehmen ist. Später allerdings, erst nach dem 16. Jahrhundert, begann die Einwanderung von Özbegen aus dem benachbarten Chanat von Chokand, aus deren Vermischung mit den Ostturkestanen die Tschalgurten hervorgegangen sind. Mit Erwähnung dieser beiden Kreuzrassen ist weder die Liste der ethnischen Configurationen erschöpft, noch kann mit derselben eine genaue Definition der heutigen ethnischen Bestandtheile des Landes angestrebt werden, da die Rassenvermehrung, je nach den historischen Begebenheiten, bis auf die Neuzeit ununterbrochen fortgedauert hat. Vom Nordosten her waren es die Mongolen, Kalmücken, Mandschus, Chinesen und Dunganen, vom Süden und Südwesten hingegen Tadschiken, Arier aus der Hochebene von Pamir, Afghanen und Kaschmirer, die eine ununterbrochene ethnische Fluctuation unterhielten, und wenn wir hierzu noch die überall in Centralasien stattfindende normale Umgestaltung der Nomaden in Sesshafte in Erwägung ziehen, so wird es sich wol bald herausstellen, dass wir es hier mit einem erdenklich buntesten Völkergemisch zu thun haben, welches, wie Dr. Bellew[1] richtig bemerkt, nur insofern ein Bild der ethnischen Totalität repräsentirt, als es sich vom Indier oder von andern compacten Völkerelementen unterscheidet. Es ist daher nicht nur der Namensunterschied zwischen Chui-sa und Chui-chui, den die Chinesen zwischen Tarandschis und Dunganen machen, aus dem auf die uigurische Abkunft der erstern und der Ostturkestanen im allgemeinen gefolgert werden kann, wie dies Radloff thut[2], sondern es ist der ganz natürliche Lauf der Dinge, aus dem diese ethnische Ableitung hervorgeht.

[1] Report of a Mission to Yarkund in 1873, under Command of Sir Douglas Forsyth, K. C. S. I. C. B. Bengal Civil Service. With historical and geographical information regarding the Possessions of the Emir of Yarkund (Calcutta 1875), S. 80.

[2] Ethnographische Uebersicht der Türkenstämme Sibiriens und der Mongolei (Leipzig 1883), S. 19.

Im Norden des Thien-Schan hat das türkische Element dem Mongolischen weichen müssen, im Osten hingegen hat es bis in die Neuzeit auf dem alten Grenzgebiete sich erhalten, denn die Türken von Komul und der umliegenden Dörfer, welche Potanin (II, 10) erwähnt, nennen sich mit Recht Jerlik, d. h. Einheimische, trotzdem sie von den Mongolen Choton und von den Kirgizen Sart genannt werden. Falls wir uns dessenungeachtet in eine Detailschilderung der typischen Eigenheiten einlassen wollten, so hätten wir vor allem zu bemerken, dass bei der nördlichen Bevölkerung der mongolische Typus namentlich im Gesicht und in dem Körperbau in einer stärker prononcirten Weise hervortritt als im Westen und im Süden, wo die Vermischung mit Ariern eine häufigere und intensivere gewesen ist. Der Einwohner von Aksu, Kutscha und Turfan fällt ebenso sehr durch seinen breiten Kopf, breite Nase und kleine Augen, mittlern, aber starken Körperbau und dünnen Bartwuchs auf, als der Jarkender, Chotener und theilweise auch der Kaschgare ebenso viele prägnante Spuren der arischen Rasse aufweisen. Hiervon mag der Leser sich am besten überzeugen, wenn er die ausgezeichneten Photographien auf S. 106—110 und 118 im früher genannten Buche Forsyth's, welche Typen von Leuten aus Choten, Jarkend, Kaschgar und Aksu darstellen, miteinander vergleicht, wobei ihm der vorherrschende Charakterzug sofort einleuchten wird. Hierin stimmen auch meine persönlichen Erfahrungen überein, wenn ich jener zumeist aus Ostturkestanen bestehenden Pilgergefährten gedenke, mit denen ich nach Mittelasien gereist, und unter welchen die aus Aksu, Turfan und Kutscha gebürtigen in solchen Merkmalen durch prägnante Spuren des Mongolentypus auffielen, in welchem die Kaschgaren und Jarkender durch Gesichts- und Haarfarbe, durch Physiognomie und Statur eben arische Kennzeichen verriethen. Mit unserer vorhergehenden Bemerkung übereinstimmend äussert sich auch Potanin[1] bezüglich der Physiognomie der Sarten in Komul, an denen der russische Reisende markante Spuren des tatarischen Typus entdeckte, und die neben den Kaschgaren als schöne Exemplare der kaukasischen (iranischen?) Rasse gelten.

Wenn wir, die vorhergehenden Andeutungen zusammenfassend, zur Beschreibung des speciell ostturkestanischen Typus uns anschicken wollten, so müssten wir unter demselben nur den stärker

[1] Potanin, II, 12.

zum Ausdruck gelangten mongolischen Typus hervorheben, durch welchen die Einwohner der Sechs-Städte von den übrigen Centralasiaten sich unterscheiden. Die Ursache dieser ethnischen Eigenheit liegt eben in den geschichtlichen Begebenheiten des vergangenen Jahrtausends, denn während die Oxusländer und das mittlere Jaxartesthal, von einer compacteren iranischen Urbevölkerung bewohnt, eigentlich erst vom Zeitalter der Samaniden angefangen eine grössere Anzahl von turkotatarischen und nicht rein mongolischen Elementen in sich aufgenommen haben, scheinen im Lande der Sechs-Städte die Iranier nie besonders stark vertreten gewesen zu sein, und da zu diesen im Laufe der geschichtlichen Begebenheiten theils Türken mit stark prononcirtem Typus, theils Mongolen von reinem Schlage sich gesellten, so ist es ganz natürlich, dass die derartig entstandene Mischung auch den Stempel einer schärfer ausgeprägten mongolischen Rasse aufweist. Die Verschiedenheit der physischen Merkmale übt selbstverständlich auf die nationale Eintheilung der heutigen Ostturkestaner keinen Einfluss aus. Ein gemeinsamer politischer Landesname ist nicht im Gebrauch, wenn wir etwa das vage Kaschgarlik (Kaschgarer) oder Altischehrlik (Sechsstädte-Mann) ausnehmen, denn der Ostturkestaner nennt sich nur nach dem Bezirke in welchem er wohnt, wenngleich er gegen den Namen Özbeg, wie ich persönlich erfahren, sich nicht wehrt, ja in demselben sogar einen Ehrentitel erblickt. Nur Endidschanlik (Chokander), Tadschik (Bochariot) und Nogai (russische Unterthanen) gelten in seinen Augen als fremde Nationen.

Was die moralischen Eigenheiten der Ostturkestaner anbelangt, so müssen diese, wie dies auch anderswo der Fall ist, nur als ein Ausfluss jener culturellen und politischen Bewegungen betrachtet werden, denen dieses Land vom Alterthum bis in die Neuzeit in so reichem Maasse ausgesetzt war. Im ganzen genommen kann der Ostturkestaner als ein Mensch von schlichtern und einfachern Manieren betrachtet werden als sein Stammes- und Glaubensgenosse im Westen, und hat, wie in seinen Gesichtszügen, so auch in seinem Charakter merkliche Spuren des unverfälschten türkischen Nationalcharakters beibehalten. Den Kaschgaren, Jarkender und Chotener ausgenommen, bei denen die seit Jahrhunderten stattfindende Zuströmung der tadschikischen Elemente aus Chokand und Kaschmir auf das Sittenleben von schädlicher Wirkung war, habe ich bei den Ostturkestanern weniger Lug und

Trug gefunden als bei den übrigen Einwohnern Mittelasiens, obwol sie, unter einem langen und harten Drucke dzungarischer und chinesischer Fremdherrschaft schmachtend, den natürlichen Folgen der despotischen Herrschaft mehr ausgesetzt waren. Letztere hat in ihnen nur einen grössern Grad von Furcht und Muthlosigkeit zurückgelassen, ja ihnen sogar jeden Zug von persönlichem Muth benommen, denn kein Centralasiate, ja nicht einmal der Tadschik, ist so feig wie der Bewohner der Sechs-Städte. Hierin liegt die Ursache der Siege, welche die verlotterten chinesischen Armeen und die Hand voll chokandischer Abenteurer so häufig zur Herrschaft gebracht, und diese Herrschaft war ganz danach angethan, selbst die unbändigsten Steppenbewohner nach einigen Jahrzehnten sesshafter Lebensweise in friedliche Bürger umzugestalten. Im übrigen hat der Ostturkestaner, namentlich im nördlichen Theile des Landes, noch so manche Lichtseiten des türkischen Nationalcharakters sich bewahrt. Er ist ehrlich und gastfreundlich, liebevoll zu seiner Familie und voll Ergebenheit gegen seine Vorgesetzten, und ist, dank seiner hundertjährigen Ansiedelung, einer der emsigsten Ackerbauer seines Stammes geworden; denn es muss hier besonders hervorgehoben werden, dass er in Bearbeitung des Bodens und in manchen Zweigen der Hausindustrie nicht nur über Özbegen, Kazaner, Nogaier und Baschkiren, sondern auch über Azerbaidschaner und Osmanen sich erhebt.

Dieses von uns entworfene Sittenbild der Ostturkestaner hat allerdings infolge des buddhistischen Religionseinflusses der fremden Herrscher so manche Lichtseiten der moslimischen Moralität abgestreift, wie davon weiter unten die Rede sein wird, doch beziehen sich diese Ausnahmefälle nur auf die Städtebewohner und nicht auf den Landmann, der unter der Leitung seines Achuns (Priester) denselben Tugenden huldigt, die den Özbegen am Oxus und den Osmanen in Kleinasien zum Musterbild des biedern, ehrsamen, friedlichen und gutmüthigen Menschen gemacht haben.

Seine Behausung trägt den ausgesprochenen Charakter des Ackerbauers, und ist als solche der Wohnung des Afghanen, Persers und Osmanen viel ähnlicher als der des Özbegen, der, wo nur thunlich, in seinem von Mauern umringten Gehöfte ein Filzzelt sich aufschlägt und dieses der dumpfen Kammer vorzieht. Die Häuser sind zumeist einstöckige Steinbauten von primitivster Form mit dem innern Hof zugewendeten Fenstern, während die Aussenseite, wie überall im moslimischen Osten, eine unregelmässig ge-

baute, ungetünchte Mauer zeigt. Die Stelle der Glasscheiben in den Fenstern vertritt ölgetränktes Papier, während das Dach terrassenartig aus einer dicken, auf Balken gelegten Erdschicht besteht, und bei den Wohlhabendern mit einem Ventilator, nicht unähnlich der in Persien unter dem Namen Badgir (Windfänger) bekannten Vorrichtung, versehen ist. Der Gesammteindruck des Aeussern und Innern der Wohnungen ist daher ein viel schlechterer als in Centralasien, denn die Armuth sieht aus allen Ecken und Winkeln hervor und mahnt den Reisenden gar zu häufig an die zügellose Tyrannei, die hier seit Jahrhunderten wüthet und jede Kundgebung des Wohlstandes und der Behaglichkeit verhindert.[1]

In der Tracht unterscheidet sich der Ostturkestaner nur bezüglich der Farben und der Stoffe von seinen Glaubensgenossen im Westen, und namentlich ist die dunkelblaue Leinwand, die er zu seinem Oberkleid verwendet, als Einfluss der chinesischen Geschmacksrichtung zu betrachten. Die Kopfbedeckung besteht aus einer runden, mit Krämpen versehenen Kappe, gleich der ungarischen runden Mütze, je nach den Jahreszeiten aus Wollstoffen oder Lammfell bereitet, und nur die Industriellen und Kaufleute, namentlich Städtebewohner tragen einen buntfarbigen Turban, während der weisse Musselinturban als Abzeichen der Mollas und Hadschis gilt. Eine Ausnahme bilden hierin die türkischen Einwohner Komuls und des nordöstlichen Theils von Ostturkestan im allgemeinen, die eine der Mitra ähnliche Kappe aus rothem oder grünem Tuch mit einer rückwärts herabhängenden Quaste tragen. Unter- und Oberkleider, als: Tschapan, ein unserm Schlafrock ähnliches Gewand mit überaus langen Aermeln, Dschübbe, der bekannte kaftanähnliche Oberrock, und Ton, ein Mantel, unterscheiden sich nur insofern von den in Mittelasien gebrauchten, als denselben die buntfarbige Atlasverbrämung und sonstiger Zierath abgeht; hingegen ist die Fussbekleidung, als: Ötük (Stiefel) und Kepisch (Oberschuh) häufig mit Gold- und Silberstickereien geziert. Die Frauentracht ist beinahe dieselbe wie die der Männer, nur tragen sie eine der Bischofsmütze ähnliche lange Kappe, Orabuk, mit der Zugabe eines Schleiers, Tschumbul, und eines Letschek, d. h. eines aus Musselin oder Gazestoff bestehenden

[1] Vgl. Kuropatkin, Kaschgarija, S. 27, und Forsyth, Report of a Mission to Yarkund, S. 94.

Tuches, welches bei den ältesten Frauen mit der Peredsche, der Feredsche der Türkinnen in Stambul, ersetzt wird. Jungfern (Ejgetsche) und junge Frauen (Tschukan) tragen auf der Strasse einen Letschek, und dürfen im allgemeinen hellere Farben wählen als ihre ältern Geschlechtsgenossen. Als Schmuckgegenstände figuriren: Üzük = Ring, Bet-üzük = Gesichtsring, d. h. Nasenring, und Zirga, richtiger Isirga = Ohrringe. Bezüglich der Haare herrscht hier dieselbe Mode wie bei den übrigen Türken, d. h. die Mädchen tragen einen langen, mit Bändern geflochtenen Zopf, der frei am Rücken herabhängt, die Frauen hingegen mehrere kleine Zöpfe.

Worin die Ostturkestaner von ihren Glaubens- und Stammesgenossen im Westen sich gewissermassen unterscheiden, das sind die Speisen und Getränke, ein Punkt, in welchem der Einfluss der benachbarten chinesischen Sittenwelt sich besonders bemerklich macht. In erster Reihe muss der Umstand hervorgehoben werden, dass die Türken im Lande der Sechs-Städte viel mehr Fleischesser sind, als die Türken Centralasiens, denn nicht nur der Städte-, sondern auch der Landbewohner consumirt so viel Fleisch und Fische als der Europäer, wie dies die Verfasser des „Report of a Mission to Yarkund" (S. 92) mit Recht bemerkt haben. Uneingedenk der vom Islam vorgeschriebenen Diät wird hier auch das Fleisch der verbotenen Thiere genossen, sowie die culinarische Kunst im ganzen genommen eher der chinesischen als der mittelasiatischen sich nähert. Die Fleischgerichte Mantui und Zenbusi, in Dampf gekochte Mehlspeisen mit hachirtem Fleische gefüllt[1], gewisse Ragouts, Suppen und süsse Mehlspeisen sind ganz identisch mit den Gerichten, denen wir in den von europäischen Reisenden erwähnten chinesischen Menus begegnen. Dasselbe gilt von der Zubereitung der Gemüse und von den geistigen Getränken, welch letztere jedoch mehr in den Städten als auf dem Lande Verbreitung gefunden haben, wie davon weiter unten unter dem Abschnitt über die Religion die Rede sein wird.

In den übrigen Zügen des Sittengemäldes hat die buddhistisch-chinesische Cultur nur wenige Spuren zurückgelassen, da der Islam, trotz der zeitweiligen Unterbrechungen, die im Verkehr mit dem benachbarten Chokand hervorgerufen wurden, in seiner Eigenschaft als Lebensnorm sich immer zu erhalten gewusst hat. In

[1] Vgl. hierüber meine „Reise in Mittelasien" (1. Aufl., Leipzig 1865), S. 148.

der Ehe, bei welcher der Kalym nicht von jener Wichtigkeit ist wie bei den nomadischen Türken, herrschen ungefähr dieselben Sitten wie in Chokand und thun sich durch einen streng moslimischen Zuschnitt hervor. Das Bündniss wird entweder noch im Kindesalter seitens der Aeltern eingegangen, oder es beruht auf persönlicher Zuneigung, da die Abgeschlossenheit der Frauen hier nicht so rigoros beobachtet wird wie anderswo, in welchem Falle die Aeltern des Jünglings um die Hand des Mädchens anzuhalten haben. Die Brautgabe besteht zumeist aus Kleidungsstücken und Schmuckgegenständen, d. h. aus einem vollständigen Anzuge sammt den zugehörigen Nasen- und Ohrringen, Bändern u. s. w., welche der Bräutigam in Begleitung seiner Aeltern ins Haus der Braut bringt, wo er drei Tage hintereinander bewirthet wird. Am vierten Tage werden diese Geschenke seitens der Braut in entsprechender Weise erwidert, worauf diese den Toj-ata, d. h. Vater oder Leiter der Hochzeit, unter den anwesenden Graubärten wählt, der den geschäftlichen Theil der Eheverbindung ordnet, und nach Abschluss desselben den Aeltern die Schale mit Salzwasser darreicht, damit sie mittels Eintauchen eines Stückes Brot, welches dem Brautpaar dargereicht wird, den Bund ratificiren. Es entsteht hierbei ein kleiner Wettkampf, denn wenn es dem Vater des Jünglings gelingt, früher das Brot ins Salzwasser zu tauchen und der Braut in den Mund zu stecken, so wird dies als glückliches Omen betrachtet.[1] Hat nun einmal der Molla die übliche Segensformel gesprochen, so kann der Bräutigam seine Braut heimführen, was natürlich in festlichem Aufzuge geschieht, und wobei, wie dies auch anderswo üblich ist, die muntere Jugend theils durch einen Strick theils durch andere Hindernisse den Weg zu verbarrikadiren sucht und für die freie Passage ein Geschenk erhält. Vor dem Eintritt ins Haus des Mannes wird die junge Frau von den weiblichen Anverwandten des letztern auf einen Filz oder Teppich gesetzt und unter Liedergesang um das im Freien brennende Feuer herumgetragen, eine uralte Sitte, die mit wenig Variation auch bei den Özbegen vorkommt. Nun erst tritt sie ins Haus, in welchem die mitangekommenen weiblichen Verwandten mehrere Tage bei ihr verweilen und daselbst reichlich bewirthet werden. Die junge Frau behält den Titel Kelin (Braut) drei Monate lang; vor Eintritt der Schwangerschaft heisst sie Tschokan und nach dem-

[1] Vgl. Report of a Mission to Yarkund, S. 86.

selben Dschuwan, wo sie dann das übliche Frauenkleid, mit vier Streifen auf beiden Seiten der Brust, anlegt. Diese Streifen sind roth oder grün während der Lebenszeit des Mannes, und schwarz nach dem Tode des letztern.[1]

Bei der Geburt wird dem Kinde die Nabelschnur in einer bis zur Stirn reichenden Länge abgeschnitten, um den Leib gewunden und täglich mit Schmalz geschmiert, bis sie am siebenten oder achten Tage abtrocknet und abfällt. Man schlachtet gelegentlich auch ein Schaf, dessen frisch abgezogenes Fell der Mutter um den Leib gelegt wird, um die Heilung zu beschleunigen, ein Mittel, welches auch bei äussern Wunden im Osten angewendet wird. Gleich nach der Geburt steckt man dem Kinde ein Stück Zucker in den Mund, und erst am achten Tage wird das Kind von der Mutter weggenommen. Am vierzigsten Tage erhält es einen Namen, nachdem der Molla ihm das Kelimeï-Schehadet (Formel des Glaubensbekenntnisses) ins Ohr gerufen, eine Ceremonie, die mit Festlichkeit begangen wird. Die Zärtlichkeit für die Kinder ist eine aussergewöhnliche, und charakteristisch ist folgendes von den englischen Reisenden mitgetheilte Wiegenlied:

Jating balam!	Schlaf mein Kind!
Jating balam!	Schlaf mein Kind!
Chan boling balam!	Werde Fürst, mein Kind!
Baj boling balam!	Werde Prinz, mein Kind!
Jurt egesi boling balam!	Güterbesitzer werde, mein Kind!

So dem Knaben, während dem Mädchen gewünscht wird, dass es die Gemahlin eines Fürsten werden und dem Monde gleich erstrahlen möge.

Was im Familienleben der Osttürkestaner am meisten befremden mag, das ist die gesellschaftliche Stellung der Frauen, indem das weibliche Geschlecht hier viel grössere Freiheiten geniesst als anderswo unter moslimischen Türken. Vor allem ist die überwiegende Anzahl der Frauen überraschend, da nach Aussage der Eingeborenen auf einen Einwohner männlichen Geschlechts zwei Frauen fallen, ein Umstand, der nur der schonungsvollen Behandlung zugeschrieben werden kann, deren sich das weibliche Geschlecht auf diesem Endpunkte der moslimisch-türkischen Welt erfreut. Wenngleich als Mädchen auf Befehl der

[1] Vgl. Report of a Mission to Yarkund, S. 86.

Aeltern mit einem Manne verheirathet, pflegt die Frau später durch Scheidung nach eigener Wahl ein Bündniss zu schliessen, und da sie ihre unabhängige Stellung in der Gesellschaft leichter wahren kann, so findet man häufig Frauen an der Spitze von geschäftlichen Unternehmungen. In den häufigen politischen Wirren soll es Frauen gegeben haben, die sogar einzelne Armeeabtheilungen befehligten, und nichts beweist die Selbständigkeit ihres Charakters mehr als die Episode während der letzten Kämpfe in Choten, wo die gewaltsam an die Sieger verheiratheten Frauen in einer Nacht ihre Männer ermordeten und dadurch eine Wendung in den Geschicken ihrer Vaterstadt herbeiführten.

Wollten wir nun auf sonstige Eigenthümlichkeiten im Sittenbilde der Ostturkestaner übergehen, so wäre unter anderm noch hervorzuheben, dass bei ihnen die Trauer durch weisse Farbe gekennzeichnet ist, was auf chinesischen Ursprung hindeutet, dass sie in ihrer Etikette, in ihren Spielen und den Regeln des Umgangs noch so manches von den bezopften Nachbarn entlehnt, im ganzen genommen aber allen jenen Gebräuchen und Sitten huldigen, die das Gesammtbild der moslimischen Gesittung ausmachen. Was den Islam anbelangt, der von den Oxusländern aus hier seinen Eingang gefunden hat, und sowol vor als nach dem Einfalle der Mongolen immer vom Westen her genährt und gekräftigt wurde, so lässt es sich schwer in Abrede stellen, dass der glühende Fanatismus in der Brutstätte am Zerefschan in den Thalgegenden des Thien-Schan stets seine Urkraft eingebüsst hat, und dass die Moslimen sich hier nie in jenem strengen Separatismus gefielen, der Tadschiken, Özbegen und Afghanen kennzeichnet. Dem Gedeihen eines solchen Auswuchses stand erstens die Entfernung und die zeitweilige Unterbrechung im Verkehr mit den Chanaten im Wege, zweitens hat die fremde buddhistische Herrschaft der Chinesen, Dzungaren und Mandschuer dem Religionseifer auch schon dadurch einen Dämpfer aufgesetzt, dass das strenge Régime der Mollas unmöglich geworden, und dass demzufolge die auf das Alltagsleben bezüglichen rituellen Gesetze nicht so streng beobachtet wurden. Neuere Reisende haben in den Städten Ostturkestans eine auffallend laxe Moral im Umgange zwischen beiden Geschlechtern gefunden; wir hören vom häufigen und öffentlichen Genuss geistiger Getränke, und nicht nur die chinesischerseits eingesetzten moslimischen Gouverneure, sondern auch das Volk hat in vielen Fällen chinesische Tracht angenommen, und namentlich soll in den Cen-

tralpunkten der chinesischen Verwaltung weder der Moscheenbesuch ein starker sein, noch sind die spärlichen Collegien von einer genügenden Anzahl von Schülern besucht, daher viele aus Chokand eingewanderte Achonde von jeher Anstellung gefunden haben. Aksu, Kutscha, Turfan und gewissermassen auch Kaschgar machen hiervon eine rühmliche Ausnahme, so wie der Landbewohner im allgemeinen den Satzungen der Religion viel treuer geblieben ist als der Industrielle und Kaufmann. Es ist denn auch die ersterwähnte Schicht der Bevölkerung, welche das stärkste Contingent zu den jährlich nach Arabien pilgernden Frommen stellt; einfache, schlichte Leute, die, ohne des Weges und der fremden Sprachen kundig zu sein, ja oft auch ohne die nöthigen Reisemittel in das verwegene Abenteuer sich stürzen, und von denen selbstverständlich kaum die Hälfte mit dem Titel „Hadschi" (Pilger) geschmückt in die Heimat zurückgelangt.

Was die Sprache und das geistige Leben Ostturkestans anbelangt, so finden wir in demselben die Spuren seiner geschichtlichen Vergangenheit treu ausgedrückt. Das türkische Idiom, dessen die Bewohner der Sechs-Städte sich bedienen, reiht sich allerdings an das Türkische Mittelasiens, d. h. an das Özbegische, am engsten an, doch weisen sowol Grammatik als Wortschatz viele solche dialektische Eigenthümlichkeiten auf, die den separaten Ursprung und eine spätere selbständige Entfaltung ausser allen Zweifel setzen. Von der uigurischen Mundart, wie sie im Kudatku Bilik uns aufbewahrt worden ist, sind in der heutigen Sprache allerdings nur wenige Momente vorhanden, doch in ihrem Grundgebäude zeigt die Formlehre noch immer einige Spuren dieses alten Sprachmonuments auf. Solche Spuren sind z. B. der Gebrauch von rauhern Kehllauten, dort wo in Mittelasien heute schon milde Gutturale vorkommen, ferner der Gebrauch des Participium Perfectum in misch, der heute in Mittelasien nicht mehr vorkommt, und schliesslich der Charakter des Wortschatzes, in welchem wir so manchen Wörtern begegnen, die, im Özbegischen unbekannt, eigentlich nur auf uigurische Herkunft zurückzuführen sind. Die Zeit, in welcher die Umgestaltung des altuigurischen Dialekts vor sich gegangen ist, kann ungefähr vom 13. bis zum 15. Jahrhundert angenommen werden, da eben damals der Islam festere Wurzel gefasst, und da mit dem in diese Periode fallenden Aufgeben der uigurischen Schriftzeichen und mit deren Ersetzung durch arabische Buchstaben die dialektischen Eigenheiten des Uigurischen

allmählich verschwinden mussten. Leider fehlt es uns gänzlich an literarischen Monumenten, mit welchen die Phasen dieses Processes der Umgestaltung nachgewiesen werden könnten, denn erstens sind die vorhandenen türkischen Handschriften, wie z. B. das Tezkerei Bukra Chani, von welchem Shaw in seiner Grammatik Proben veröffentlicht hat, nur in der Neuzeit angefertigte Uebersetzungen des persischen Originals, und zweitens, weil der Gebrauch der türkischen Muttersprache vom rein islamitischen Standpunkte verpönt gewesen, und die Schriftgelehrten sich von jeher des Persischen bedient hatten. Allerdings wäre es interessant, Proben aus der namentlich im Norden Ostturkestans befindlichen Volksliteratur zu sammeln, da diese so manche werthvolle Momente dem Studium der Turkologie bieten könnten; doch soweit ich mich aus persönlicher Erfahrung überzeugt habe, kann der Ostturkestaner mit dem Centralasiaten sich leicht verständigen, und die Literatursprache beider Fractionen kann heute beinahe als identisch bezeichnet werden.

Zum Schlusse lassen wir hier die von Forsyth[1] gebrachten Angaben über die Populationsvertheilung folgen, nach welchen von der auf **1,015,000** geschätzten Bevölkerung auf

Choten	120800
Jarkend	224000
Jenghi-Hissar	56000
Kaschgar	112000
Uschturfan	14000
Aksu	84000
Kutscha	42000
Kurli	14000
Karaschehr	56000
Turfan	126000
Lob	70000
Maralbaschi	35000
Sarik-köl	17000
Kirgizen	2000
Pakpulik	14000

fallen, die zusammen aus 145000 Häusern oder Familien bestehen. Diesem gegenüber gibt eine andere neue Quelle, nämlich Kuro-

[1] Report of a Mission to Yarkund, S. 62.

patkin in seinem „Kaschgaria", die Gesammtheit der Einwohner auf 1,200000 an. Von dieser nicht genau zu bestimmenden Zahl gehört die grosse Majorität dem türkischen Volksstamme an, während die fremden Nationalitäten durch Chinesen und Dunganen, richtiger Döngen, d. h. Bekehrte, Chinesen, die schon in den vergangenen Jahrhunderten den Islam annahmen, ferner durch Hindus, Tadschiks und Afghanen vertreten sind.

Zu den eigentlichen Ostturkestanern gehören schliesslich noch die Tarandschis im Ili-Thale, der Wortbedeutung ihres Namens nach Ackerbauer, eine Eigenschaft, in welcher sie von den kriegerischen Machthabern jener Gegend verwendet wurden, namentlich von den Dzungaren im Laufe des 17. Jahrhunderts, und als die Chinesen in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts mit den Sechs-Städten auch in den Besitz des Ili-Gebietes gelangten, da hatten sie in Nachahmung ihrer Vorgänger die Zahl dieser Ackerbauer vermehrt, ja mit der Zeit in eine sogenannte Strafcolonie verwandelt, wohin die politischen Verbrecher aus dem Thien-Schan-Nan-lu (Ostturkestan) transportirt wurden. Hiermit ist jedoch die Möglichkeit, ja sogar die Wahrscheinlichkeit nicht ausgeschlossen, dass der Nucleus der angesiedelten und mit Feldbau sich beschäftigenden Türken nicht von den Uiguren abstammt, und somit als die ältesten Bewohner der Gegend betrachtet werden kann. Der eigentliche Kern ist hier sowie im Süden des Thien-Schan uigurischer Herkunft, doch infolge des häufigen Zuflusses frischer Elemente aus den Sechs-Städten besteht zwischen Tarandschis und den Ostturkestanern am südlichen Abhange der Gebirgskette in sprachlicher und physischer Beziehung fast gar kein Unterschied, wenigstens habe ich einen solchen bei Confrontirung eines Tarandschi mit Türken aus Aksu und Turfan nicht entdecken können. Wie uns Radloff mittheilt[1], hatten die Chinesen 6000 Tatarenfamilien an beiden Ufern des Ili angesiedelt, deren Los bis 1826 ein ganz erträgliches war, denn jeder dieser Familien wurde ein Stück Land von 12 Dessätinen angewiesen, und von diesem hatten sie 32 Chi (chinesische Centner), und zwar je 8 Chi Weizen, Gerste, Roggen und Hirse zu liefern.

[1] Radloff, Ethnographische Uebersicht, S. 18.

Ihrer politischen Eintheilung nach zerfielen die Tarandschis in acht Kreise und deren jeder in zwei Bezirke, die unter einem Ming-Bek (Fürst der Tausend) standen, während an der Spitze von je 100 Familien ein Jüz-Beschi (Centurio), von je 50 Familien ein Ellig-Beschi (Herr der Funfzig), von je 10 Familien ein On-Beschi (Herr der Zehn) stand. Bis zum Jahre 1826 war das Los dieser Ackerbauer ein erträgliches, doch unterworfen den Schicksalsfällen dieser von ewigen Kriegen heimgesuchten Gegenden, namentlich aber den zeitweiligen Revolutionen in Ostturkestan, haben sich in der letzten Zeit wesentliche Veränderungen zugetragen, und besonders stark müssen die Tarandschis durch den erbitterten Krieg, den sie gegen die Dunganen geführt, gelitten haben. Als die Russen Kultscha einnahmen, soll ihre Zahl sich noch auf 40000 Seelen belaufen haben, doch als diese Stadt und Bezirk wieder an die Chinesen abgetreten wurde, hatte die Mehrzahl die russische Unterthanenschaft vorgezogen, und sich auf dem an Russland gefallenen Theil des Ili-Gebietes niedergelassen.[1]

[1] Eine ausführliche Beschreibung der Tarandschis ist vom russischen Reisenden N. N. Pantusow in Aussicht gestellt worden; ob dieselbe schon erschienen, ist mir nicht bekannt.

Özbegen.

Der Name Özbeg hat eine politische, oder wenn man will sociale, aber keine ethnische Bedeutung. Die türkischen Elemente Centralasiens, respective der drei Chanate, haben diesen Namen im Anfange des 16. Jahrhunderts angenommen, nachdem Scheibani Mehemmed-Chan[1], ein Enkel des berühmten Abul Chair-Chan, mit einem türkischen Heere vom untern Jaxartes aufgebrochen war, und das dem Verfalle schon nahe Machtgebäude der Timuriden über den Haufen geworfen hatte. Das grösste Contingent zur Armee Scheibani's hatten nämlich solche Türken geliefert, die zwischen dem Aralsee und dem Jaik nomadisirten, und dem Verbande der Goldenen Horde angehört hatten, wo bekanntermassen der Name Özbeg schon früher lange Zeit einen guten Klang hatte und mit dem Begriff „moslimisch gebildet" identisch gewesen war; Türken, die ihrem generischen Ursprunge nach theils Kazak-Kirgizen und Kara-Kalpaken waren, theils wieder zu andern Fractionen des bunten Nomadenelements der Goldenen Horde gehörten. Der Ursprung des Namens Özbeg wird uns erklärlich, wenn wir in Erinnerung bringen, dass Özbeg-Chan, der bis 1340 über die Goldene Horde herrschte, durch einen besondern Eifer für den Islam sich hervorthat, und dass er es gewesen, der, um mich der Worte Abulghazi's zu bedienen, „seine sämmtlichen Unterthanen zur Annahme des Islam bewogen hatte, und dass infolge dessen

[1] Ueber diesen letzten Eroberer der Oxusländer vgl. meine „Geschichte Bocharas", II, 66—74; ferner: Howorth, History of the Mongols, II, 691—713. Als selbständige orientalische Werke über das Leben dieses Eroberers sind bekant: „Scheibaniada", herausgegeben von Beresin (Kasan 1843), und das von mir übersetzte und eben jetzt veröffentlichte Heldengedicht „Scheibani-nameh".

das Volk Dschüdschi's, d. h. die Türken der Goldenen Horde, den Namen Özbeg annahmen.“ [1] Mit diesen Worten Abulghazi's stimmen auch anderseitige Berichte überein, namentlich erwähnt Scherefeddin Jezdi, der Biograph Timur's, des Volkes der Kiptschaken als Özbegen [2], doch will uns bedünken, dass die proselytischen Erfolge nicht von solch allgemeiner Natur gewesen waren, indem es im 14. Jahrhundert in jener Gegend gewiss noch viele Nomaden gegeben hat, die dem Bekehrungseifer des Ghajas-eddin Özbeg (d. h. Özbeg, der Retter des Glaubens), wie er sich nannte, sich widersetzten und nicht moslimisch geworden sind. Diejenigen, welche die von Özbeg verbreitete Religion annahmen, nannten sich daher Özbegen, gerade so wie die Moslimen sich Mohammedis nennen, und gerade so, wie Anhänger Tschagatai's, Nogai's, Seldschuk's und Osman's sich Tschagatai, Nogai, Seldschuki und Osmanli nennen. Genug, unter Özbegen verstand man im 14. und 15. Jahrhundert die Türken moslimischer Religion, zum Unterschiede von den dem alten Schamanenglauben treugebliebenen Türken, mit einem Worte, einen solchen Menschen, der mit dem neuen Glauben zugleich die moslimische Gesittung angenommen, vom türklik, d. h. Türkenthum oder Sittenroheit, sich abgewendet und den Pfad der eben durch Özbeg-Chan inaugurirten moslimisch-asiatischen Civilisation betreten hatte. Dies war die Bedeutung des Namens Özbeg bei der Goldenen Horde, und als solcher gelangte er auch nach Mittelasien, wo er allerdings nicht jenen culturellen Werth besass, und wo er noch lange vor Scheibani als Sammelname sämmtlicher an der Wolga und am Jaik wohnenden Stammes- und Glaubensgenossen gebraucht worden war, gerade so wie der Name Nogai, mit welchem in Centralasien und in der Türkei alle Russland unterworfenen Türken bezeichnet werden. Was nun schliesslich das Wort Özbeg anbelangt, so wollen wir vor allem bemerken, dass es aus öz[3], اوز und beg, بك, zusammengesetzt ist, von

[1] Vgl. Abulghazi, édit. Desmaisons, S. 175.

[2] Vgl. die Uebersetzung von Petit de la Croix, III, 31. Howorth (History of the Mongols, Bd. II) hat daher recht, wenn er Grigoriew's Annahme, dass der Name Özbeg erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorkomme, widerlegt.

[3] اوز heisst eigentlich Quintessenz, das Innerste, Beste. Vgl. das türkische Sprichwort: „Az olsun öz olsun“ = „Es sei wenig, aber es sei gut“. Von ähnlicher Zusammensetzung ist der Ortsname Özkend (wörtlich das ausgezeichnete Dorf).

welchem ersteres echt, vorzüglich, capital, letzteres hingegen Fürst, Häuptling, folglich ein echter Fürst bedeutet. Özbeg ist ferner als türkisches Wort viel ältern Datums, als bisher angenommen wurde, denn es war bei den Magyaren zur Zeit ihres Erscheinens in Europa gebräuchlich, und kommt selbst noch im 11. und 12. Jahrhundert als Geschlechts- und Personenname vor, wie aus den betreffenden Urkunden ersichtlich ist.[1]

Nachdem wir nun mit dem Namen und mit der Wortbedeutung von Özbeg einigermassen im Reinen sind, wollen wir zuerst untersuchen, aus welchen türkischen Volkstheilen oder Geschlechtern wol jene Özbegen bestanden, die unter Führung Scheibani's gegen Ende des 15. Jahrhunderts vom nördlichen Aral und vom untern Jaxartes aufgebrochen und zur Eroberung von Transoxanien gezogen waren. Ueber ganz positive Daten können wir in dieser Hinsicht nicht verfügen, doch besitzen wir sowol in der von Beresin herausgegebenen und russisch übersetzten Scheibaniade, als auch in dem von mir schon erwähnten Epos „Scheibani-nameh" so manchen hierauf bezüglichen Anhaltspunkt. In erstgenannter Schrift finden wir S. LIX der Helden Erwähnung gethan, die in den ersten Kämpfen sich ausgezeichnet haben, unter andern folgende Personen- und Geschlechtsnamen: Scheich Murid aus dem Geschlecht Madschar[2], Ali Merdan aus dem Geschlecht Uischun, Mamisch aus dem Geschlecht Tatar, Minkai aus dem Geschlecht Uigur, Misri Ali aus dem Geschlecht Kungrat, Bek-Ata aus dem Geschlecht Salur-Kazak[3] u. s. w., während an andern Stellen noch die Geschlechter Dürmen, Jamalik, Otadschi, Kiat, Naiman als solche bezeichnet werden, die Scheibani Mehemmed-Chan sich angeschlossen und unter dem gemeinsamen Namen Özbeg an der Eroberung der Chanate betheiligt haben. Was schliesslich die geographische Verbreitung der Hülfstruppen Scheibani's anbelangt, so erfahren wir, dass einige aus dem hohen Norden der Steppe,

[1] Vgl. Jerney, Thesauri Linguae Hungaricae, S. 100, nach welchem Wzbeg in einem aus dem Jahre 1092 stammenden Decret von König Ladislaus vorkommt. In einem Briefe Geyza's II. aus dem Jahre 1150 wird eines Edelmannes Namens Izbeg erwähnt, und im Jahre 1401 wird ein Ort Izbeg als erzbischöflicher Besitz angeführt. Noch heute gibt es im Neutraer Comitat einen Ort Namens Üzbég.

[2] Merkwürdigerweise figurirt Madschar, der orientalische Name der Magyaren, hier noch als Geschlechtsname.

[3] Mit der Bemerkung: aus dem fernen Turkestan.

andere aus Chatai, d. h. chinesischem Gebiet, wieder andere aus Tschimbaj, d. h. aus dem Oxus-Delta, wo heute Kara-Kalpaken wohnen, kamen, und dass demnach Leute aus den verschiedensten Theilen der Türkenwelt sich bei ihm befanden. Was nun die zweite Quelle, nämlich das Scheibani-nameh, anbelangt, so finden wir in Canto 54[1], dort wo vom Feldzuge Scheibani's gegen die Mongolen im Norden Ferghanas die Rede ist, die Geschlechtsnamen Sihiut (?), Kijat, Kungrat, Borkut, Mankit, Naiman, Dürmen, Uschun, Kuschtschu, Dschelair, Karlik, Solduz, Nöküz, Tatar — mit einem Worte, lauter solche Namen, die heute bei Kirgizen, Kara-Kalpaken, Turkomanen und Özbegen figuriren, daher auf den verschiedenen generischen Ursprung hindeuten; und da bei alledem zu jener Zeit noch eines speciellen قزاق ایلی, Kazak-ili, d. h. Kirgizenvolk, Erwähnung geschieht, so müssen unter letzterm nur die freien, keiner Botmässigkeit sich unterwerfenden Steppenbewohner, eine Art Sergerde, سرگردہ, der Perser oder Baschibozuk[2] der Osmanen verstanden werden. Aus allem diesen sehen wir daher, dass die türkischen Elemente, welche mit Scheibani gegen den Süden zogen, aus den verschiedensten Stämmen der Nomadenwelt im Norden und Osten Transoxaniens sich rekrutirt und den Sammelnamen Özbeg deshalb angenommen hatten, weil das leitende Element den politischen und gesellschaftlichen Namen Özbeg führte.

Diese Özbegen sammt ihren Parteigängern waren es daher, die im Anfange des 16. Jahrhunderts in den Oxusländern sich niederliessen, und aus deren Verschmelzung mit den daselbst schon wohnhaft gewesenen Türken die heutigen Özbegen Centralasiens hervorgegangen sind. Zu welchen Fractionen des Türkenthums die in Centralasien theils ganz, theils halb sesshaften Türken gehörten, kann nur schwer erörtert werden, doch dass sie daselbst seit undenklichen Zeiten sich vorfinden, das ist wol jedem Zweifel enthoben. Die Ureinwohner der centralasiatischen Städte sind ihrer Abstammung nach allerdings Iranier, wie dies aus der geographischen Nomenclatur der ältesten Städte ersichtlich ist, doch

[1] S. 272 meiner nach dem Exemplar einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek in Wien gemachten Copie.

[2] Ser-gerde stammt von Ser-gerdide, umgestürzten Hauptes, d. h. kopflos; ebenso bedeutet Baschi-bozuk ein Corps, dessen Haupt wüst ist, d. h. hauptlos.

ebenso sicher ist es, dass noch lange in der vorgeschichtlichen Periode einzelne Türken vom Wanderleben sich abgewendet und inmitten der iranischen Bevölkerung sich niedergelassen hatten, wie dies ebenfalls aus dem türkischen Anklange einiger schon im Alterthum bekannten Ortsnamen, als Beikend (der Ort des Beis), Talas[1] (Raub), Tschatsch[2] (Haar) u. s. w. hervorgeht. Es dürfen hierunter allerdings nur sporadische und kleinere Niederlassungen verstanden werden, und da die migratorische Richtung von Nordosten nach Südwesten sich erstreckte, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass zuerst die Gegenden am untern und mittlern Jaxartes, und erst dann das rechte Oxusufer von türkischen Ansiedlern aufgesucht worden ist.[3] Den ersten historischen Anhaltspunkt zu diesen wichtigen ethnologischen Beziehungen erhalten wir durch die Araber, die in ihren Kämpfen am rechten Oxusufer sofort auf Türken stiessen, es aber fast durchwegs unterlassen haben, von der eigentlichen Nationalität der festen Bevölkerung zu berichten. Unter den Samaniden scheint letztere ihren vorwiegend iranischen Charakter beibehalten zu haben, was jedoch in der darauffolgenden Periode der Eroberung Kur-Chan's, noch mehr während der Herrschaft der Charezmiden wol kaum der Fall gewesen sein mag, da erstere sowol als letztere ihre Macht hauptsächlich auf türkische Armeen stützten, und es daher wahrscheinlich ist, dass aus den Reihen der letztern wol viele, von den Bequemlichkeiten des sesshaften Lebens angezogen, sich niedergelassen hatten. Den ersten grössern und bedeutenden Einfluss türkischer Volkselemente hat jedoch der centralasiatische Culturrayon erst während und nach dem Einfalle der Mongolen erhalten. Zu jener Zeit, namentlich unter der Herrschaft der Tschagataiden, ist der zumeist von Ackerbau, Industrie und Handel lebenden iranischen Bevölkerung sozusagen der Todesstoss versetzt worden, das Türkenthum gewann überall die Oberhand, und als Timur in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gegen den letzten Tschagataiden auftrat, da war dies ein Kampf des schon damals

---

[1] Talas heisst auf kara-kirgizisch Raubzug, Raub, vom Verbum tala = rauben.

[2] Tschatsch heisst Haar, Kopfhaar. Selbst in Chokand gibt es alte Städte mit türkischen Namen, so z. B. Akhsi = das Weissliche, von ak = weiss.

[3] Am spätesten scheint das alte Charezm eine sesshafte türkische Bevölkerung erhalten zu haben, denn Städte mit türkischen Namen sind neuern Datums.

in Transoxanien vorherrschenden Türkenthums gegen die Macht der Mongolen, und nicht nur am Jaxartes, am Zerefschan und am Oxus, sondern selbst im südlichen Kesch gab es eine überwiegende türkische Bevölkerung.

Das zusammengewürfelte türkische Element hatte den Namen Tschagatai als einen politischen und Ehrennamen angenommen, es gab und gibt noch heute ein Geschlecht der Özbegen, das sich Tschagatai nennt, und sein Ansehen ist noch immerhin so gross, dass bei der Thronerhebung des neuen Chan die Graubärte dieses Stammes den neuerwählten Fürsten auf einem weissen Filzstück in die Höhe heben. Tschagatai hatte unter den Mongolen als politischer Name dieselbe Bedeutung wie Özbeg unter den Scheibaniden, und unter Tschagatai hatte man zu jener Zeit schon das Türkenthum und die verfeinerte türkische Sprache Centralasiens verstanden, welch letztere sogar am linken Oxusufer weite Verbreitung gefunden hat; und unter der Regierung eines Grossenkels Timur's geschah es, dass in Herat, der damaligen Hauptstadt Chorasans, ein türkischer Schöngeist, Mir Ali Schir Newai[1], den Geisteskampf selbst gegen die dort blühende persische Cultur aufzunehmen gewagt hatte.

Wir jagen daher keiner eiteln Speculation nach, wenn wir annehmen, dass die Özbegen bei ihrem Erscheinen in Centralasien überall schon ein sehr starkes Contingent türkischer Bevölkerung vorgefunden hatten; Türken, die, wie die Özbegen selbst, zu den verschiedensten Geschlechtern gehörten, denn nur gelegentlich erfahren wir, dass sie von den Stämmen Köreken, Baikara, Kiptschak, Dürmen, Naiman u. s. w. abstammen und selbstverständlich infolge der Vermischung mit den arischen Autochthonen, sowie wegen der veränderten Lebensweise ein ganz respectables ethnisches Amalgam ausgemacht hatten. Sie waren daher bezüglich der physischen Merkmale verschieden von den aus türkischen und mongolischen Elementen zusammengesetzten Özbegen, und da

[1] Mir Ali Schir Newai, der Vezier Sultan Hussein Mirza Baikara's, ist nicht nur der productivste, sondern auch der begabteste Dichter der mittelasiatischen Türken. Dem Ursprunge nach ist seine Bildung eine streng iranisch-moslimische, und seine Muse trägt in vielen Dingen den Geistesstempel seines Lehrers Mewlana Abdurrahman Dschami. Doch war das türkische Nationalgefühl bei ihm sehr stark entwickelt, und er bemühte sich, die Vorzüge des Türkenthums gegenüber dem Perserthum zur Geltung zu bringen, was weder vor noch nach ihm ein türkischer Dichter versucht hatte.

sie obendrein unter dem Einfluss der jahrhundertelangen Berührung mit der iranischen Bildungswelt Chorasans und Transoxaniens ihren aus dem Norden eingedrungenen rohen, ungeschlachten Stammesgenossen auch geistig stark überlegen waren, so ist es sehr natürlich, dass Scheibani mit seinen Leuten als nackte Barbaren verschrien wurden, und dass man in ihnen die wilden Zerstörer der damaligen Cultur erblickte.[1] Dies dauerte natürlich nur so lange, bis Scheibani als vollständiger Sieger der Timuriden in Centralasien seine Macht begründet hatte, denn in dem Maasse, als das Glück seinen Waffen günstig war, wuchs auch die Zahl seiner Anhänger unter den Türken; die Scheidewand, die wir noch bei Baber zwischen den drei Nationalitäten Mogol (Mongole), Türk (Türke in den Chanaten) und Özbeg (Türke aus dem Norden des Jaxartes) antreffen, musste allmählich schwinden, und letzterwähnter Name, im Anfange die Bezeichnung einer politischen Partei, wurde von den sich immer vermehrenden Anhängern Scheibani's gleichsam als eine ethnische Benennung angenommen. So sehen wir z. B., wie dem Dichter Prinz Mehemmed Salih, einem Türken aus Chiwa, der sich Scheibani angeschlossen hatte, seitens der Timuriden vorgeworfen wird, wie er zum Özbegen sich machen konnte; und was Mehemmed Salih gethan, das schien auch bei vielen andern der Fall gewesen zu sein.[2] Die Adoptirung dieses Namens seitens der Türken Transoxaniens ging daher nur allmählich von statten, und hat vom 16. Jahrhundert bis zur Neuzeit nur bei jenen Türken der drei Chanate die Bedeutung einer ethnischen Classification beibehalten, die, einer tadschikischen, sartischen und kirgizischen Blutvermischung weniger ausgesetzt, die Herrscherrolle über die übrigen Elemente zu erhalten gewusst haben. Özbegen vom reinsten Schlage sind daher am zahlreichsten in Chiwa, in Maïmene und in Schehri-Sebz, weniger in Bochara und am wenigsten in Chokand anzutreffen. In Bochara ist das özbegische Volkselement weniger im nördlichen als im südlichen Theile des Chanats und im allgemeinen mehr in den Dörfern als

[1] Baber der Türke und Mirchond der Perser schildern in gleicher Weise die Thaten der Barbarei, mittels welcher die Özbegen so viele Monumente der Kunst in Samarkand zerstörten.

[2] Nur in diesem Sinne ist die Andeutung Charoschchin's aufzufassen, nach welcher Kirgizen, Kara-Kirgizen und selbst Sarten als Özbegen sich bezeichnen, indem hier dem Worte Özbeg keine ethnische, sondern politische oder sociale Bedeutung beigelegt wird.

in den Städten vertreten. Ans linke Oxusufer sind die Özbegen eigentlich zur Zeit der Aschtarchaniden gelangt, haben aber infolge der ewigen Kämpfe mit den Afghanen an Zahl stark abgenommen.

Wir glauben im Vorhergehenden die ethnologischen Beziehungen der Özbegen so ziemlich klar dargelegt zu haben, und als erster Beweis für die Richtigkeit unserer Annahme wird die grosse Divergenz erscheinen, die bei Besprechung der Haupt- und Unterabtheilungen dieses Volkes sich bis heute bemerklich macht. Burnes[1] hat von 32 Geschlechtern der Özbegen reden hören, und eine ähnliche Zahl ist auch mir von den Özbegen in den verschiedensten Gegenden angegeben worden.[2] Chanikoff[3] erwähnt nach einer orientalischen Quelle 9 Haupt- nebst einer Unzahl von Unterabtheilungen, während schliesslich Charoschchin[4] 92 Stämme anführt, wobei er irrigerweise mit dem Sammelnamen Özbeg sämmtliche Türken, als Nogaier, Kirgizen, Turkomanen u. s. w. bezeichnet.[5] Die Verschiedenheit der Angaben ist allein hinreichend, um uns von der Schwierigkeit zu überzeugen, mit welcher die genaue Bestimmung der Clanverhältnisse der Özbegen verbunden ist, da in denselben alle heute bei den verschiedenen Fractionen des Türkenvolkes vorhandenen Stammes- und Geschlechtsnamen vertreten sind, und da es bei der leicht veränderlichen Natur der generischen Beziehungen im allgemeinen eine hoffnungslose Arbeit wäre, die Klärung dieses verworrenen Punktes in der Ethnologie des Türkenthums zu versuchen. Wir wollen daher von diesem zweifelhaften Punkte gänzlich absehen und bei diesem Volke, nach den auf geschichtlicher Grundlage basirten Thatsachen urtheilend, nur jene Fraction als echte Özbegen in Betracht ziehen, die seit dem Auftreten Scheibani's im Laufe der letzten drei Jahrhunderte in den Chanaten

---

[1] Travels into Bokhara. II, 266.

[2] Vgl. meine „Reise in Mittelasien", S. 276—77, wo die Namen der 32 Stämme mitgetheilt sind.

[3] Opisanie bucharskago Chanstwa 58.

[4] Sbornik Statei Kasajuschtschichsja do turkestanskago kraja (St.-Petersburg 1876), S. 510. Eine Sammlung von Artikeln bezüglich des turkestanischen Landes.

[5] Charoschchin, der in der Ethnographie Centralasiens sonst gut unterrichtete Schriftsteller, geht übrigens noch weiter, indem er Özbeg für einen auf alle Centralasiaten passenden Sammelnamen hält.

von Bochara, Chiwa und Belch als Özbegen eine geschichtliche Rolle gespielt, und als solche diese ursprüngliche politische Benennung heute als eine ethnische Bezeichnung tragen. Von diesem Standpunkte ausgehend, können wir als eigentliche Özbegen die theils ganz, theils halb ansässigen Türken Chiwas, Bocharas und des linken Oxusufers anerkennen, wobei im grossen und ganzen folgende geographische Vertheilung zu erwähnen ist. In Chiwa ist die Bevölkerung am linken Oxusufer mit Ausnahme der Turkomanen und einzelner Sarten in den Städten durchweg özbegisch. In Bochara machen die Özbegen an den beiden Ufern des Zerefschan sowie in den südlichen und westlichen Districten die in vorwiegender Weise ackerbautreibende Bevölkerung aus. Aehnliches kann auch von dem Bochara zuständigen Schehri Sebz, sowie von den unter afghanischer Botmässigkeit befindlichen Özbegen von Kunduz, Chulm, Aktsche, Schiborgan, Andchoi und Meimene gesagt werden. Hier und da sind einzelne Stämme stärker vertreten, andere wieder schwächer, so z. B. sind die Stämme Kungrat, Uigur, Kiptschak, Nöküz, Atschmajli u. s. w. in Chiwa, die Kenegöz in Schehri-Sebz, die Ming in Meimene und die Naimans in Karschi speciell zahlreich vertreten, was jedoch die Möglichkeit nicht ausschliesst, einzelne Zweige oder Familien dieser Stämme auch an den verschiedensten Punkten anzutreffen. In solchem Falle ist das Band des gemeinsamen Stammes aber lange nicht von jener Bedeutung, wie z. B. bei Turkomanen und Kirgizen, denn ich habe gefunden, dass ein Kungrat-Özbege aus Chiwa den Kungrat-Özbegen aus dem mittlern Jaxartes im Punkte der nähern Verwandtschaft nur lau behandelt.

Dies ist übrigens auch gar nicht zu verwundern. Verschiedenheit des Klimas, der Bodenverhältnisse, der Sitten, namentlich aber der Quantität des im Özbegenthum aufgegangenen tadschikischen, sartischen, persischen und afghanischen Blutes hat dem Özbegen den Stempel einer verschiedenen typischen Eigenheit aufgedrückt, und es nahezu unmöglich gemacht, von einem speciell özbegischen Typus im allgemeinen zu sprechen. Wenn wir nun die Schilderung der Özbegen in Chiwa beginnen, so werden wir vor allem sehen, dass der Özbege am untern Laufe des Oxus von seinem Stammesgenossen am Zerefschan und am linken Oxus sich gewissermassen unterscheidet. Er ist von mittlerer Statur, aber höher als der Kirgize und von einem mehr gedrungenen Körperbau als der Turkomane, aber nicht so hoch von Statur und

nicht so kräftig gebaut als der Kara-Kalpake. Der Kopf des Özbegen in Chiwa hat eine ovale Form, seine Augen haben einen länglichen Zuschnitt, seine Nase ist zumeist dick, sein Mund gross, sein Kinn rund, seine Backenknochen nicht besonders hervortretend und die Hautfarbe viel weisser als die des Tadschiks. Der Haarwuchs ist stärker wie bei den Turkomanen, und die braune Farbe vorherrschend. Der Özbege von Bochara trägt im Gegentheil schon prägnantere Spuren einer häufigern und intensivern Vermischung mit den arischen Autochthonen, denn in der Farbe der Haare und der Haut ist schwarz viel häufiger anzutreffen als in Chiwa, während die Özbegen von Chokand von den dortigen Sarten schon kaum zu unterscheiden sind. Nach den neuesten ethnographischen Untersuchungen[1] ist der Özbege „von mittlerer Gestalt, mager oder ausnahmsweise sehr fett, die Haut ist glatt, stark gebräunt mit gelbem Untergrund, die Haare schwarz, roth und selten kastanienbraun[2], der Bart dünn und schwarz, bisweilen auch aschblond, die Nase kurz und gerade mit starkem Untersatz, die Lippen dick und nach aussen hängend, die Zähne weiss und sehr gesund, die Stirn gerade und gewölbt, die Brauenerhöhung wenig hervorstehend, der Einschnitt zwischen Nase und Wange nicht besonders tief, die Brauen bogenartig, aber nicht sehr haarig, der Mund gross, das Kinn massiv, die Backenknochen hervorstehend, das ganze Gesicht mehr eckig, die Ohren gross und sehr hervorstehend, die Hände und Füsse klein, und der Körperbau im allgemeinen mehr zart als robust.“ Dies ist die Beschreibung des Özbegen vom fachwissenschaftlichen Standpunkte aus, doch wie weit eine Generalisation beim Physicum der Özbegen gestattet werden kann, muss noch als offene Frage hingestellt werden, ich wenigstens kann solche angesichts der typischen Verschiedenheit der in Centralasien wohnenden Özbegen nicht unbedingt annehmen.[3]

---

[1] Ujfalvy, Le Kouhistan, le Ferghana et Kouldja, S. 62.

[2] In Chiwa habe ich das Gegentheil gefunden, so auch am linken Oxusufer.

[3] Wie verschieden eben der Eindruck der äussern Erscheinung der Özbegen auf den Reisenden wirkt, wird sich am besten zeigen, wenn wir folgende (bei Hugo Stumm, Der Russische Feldzug nach Chiwa [Berlin 1875], S. 294 befindliche) Beschreibung anführen. Nach derselben sind die Özbegen von grösserer Statur als die Kirgizen und zeigen auch einen stärkern Haarwuchs. Sie sind mehr braun wie gelb von Gesichtsfarbe, ihre Augen sind

In ihrer Lebensweise theilen sich die Özbegen in Sesshafte und in Halbnomaden. Erstere, zumeist in den Chanaten anzutreffen, leben fast ausschliesslich vom Ackerbau, und nur äusserst wenige treiben Handel oder Industrie. Besonders stark ist diese Klasse entlang des Zerefschan, des Kaschkaflusses und namentlich am linken Oxusufer in Chiwa vertreten, wo der Özbege als Landmann das wahre Musterbild seines Standes repräsentirt. Er hat daselbst die wichtigste Kunst der Bodenbewässerung von den heute schon ganz verschwundenen iranischen Autochthonen gründlich erlernt und liegt auch seinem Berufe mit Liebe und Eifer ob. In der Arbeit von persischen Sklaven unterstützt, besorgt der Özbege doch in den meisten Fällen selbst seine Felder, und wer diesen schlichten, redlichen Landmann hinter dem primitiven Pfluge einherschreiten sieht, dem wird es schwer fallen, in ihm den Eroberer und eigentlichen Herrscher Centralasiens zu erkennen. Und dennoch ist er dies bis in die Neuzeit geblieben, denn eben dieser hinter dem Pfluge einhergehende Özbege wird nöthigenfalls sich auch in den Sattel schwingen und mit der Waffe in der Hand auf dem Kampfplatze sich auszeichnen. Die Aristokratie, ihres Zeichens nach eine „Beamtenaristokratie", die den Namen Spahi[1] führt, wirbt die Nöker (Soldaten), welche sie dem Heere des Chans stellen muss, eigentlich aus den Reihen dieser Landbevölkerung, bei welcher der Militärdienst gleichsam als Pachtschilling für die zu ihrem Nutzgebrauche überlassenen Felder gilt, und die trotz einer jahrhundertelang gepflegten sesshaften Lebensweise so manche Licht- und Schattenseiten der frühern nomadischen Existenz zu bewahren im Stande gewesen ist. Der Özbege ist daher die eigentliche *natio militans* in Chiwa, Bochara und am linken Oxusufer, an welch letztern Orte er von den noch mehr kriegerischen Afghanen wol hart mitgenommen, aber bei weitem nicht gänzlich mürbe gemacht worden ist.

Für den Handel[2] zu schwerfällig und auf dem Gebiete der

langgezogen und bedeckt, der Körper muskulös und von schönem Wuchs, ja, sie erinnern im allgemeinen stark an den Tadschik.

[1] Spahi heisst wörtlich Heeresmann, Kriegsmann, von سپاه, sipah = Heer. Das englische seapoy ist mit obigem gleichen Ursprungs.

[2] Der Handelsmann heisst in Centralasien Saudakar, سوداگر, dessen Wortbedeutung nach der mit Leidenschaft oder Melancholie Behaftete, eigentlich einer der unstet umherirrt, welche Benennung auf das Wanderleben des ursprünglich hausirenden Geschäftsmannes Bezug hat.

Industrie nur eine sehr dürftige Rolle spielend, gefällt der Özbege sich noch immer am besten in der freien Natur, auf dem vereinzelten Weiler, wo er in einem von hohen Mauern umringten Gehöfte sich ein luftiges Filzzelt aufschlägt und dasselbe selbst im Winter der festen Wohnung (tim) vorzieht. Am besten würde ihm natürlich das Nomadenleben mit seiner schrankenlosen Freiheit zusagen, doch dazu fehlt ihm die passende Oertlichkeit, auch ist er durch seine sociale Stellung daran gehindert. Die Zahl der ganz nomadischen Özbegen ist daher äussert gering. Einige hundert Zelte von ihnen treiben sich zwischen Chodschend und Dschizzak herum, andere zwischen Karschi und Kerki und die grösste Zahl der nomadischen Özbegen ist wol noch am linken Oxusufer auf dem Gebiete des heutigen afghanischen Turkestan anzutreffen. Die Zahl der Halbnomaden ist schon bedeutender, da die Anlage zu einer solchen Lebensweise bei sämmtlichen Özbegen vorhanden und jeder Özbege bereit ist, mit seinen Heerden den Sommer über im Freien zu leben, wenn ihm nur genug Weideplätze zur Verfügung stehen, und wenn nicht Ernte oder sonstige Feldarbeit ihn zurückhalten würden; mit einem Worte, der Spruch: sie seien in den Chanaten nur campirt, kann auf sie noch viel passender angewendet werden als auf die Türken Europas. Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, dass dieser Zustand, angesichts der in neuester Zeit eingetretenen politischen Veränderung, sich wol nicht lange erhalten wird, und dass die Özbegen, die infolge der russischen Eroberung ihre Machtstellung und ihren gesellschaftlichen Einfluss verloren haben, in friedfertige Unterthanen sich umgestalten und gleich den Tataren in Kazan und Astrachan sich vollends dem Ackerbau oder andern friedlichen Beschäftigungen hingeben werden.

Für eine solche Annahme spricht am meisten der bei allen Özbegen so ziemlich gleiche Grundton des Charakters, der merkwürdigerweise trotz der Verschiedenheit der politischen Begebenheiten und der ethnischen Bestandtheile, aus welchen die Özbegen hervorgegangen, überall zu bemerken ist. Zu den moralischen Lichtseiten dieses Volkes gehört vor allem der Biedersinn, die Männlichkeit und der Ernst, lauter echt türkische Tugenden, die beim Angehörigen dieses Volksthums dort am meisten auffallen, wo derselbe mit dem Arier in nächster Nähe lebt, und wo die Geschicke beider infolge analoger, politischer und socialer Bedingungen engstens miteinander verbunden sind. Der oft bis zur Düsterkeit schweigsame, schwerfällige Özbege nimmt sich an der

Seite seines tadschikischen und sartischen Nachbars gleichsam als ein im hohen Alter stehender Mann gegenüber dem flotten, leichtlebigen Jüngling aus. Die rasche Bewegung des Körpers, wie Springen und Laufen, ist in seinen Augen ebenso erniedrigend und schmachvoll, wie die bleischwere Regung der Glieder und der marmorkalte Zug in seinem Gesicht nach seiner Auffassung zu den Attributen des Anstandes und der Schicklichkeit gehört. Mit der Schwerfälligkeit des Körpers steht auch die Schwerfälligkeit des Geistes in voller Harmonie; es vergehen Minuten, bis das langsam erdachte Wort auf die Lippen gebracht wird, und bevor der Özbege ein Wort gesprochen, hat der Sarte oder Tadschik mehrere Sätze gesagt. Es liegt daher in der Natur der Dinge, dass er von letztern stets übervortheilt wird, und dass er auf die letzterwähnten Repräsentanten der arischen Rasse tief herabsieht. Die Glätte des Tadschikwortes und der Schlangenhaut sind beim Özbegen synonyme Begriffe, und beide sind in gleicher Weise Gegenstand seines Abscheues. Als Ideal der irdischen Vollkommenheit schwebt ihm nur der Krieger ohne Furcht vor, der Mann von Muth und Treue, der gerade spricht, gerade handelt und gerade dreinschaut, und diesem Ideale, meint er, seien Kasib (Handwerker) und Saudakar (Kaufmann) von Natur aus untergeordnet. Selbst die Geistlichkeit betrachtet der sonst fromme Özbege nur als ihm von Gott verliehene Diener und Rathgeber; denn wie wenig er den eigentlichen Molla schätzt, ist aus dem Sprichwort:

Iki Molla bir kischi,
Bir Molla chatun kischi!

d. h.

Zwei Mollas machen einen Menschen,
Ein Molla jedoch nur einen halben Menschen aus!

am besten ersichtlich. In Uebereinstimmung mit dieser Auffassung finden wir denn auch, dass die Özbegen auf dem geistigen Gebiete sich nie besonders hervorgethan haben. Die Dichter, Gelehrten und Künstler Centralasiens gehörten in der Vergangenheit zumeist der arischen Bevölkerung an, und hat es auch Türken gegeben, die in der Literatur sich ausgezeichnet haben, so gehören sie mit geringer Ausnahme jenen Türken an, die in Chorasan in regem Verkehr mit persischen Gelehrten auf dem Gebiete des Denkens sich hervorgethan haben.[1] Selbst die Stellen der höhern Beamten

[1] So gehörte z. B. der berühmte Grammatiker Zamachschari den arischen Ureinwohnern des alten Charezm an. Der grosse Rechtsgelehrte

sind in Chiwa z. B. in dem özbegischen Staate sehr häufig von Sarten oder ehemaligen persischen Sklaven bekleidet worden, und der sinnesträge Özbege hat seinem Fürsten stets nur an der Spitze eines Reiterhaufens zu dienen gewusst. Von gleicher Natur waren meine seinerzeit gemachten Erfahrungen bezüglich der Tüchtigkeit der zahlreichen Studenten in den Collegien Chiwas und Bocharas, wo die Talibe oder Dajimolla[1] (Theologen) özbegischer Nationalität von denen tadschikischer Abstammung immer überflügelt wurden, und letztern waren wieder nur die moslimischen Jünger aus Hindostan überlegen. Wir brauchen wol kaum hervorzuheben, dass diese Nachtheile weniger in den physischen Eigenheiten, als in dem Beruf und in der gesellschaftlichen Rolle wurzeln, die dem Özbegen von jeher in der Geschichte Centralasiens zugefallen ist. Er hat, wie wir das beim Türken fast überall sehen, die Vertheidigung des Landes übernommen, wozu die autochthonen Arier nie besonders Lust und Geschicklichkeit zeigten, und als Krieger ist er der friedlichen Beschäftigung, der Pflege der Künste und Wissenschaften von jeher abgewendet worden.

Als Ersatz dessen hat der Özbege auf der andern Seite so manchen schönen Zug des patriarchalischen Lebens sich erhalten. So kann das Familienverhältniss der Özbegen als wahres Musterbild gelten. Polygamie kommt nur bei den höchsten Kreisen, und in Chiwa viel seltener als in Bochara und Chokand vor. Der Özbege behandelt seine Frau viel besser als der Tadschik und der Sarte, und nichts ist rührender als die tiefe Achtung und Ehrenbezeugung, mit welcher die Kinder, selbst im vorgerückten Alter, ihren Aeltern begegnen. Selbst der dreissig- oder vierzigjährige Sohn wird auf einen Blick seines Vaters zusammenfahren und wird es nie wagen, in Gegenwart des letztern eine Pfeife zu rauchen, sich niederzusetzen oder das erste Wort zu sprechen.[2] Was den

---

Albochari war Tadschik von Geburt. Der grosse Dichter Newai hat in Herat, dem damaligen Sitze persischer Gelehrsamkeit, sich gebildet, und Abulghazi, der Historiker der Türken, ist, wie er selbst erzählt, während eines unfreiwilligen Aufenthalts in Isfahan zum Schriftsteller geworden. Nur der geniale Baber kann als Ausnahme gelten.

[1] Talib, طالب, heisst wörtlich Candidat, und Dajimolla, دای ملا, Onkel Molla, demnach mehr ein Ehrentitel, übrigens nur in Chiwa gebräuchlich.

[2] Moderne europäische Reisende und namentlich Russen behaupten eben das Gegentheil, doch muss ich hier ausdrücklich erwähnen, dass diese Herren, zumeist der Landessprache, der Sitten und der Religion des Landes unkundig

Umgang mit dem weiblichen Geschlecht anbelangt, so hat der Islam in den Regeln des äussern Verkehrs schon so manchen Punkt der unnatürlichen Gesetze eingebürgert, doch im Privatleben, d. h. *intra muros*, sind noch immer die Normen der primitiven, nomadischen Lebensweise vorherrschend, ja die Bige, d. h. die Hausfrau, schaltet und waltet freier und unumschränkter als die Matrone auf der Steppe und die Chanim in Konstantinopel. Jahrhunderte sind vergangen, seitdem der Özbege inmitten der iranisch-moslimischen Bildungswelt sich niedergelassen, und doch hat letztere auf das Innere seines gesellschaftlichen Lebens nur wenig Einfluss auszuüben vermocht.

Einen nicht unwichtigen Moment in der ethnologischen Frage der Özbegen bildet der von ihnen heute gesprochene türkische Dialekt, den wir gewöhnlich als den tschagataischen oder özbegischen Dialekt bezeichnen. Der Name Tschagatai stammt davon her, dass man unter der Herrschaft der Mongolen ganz Mittelasien von Bochara bis über Almalik hinaus, welches als Erbtheil dem Prinzen Tschagatai, einem Sohne Dschengiz-Chan's zufiel, das Reich Tschagatai's nannte, und mit diesem Namen auch den daselbst gesprochenen Turkdialekt bezeichnete.[1] Diese Benennung der in Centralasien gesprochenen Mundart erhielt sich auch während der Timuriden, und da man zu jener Zeit in Persien und in ganz Westasien diesen Namen gebrauchte, gelangte er auch nach Europa, wo wir noch heute das Türkische der Chanate Tschagataisch heissen, was im Grunde genommen nur auf die Sprachdenkmäler jener Epoche passt, da das heutige Türkische Mittelasiens von Rechts wegen özbegisch[2] genannt werden sollte.

---

und als Repräsentanten der fremden Herrschaft verhasst, die Zustände nie beim Lichte der Wahrheit erblicken. Mir stand seinerzeit das Innerste des Familienlebens offen, und andere Mittel haben selbstverständlich auch andere Resultate erzeugt.

[1] Marco Polo schreibt Ciagatai, andere mittelalterliche Schriftsteller Cagatai, während die Perser theils Tschaǧatai, theils Dschagatai schreiben. Ersteres ist die richtige Schreibart.

[2] Diesen Unterschied hat schon Abulghazi gemacht, der S. 37 (édit. Desmaisons) seines Buchs bemerkt, dass er, „um klar und verständlich zu sein, es vermieden habe, auch nur eines einzigen (?) türkisch-tschagataischen, arabischen oder persischen Wortes sich zu bedienen". Allerdings eine starke Uebertreibung, denn Abulghazi's Text wimmelt von persisch-arabischen Wörtern.

Vom linguistischen Standpunkte beurtheilt, unterscheidet sich das Özbegische vom Tschagataischen durch gewisse Eigenthümlichkeiten in der Formlehre, so z. B. gebraucht letzteres noch das Particip Praeteritum misch, während ersteres nur der Gerundialform ub, üb sich bedient. Das Perfectum Indicativi bildet das Özbegische mit gan, ken oder ub, üb, das Tschagataische hingegen mit misch; das mittels der Partikel tschak, tschek gebildete Futurum ist im Özbegischen schon unbekannt; im Zahlworte bedient sich der Özbege noch des Siebenersystems, indem er die Cardinalia 8 mit 10—2 und 9 mit 10—1 umschreibt[1], während das Tschagataische hierfür sich des uigurischen sekiz = 8 und tokuz = 9, bedient. Bei den auf Sibilanten auslautenden Namen wird der Accusativ im Özbegischen mit ti, im Tschagataischen mit ni gebildet u. s. w. Schliesslich weicht der Wortschatz auch wesentlich voneinander ab, da es in der özbegischen Mundart viele solche Wörter gibt, die im eigentlichen Tschagatai, in den Werken Newai's z. B., nicht vorkommen, die aber in den meisten Fällen im Dialekt der Kirgizen anzutreffen sind. Es darf allerdings nicht übersehen werden, dass die heutige Sprache der Chanate einzelne Nuancen aufweist, und dass der in Chiwa gesprochene Dialekt den Namen Özbegisch am meisten verdient; im ganzen genommen aber repräsentirt sich das Özbegische als eine auf das Tschagataische gepfropfte Mundart, indem die frisch aus dem Norden eingedrungenen Elemente dem schon vorhandenen türkischen Dialekt neuen Sprachstoff zugeführt hatten. Es ist dies eine Procedur, die nur als eine Wiederholung einer in den frühern Jahrhunderten vorgekommenen Dialektvermischung angesehen werden kann, denn die türkische Sprache muss in den mittelasiatischen Städten, wie wir früher schon erwähnt, noch lange im vorgeschichtlichen Zeitalter bekannt gewesen sein, und zwar war es eine türkische Sprache, deren dialektischer Grundstoff aus dem Osten und nicht aus dem Norden stammt, d. h. mit dem Uigurischen des Alterthums und nicht mit dem Kirgizischen in nächster Verwandtschaft steht, wonach denn mit Sicherheit angenommen werden kann, dass die ältesten sesshaft gewordenen Türken Centralasiens aus dem Osten kamen, und dass die spätern Einwanderer vom Nordosten und Norden sich in

[1] Acht heisst auf özbegisch iki kem-on, d. h. zehn weniger zwei, und neun heisst bir kem-on = zehn weniger eins.

Sprache und Sitten den dort vorgefundenen türkischen Brüdern assimilirt, das heutige türkische Ethnos allmählich geschaffen hatten. Zur Eruirung dieses Thatbestandes liefert das Türkische des jetzigen Centralasien den besten Beleg, daher wir die ethnologische Wichtigkeit dieses Moments besonders hervorgehoben haben.

Was die Literaturverhältnisse des Özbegischen anbelangt, so ist leicht verständlich, dass dieselben beim Vergleiche mit dem blühenden Zustande der durch persische Bildung genährten tschagataischen Literatur eines Newai, Baber und anderer kaum Erwähnung verdienen. Da ich über diesen Gegenstand in einem meiner frühern Werke[1] schon ausführlich gesprochen, so wollen wir hier für den nicht fachmännisch linguistischen Leser auszugsweise bemerken, dass die özbegische, d. h. die moderne türkische Literatur Mittelasiens im Grunde genommen nur eine Volksliteratur ist, die weder gewillt noch befähigt ist, den Wettkampf mit der ihr stark überlegenen persischen Literatur Centralasiens aufzunehmen, und die eigentlich nur um den allernöthigsten Anforderungen zu entsprechen, ins Leben gerufen wird. Am reichsten ist in derselben das Fach der religiösen und ritterlichen Erzählungen vertreten, deren Sujets theils aus der moslimischen Legende stammen, theils aus der Volkspoesie der Nomaden, namentlich der Kirgizen, geholt und dem in den Chanaten schon etwas verfeinerten Geschmack angepasst worden sind. Die historischen Werke sind mit geringer Ausnahme die in Chiwa auf Veranlassung des Hofes geschriebenen Annalen, Uebersetzungen aus dem Persischen oder Arabischen, und werden nur in dem sehr beschränkten Kreise der gebildeten Özbegen angetroffen. Von andern gemeinnützigen Arbeiten religiös-moralischen Inhalts kann Aehnliches behauptet werden, und da hier wie überall das geistige Leben nur im Schutze der materiellen Blüte gedeihen kann, so ist es leicht erklärlich, wenn die Abnahme der Literatur in diesem Jahrhundert rapid zugenommen, und wenn die özbegische Muse heute schon ganz steril geworden ist. Im ganzen genommen war es vorzugsweise Chiwa, das von jeher in den özbegischen Literaturproducten sich hervorthat, denn in Bochara, das immer auf einem viel höhern geistigen Niveau gestanden, hat das Persische seine Suprematie zu erhalten gewusst, was auch mehr oder weniger zu Chokand der Fall gewesen und

[1] Vgl. Tschagataische Sprachstudien, S. 29—40.

noch heute ist, indem die gebildeten Özbegen der beiden letzterwähnten Städte des Persischen kundig sind, ein Umstand, der in Chiwa keineswegs in gleicher Weise zu finden ist.

Die Literaturstücke, die dem sämmtlichen Özbegenthum der drei Chanate gleichsam als gemeinsames Gut gelten, sind nebst den versificirten Religionslegenden nur jene lyrischen Gedichte, die zumeist von Poeten aus den letztvergangenen zwei Jahrhunderten herrühren[1] und bezüglich des schlichten Ideenganges, wie auch in Anbetracht des rein özbegischen und nicht tschagataischen Sprachstoffes, dem Verständniss und dem Geschmacke der heutigen Özbegen angepasst sind, was von den hochpoetischen und ausgezeichneten Compositionen eines Newai wol kaum gesagt werden kann. Zu diesen lyrischen Quellen gehören unter andern z. B. folgende meinen „Tschagataischen Sprachstudien", S. 136—143, entnommene Gedichte:

1. Die Vergänglichkeit alles Irdischen.

1. In dieser Welt Schlösser und Paläste zu bauen, ist unnützes Ding,
   Schliesslich wird alles Ruine und bauen ist wahrlich nicht der Mühe werth.
2. Tag und Nacht jeden armen Wanderer quälend,
   Immerfort arbeiten und sich anstrengen, ist wahrlich nicht der Mühe werth.
3. Freunde! flüchtigen Gutes halber in dieser eitlen Welt
   Euch einander zu quälen und zu betrüben, ist wahrlich nicht der Mühe werth.
4. Des Prunkes halber der Leidenschaft fröhnend
   Die Kranken und Schwachen zu plagen, ist wahrlich nicht der Mühe werth.
5. Islams Länder zu zerstören und vernichtend sein Schwert zu ziehen,
   Ist wahrlich nicht der Mühe werth.

---

[1] Dem Namen nach sind diese Dichter zumeist uns unbekannt geblieben, und nur ihre Dichternamen (تخلص, Tachallus) sind auf die Nachwelt übergegangen. Solche sind: Sanuber (Fichte), Allajar (Theophil), Rewnak (Glanz), Scheidagi (der Confuse), Fuzuli (der Tand betreibt), Nesimi (Zephyrischer) u. s. w.; lauter Namen, die auch in Persien vorkommen, und es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass einige derselben auch in der That aus dem Azerbaidschanisch-Türkischen ins Özbegische übertragen worden seien.

6. Mit Steuern, Abgaben, mit hundert Gram und Kummer,
Molla, Chodscha, ja alle Welt zu plagen, ist wahrlich nicht der Mühe werth.
7. Türken, Tadschiks, Özbegen und Nomaden zu peinigen,
Tag und Nacht jauchzend umherzurennen, ist wahrlich nicht der Mühe werth.
8. Wie du, Allahjar, es in dieser Welt doch aushalten kannst,
Du plagst dich, um schliesslich zu Grunde zu gehen, das ist wahrlich nicht der Mühe werth.

2. Der Kuss.

1. Zur Freundin ging eines Abends ich, auf den Füssen tretend leise, leise.
Im süssen Schlaf lag die Theuere. Ich umarmte sie leise, leise.
2. Ich nahm einen Kuss von ihren Lippen, und erquickte meine Seele damit,
Ich umschlang ihre zarten Lenden, und küsste sie nochmals leise, leise.
3. Ich sagte: „Gib einen Kuss doch mir.“ „Was, schämst du dich nicht?“ sagte sie,
„Von wo du kommst, dorthin geh schnell, auf den Füssen tretend leise, leise.“
4. Ich spielte den Starren und wollte nicht gehen. Sie ergriff meinen Arm und schob mich fort.
Endlich sah ich keinen Ausweg mehr und schlich mich weiter, leise, leise.
5. Ich ging, doch hielt ich es nicht lange aus, und kam zurück.
„Oh! Erbarmungslose“, flehte ich, „so gib mir einen Kuss doch leise, leise.“
6. Mit Ungestüm stiess der Dolch und stark verwundete ich mich.
Ich sah, dass mir Unrecht geschah, entfernte mich auch leise, leise.
7. Revnak sagt: „Da die ganze Welt mit Scherz und Spass voll ist,
So tadele niemand mich, und lese dieses leise, leise.“

3. Liebesgram.

1. In Flammen lodert meine Seele, doch die Freundin kommt noch nicht.
Was sage ich zur Freundin? Die Herzensgeliebte, sie kommt noch nicht.
2. Mein Inneres ist ganz zu Asche verbrannt, aus Liebe zu dieser Cypressengleichen,
Sie ist so grausam, ich komme in ihren Sinn gar nicht.
3. Ihre Locke erblicke ich im Traum, und tiefbetrübt erwache des Morgens ich,
Und vom Haare dieser Locke trennt sich mein Herz doch nicht.

4. Leila und Medschnun nehmen in Liebe Lection von mir,
Die holde Theuere, sie achtet auf meine Liebe doch nicht.
5. Des tollen Meschref's Leben scheint wol nahe dem Ende zu sein,
Und die scheulos Flatternde, sie denkt an mich noch nicht.

4. Frühlingsfest.

1. Der Noruz kam, in eine Rosenflur verwandelt die ganze Welt sich heut',
Die Rose blüht, Klagelieder stimmt der Sprosser heute an,
Der Wonne und Lust zu fröhnen ist der wahre Zeitpunkt heut',
Für jedermann gibt's Freude und Entzücken heut',
Besonders aber für Liebende ist die wahre Epoche heut'.
2. Mit Zier und Schmuck erschien die Reihe der rosenwangigen Holden,
In bunte Farben gekleidet, in weiss und roth, in goldfarbige Stoffe,
Sodass von ihrer Schönheit Glanz die ganze Welt einem Tulpenfelde glich;
Unendlich war mein Liebesschmerz, berauscht wurde ich und besinnungslos,
O tadelt mich nicht, denn die Verliebten sind alle wonnetrunken heut'.
3. Im Norunzaufzuge kamen die Rosenwangigen heran, . . .
Die mit den rubinrothen Lippen und zuckersüssen Worten,
Und sollten den Schleier lüften diese cypressengleichen Schlanken,
So würden Tausende gemordet werden von den blutdürstigen Wimpern,
Und ist es denn ein Wunder, wenn der Liebende für seine Theure sich aufopfert heut'?
4. Spazieren gingen der Schmucken unendlich viele,
Die Augenbrauen mit Wesme gemalt, die Hände und Wangen in Rosenduft getränkt,
Einige sind verschleiert, andere ganz unverhüllt.
Welche von ihnen soll ich lobpreisen, da sie alle dem strahlenden Monde gleichen,
Da von ihrer Schönheit und Tracht Schejdai ganz verwirrt ist heut'?

5. Die Wochentage.

1. Samstag begegnete ich der cypressengleichen Holden.
Sie machte zerstreut und zum Weltenstreicher mich.
2. Sonntag ward ich wahnsinnig und stürzte nieder besinnungslos,
Ich sah ihr Gesicht und hielt es für den leuchtenden Mond.
3. Montag endlich erzählte ich mein Herzensgeheimniss
Ihr, deren Augen Narcissen, deren Wangen Rosen, deren Augenbrauen einem Bogen gleichen.
4. Dienstag ward ein Jäger ich und ging ins Feld hinaus,
Doch wurde eine Jagdbeute ich selbst und fiel als Opfer der ewig Spröden.

5. Mittwoch spazierte meine Schöne in der Flur umher,
   Der Sprosser sah ihr Antlitz und stimmte wilde Klagen an.
6. Donnerstag sagte ich der Theuern: „O höre meinen Rath doch an,
   Verbirg dein Geheimniss doch vor der guten und schlechten Welt."
7. Freitag endlich sah Nesimi ihre Schönheit ganz
   Und trank ganz satt sich am Scherbet ihrer Rubinlippen.

Nach der Besprechung der Sprache und Literatur können wir zur Skizzirung des Sittengemäldes übergehen, wollen aber vorher versuchen, bezüglich der Seelenzahl der Özbegen ins Reine zu kommen und, in Ermangelung statistischer Daten, uns wenigstens annähernd hiervon einen Begriff zu machen. Den einzigen zuverlässigen Anhaltspunkt erhalten wir auf demjenigen Theile des von Özbegen bewohnten centralasiatischen Gebietes, welcher unmittelbar unter russischer Herrschaft sich befindet, und worunter das ehemalige Chokand, das Sir-Darja-Gebiet, der Zerefschaner Kreis und der Amu-Darja-District verstanden wird, auf welchen nach den allerneuesten Angaben Kostenko's 201972 Seelen wohnen sollen.[1] In Anbetracht dessen, dass laut statistischer Daten auf das Zerefschan-Gebiet allein 140154 Özbegen kommen, so dünkt uns die bisher allerdings laut Muthmaassung für Bochara veranschlagte Zahl von über 2,000000 keinesfalls zu hoch, und da in letzterer auch die Persisch redenden Bergbewohner von Karategin, Roschan, Wachan und Schignan inbegriffen sind, so greifen wir keinesfalls zu hoch, wenn wir die Zahl der unter Bochara stehenden Özbegen auf mindestens eine Million veranschlagen. Rechnen wir nun zu diesen noch die 700000 Özbegen Chiwas und die gewiss mehr als 200000 Özbegen unter afghanischer Botmässigkeit, so können wir kühn für die Gesammtzahl dieses Volkes die runde Summe von 2,000000 annehmen.

Mit Bezug auf das Sittenbild der Özbegen sei vor allem bemerkt, dass von einer einheitlichen Form desselben infolge der verschiedenen Cultureinflüsse der drei Chanate wol kaum die Rede

[1] In Kostenko's „Turkestanskij Kraj" (S. 326) ist besagte Zahl der Özbegen in Russisch-Turkestan folgenderweise repartirt:

District:	Seelen:
Sir-Darja	25771
Ferghana	19852
Zerefschan	140154
Amu-Darja	16195

sein kann, indem die aus der Steppenwelt mitgebrachten Sitten und Gebräuche je nach dem Zeitmaasse der Niederlassung und nach der grössern oder kleinern Menge der sesshaft Gewordenen sich veränderten. Hieraus folgt nun, dass die am untern Oxusufer, in Schehri-Sebz und am linken Oxus wohnenden Özbegen mehr Spuren der alten türkischen Gesittung bewahrt haben als ihre Stammesbrüder in Bochara, Chokand und in Ostturkestan. Dies ist auch gewissermassen der Fall, doch wäre es schwer, in Abrede zu stellen, dass trotzdem das Sittenleben der Özbegen nicht überall von fremden Einflüssen stark imprägnirt worden ist, und dass selbst der Özbege von Chiwa, unstreitig der echteste seines Stammes, so manchen Gebräuchen huldigt, die noch aus dem Zeitalter der Parsicultur im alten Charezm stammen. Die hierauf bezüglichen Wahrnehmungen sind vom höchsten Interesse für den Ethnographen und zeigen vor allem, wie wir schon früher angedeutet, dass am untern Oxus z. B. die Türken noch vor der Annahme des Islam ansässig gewesen, da es sonst nicht erklärlich wäre, wie die ehrwürdigen Ueberreste dieser uralten arischen Bildungswelt heute eben bei Türken wahrzunehmen sind.

Unter besagten Reminiscenzen aus der Parsicultur verstehe ich in erster Reihe das rigorose Feiern des Nornzfestes, d. h. der Frühlingsäquinoctien, die unter den Özbegen Chiwas eine solche Rolle spielen wie bei den Persern Irans, die in Bochara und in Chokand aber, infolge des stärkern Religionsfanatismus, ihre Wichtigkeit schon längst eingebüsst haben. Der Özbege Chiwas springt um das Reissig- oder Strohfeuer herum wie der Gebr in Jezd und Kirman; wenn die junge Frau in das Haus des Gemahls zum ersten mal einzieht, wird vor letzterm ein Feuer angezündet, um damit die bösen Geister zu verscheuchen, ein Feuer, dem die junge Frau nicht den Rücken zeigen darf, sondern vor dem sie, ehrfurchtsvoll vorübergehend, in die neue Behausung einziehen kann. In das Feuer spucken, Unrath hineinwerfen u. s. w. ist auch andern Nomaden verpönt, doch der Sonne, diesem leuchtenden Feuerkörper, huldigt heute nur noch der Özbege Chiwas, denn während Sonnenunterganges wird der noch so gefährlich Kranke vom Schmerzenslager emporgehoben, da der Glaube vorherrscht, dass die Strahlen der sich senkenden Sonne ausserordentliche Heilkraft besitzen. Auch dem Feuer wird Heilkraft zugeschrieben, und man sieht es häufig, wie Schwerkranke um das Feuer herumgetragen werden. Uebrigens nicht nur Spuren des alten Feuer-

cultus, sondern selbst der altiranischen Mythen haben sich bei den Türken am untern Oxus erhalten. Die Nixe Rude-paje[1], d. h. die Lorelei des Oxus, eine wunderschöne Dame mit zahlreichen, gleich den Gedärmen ineinanderverschlungenen Füssen, übt auf den türkischen Oxusschiffer denselben Zauber und denselben Schrecken aus, mit dem sie vor Jahrtausenden den iranischen Bootsmann gepeinigt hatte. Der Gul[2] (Steppenkobold) treibt am Rande des Üst-Jurts unter Özbegen all das Unwesen, welches ihm in Deschti-Kuwir zwischen Isfahan und Jezd zugeschrieben wird, und die Bosheit des persischen Diw, den der Özbege Deü oder Dao[3] nennt, dünkt dem heutigen Oxusbewohner zum mindesten so verhängnissvoll wie dem alten Charezmier! Diese und noch andere Momente aus der vorislamitischen Bildungswelt Centralasiens sind allerdings nicht erst zu den Anhängern Scheibani's im Anfange des 16. Jahrhunderts gelangt, sondern letztere haben diese von den am untern Oxus schon lange vorher ansässigen Türken angenommen, daher denn auch unsere Muthmaassung, dass Charezm schon im vorgeschichtlichen Zeitalter türkische Einwohner hatte, so ziemlich berechtigt ist.

Was nun die aus der nomadischen Existenz übriggebliebenen Züge des Sittenlebens anbelangt, so finden wir dieselben in vieler Hinsicht verändert und den Bedingungen der sesshaften Lebensweise angepasst. Die Kleider des Özbegen unterscheiden sich von denen des Tadschiks durch härtere, festere Stoffe, wie durch eine minder bauschige Form, und während letzterer einen Turban sich windet, gefällt ersterer sich zumeist in der hohen und plumpen Pelzmütze, einer Kopfbedeckung, die voluminöser als die des Turkomanen aussieht, und dennoch nach oben zu nicht so weit als die des Sarten ist. Die Frau des Özbegen kleidet sich ungefähr so wie die Turkomanin, nur ist die Sitte der jungen Frau, einen Ehrenhut (Scheökele) anzulegen, bei den Stadtbewohnern schon nicht mehr *de rigueur*. In den Speisen weicht der Özbege

---

[1] Eigentlich رودہ پای, rude paj, Gedärmfüsse.

[2] Richtiger گول بیابان, Guli bejaban, der Steppenkobold, das Aigir oder Atkir (Hengst) der Türken, welcher in alten Zeiten Luj hiess.

[3] Dau kara = die Teufelssteppe, das Teufelsfeld, ist der Name eines Theils der Steppe im Südosten des Aralsees, wegen der Schrecken der dortigen Natur so genannt.

wol wenig von den Speisen seiner nomadischen Stammesgenossen ab, nur dass er als Ackerbauer Brot und Mehlspeisen reichlich geniesst, dabei aber sämmtliche Fleisch- und Milchgerichte der Steppenbewohner in sein Menu aufnimmt und selbst in solchem Maasse Hippophag ist als der Kirgize. Sartischen und tadschikischen Gerichten spricht der Özbege nur selten oder gar nicht zu. Von den Getränken erfreuen sich Thee, Boza, Kurtaba (d. h. die im Wasser aufgelösten Käse) und Airan besonderer Beliebtheit: Kumis ist hingegen fast nie anzutreffen. Auch in den einzelnen Phasen des Familienlebens haben sich viele Züge aus dem ehemaligen Nomadenthum zu erhalten gewusst. Die Ehe wird trotz eines jahrhundertelang dauernden moslimischen Einflusses nicht von den Aeltern, sondern von den jungen Leuten geschlossen, die sich gegenseitig besuchen und Verhältnisse anknüpfen können. Die Sautschi-Chatun (Liebesbotin) figurirt nur des Anstandes halber, und nachdem die Aeltern die Summe des Kalym, hier entweder aus neun Pferden, Kühen, Schafen, Kamelen u. s. w. bestehend, festgesetzt, wird die Fatiha zur Verlobung im Hause der Braut gefeiert. Die Hochzeit (toj) folgt bald darauf. Den ersten Tag derselben verbringt der Bräutigam in Gesellschaft von zehn Freunden und die Braut in Gesellschaft von zehn Freundinnen, wenn nur thunlich im Freien, und am Abend geht der Act des Nikiah (Trauung) vor sich. Am zweiten Tage geht die Feierlichkeit des Brautheimführens vor sich, wobei die Männer zu Pferd, die Frauen zu Wagen das junge Paar unter Jauchzen, Singen u. s. w. begleiten. Es gibt gelegentlich Ringen (Körüsch), Wettrennen (At tschaptirma) und Kok-Börü[1], doch reiten bei diesen nur junge Männer und nicht auch Mädchen, wie dies bei den Nomaden üblich ist. Bei der Geburt eines Kindes wird auch hier das arme Weib unter den Armen gefasst und geschüttelt, um ihm sozusagen die Frucht aus dem Leibe herauszubeuteln; das neugeborene Kind wird nach 40 Tagen aus den Windeln (Kundak) in die Wiege (Beschik) gelegt, aus welcher es, wenn ein Jahr alt, in den Rollwagen gelangt (Adak-araba = Fusswagen), mit Hülfe dessen es allein und in kurzer Zeit gehen lernt. Der Unterricht der Jugend wird selbstverständlich eifriger betrieben als auf der Steppe, denn der Özbege ist streng religiös, ohne so fanatisch zu sein wie sein arischer Glaubensgenosse, und namentlich ist bei ihm die ekelhafte Fratze

[1] Vgl. S. 190.

der Hypokrisie nur selten anzutreffen. Der Heiligencultus blüht unter den Özbegen Chiwas bei weitem nicht so stark wie in Bochara und Chokand, die Zahl der Mekkapilger ist eine verschwindend kleine, und nach dem Satze: „Qui multum peregrinatur, raro sanctificatur", wird dem özbegischen Hadschi nicht jene Achtung zutheil wie in andern Theilen Mittelasiens.[1] Mit einem Worte, der Özbege ist ein guter Moslim, aber als solcher mehr dem Türken Anatoliens als dem Bocharioten ähnlich.

Von besonderm Interesse im Leben des Özbegen Centralasiens ist dessen Stellung gegenüber dem Sarten, diesem türkischredenden arischen Autochthonen, von dem er sich trotz der Gemeinsamkeit der Sprache strengstens abgesondert hält, und den er selbst in der höchsten Stellung als einen Menschen niederer Abstammung betrachtet. Sowie Özbeg-kischi den Begriff Ehrenmann enthält, ebenso wird unter Sart-adam[2] ein schlauer, unzuverlässiger Mensch verstanden, ein solches Wesen, mit dem man sich nur ungern verschwägert, und wenn auch ein Sarte in eine özbegische Familie hineinheirathet, so wird die nächste Generation schon im Özbegenthum aufgehen. Dieses Verhältniss tritt besonders in Chiwa hervor, wo die Sarten nur sehr sporadisch und in grösserer Zahl nur in den Städten Jengi-Urgendsch und in Chiwa wohnen. Die compacte und grosse Masse dieses Volkes ist eigentlich am mittlern Jaxartes zu Hause, indem die Russen im Sir-Darja-Gebiet 210774, in Ferghana 344023 und im Zerefschaner Bezirk 123138 Seelen zählen[3], und eben infolge dieser geographischen Verbreitung der Vermuthung Raum geben, dass ihre sprachliche Turkisirung schon in einer alten, der geschichtlichen Erinnerung völlig entrückten Periode stattgefunden hat. Der Name Sart kommt schriftlich zuerst in dem aus dem Jahre 1069 stammenden Kudatku Bilik vor, und zwar in der Bedeutung von

---

[1] Fremden Hadschis gegenüber kann dies nicht behauptet werden, denn ich hatte seinerzeit in Chiwa mich am besten befunden und wurde sammt meinen Gefährten mit freiwilligen Spenden überhäuft.

[2] Während man dem Özbegen das Epitheton Kischi = Mann gibt, wird der Sarte und Tadschik nur als Adam = Mensch bezeichnet.

[3] Kostenko, I, 326. Nach diesem Autor beläuft sich die Gesammtzahl der in Russisch-Turkestan wohnenden Sarten auf 690305; hierzu die Sarten Bocharas, Chiwas und anderer Orte gerechnet, könnte man vielleicht die runde Summe von einer Million annehmen.

Kaufmann[2], neben Tadschik, d. h. iranischer Autochthone. In diesem Werke heisst es:

Negü der ischit emdi sartlar baschi,
Adschun teprenikli kitai arkischi;

d. h.:

Höre wie der Chef der Handelsleute,
Der mit Chinas Karavane die Welt durchziehende, spricht.

Sartlar-baschi entspricht hier dem heute noch in Persien üblichen Melik-el-tudschar, d. h. Oberster der Kaufleute, und da der Name Sart vor 800 Jahren schon bestanden, ja auf eine von den Tadschiken verschiedene Nationalität sich bezogen hatte, so unterliegt es wol keinem Zweifel, dass die Sarten schon im vergangenen Jahrtausend als ein türkischredendes und mit türkisch-ethnischen Elementen stark untermischtes Volk existirt haben. Die grosse und interessante Frage ist und bleibt es immerhin, wie es gekommen, dass eben die Sarten und nicht auch andere arische Autochthonen, nämlich die Tadschiken, mit türkischen Elementen sich stark vermischt und nicht zugleich sprachlich turkisirt worden sind? Die Geschichte gibt uns keinen Aufschluss hierüber, doch die geographische Verbreitung der Sarten, nämlich der Umstand, dass sie im alten Ferghana und am mittlern Jaxartes am dichtesten wohnen, gibt der Vermuthung Raum, dass sie in uralten Zeiten schon die Grenzregionen des arischen Volkselements gebildet, dem türkischen Zufluss permanenter und intensiver ausgesetzt waren, daher ihre Sprache mit der Turksprache vertauscht, in ihrem Physicum aber untrügliche Spuren der arischen Abstammung bewahrt haben. Allerdings ein beredtes Zeugniss für die Wichtigkeit der Anthropologie!

Schliesslich sei hier bei den sesshaften Türkenvölkern Central-

---

[1] Auch auf Mongolisch (vgl. Kowalewski, 1337, a) heisst Kaufmann Sartawaka. Lerch (in einem Aufsatze, betitelt „Das Russische Turkestan", in der „Russischen Revue", 1872) will im Worte Sart das altiranische Khsatra = Stadt, entdecken, und glaubt Sart mit Stadtbewohner übersetzen zu können, da seiner Ansicht nach auch Özbegen und Kirgizen, die in Städten leben, diesen Namen bekommen. Wir müssen diese Annahme vor allem aus etymologischen Gründen als irrig bezeichnen, auch haben wir nie gehört, dass man einem Kirgizen oder Özbegen, der in der Stadt sich niedergelassen, den Namen Sart gegeben hat.

asiens noch der Kurama[1] erwähnt, die an den Ufern des Tschirtschik und Angrens, den Nebenflüssen des Jaxartes, wohnen und zumeist von solchen ärmern Kirgizen abstammen, die, aus der Steppe verdrängt, hier zur sesshaften Lebensweise gezwungen worden sind. Später haben sie sich mit andern Türken und Sarten vermischt und sollen sich heute auf 50000 Seelen belaufen. Gleichen Ursprungs und gleicher gesellschaftlicher Stellung sind die minder zahlreichen Tschala-Kazak, d. h. Halbkazaken im Taschkender Bezirk, deren Seelenzahl mir aber nicht bekannt ist.

---

[1] Kurama heisst Niederlassung, Ansiedelung, von kur = stellen, legen.

Kara-Kalpaken.[1]

Diese Fraction des Türkenvolkes wird bisweilen[2] irrigerweise als eine solche dargestellt, die in Herkunft und Wesen den Kirgizen sich anschliesst, denn wir haben es hier vorzugsweise mit einer Abtheilung der sogenannten alten Pontus-Türken zu thun, deren, gleich den Turkomanen, schon im Beginn des geschichtlichen Zeitalters Erwähnung geschieht, und die ihrer Abstammung nach im Verein mit den Uzen, Petschenegen und Khazaren zu den eigentlichen Westtürken gehören. Die ersten authentischen Nachrichten von diesem Volke erhalten wir durch die russischen Annalen, namentlich durch Nestor (vierter Fortsetzer), der die Tzerni-Klobuk = Schwarzhüte, d. h. Kara-Kalpak[3], als solche Verbündete Russlands auftreten lässt, die den bis nach Kiew vorgedrungenen Polowzen (Kumanen) eine Niederlage beigebracht und die Beute abgenommen haben. In den darauffolgenden Jahrhunderten wird ihr Name häufig mit den historischen Begebenheiten des untern Wolgagebiets in Verbindung gebracht, namentlich von den Historikern des dschengizischen und timurischen Eroberungskrieges, und weil sie überall als solche Nachbarn der

[1] Bei diesem Abschnitte bedauere ich sehr, den auf die Kara-Kalpaken bezüglichen Aufsatz Beresin's vermissen zu müssen. Selbst meine persönlich an den Autor gerichtete Bitte ist erfolglos geblieben.

[2] So Rittich in seiner Ethnographie Russlands. Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 54, S. 33. — Schuyler, Turkistan, I, 107.

[3] Kara bedeutet auf Türkisch schwarz und Kalpak Hut. Bezüglich eines andern Beispiels, wo die Kopfbedeckung als Substrat einer ethnischen Benennung gedient, vgl. Kizilbasch = Perser, Schiite, eigentlich Rothkopf, ferner Kara-Papak. Name eines Türkengeschlechtes in Transkaukasien, von kara = schwarz und Papak = Pelzkappe.

Russen bezeichnet werden, die in unmittelbarer Nähe der alten Baschkiren, Bulgaren und Petschenegen am untern Theile des linken Wolgaufers sich aufhalten, so gehen wir kaum fehl, wenn wir aus andern später noch darzulegenden Gründen sie für die nächsten Verwandten der Petschenegen halten.[1] Dass sie aus dem Nordwesten, respective von der Wolga her nach Centralasien gekommen, ist den Kara-Kalpaken selbst durch die Tradition bekannt, denn so wie man mir gegenüber sich gebrüstet, dass die Sultane der Nogais ehedem Kara-Kalpaken waren, ebenso hatte 1873 der kara-kalpakische Häuptling von Iridschab (in der Nähe Tschimbais im Amu-Delta) einem russischen Reisenden gegenüber sich damit gerühmt, dass die Gründer Kazans eigentlich Kara-Kalpaken waren.[2] Wörtlich ist wol keine dieser Aeusserungen zu nehmen, doch unterliegt es keinem Zweifel, dass die Kara-Kalpaken, durch die auf den Einfall der Mongolen im Wolgagebiete folgenden Wirren vom südlichen Grenzgebiete des alten Bulgarenreiches gegen das heutige Kazan gedrängt, am Zustandekommen letzterwähnter Stadt allerdings einen Antheil gehabt hatten. Die Tradition berichtet ferner, dass die Kara-Kalpaken, bald darauf durch die Nogai-Tataren aus Kazan vertrieben, eine lange Zeit auf der Steppe umhergeirrt, und nach 130 Jahren sich schliesslich in der Umgebung von Hazreti-Turkestan niedergelassen hatten. Hier verblieben sie 50 Jahre, wo dann ihr langwieriger Kampf mit den Kazak-Kirgizen ausgebrochen, und sie vor ungefähr 170 Jahren in drei Theile zerfielen, von denen der eine am untern Jaxartes und am Jeni-Darja, der zweite am Zerefschan und der dritte Theil am Amu-Delta sich angesiedelt hatte. Vor 64 Jahren bemerkte der Bai von Iridschab schliesslich, dass sich der letzte Strom kara-kalpakischer Bevölkerung von dem untern Jaxartes nach dem Amu-Delta begeben hatte.

Mit dieser merkwürdigerweise noch heute existirenden nationalen Tradition stimmen auch die kurzen historischen Notizen so ziemlich überein. Der bemerkbare Unterschied erstreckt sich blos auf die örtliche Eintheilung, denn Rytschkoff[3], der sie in obere

[1] Einer ähnlichen Anschauung gibt auch H. H. Howorth (The Geographical Magazine, 1877, S. 47) Ausdruck, nur ist er in seiner Hypothese etwas zu weit gegangen, wenn er die vollständige Identität der Petschenegen mit den Kara-Kalpaken beweisen will.

[2] Vgl. Turkestanskija Wjedomosti, 1873, Nr. 2, S. 7.

[3] Beschreibung des Orenburgischen Gouvernements (Riga 1772), I, 21, 127.

und untere Kara-Kalpaken theilt, und erstere als unter dzungarischem Schutze stehend bezeichnet, weiss von der nach dem Zerefschan gezogenen Fraction noch gar nichts, woraus sich nun schliessen lässt, dass diese erst in der Neuzeit, d. h. im Laufe des jetzigen Jahrhunderts dahin gezogen sind. Im Jahre 1732 hatte Mirza Tewkelew den am untern Jaxartes wohnenden Kara-Kalpaken den russischen Schutz zugesagt, was Kirilow 1734 bekräftigen sollte[1]; da ihm dies jedoch misslang, so musste Dimitri Gladischew, der 1741 von Samara in die kirgiz-kazakische Horde zu Abul-Chair geschickt wurde, auf dieser seiner diplomatischen Mission auch mit den Kara-Kalpaken unterhandeln, die, von dem mächtigen Abul-Chair bedrängt, sich nun formell unter russischen Schutz gestellt hatten. Kaib-Chan, der damalige Fürst der Kara-Kalpaken, hatte auch 1743 an die Kaiserin Elisabeth Petrowna eine Huldigungsbotschaft geschickt[2], die in öffentlicher Audienz die Treue der Kara-Kalpaken gelobte, die Rückgabe der Gefangenen versprach, mit einem Worte, sich in allem gefügig zeigte, da um jene Zeit die Gefahr der benachbarten Kirgizen am drohendsten gewesen. Doch wie überall bei den Nomaden war es auch mit der russischen Unterthanenschaft der Kara-Kalpaken nicht weit her. Vor allem war Russland zu jener Zeit noch nicht im Stande, dieses Volk gegen die mächtigen Kirgizen zu schützen; es musste daher vor der Uebermacht der Gegner weichen, und so kam es, dass der eine Theil im Chanate von Chiwa, der andere im Chanate von Bochara Schutz suchte und auch gefunden hatte. Was Chiwa anbelangt, so hat die Ansiedelung der Kara-Kalpaken unter Mehemmed Rehim-Chan (1804—1826) stattgefunden, der sie anfangs auf die den Oxusmündungen gegenübergelegenen Inseln des Aralsees schickte, wahrscheinlich um sie gewaltsam zu vernichten, von wo sie aber später in die urbaren Theile des Amu-Deltas versetzt worden sind, um einerseits mit ihrer Hülfe das häufig rebellische Kungrat zu besiegen, andererseits aber um die Tschaudor- und Jomut-Turkomanen zu demüthigen, was aber nicht gelang, da die Kara-Kalpaken selbst sich unter Ajdost gegen den Chan von Chiwa auflehnten.[3] Bezüglich Bocharas haben wir seinerzeit gehört, dass die Einwan-

[1] Vgl. Mitchell, The Russians in Central Asia (London 1865), S. 312.
[2] Vgl. Rytschkoff, S. 134.
[3] Vgl. Vámbéry, Reise in Mittelasien (1. Aufl.), S. 282.

derung der Kara-Kalpaken am Zerefschan schon im vergangenen Jahrhundert stattgefunden hat.

Die heutigen Wohnsitze der Kara-Kalpaken sind daher folgende Gegenden Centralasiens:

1) Das Amu-Delta, und zwar jener Theil der Oxusmündungen, der vom Jengi-Su bis über den Taldik entlang der Küste des Aralsees sich hinzieht und landeinwärts bis am Kuwandsch-Jarma und bis hart an die Grenzen Kungrats sich erstreckt. Der Centralpunkt der Kara-Kalpaken ist hier Tschimbai, ein Ort, der früher unter dem Namen Schah-Temir bekannt gewesen und auf der von Murawin im Jahre 1743 verfertigten Karte noch sichtbar ist. Schah-Temir gehörte damals den Kirgizen, wurde aber von den Özbegen zerstört, und da später ein reicher Özbege, Namens Tschim-Bai, sich angesiedelt, so wurde der Ort nach diesem benannt. Anfangs befand sich Tschimbai am linken Ufer des Kögeili, doch vor 25 Jahren ging die Ansiedelung aufs rechte Ufer hinüber. Der heutige Ort gleichen Namens dient jedoch nur zum provisorischen Aufenthalte der Kara-Kalpaken, indem die permanente Bevölkerung, circa 500 Familien stark, zumeist aus Kaufleuten, Handwerkern und Priestern besteht. Was die am linken Ufer des untern Oxus, d. h. oberhalb Kungrats wohnenden Kara-Kalpaken anbelangt, so habe ich seinerzeit gehört, dass sie mindestens 6000 Familien stark in verschiedenen Gruppen wohnen, ohne einer bemerkenswerthen Stadt oder Marktplatzes sich rühmen zu können.

2) Im zerefschaner District des russischen Turkestan, namentlich in den Bezirken von Schaudar, Söjüt, Tschilek, Dörtköl, Schiraz, wo sie in den Orten Ak-Tepe und Bisch-Arik ein beinahe schon ganz sesshaftes Leben führen. Im Bezirke von Schiraz bilden sie selbst heute noch die überwiegende Zahl der Bevölkerung[1] und stammen zumeist aus Tschemkend und dem jenseitigen Gebiete des Tschirtschik, d. h. vom untern Jaxartes, wie wir schon erwähnt haben.

3) Im Chanate von Chokand, namentlich am linken Ufer des Jaxartes an der von Chokand nach Tuss führenden Poststrasse, wo sie ebenfalls zur ganz sesshaften Bevölkerung gezählt werden.

Wie alle übrigen Türkenvölker zerfallen die Kara-Kalpaken in Stämme und Geschlechter, respective Zweige und Familien.

[1] Vgl. Turkestanskija Wjedomosti, 1872, S. 170.

Ich habe unter ihnen folgende Stämme nennen hören, als: Bajmakli, Khandekli, Terstamgali, Atschmaili, Kajtschili, Irgakli, Kenegez, Tombojun, Saku und Ontört-Uruk, wobei wir bemerken müssen, dass diese Stammesnamen auch bei Kirgizen, Özbegen und Turkomanen vorkommen, was mit Hinblick auf die alte Heimat der Kara-Kalpaken an der Wolga einen Beweis für die in der spätern geschichtlichen Entwickelung eingetretenen neuen Gruppirungen der schon früh nach dem Westen gezogenen Türken gibt.

Was ihre Zahlenstärke anbelangt, so finde ich, dass meine eigenen vor zwei Jahrzehnten gesammelten von denen der Russen nicht unwesentlich abweichen. Nach der von Kostenko[1] gebrachten statistischen Tabelle beträgt ihre Zahl in Chokand 7060 und im Amu-Delta 51710, also zusammen 58770. Rittich erwähnt ihrer[2] als 2000 Seelen im zerefschaner Bezirk und als 100000 im Amu-Delta stark, während nach Ergänzung der von mir gesammelten Daten sich folgende Liste aufstellen lässt:

Chokand	7060
Zerefschaner Bezirk . .	2000
Amu-Delta, rechtes Ufer	50000
Amu-Delta, linkes Ufer .	30000
Zusammen	89060.

Also ihre Gesammtzahl kann im besten Falle auf 90000 Seelen veranschlagt werden.

Indem wir nun zur Beschreibung des Physicums der Kara-Kalpaken übergehen, müssen wir vor allem die historischen Geschicke dieses Volkes in Erinnerung bringen, um es begreiflich zu machen, dass ihre somatische Beschaffenheit, den verschiedenartigsten Einflüssen auf einer langen Wanderung ausgesetzt, sich des Einflusses der benachbarten russischen Elemente nicht erwehren konnte, und dass sie demzufolge, was ihre äussere Erscheinung anbelangt, von den sie umgebenden türkischen Stämmen sich bedeutend unterscheiden. Der Kara-Kalpak zeichnet sich durch eine höhere Gestalt, durch kräftigen Knochenbau und namentlich durch seinen reichern Haarwuchs nicht nur vor den Kirgizen und Turkomanen, sondern auch vor dem durch arische Blutmischung stark imprägnirten Özbegen aus. „Sie haben

[1] Vgl. Turkestanskij Kraj, I, 326.

[2] A. a. O., S. 33.

einen grossen Kopf mit flachem, vollem Gesichte, grosse Augen, Stumpfnase, wenig vorstehende Backenknochen, ein plattes, und wenig zugespitztes Kinn, auffallend lange Arme und breite Hände.“[1] Daher der Eindruck der Plumpheit in ihrem ganzen Wesen und daher der Spottreim:

Kara-Kalpak,
Jüzi jalpak,
Üzi jalpak.

(Der Kara-Kalpak hat ein flaches Gesicht und ist selbst flach.) Im Gesichtsausdruck nähert sich der Kara-Kalpak wol am meisten dem Özbegen, doch nicht so, was die höhere Statur und namentlich den langen Bart und das reiche Kopfhaar anbelangt, und da letzterwähnte Eigenheit von den arabischen Geographen den Petschenegen nachgerühmt wird (was ungarische Historiker auch bezüglich der Petschenegen in Ungarn bestätigen[2]), so hat die Annahme wol etwas für sich, nach welcher man die Kara-Kalpaken mit letztgenanntem Türkenvolke des Mittelalters in engere Verwandtschaft gebracht, ja sogar mit demselben identificirt hat.[3] Wie diese beiden Völker zu den dem türkischen Physicum fremden Eigenheiten gekommen sind, kann allerdings nicht so leicht erklärt werden, doch Thatsache ist es, dass nicht nur Petschenegen und Kara-Kalpaken, sondern auch andere im 9. und 10. Jahrhundert in den Pontusländern hausenden Türken als von hoher Statur und mit reichem Haarwuchs versehen geschildert werden. So werden die alten Magyaren von den Chronisten gezeichnet, und ähnlich ist auch das Bild, welches von den in Ungarn eingedrungenen Kumanen entworfen wird. Dieses ethnographische Räthsel kann nur dadurch einigermassen gelöst werden, wenn wir den intensiven Verkehr dieser Türken mit den benachbarten Ariern des Kaukasus und Irans in Erwägung ziehen, und so wie Turkomanen und Özbegen der Neuzeit durch persische Sklaven und Tadschiken so manche Charakteristik des Iranierthums erhalten, ebenso sind Petschenegen, Kara-Kalpaken, Kumanen und Magyaren im Alterthume entturkisirt, d. h. theilweise iranisirt worden.

---

[1] Vgl. Vámbéry, Skizzen aus Mittelasien, S. 234.

[2] Illis mos est demissas ferre barbas et labri vel maxillae superioris nutrire pilos. (Bonfinius, Dec. II, Lib. IV.)

[3] Vgl. Howorth, a. a. O., Geogr. Magazine.

Mit dem Körperhabitus und den geschichtlichen Begebenheiten dieses Volkes im Einklang steht auch dessen Nationalcharakter und Lebensweise. Der Kara-Kalpak zählt nämlich trotz seines häufigen Heimatswechsels nicht zu den Nomaden *par excellence*, da er seine Wanderungen nur immer gezwungen angetreten und dort, wo es die Verhältnisse gestatteten, durch Ackerbau und friedliche Gewerbe sich auszeichnete. Seine Hauptbeschäftigung hat von jeher der Ackerbau gebildet, eine Neigung, welche dieses Volk noch von den Wolgagegenden mitgebracht, und in welcher es sich heute von der benachbarten Nomadenwelt vortheilhaft unterscheidet. Der urbare Boden ist unter die einzelnen Geschlechter vertheilt, von welchem jeder Neuangekommene nur durch Ankauf sich einen Theil erwerben kann, und nur den Heimatlosen (Biwatan) wird die zeitweilige Bearbeitung gestattet. Eine specielle Beschäftigung der Kara-Kalpaken bildet die Rindviehzucht, welche nicht etwa in der Localbeschaffenheit des Bodens, sondern in der alten Gewohnheit dieses Volkes begründet ist, denn während die Kirgizen und Turkomanen, welche früher am Amu-Delta wohnten, sich hauptsächlich mit der Kamel- und Schafzucht abgaben, haben die Kara-Kalpaken letztern Zweig der Viehzucht beinahe gänzlich vernachlässigt, und nicht nur am Amu-Delta, sondern auch am Jaxartes und am Zerefschan ihr Hauptangenmerk aufs Rind gelegt, und zwar auf eine solche Gattung, die, wie ich mir sagen liess, nicht mit dem centralasiatischen, sondern mit dem südrussischen Rind am nächsten verwandt ist. Die Pferdezucht ist zumeist bei der im Norden Kungrats wohnenden Fraction anzutreffen, und eine speciell hier zu findende Gattung ist unter dem Namen bogdan, bodan[1] bekannt. Es sind dies starke Thiere, höher und von stattlicherm Aussehen als das Steppenpferd der Kirgizen, doch lange nicht so edel wie das Pferd der Turkomanen. Den am Oxus und dessen Armen wohnenden Kara-Kalpaken gibt der Fischfang den Hauptlebensunterhalt. Ihre primitiv gebauten Boote von 100—200 Centner Tragfähigkeit gehen selten auf den Aralsee hinaus und die Fische werden zumeist in gesalzenem Zustande nach Russland exportirt.

Mit ihrer Beschäftigung im Einklang steht auch ihre Woh-

[1] Der Ursprung dieses Wortes ist mir unbekannt, wenn es nicht etwa mit budaj = Weizen, Weizenfarbe, im Zusammenhange steht. Budan speciell ist das osmanische Wort für die Moldau.

nung, Kleidung und Kost. Das Zelt des Kara-Kalpaken ist grösser als das der Kirgizen und Turkomanen, doch bar aller Zier und allen Schmuckes, ja in den meisten Fällen von schmutzigem und ärmlichem Aussehen. An der Stelle der buntfarbigen Zeltengurte und Filzdecken anderer Nomaden treten hier häufig Rindshäute als äussere Bekleidung des Zeltes auf, und das sonst schmucke Innere wird hier von jungen Kälbern eingenommen. Die schönen Teppiche und mitunter kunstvoll gewebten Säcke, auf welche Industrie die Frauen der Turkomanen nicht mit Unrecht stolz sind, fehlen hier gänzlich und Reinlichkeit ist selbst in der Behausung des Reichsten nicht anzutreffen. Dasselbe lässt sich bezüglich der Kleidung des Kara-Kalpaken behaupten. Von den grellen und buntfarbigen, bald ganz, bald halbseidenen Gewändern Bocharas und Chiwas ist hier keine Spur. Der Zuschnitt der Kleider ist derselbe wie bei den Özbegen, doch überall herrscht die dunkelbraune Farbe vor, und die Kopfbedeckung hat eine noch plumpere Form wie bei den Özbegen. Eine Ausnahme hiervon macht die Kopfbedeckung der Frauen, die aus einem grossen unförmigen Tumak (Mütze) besteht und speciell den Kara-Kalpakinen eigen ist.

In seinem Charakter bildet heute die Friedfertigkeit den vorherrschenden Zug. Ob dies immer der Fall gewesen, ist allerdings zu bezweifeln, denn so wie die übrigen Nomaden, hatten auch die Kara-Kalpaken in ihren bessern Zeiten, und zwar noch im Anfange des vergangenen Jahrhunderts, sich mit Sklavenraub abgegeben, doch scheint es schon lange her zu sein, dass sie im Handwerke der Barantas und Alamans sich ausgezeichnet hatten, und die Wechselfälle des Schicksals, die sie seit dem Verlassen des untern Wolgagebietes ertragen mussten, hatten ein unverkennbares Gepräge der Unterwürfigkeit und des friedlichen Sinnes im Sittenleben zurückgelassen. Am Zerefschan und am Jaxartes geht es dem Kara-Kalpaken wol leidlich, doch am Amu-Delta hat dieses Volk noch heute mit Armuth und mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Diese unterwürfige Stellung gelangt denn auch in dem Religionsverhältnisse am besten zum Ausdruck, und in der That findet der Islam unter den Kara-Kalpaken viel eifrigere Anhänger als unter den übrigen benachbarten Ganz- und Halbnomaden. Man trifft unter diesem Volke eine beträchtliche Anzahl von Chodschas, d. h. angebliche Abkömmlinge des Propheten, deren genealogische Beziehung zum

arabischen Glaubensstifter wol stark in Zweifel gehüllt ist, die aber dessenungeachtet schon früh auf dieses Volk einen bedeutenden Einfluss ausgeübt hatten: denn dass dieser Einfluss nicht aus der unmittelbaren Nähe mit den Chanaten herührt, das ist durch den Umstand bestätigt, dass diese Chodschas schon im vergangenen Jahrhundert, als die Kara-Kalpaken am untern Jaxartes wohnten, wie Rytschkoff berichtet[1], sich eines hohen Ansehens erfreuten. Soweit ich selbst in Erfahrung gebracht und wie mein aus Mittelasien mitgebrachter Molla, ein Kungater von Geburt und mit den Kara-Kalpaken vertraut, mir berichtet, ist selbst heute die Zahl der Betplätze und Mollas eine unverhältnissmässig grosse, und die rituellen Gesetze des Islams werden im Amu-Delta mindestens so streng eingehalten wie in Chiwa und in andern Städten des modernen Charezms.

Was die Sprache der Kara-Kalpaken anbelangt, so hat sie in lautlicher Beziehung so manche Annäherungspunkte zum Kirgizischen, was aus der jahrhundertelangen unmittelbaren Nachbarschaft wol leicht erklärlich ist. So z. B. verwandeln sie das *tsch* in *sch* und das *sch* in *s*, während sie wieder andererseits die bei den Kirgizen und Kazaner-Tataren übliche Verwechselung des *j* in *dsch* nicht befolgen, wie auch ihre Mundart in grammatikalischer Beziehung ein Mittelding zwischen der Mundart der Kirgizen und Özbegen bildet. In einzelnen Momenten ihrer Sprache existiren unverkennbar Spuren einer Annäherung an das Wolga-Türkische, so z. B. im Gebrauche gewisser Wörter, die jedenfalls aus der Zeit ihres Zusammenlebens mit den Wolga-Türken herrühren, doch sind meine persönlichen Erfahrungen nicht hinreichend, um hier ein endgültiges Urtheil fällen zu können: das heute nun zugänglich gewordene Forschungsgebiet wird aber wol bald die Aufklärung dieser Frage ermöglichen, d. h. uns Bescheid geben: ob die Kara-Kalpaken in ihrer ethnologischen Bedeutung zu den Osttürken oder zu den Pontus-Türken des Alterthums gehören, wie ich bis heute annehme. Bezüglich der Volksliteratur nähern die Kara-Kalpaken sich mehr den Özbegen als den Kirgizen, da hier durch den Eifer der Priesterklasse die nationale Muse von rein moslimischen oder moslimisch gefärbten Dichtungen schon längst verdrängt worden ist.

---

[1] A. a. O., S. 140.

Turkomanen.

1. Ursprung, Eintheilung und Seelenzahl.

Den Kirgizen zunächst müssen wir die Turkomanen als jenen Stamm des Türkenvolkes hinstellen, der verhältnissmässig der primitiven Lebensart des Nomadenthums seit undenklichen Zeiten am längsten treu geblieben ist; als einen solchen Stamm, der von den Stürmen der politischen Begebenheiten häufiger heimgesucht worden ist als sein Bruder im Norden des Jaxartes, der in den Geschicken der westasiatischen Welt eine grössere Rolle gespielt, und der an Zahl, wol aber nicht an Muth gebrochen nun seinem Untergange mit merklicher Eile entgegengeht. Ihren genetischen Beziehungen nach eigentlich zu den Pontus-Türken gehörend, haben die Turkomanen seit geschichtlicher Erinnerung immer auf dem Steppengebiete im Nordosten und Osten des Kaspisees sich herumgetrieben, von wo aus einzelne Theile unter dem Sammelnamen Uzen (die Οὔζοι der Griechen und die غز Ghuzen der Araber) oder Kumanen wol gegen Westen zogen und im Kampfe gegen eine andere Fraction der Pontus-Türken, d. h. gegen die Petschenegen, auftraten; die grosse Mehrzahl scheint jedoch auf dem früher erwähnten Gebiete zurückgeblieben zu sein, von wo aus sie ihre zeitweiligen Versuche, die benachbarten Culturrayons zu durchbrechen, unternommen hatten. Das engere Familienverhältniss der Turkomanen zu den Petschenegen zu bestimmen, ist ebenso schwer als in eine genauere Bezeichnung ihres Grenzgebietes gegen Norden zu sich einzulassen, und der einzelne Anhaltepunkt, den wir diesbezüglich haben, beschränkt sich auf den sprachlichen Charakter der geographischen Nomenclatur, namentlich des Flussnamens Jajik, d. h. Ural, der den von Wolga-Türken

und von den Kirgizen Dschaik genannt wird, im Alterthume, so z. B. bei den Byzantinern, entschieden Jajik[1] hiess, und wo das Vorhandensein eines *j*-Anlautes den turkomanischen Charakter dieses Wortes bezeugt. Wie weit die Wanderplätze der Turkomanen im Alterthume gegen Osten sich ausgedehnt, darüber könnten wir nur die leisesten Vermuthungen aufstellen, obwol es mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, dass sie nicht östlich von dem Aral in den Culturrayon des alten Kharezms eingedrungen sind; denn was Abulghazi[2] bezüglich ihres Zusammenlebens mit den Kanglis berichtet, ist zu unbestimmt, um irgendwelche topographische Muthmaassungen zu rechtfertigen. Ihre Grenzlinie nach dem Süden hin lässt sich schon mit mehr Sicherheit umschreiben, da es keinem Zweifel unterliegt, dass sie von altersher auf jenen Steppen und Sandwüsten sich herumtrieben, die, von der Balkanbucht angefangen, der Nordgrenze des alten Persiens, inclusive Merws, entlang bis nach Belch und Kunduz sich hinziehen. Ob wir die von den Geographen der Neuzeit aufgestellte Theorie, nach welcher der Oxus im Alterthume unter dem Namen Ochos vom heutigen Tschihardschui aus gegen Süden einlenkend, in der Richtung des Achal-Tekke-Gebietes zu fliessend, im vorgeschichtlichen Zeitalter in der Balkanbucht oder noch südlicher von derselben in den Kaspisee sich ergossen habe, annehmen oder nicht, so ist doch sichergestellt, dass der Culturrayon Persiens im Alterthume nach dem Norden hin sich viel weiter erstreckte, als dies heute der Fall ist.

Auf dem heutigen südöstlichen Küstengebiete war das alte Dehistan, der Sitz der unter dem Namen Dahae bekannten Parther, von welchen Strabo im elften Buche ausführlich spricht, und an der Stelle der jetzigen Gömüschteppe befand sich das noch im Mittelalter berühmte Abuskun — wie Rawlinson[3] mit Recht annimmt aus Abi-Uskun (das Wasser von Uskun), nämlich das Sokana des Ptolemäus, entstanden. Weiter im Westen, in der Umgebung des modernen Nisa, war die berühmte Hauptstadt der Parther, deren Machtgebiet bis tief nach Persien hinein sich er-

[1] Jajik heisst der Wortbedeutung nach breit, ausgedehnt, von der Stammsilbe jaj = ausdehnen, erweitern, und da dies der erste grosse Fluss gewesen, dem das Türkenthum auf der Wanderung von Osten nach Westen begegnete, so ist die Ursache dieser Benennung auch bald erklärlich.

[2] Vgl. Édition Desmaisons, Text, S. 37.

[3] Proceedings of the Royal Geographical Society, Vol. I, S. 164.

streckt und deren türkische Nationalität wol kaum bezweifelt werden kann. Zu einer Identification der Parther mit den Turkomanen der Neuzeit fehlt uns entschieden jeder Anhaltepunkt, doch spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dass dieses wohlberittene, in Handhabung des Pfeils und Bogens geschickte Kriegervolk dem culturbeflissenen Iran gegenüber im Alterthume in demselben Verhältnisse sich befand, in welchem die Turkomanen zum Perser der Gegenwart stehen. Schon der Name Hyrcania spricht für eine solche Annahme, denn dieses Wort bedeutet „Land der Wölfe“ und stammt vom persischen Gurgan (die Wölfe), und letzteres wieder ist mit Vehrkan (Wölfe) des Vendidad[1] identisch, denn als Wölfe oder Räuber hatte der Sesshafte die räuberischen Bewohner der nackten Steppe betrachtet, wie er sie auch noch heute dafür hält. Selbstverständlich trieben diese Wölfe, diese Schreckensbilder des Iraniers, deren Grausamkeiten die Nationalmythe in so lebhaften Farben schildert, nicht nur auf der Steppe, entlang des heutigen Etek oder Dameni-Kuh[2], sondern auch über den Paropamisus am linken Oxusufer bis über Belch sich hin, denn um Merw herum stiessen die gegen Bochara (666) ziehenden Araber auf den Salor-Stamm der Turkomanen, und dass letztere diese Regionen auch später innehatten und häufigen Anlass zum Kriege gaben, ist aus den Kämpfen Mahmud Gaznewi's gegen die Ghuzen und aus den Widerwärtigkeiten Sandschar's des Seldschukiden zur Genüge ersichtlich.

Wie es trotz alledem dazu gekommen, dass Turkomanen im Alterthume nicht unter ihrem heutigen Namen bekannt gewesen, und dass namentlich bei den moslimischen Autoren erst nach dem Einfalle der Mongolen die Bezeichnung تركمان vorkommt, ist allerdings höchst überraschend und kann nur darin einigermassen seine Erklärung finden, dass es wenige Türkenvölker, ja wenige Völker im allgemeinen gibt, die ihren Namen Jahre hindurch unversehrt erhalten konnten. Dies muss um so mehr befremden, wenn wir die Wortbedeutung dieses Namens untersuchen, aus welcher hervorgeht, dass Türkmen, wie die Turkomanen sich selbst nennen, eigentlich Türkenthum bedeutet, und

---

[1] A. a. O., S. 168.

[2] Etek heisst auf Türkisch Saum und Dameni-Kuh auf Persisch Bergrand oder Bergsaum, worunter die nördlichen Ausläufer des im Norden sich hinziehenden Kubbet-Berges verstanden werden.

dass sie demnach für die Türken κατ ἐξοχήν sich betrachtet haben. Man hat dieses Wort bisher aus dem turk-manend = türkenähnlich, oder aus türk men = ich bin Türke, abzuleiten versucht, was in beiden Fällen unrichtig ist, denn turk-manend konnte nur ein von den Persern ihnen verliehener Name sein, was weder in türkmen zusammenschmelzen kann, noch ist es möglich, dass diese Nomaden eine von auswärts stammende ethnische Bezeichnung angenommen hätten. Was die zweite Etymologie anbelangt, so widerspricht sie dem Geiste der türkischen Sprache, denn „ich bin Türke" könnte und darf nur mit men-türk-em oder türk-üm ausgedrückt werden. Ebenso phantastisch ist die dritte im Westen aufgekommene Etymologie, die namentlich bei J. V. Ariac, dem Bischof Saint-Jean d'Acre[1], vorkommt, der dieses Wort aus einer Verschmelzung der Wörter turk und kuman ableitet. Dass die von uns vorgeschlagene Etymologie der Wahrscheinlichkeit am nächsten steht, lässt sich eben in dem sprachlichen Charakter dieses Wortes nachweisen, denn die Partikel men drückt im Türkischen einen Sammelnamen aus, so z. B. köle = Sklave, kölemen = das Sklaventhum, der türkische Name der Mameluken, da مملوك mamluk auf arabisch Sklave bedeutet. Vergleiche ferner:

قرا kara = Volk, karaman = Volksthum;

كوچه kötsche = Nomade, kötschemen = Nomadenthum;

قودا kuda = Schwager, kudaman = Verschwägerung;

الاق alak = Reiter, alakman = Reiterei u. s. w.

Nicht minder schwer ist es, bezüglich der Identität der Namen Oguz[2] und Türkmen ins Reine zu kommen. Vor allem müssen wir die gewichtige Aussage Raschid-ed-din Tabibi's, des eigentlichen Genealogen des Türkenvolkes, in Betracht ziehen, der gleich im Anfange der Ursprungsgeschichte der Türken sagt[3]:

[1] In Gestis Dei per Francos, S. 1061 (nach Yule citirt).

[2] In dem Wortverhältnisse zwischen اوغوز oghuz und اوز úz ist der inlautende Guttural dermassen verschwunden, wie wir es z. B. in dem gegenseitigen Verhältnisse zwischen den mit arabischen Lettern geschriebenen طوغرى, اوغرى, اغز wahrnehmen, die heute von den Osmanen dórn, óri und áiz (ohne *g*) ausgesprochen werden.

[3] Vgl. S. 13: جامع التواريخ dschami-et-tewarich von Raschid-ed-din in der durch Beresin 1881 in Kazan herausgegebenen türkischen Ueber-

Zu jener Zeit führt das ganze Volk des Oghuz noch den Namen Türkmen, und aus welcher Stelle die Identität beider Namen bewiesen ist. Ghuz, aus einem frühern Oghuz entstanden, und Türkmen sind auch abwechselnd im Gebrauch, denn während die Byzantiner und Araber in ihren Schriften mit Vorliebe der Uzen oder Ghuzen Erwähnung thun, spricht schon Nestor im 11. Jahrhundert von Turkomanen als von den Nachbarn der Tzerni-Klobuken, d. h. Kara-Kalpaken, und auch den Beschreibern der Kreuzzüge war, wie wir eben gesehen, der Name Türkmen oder Turkomanen nicht unbekannt. Warum nun die moslimischen Schriftsteller vor dem Einfall der Mongolen anstatt Türkmen zumeist Oghuz schrieben, das mag in erster Reihe in der nicht hinlänglichen ethnographischen Gewandtheit jenes Zeitalters liegen; zweitens in dem Umstande, dass sie dieses Wort von den Byzantinern kennen lernten, und in der That hört diese unrichtige Bezeichnung auch sofort auf, nachdem die Turkomanen mehr in den Vordergrund traten, d. h. nachdem sie als selbstständige Truppenkörper im Westen Asiens erschienen. Türkmen war von altersher eine generischer Begriff im weitern Sinne des Wortes, daher der russische Chronist und die Chronisten der Kreuzzüge schon diesen gekannt, und daher auch die Seldschukiden in Kleinasien und Syrien diesen Namen als einen Sammelnamen sich beigelegt hatten. Hierauf bezüglich ist die Annahme des Wilhelm von Tyrus[1], nach welcher die ethnische Bezeichnung Türk den eigentlichen staatengründenden Theil dieses Volkes, Türkmen hingegen die Nomaden bedeuten soll, was in Wirklichkeit jedoch nicht der Fall ist, denn der Name Türk bezieht sich auf das ganze Türkenvolk und Türkmen nur auf die noch im vorgeschichtlichen Zeitalter am weitesten nach Westen vorgerückten Fraction desselben. Von dieser Fraction nun sind einige, die selbständig auf der Bühne der Weltbegebenheiten auftraten, uns als Petschenegen, Kanglis, Seldschuken und Osmanen bekannt geworden, womit aber noch nicht gesagt sein will, dass sie sich

---

setzung, wo der Text folgendermassen lautet: اوغوز نينك بارجه قومين اول وقتدا تركمان تيب ايتور ايرديلار. Ich habe in vorliegender Arbeit mich zumeist dieser türkischen Uebersetzung bedient, weil das Persische mir nicht zugänglich gewesen ist.

[1] Vgl. Yule's Ausgabe von Marco Polo, I, 44.

selbst nicht auch zugleich Türkmen genannt hätten. So nennt der heutige Nomade am Görgen oder am Tedschend sich meist Jomut oder Tekke und nur dann erst Türkmen, während er das Epitheton Türk als etwas Selbstverständliches ganz weglässt. In Anbetracht des Gesagten nennen sich daher die Turkomanen mit Recht Türkmen, d. h. die Türken *par excellence*. Im Hinblick auf die politische Bedeutung und auf den genealogischen Werth dieses Wortes gehören sie auch wirklich zu den geschichtlich am frühesten aufgetretenen Türken, denn ihre Reiterscharen haben mit den Legionen Roms sich gemessen und letzteren denselben Respect einzuflössen gewusst, den die heutigen Turkomanen bei den Persern geniessen; in ethnographischer Beziehung ist jedoch gerade das Entgegengesetzte der Fall, denn die markanten Züge des türkischen Rassenthums haben sie am frühesten eingebüsst, wie wir dies weiter unten nachweisen werden.

Mehr noch als die historischen Belege spricht das Zeugniss der turkomanischen Sprache für das engere Band der Verwandtschaft, welches die Turkomanen an die Westtürken anschliesst. Wenn wir nämlich das aus dem 13. Jahrhundert stammende Kumanische, wie es in dem „Codex Cumanicus“[1] vorliegt, und das noch ältere Sprachdenkmal der Seldschukiden[2] einerseits mit dem Turkomanischen[3] von heutzutage und andererseits mit dem Osmanischen Anatoliens vergleichen, so wird man sofort die Wahrnehmung machen, dass wir es hier mit einer solchen Gruppe von Dialekten zu thun haben, die ebenso sehr eng miteinander verbunden sind als sie eben als organisches Ganzes vom eigentlichen Ost- und Nordtürkischen sich streng unterscheiden. Besonders überraschend sind die Momente der Verwandtschaft zwischen dem Turkomanischen und dem Osmanischen. In der Lautlehre ist beiden die Neigung zur Erweichung der harten Consonanten gemein: vergleiche Turkomanisch d e i l, Osmanisch d e j i l, Tschagataisch t ö g ü l (es ist nicht); Turkomanisch d ö j e, Osmanisch d e v e, Tschaga-

[1] Codex Cumanicus bibliothecae ad templum divi Marci Venetarum, herausgegeben auf Kosten der Ungarischen Akademie durch den Grafen G é z a K u u n (Budapest 1880).

[2] Vgl. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XX, die von M. W i c k e r h a u s e r veröffentlichten seldschukischen Gedichte.

[3] Vgl. Die Sprache der Turkomanen und der Divan Machdumkuli's von H. Vámbéry. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXXIII, 387—445.

taisch töje (Kamel); Turkomanisch dad, Osmanisch dad, Tchagataisch tat (Geschmack). In der Formenlehre ist im Turkomanischen und Osmanischen das Participium passivum mîsch und das Futurum dschak, dschek gebräuchlich, während es im Ost- und Nordtürkischen schon gänzlich abhanden gekommen ist. Noch prägnanter werden diese Merkmale der Annäherung im Sprachschatze, sodass trotz eines mehrere Jahrhunderte lang dauernden Cultureinflusses der osttürkischen Mollawelt auf die Turkomanen letztere noch immer unter allen Türken im Osten sich am leichtesten mit den Osmanen Anatoliens und mit den Azerbaidschanern verständigen können. Fügen wir noch hinzu, dass die erwähnten Züge einer engern sprachlichen Verwandtschaft zwischen Osmanen, Turkomanen und Azerbaidschanern auch ganz genau im Kumanischen, d. h. in der Sprache der vom 10. bis zum 13. Jahrhundert nördlich vom Schwarzen Meere wohnenden Türken, sich nachweisen lassen, so wird es niemand befremden, wenn wir von dieser linguistischen Verwandtschaft auch auf das engere ethnische Verwandtschaftsverhältniss schliessen und die Turkomanen nach ihren generischen Beziehungen zu den Pontus-Türken und nur infolge ihrer heutigen geographischen Lage in den Rahmen der centralasiatischen Türken einreihen.

Nachdem nun die Turkomanen zahlreiche thatenkräftige Schwärme theils nach dem Westen, theils nach dem Süden hin ausgesandt, und nachdem mit dem Erscheinen des Mongolenheeres im Norden sowol wie im Osten solche politische Constellationen eintraten, die gleich einem mächtigen Damme das fernere Ueberfluten dieses unruhigen Nomadenmeeres verhindert hatten, sahen diese Steppenbewohner im Osten des Kaspisees sich auf ein immer mehr und mehr verengendes Gebiet eingezwängt, und erst als der Mongolenzauber gebrochen war, gelang es dem Turkomanen zum letzten male, auf die Bühne der westasiatischen Begebenheiten sich zu werfen. Aus dieser gewaltsamen Eindämmung nun versuchten die Turkomanen allerdings zu wiederholten malen durch einen Einbruch in die benachbarten Culturrayons sich zu befreien. Doch vergebens; gegen den Oxus zu standen die Chanate von Chiwa und Bochara im Wege, denen sie wol bedeutenden Schaden zufügten, die sie aber nie besiegen konnten. An eine Diversion über den Aralsee nach der Grossen Steppe war schon deshalb nicht zu denken, weil die Kazak-Kirgizen dieses Gebiet schon früher innehatten, und was den Süden anbelangt, so war selbst

das politisch geschwächte Persien, noch mehr aber der natürliche Damm seines nördlichen Grenzgebirges immerhin mächtig genug, um ihnen im Wege zu stehen. In einen verhältnissmässig engen Raum eingeschlossen, und noch dazu auf die magersten Stellen der grossen centralasiatischen Steppe angewiesen — denn die Ostküste des Kaspisees bietet ausser der Oase von Chiwa nur wenigen culturfähigen Boden — war den Turkomanen schon im vorhinein die Möglichkeit benommen, in jener defensiven Lebensweise zu verharren, in welcher andere grössere Nomadenkörper bei ausgedehntern Weideplätzen und bei einer minder drohenden Gefahr von aussen her verharren konnten. Während Timur's Zeiten hatten die Turkomanen noch die Halbinsel von Mangischlak[1] inne. Dies war auch noch nach dem Verfall der Timuriden und zur Zeit des Auftretens der Özbegen der Fall, denn gelegentlich der Kriege, die Scheïbani Mehemmed-Chan gegen Chiwa führte, lesen wir in der Scheïbaniade von Prinz Mehemmed Salih[2] von Ada-Turkomanen, die eben das grösste Contingent des chiwaer Heeres bildeten. So standen die Dinge im Anfange des 16. Jahrhunderts. Im darauffolgenden Jahrhundert, und namentlich im Jahre 1723, als die Kalmücken einen Theil Turkestans eroberten und die Mittlere sowol als die Kleine Horde der Kazak-Kirgizen gegen Westen sich zurückzogen, verdrängten sie die Baschkiren nach dem Norden, und die Turkomanen nach dem Süden des Üst-Jurt-Plateaus, wodurch denn auch jene Gebietsveränderung in den Wohnplätzen der Turkomanen vor sich ging, die bezüglich ihrer heutigen Eintheilung und ihrer von Abulghazi-Chan bezeichneten Wohnsitze bemerklich ist. Nach Angabe des erwähnten fürstlichen Geschichtschreibers[3] wohnten zur Zeit Sofian-Chan's die Ersari-Turkomanen neben dem Balkangebirge, wo auch die Tekke Sariken und Jomuten sich damals aufhielten, die zusammen den Namen Taschki-Salur = äussere Salur, führten, zur Unterscheidung von den

---

[1] Abulghazi spricht von ماڭقشلاق تركمانى mankischlak türkmeni = Turkomanen von Mangischlak (Édition Desmaisons, S. 201) gelegentlich der Kämpfe Hassan-Kuli's mit diesem Volke.

[2] Prinz Mehemmed-Salih ist der Verfasser eines Heldengedichts, in welchem die Erfolge Scheibani's in Centralasien ausführlich beschrieben sind. Vgl. hierüber mein kürzlich erschienenes Buch „Die Scheïbaniade" (Budapest 1885).

[3] Vgl. Abulghazi (Édition Desmaisons) S. 209.

Ittschki-Salur, d. h. innere Salur, zu denen man die auf dem eigentlichen Gebiete von Charezm wohnenden Turkomanen, als: Ikdir, Tschaudur[1], Hasan, Arabdschi, Adakli, Chizr, Ali und Dewedschi rechnete. Allerdings waren zu jener Zeit, d. h. in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts, auch die Territorialverhältnisse der Ostküste des Kaspisees ganz verschieden von den heutigen, denn wie Abulghazi[2] erzählt, war die Strasse von Ürgendsch bis zum Balkan mit Gehöften (Auls) von Turkomanen bedeckt. denn der Oxus floss damals hart an den Mauern der Stadt Ürgendsch am Fusse der östlichen Ausläufer des Balkans vorbei und ergoss sich in das Meer von Mazenderan (Kaspisee), und die beiden Ufer dieses Flusses prangten im Schmucke der Acker, Wein- und Obstgärten.

Ob nun die Turkomanen durch die Revolution, welche die Ablenkung des Oxus im Aralsee hervorgerufen[3], oder durch politische Wirren auseinandergerissen und zu solchen aussergewöhnlichen Veränderungen der Wohnsitze, ja zu ganz neuen generischen Configurationen gezwungen wurden, das wäre schwer mit Sicherheit anzugeben. Genug, wir sehen, dass sie im Laufe des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts bald nach rechts, bald nach links geschoben, bald gewaltsam colonisirt, bald in die wasserlose nackte Wildniss getrieben und von Russen, Kirgizen, Chiwaern, Bocharioten, Afghanen, Dschemschidis und Persern gleich dem Wild auf offenem Felde erbarmungslos verfolgt, an die verschiedensten Punkte der am linken Oxusufer von Kunduz bis nach Astrabad und von Üst-Jurt bis nach dem Paropamisus zersprengt worden sind. Hier leben nun heute die Turkomanen, auf dem von der Natur am wenigsten begünstigten Punkte jenes Gebiets, im harten Kampfe mit den Elementen ihrer nackten

---

[1] Abulghazi schreibt چاولدور tschauldur, was der eigentlichen Wortbedeutung, wie wir weiter unten sehen werden, auch besser entspricht.

[2] A. a. O., S. 207.

[3] Die Abzweigung des Oxus nach Nordosten scheint nicht nur durch Menschenhände, sondern auch durch den diesem Flusse eigenthümlichen langsamen und schweren Gang in Verbindung mit der immer zunehmenden Erhöhung der Ostküste des Kaspisees stattgefunden zu haben. Der Zeitpunkt dieses Ereignisses ist nicht genau bekannt, denn der englische Handelsreisende Anthony Jenkinson, der 1558 diese Gegend besuchte, hat nur von einer Kaspimündung des Oxus gehört. Allem Anscheine nach war es eine Bifluenz, von der hier die Rede ist, wie dies von den Geographen angenommen wird.

Heimat, in ewiger Fehde mit den benachbarten Sesshaften und ohne jegliche Spur der geistigen und politischen Einheit mit ihren Brüdern, ja im Gegentheil in Todesfeindschaft und Rachegefühl gegeneinander.

Wenn wir daher ihrer Eintheilung nach sie näher ins Auge fassen, so begegnen wir im nordwestlichen Theile dieses Gebiets:

a) Tschauduren[1] und Imrailis[2],

aller Wahrscheinlichkeit nach Ueberreste der im 16. Jahrhundert noch mächtigen Adali oder Adakli (d. h. Insel)-Turkomanen, die früher das ganze östliche Kaspiufer von der Kindirli-Bucht bis zum Balkan innehatten, jetzt aber, in Zahl und Ansehen bedeutend herabgekommen, am nordwestlichen Theile des Üst-Jurts bis in die Nähe von Alt-Ürgendsch und südlich bis zur Bucht Karabugaz sich herumtreiben. Sowol über ihre Clanverhältnisse als auch über ihre Zahlenstärke sind seit meinen 1864 veröffentlichten Daten wol wenig neuere und zuverlässige Angaben in die Oeffentlichkeit gedrungen, mit Ausnahme vielleicht der noch immer vagen Andeutung von Petrusewitsch[3], nach welcher 40 engl. Meilen oberhalb Tschardschuis 200 Familien Tschaudurs, den Sajat- und Eski-Clans angehörig, wohnen sollen. Da Chiwa mit seinen Dependenzen der Forschung noch immer nur theilweise zugänglich ist, und die Tschaudur-Turkomanen bisher noch keiner systematischen Untersuchung unterworfen wurden, so müssen wir bezüglich ihrer unsere eigenen, nur auf Hörensagen beruhenden Daten aufrecht halten, und sie in den Unterabtheilungen Abdal, Igdir, Essenlu, Kara-Tschaudur, Buzatschi, Burundschuk und Scheich in der Gesammtzahl von 12000 Zelten oder 60000 Seelen anführen, die theils auf der Steppe von Kizil-Takir, theils um

[1] Der ältere Name war tschauldur, wie wir bei Abulghazi lesen, ein Wort, welches vom Verbalstamme tschaul oder tschaula = rufen, wiehern abstammt. Vgl. tschaudur = Hengst, Wieherer.

[2] Imrajli ist aus dem ältern imr-ili ایمر ایلی imr-ili das Volk Imr entstanden, wenigstens Abulghazi kennt nur den Namen Imr.

[3] Vgl. die englische Uebersetzung des 1880 in Tiflis erschienenen Aufsatzes dieses ehemaligen russischen Befehlshabers im transkaspischen Bezirk in Ch. Marvin, Merv and the manstealing Turcomans (London 1881), S. 50.

Buldumsaz, Porsu, Köktsche und um Köhne-Ürgendsch herum wohnen. Bezüglich der Imrailis wollen wir unsern vor 20 Jahren veröffentlichten Bemerkungen beifügend erwähnen, dass sie im Anfange des 17. Jahrhunderts noch in der Nähe von Astrabad wohnten[1] und den ethnischen Namen Imr[2] ايمر führten. Im Jahre 1062 (1652) hatte Abulghazi-Chan sie in Tudsch, folglich ebenfalls nicht weit vom Nordrande Irans, bekriegt[3], doch wie es gekommen, dass sie so weit nach dem Norden verdrängt worden und heute beinahe gänzlich untergegangen sind, darüber fehlen uns alle positiven Angaben. Was die heute in der Umgebung von Mehne und Tschetsche am Nordrande Persiens wohnenden Imrailis anbelangt, so repräsentiren sie blos eine kleine Fraction dieses Geschlechts, das Anfang dieses Jahrhunderts aus Chiwa hierher einwanderte.

b) Die Jomuten[4],

wie aus dem Namen schon ersichtlich ein uraltes türkisches Wort, daher auch aller Wahrscheinlichkeit nach eine uralte ethnische Bezeichnung, und in der That werden die Wohnsitze der Jomuten immer am Südosten des Kaspiufers erwähnt, wo die Hauptmasse dieses Turkomanenstammes sich auch heute noch befindet. Eine Fraction desselben lebt heute halbangesiedelt in Chiwa, namentlich im südwestlichen Theile dieses Chanats, wohin sie, wenn ich gut unterrichtet bin, erst im Anfange dieses Jahrhunderts gewaltsam gebracht und colonisirt worden ist, um die Macht der in dieser Gegend von altersher hausenden unruhigen Tschauduren zu brechen. Ausserdem hat ein beträchtlicher Theil von ihnen sich auf die Insel Tschereken (fälschlich Tscheleken) zurückgezogen und anstatt der Viehzucht der Ausbeutung von Naphtha und Pech sich hingegeben. Ihrer Eintheilung nach zerfallen sie in Atabaj-, Dschafarbaj-, Scherefdschuni- und Ogurdschali-Turkomanen, und diese wieder in folgende Unterabtheilungen:

---

[1] Vgl. Abulghazi, S. 266.

[2] A. a. O., S. 348.

[3] Imr ist mit Salor einer der ältesten ethnischen Namen.

[4] Jomut scheint mir aus dem alterthümlichen jom, im Neutürkischen jon = Volk, Leute, Versammlung entstanden zu sein, an dessen Ende das heute nur im Mongolischen und Ugrischen gebräuchliche Pluralsuffix ot sich befindet.

1) *Atabaj.*

Sehne, Döngirtschi, Tana, Kisarka, Kese.

2) *Dschafarbaj.*

Jarali: Iri-Tokmatsch, Kizil, Sakalli, Arigködscheli, Tschokkan-Borkan, Onuk, Tomatsch.

Nurali: Kelte, Karindschik, Gazili-Kör, Hasan-Kululu-Kör Pankötek.

3) *Scherefdschuni.*

Görgen: Kara Bölke, Dewedschi, Jilgaj Dschafer.

Chiwa: Öküz, Salak, Uschak, Kodschuk, Meschrik, Imreili.

4) *Ogurdschali.*

Semedin, Giraj, Terekme, Nedim.

Ich habe diese in meinem Reisebuche gegebene Eintheilung beibehalten, weil andere neuere hierauf bezügliche Daten, so z. B. die von Petrusewitsch, der Wahrscheinlichkeit noch fern stehen; andererseits muss ich die gelegentlich der Kazak-Kirgizen gemachte Bemerkung: wie wenig zuverlässig und wie verworren die Klassifikation der Nomaden im allgemeinen sei, hier wiederholen. In der neuesten Zeit ist im politischen Leben der Jomuten insofern eine Veränderung eingetreten, als der am linken Görgenufer wohnende Theil der nominellen Herrschaft Persiens unterworfen wurde, während die übrigen, mit Ausnahme der Jomuten in Chiwa, der factischen Botmässigkeit Russlands unterworfen worden sind; eine Thatsache, die auf das Leben dieser Nomaden ganz umgestaltend wirken muss, und deren Folgen sich viel eher bemerklich machen werden, als dies z. B. bei den Kirgizen der Fall ist. Die Gesammtzahl der Jomuten, inclusive der Jomuten in Chiwa, habe ich auf 40000 Zelte, Petrusewitsch hingegen auf 35000 Zelte ohne Chiwa veranschlagt, was eine Seelenzahl von 200000, respective 175000 geben würde.

c) Die Göklen[1]

wohnen östlich von den Jomuten, in den Bergen zwischen dem obern Laufe des Görgen und Etrek, folglich auf dem Gebiete des

[1] Auch Köklen und Köklenq genannt, ein Wort, dessen etymologische Bedeutung fett, reichlich, eventuell grünlich, bläulich ist.

Schahs von Persien, dem sie einen jährlichen Tribut von 6000 Dukaten entrichten.[1] Soweit die geschichtliche Erinnerung zeigt, haben sie immer in dieser Gegend sich aufgehalten, nur scheinen sie ehedem viel zahlreicher gewesen zu sein, denn unter Sofian-Chan zahlten sie 12000 Schafe Steuer an Chiwa und 1200 Schafe zur Haushaltung des Chans, was im Vergleich zu andern Steuerangaben, indem die Tekke, Sariken und Jomuten zusammen nur 8000 zahlten, auf eine bedeutende Seelenzahl schliessen lässt. Bezüglich ihrer ethnischen Klassifikation weichen meine vor 20 Jahren gesammelten Daten von denen von Petrusewitsch ab, da letzterer nur sechs Taife (Horde), Kaji, Bajandir, Kirik, Aj-Derwisch, Tschakir-Bek-Deli, Jangak-Sagri, anführt, während ich ausser den genannten noch die Begdili-Karabalken und Gerkes erwähne. Auch in Aufzählung der Tires (Clans) ist zwischen unsern Angaben eine bedeutende Divergenz, und mit Rücksicht auf früher bemerkte Unzuverlässigkeit mögen wir wol beide im Unrecht sein. Dasselbe ist auch mit Bezug auf die Seelenzahl der Fall. Ich habe seinerzeit nach Aussage meines turkomanischen Freundes Chandschan die Gesammtzahl der Göklenen auf 12000 veranschlagt, eine Zahl, die Petrusewitsch nach den Angaben Bakulin's, des russischen Consuls in Astrabad, auf 20000, respective 4000 Familien erhöht, während Bode, der 1837—40 diese Gegend bereiste, sogar von 12000 Familien, d. h. von 60000 Göklenen spricht. In Anbetracht der Thatsache, dass dieser Stamm der Turkomanen den Angriffen Chiwâs und Persiens zumeist ausgesetzt war, und dass letzterwähntes Land im Laufe dieses Jahrhunderts ihnen am härtesten zu Leibe ging, finden wir alle die Zahlen zu hoch gegriffen und glauben, dass 15000 der Wahrheit am nächsten steht. Da die Göklenen den triftenreichsten und schönsten Theil des persischen Nordrandes innehatten, so waren sie von jeher den Verfolgungen Irans am meisten ausgesetzt. In den Thälern eingeschlossen, hatten sie von den Anfällen der Kurden von Budschnurd das meiste zu leiden, und während sich ihre Zahl bedeutend verminderte, waren sie andererseits auch häufiger zur Annahme eines mehr sesshaften Lebens gezwungen.

---

[1] Vgl. Petrusewitsch, nach Marvin's „Merv and the manstealing Turcomans", S. 56.

d) Die Tekke[1]

sind, wie wir schon erwähnt, vor ungefähr 300 Jahren noch zu den Taschki-Salor, d. h. äussere Salors, gerechnet worden, haben folglich strenggenommen nicht zum eigentlichen Verbande des alten Chanates von Chiwa gehört, und haben, soweit sich geschichtlich nachweisen lässt, östlich vom Balkan gewohnt. Heute zerfallen sie in Achal[2]-Tekke und in Merw-Tekke. Achal, ein geographischer Name des von Kizil-Arwat entlang der nördlichen Ausläufer des Kubbet-Dagh bis zum persischen District von Deregöz, richtiger bis zum Orte Annau sich erstreckenden Gebiets, umfasst jenen culturfähigen, gutbewässerten Theil des nördlichen Kubbet-Dagh, der im Alterthume und noch im Mittelalter seiner Blüte halber berühmt war, und heute ungefähr 22 turkomanischen Ansiedelungen Raum gewährt.[3] In diesen wohnen ca. 30000 Familien, d. h. 150000 Seelen, eine Zahl, die in Anbetracht der Urbarkeit des Bodens wol leicht verdoppelt, wenn nicht vervierfacht werden könnte.[4] Wie aus den spärlichen geschichtlichen Daten sich nachweisen lässt, hat die Ausbreitung der Tekke hier nur allmählich stattgefunden, und die fruchtbaren Thäler des Kubbet gelangten erst vor 160 Jahren, d. h. zur Zeit des Verfalls der Sefeviden, in ihren Besitz. So wenigstens erzählte der persische Gouverneur von Budschnurd und Kutschan den Russen, doch möchten wir diese Angabe bezweifeln, denn Abulghazi-Chan selbst hatte mit Turkomanen in Bami, Beurma und am Tedschen[5] schon 1647 zu thun, und wir gehen keineswegs fehl, wenn wir in diesen Turkomanen Tekke-Turkomanen vermuthen, die vom Küren-Dagh und vom Balkan, wo sie seit geschichtlicher Erinnerung hausten, auf ihren Einfällen in die Culturrayons hierher vordrangen, und sich allmählich des ganzen Gebiets bemächtigten.

[1] Tekke تكه bedeutet Steinbock.

[2] Achal ist ein verhältnissmässig neuer Name, Abulghazi wenigstens erwähnt ihn nicht.

[3] Vgl. Petrusewitsch, nach Marvin's „Merv and the manstealing Turkomans", S. 72.

[4] Alichanow spricht in seinem allerneuesten Berichte von 194000—200000 Seelen.

[5] Abulghazi schreibt بورمه und ترشن was folglich Burma und Teshen (franz. j) gelesen werden muss; auch bezeichnet er letzteres als جير jir = Platz, Ort und nicht als Fluss, wie wir heute thun. (Édition Desmaisons, S. 321.)

Mit der zweiten Fraction der Tekke-Turkomanen, nämlich mit den Merw-Tekkesi, scheint es eine ähnliche Bewandtniss zu haben. O'Donovan[1], der neueste Reisende in dieser Gegend, erzählt, dass die heutigen Tekke in Merw ehedem an den Sümpfen des Tedschend gewohnt und nur nach Verdrängung der Sariken ihre heutigen Sitze eingenommen hätten. Dies stimmt auch ziemlich mit der eigentlichen Sachlage überein, denn Burnes[2], der 1832 Merw besuchte, hat in Merw Sarik-Turkomanen und am Tedschend Tekke gefunden. Dasselbe war 10 Jahre später, zur Zeit, als Thomson auf seinem gefährlichen Zuge nach Chiwa Merw passirte[3], der Fall, doch wäre es schwer, in den Wechselfällen turkomanischer Migrationsgeschichte zu entscheiden, ob die Tekke nicht schon früher auch einmal in der Nähe von Merw gewesen, und wie vielmal sie aus derselben durch andere verdrängt worden sind. Die heutigen Merw-Tekkesi, an Zahl und Macht ihren ehemaligen Rivalen, den Saloren und Sariken, überlegen, wohnen an und in der Nähe jener zahlreichen Irrigationskanäle, die vom untern Laufe des Murgab-Flusses in nördlicher und nordwestlicher Richtung den urbaren Boden des Bezirks von Merw durchschneiden und den dortigen Nomaden eigentlich als Lebensquell dienen. An den Ufern des im Süden von Merw fliessenden Tedschends wohnen nur einzelne Bruchtheile, und im äussersten Norden der merwer Steppe, am linken Ufer des Oxus, östlich von Tschihardschu wohnen die Sakar[4] und Sajatzweige, die zu den Tekke gehören und keine selbständigen Clans ausmachen, wie Burnes und nach ihm Petrusewitsch annehmen. Die Gesammtzahl der Merw-Tekke schätzt Petrusewitsch auf 50000 Zelte oder 250000 Seelen, was so ziemlich der Wahrheit entsprechen mag, wenn die statistischen Angaben der Nomaden im allgemeinen genug Glauben verdienen.[5] Was die Unterabtheilungen der Tekke

[1] Vgl. The Merv-Oasis by Edmond O'Donovan (London 1882). II, 172—73.

[2] Travels into Bokhara, Vol. II, S. 253.

[3] Vgl. Sheil, Glimpses of Life and Manners in Persia (London 1856), S. 358—61.

[4] Die Sakar habe ich in meinem Reisewerke (S. 246) zum Bachschizweige der Tekke gerechnet.

[5] In der ganz neuesten Zeit hat ein anderer russischer Reisender, Namens Alichanow Awarsky, die Zahl der Merw-Tekke auf 46000 Zelte oder 230000 Seelen veranschlagt, wovon er 36000 Zelte auf die Tekke rechnet und 10000 Zelte auf die in Merw wohnenden Achal-Tekke, Ersaris, Saloren, Sariken u. s. w.

anbelangt, so begegnen wir bei den Achal-Tekke je nach der Lage ihrer Niederlassungen von Osten nach Westen zu folgenden Unterabtheilungen als: Köktsche, Salik, Jasman, Mirisch, Tscheltek, Kongur, Karadasch-Ajak, Kara-Kongur, Aman-Schah, Sitschmaz Kakschal, Bükri, Kara-Junai und Kedschük[1]; während die Merw-Tekke zuerst in Tochtamisch[2] und Ötemisch zerfallen, wovon erstere in Bek, Wekil, respective in Köktsche, Amanschah, Kan, Kongur, Ak-Wekil und Kara-Wekil; letztere hingegen in Sitschmaz und Bachschi sich theilen. Diese Subdivisionen erstrecken sich übrigens auf die beiden Hauptfractionen von Achal und Merw in gleicher Weise und sind so ziemlich identisch mit meiner vor 20 Jahren gegebenen Klassifikation.

c) Sarik.

Die Sarik-Turkomanen haben zu allen Zeiten an den nordwestlichen Ausläufern des Paropamisus-Gebirges, in der Nähe des heutigen Pendschdeh, bis zum mittlern Laufe des Murgabs, d. h. bis Jolatan, gewohnt, denn unter diesem Namen kommen sie in der Scheïbaniade gelegentlich der Kämpfe Mirza Hussein Baikara's gegen Scheïbani Ende des 15. Jahrhunderts vor, und als solcher erwähnt ihrer Abulghazi-Chan[3], während der Regierung Sofian-Chan's, als zu den äussersten Saluren gehörig. Sie sind daher ältere Bewohner dieser Gegend als die Tekke, scheinen aber in der Geschichte sich nie besonders hervorgethan zu haben, was wol ihrer Minderzahl gegenüber den andern Turkomanen zugeschrieben werden kann. Ich hörte seinerzeit von 10000 Zelten reden, während Petrusewitsch von 13000 Zelten spricht, sodass höchstens eine Mittelzahl von 60000 Seelen angenommen werden kann. Sie zerfallen in fünf Hauptabtheilungen, nämlich in Herzegi, Chorasanli, Alischah, Suchti und Bairatsch und diese wieder in folgende Zweige:

Herzegi: Sogunali, Guldscha, Kodschali-Kizil, Beden und Kanlibasch.

---

[1] Vgl. Petrusewitsch nach Marvin, S. 70—72.

[2] Tochtamisch heisst stehen geblieben und Ötemisch = weiter gegangen von den Verben tochta und öt.

[3] Vgl. S. 209.

Chorasanli: Kazandschi, Mamatai.
Alischah: Ustalik, Enisch.
Suchti: Dagdi-Kuli, Erden.
Bairatsch: Dschani-Beg, Erki-Guram und Sidlik (?)[1].

Infolge der langen und erbitterten Kämpfe, welche die Sariken theils mit ihren Brüdern, den Tekke und Saloren, theils mit den Persern im Laufe dieses Jahrhunderts zu bestehen hatten, ist ihre Zahl so bedeutend herabgeschmolzen, sonst aber würden sie wol zu den reichsten ihrer Stammesbrüder gezählt werden können. Die verschiedenen Culturepochen, die in Chorasan vorübergingen, haben auch auf diese rauhen Kinder der Natur doch einen gewissen Grad bildenden Einflusses zurückgelassen, denn die Sariken haben gleich den Göklen so manches dem iranischen Nachbar abgelernt; doch war hier an der Grenze Turkestans, Afghanistans und Persiens und am Tummelplatze der verschiedenen nomadischen und halbnomadischen Elemente an ein culturelles Gedeihen wol kaum zu denken.

f) Die Salor-

oder Salur[2]-Turkomanen sind mit Recht als älteste und edelste ihres Stammes bekannt, denn so wie Imr wird Salor als der Name eines Grossenkels des mythischen Oghuz-Chan's angeführt.[3] Möglich, dass die ethnische Bezeichnung dieser Fraction der Turkomanen von diesem Urahnen stammt, doch sicher ist es, dass die Saloren schon im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von den gegen den Oxus vordringenden Arabern gefunden wurden, und dass sie auch beim Erscheinen der Mongolen eine Rolle spielten; dies wird aus den Geschichtsquellen jener Zeit ersichtlich. Für ihre Wichtigkeit spricht ferner der Umstand, dass ihr Name im alten Charezm als ein Sammelname für sämmtliche Turkomanen gegolten hatte, daher die Ausdrücke Itschki-Salur (innere Saluren), Taschki-Salur (äussere Saluren) und Chorasan-Saluri (chorasaner Saluren). Mit einem Worte, wir haben es hier

[1] Nach Petrusewitsch mit Rectification der fehlerhaften Onomastik.

[2] Auch Salar, Salir genannt. Die letztere Aussprache mit einem dumpfen î (gleich dem russischen ы) steht der Wahrheit am nächsten.

[3] Vgl. Abulghazi. S. 27, und Dschami-et-Tewarich (türkische Ausgabe), S. 11.

mit jener Fraction der Turkomanen zu thun, die auf der Bühne der Weltbegebenheiten zuerst erschienen ist und ihren ethnischen, richtiger generischen Namen am längsten erhalten hat. Dass sie bei einer solchen jahrhundertelang dauernden, äusserst bewegten Existenz in der Zahl gebrochen und heute beinahe auf den Aussterbeetat gesetzt sind, darf uns wenig wundern, um so mehr aber der Umstand, dass sie während dieser ganzen Zeit den von altersher innegehabten Winkel im Westen des Paropamisus nicht verlassen haben und auf demselben auch von ihrem gänzlichen Untergang werden ereilt werden. In drei Hauptabtheilungen, nämlich Jalawatsch, Karaman und Anabölegi und diese wieder in verschiedene kleinere Unterabtheilungen getheilt[1], sind sie heute zersprengt und auseinandergeworfen, südlich, östlich und nördlich von Merw in kleinern Gruppen anzutreffen; 2000 Zelte leben vermischt mit den Tekke in Merw, 2000 andere sind in der neuesten Zeit in Zorabad, am linken Ufer des Heri-Rud, auf persischem Boden angesiedelt worden[2], 1000 Zelte befinden sich am Murgab unter den Sarik, 400 sind in Tschihardschui, 200 in Meimene und 100 bei Puli-Salar in der Nähe von Herat. Dies macht alles in allem 5700 Zelte mit circa 28500 Seelen aus und stimmt so ziemlich mit ihren eigenen Angaben von 6000 Zelten überein. Ich hörte seinerzeit von 8000 Zelten reden. Am härtesten scheinen die Saloren im Laufe des jetzigen Jahrhunderts mitgenommen worden zu sein. Zuerst durch die Tekke, welche sie aus Merw verdrängten, und später durch den Prinzen Abbas Mirza, den tüchtigen Sohn Feth Ali Schah's. Der verzweifelten Lage nach zu urtheilen, in welcher sie sich heute befinden, scheint ihr Schicksal auf ewig besiegelt zu sein, denn als kriegsfähige selbständige Nomaden werden sie wol nie mehr eine Rolle spielen.

g) Die Ersari-[3]

Turkomanen haben in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch in der Nähe des Balkans, an den Ufern des damals noch dort vorüber-

---

[1] Vgl. meine „Reise in Mittelasien", S. 245. — Petrusewitsch (Marvin u. s. w., S. 89) führt als die drei Hauptabtheilungen die Kiptschak, Dezerdu (Ordu?)-Chodschah und Karaman an, doch welche Angabe die richtigere sei, wäre schwer zu verbürgen.

[2] Proceedings of the Royal Geographical Society, Vol. V, Nr. 1, S. 11. Lessar's second Journey in the Turkoman Country.

[3] Vgl. Abulghazi, S. 206.

fliessenden Oxus gewohnt. Hundert Jahre später finden wir sie wieder in Mangischlak, von wo sie jedoch, vom Stamme Mangit der Özbegen verdrängt, in die Steppe, namentlich in die Stationen von Kurdisch und Orta-kuduk sich zurückzogen[1], welche im Süden des Üst-Jurts gelegen waren.[2] Von hier aus scheinen sie theils gegen den Oxus, theils gegen Merw sich zurückgezogen zu haben, denn in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts finden wir im Tarichi Mekim-Chani sie erwähnt als Lebab-Türkmeni, d. h. Ufer-Turkomanen, und den Herrschern von Bochara unterworfen.[3] In der officiellen Sprache Bocharas heissen sie noch Lebab-Türkmeni, weil sie am linken Oxusufer, wie verlautet durch Abdullah-Chan, angesiedelt wurden, wo sie auch heute noch von Tschihardschui angefangen am linken Ufer des Oxus bis Chodscha-Salih hin wohnen, und nur eine kleine Fraction befindet sich in Burdalik am rechten Ufer. Am dichtesten wohnen sie in der Umgebung von Kerki, doch nimmt Zahl und Stärke ihrer Ansiedelung in dem Maasse ab, in welchem wir dem obern Laufe des Oxus entlang ziehen, und bei Petek-Kiser, an der Ueberfuhr auf der Strasse nach Belch, sind sie nur in kleinen, armen und erbämlich aussehenden Haufen anzutreffen. Mit Bezug auf das generische Verhältniss der Ersari-Turkomanen habe ich seinerzeit, trotz meines längern Aufenthaltes unter ihnen, nur wenig erfahren können, da sie als Halbnomaden auf das Clansystem kein so grosses Gewicht legen wie ihre ganz nomadischen Brüder auf der Steppe. Petrusewitsch zählt folgende vier Geschlechter auf, nämlich Kara, Ulutepe, Künesch und Bekaul, doch scheint mir diese Angabe, die nur auf Hörensagen beruht, nicht ganz zuverlässig. Die Ersari, ungefähr 40000 Familien oder 200000 Seelen stark, befinden sich heute im Uebergangsstadium zur sesshaften Lebensweise, und viele Züge aus dem Sittenleben der Nomaden sind bei ihnen schon gänzlich abhanden gekommen. Als Ackerbauer haben sie sich auch des kriegerischen Geistes entkleidet, und mit Ausnahme des Reitercontingents, das sie dem

---

[1] Vgl. Abulghazi, S. 267.

[2] Orta-Kuduk (Mittlere Brunnen) ist das heutige Orta-Kuju der Turkomanen. Kurdisch soll nach Abulghazi ein Jagdrevier gewesen sein, es ist heute der Name der Station zwischen Igdir und Bala-Ischem auf der Strasse nach Chiwa.

[3] Vgl. meine „Geschichte Bocharas", II, 136.

Emir von Bochara zu stellen haben, und jener kleinen Fractionen, die unter dem Namen Kara[1] sich in der nackten Steppe bei Andchoi herumtreiben, haben sie selten Gelegenheit, mit der Waffe in der Hand sich auszuzeichnen. Am wenigsten sind sie den Einfällen der räuberischen Tekke gewachsen. Sie zahlen friedlich ihren Tribut an Bochara, ungefähr 50 Pfennig für ein Tanap (7½ Joch) Land, geben sich mit Handel und Industrie ab, und sind mit einem Worte ganz mürbe gemachte Unterthanen Bocharas, von dessen mit Verstellung und jeglichem Laster des gesellschaftlichen Lebens vergifteter Cultur sie allmählich umgestaltet werden. Unter den Ersaris gibt es noch heute Wüstlinge und Frömmlinge, die es kühn mit den verworfensten Tadschik aufnehmen können. Fürwahr, ein trauriger Beweis, wie leicht der Naturmensch zum Scheusal einer Pseudocultur gemacht werden kann!

Nebst den vorhergehenden sieben Hauptgeschlechtern der Turkomanen müssen wir noch jener theils an der Wolga, theils auf dem russisch-turkestanischen Gebiete sporadisch lebenden und nur noch mehr eine halbnomadische Existenz führenden Turkomanen erwähnen, die im Amu-Darja-Bezirke gleichsam fünf Procent der dortigen Bevölkerung, d. h. 5860 Seelen, ausmachen[2], ferner die 5000 Turkomanen im Zerefschan-Gebiete, die 1781 im Gebiete von Astrachan, die 3500 im Sir-Darja-Gebiete, also zusammen circa 16141 Seelen. Hiermit wären die vorhandenen statistischen Angaben über die Turkomanen so ziemlich erschöpft, die nun zusammen folgendes Resultat ergeben:

a) Tschaudor	60000	Seelen
b) Jomut	200000	„
c) Göklen	15000	„
d) Tekke	400000	„
e) Sarik	60000	„
f) Salor	28500	„
g) Ersari	200000	„
h) Russische Turkomanen	16141	„
Summa	979641	Seelen.

[1] Diese Karas sind dem Geschlechte nach Ersari-Turkomanen, was ich mit Bezug auf meine frühere Ansicht von der generischen Selbständigkeit dieser Nomaden rectificirend bemerken muss.

[2] Nach Kostenko's Angaben im Turkestanski Kraj (S. 326). Rittich,

Wir können vielleicht in runder Zahl eine Million annehmen, wie ich dies früher gethan, obwol wir die Bemerkung nicht unterdrücken können, dass bei dem absoluten Mangel an Zuverlässigkeit der statistischen Angaben, und bei der Gewohnheit der Nomaden, mittels einer der Wahrheit nicht entsprechenden Zahlenstärke sich ein Ansehen zu verleihen, die Zahlen beim Lichte genauerer Forschungen wol bedeutend herabschmelzen werden. Ob daher eine Million oder weniger, denn Petrusewitsch nimmt als Gesammtzahl 845000 an, so viel ist sicher, dass die Turkomanen in der Vergangenheit viel zahlreicher, ja mindestens so stark waren, als die Kazak-Kirgizen auf der nördlichen Steppe noch heute sind. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, dass jene türkischen Elemente, die, vom Aufbruch der Seldschukiden angefangen, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gegen Syrien, Kleinasien, Armenien, den Kaukasus und die europäische Türkei zogen, zumeist als Schwärme der im Nordosten des Kaspisees hausenden Turkomanen zu betrachten sind, und dass die Efscharen (richtiger Auschar = Hascher) und Kelati-Nadiri und die Kadscharen (Kadschar = Flüchtling) um Astrabad herum dem Stamme nach ebenso sehr Turkomanen waren als die Schahsewend, Terekme[1], Kara-Papak und viele andere, die erst im letzten Jahrhundert aus der Hyrkanischen Steppe am Kur und in den Thälern des Kaukasus angesiedelt wurden. Diese Annahme ist erstens durch die Angaben der Geschichte, zweitens durch das Zeugniss der Sprache gerechtfertigt; drittens bringt es die Natur der Sache mit sich, denn im Wanderungsdrange von Nordosten nach Südwesten waren es immer die meist westlich situirten Türken, d. h. die sogenannten Pontus-Türken, welche zuerst aufbrachen. Von den eigentlichen Osttürken haben grössere Massen nie im Westen Asiens sich niedergelassen.

Ergänzungsheft, Nr. 54, S. 34, rechnet auf das Amu-Darja-Gebiet 7500 Turkomanen, und ausserdem im Zerefschan-Gebiete und am Sir-Darja, von welchen Kostenko nicht spricht.

[1] Schahsewend soll richtiger Schahsewen = die den Perserkönig lieben heissen; sie bildeten, wie der Name zeigt, solche Turkomanen, die dem Banner Persiens folgten. Terekme ist eine Verdrehung des Wortes Terakeme, ein falscher arabischer Plural des Namens Türkmen.

2. Physische und moralische Eigenheiten.

Nach dem, was wir von der heutigen geographischen Verbreitung der Turkomanen berichtet, wird der Leser wol bald einsehen, wie schwer es im allgemeinen sei, von einem einheitlichen Bilde physischer Charakteristik zu sprechen. Ein Nomadenvolk, das seit Menschengedenken dem Strassenraub oblag, das an den kühnsten Abenteuern sich betheiligte und mit Persern, Afghanen, Tadschiken, Özbegen, Kazaken, Kara-Kalpaken und Kaukasiern lange Zeit hindurch in regem Verkehr gestanden, ein solches Volk kann die physischen Merkmale seines Geschlechts nur selten und schwer rein erhalten. Wenn wir dessenungeachtet von einem speciell turkomanischen Habitus sprechen, so wollen wir unter demselben jenen Typus verstehen, der aus der Vermischung des alttürkischen Physicums mit den benachbarten arischen Elementen hervorgegangen, und in welchem demzufolge diese Fraction des Türkenvolkes überall gekennzeichnet ist. Selbstverständlich treten hier verschiedene Abstufungen hervor, die je nach der geographischen Entfernung vom iranischen Gebiete und nach Maass und Zeitdauer der stattgefundenen Vermischung auffallen müssen. Der reinste Typus ist demnach bei den Tschandor-Turkomanen anzutreffen, und dieser manifestirt sich in einem schmächtigern Körperbau und kleinern Kopf als bei den Kirgizen, ferner in einem mehr konischen als runden Schädel und in einem zwischen 5 und 6 Fuss hohen Körpermaasse. Je mehr wir uns nun dem südlichen Rande der Hyrkanischen Steppe nähern, desto mehr treten die Spuren der iranischen Blutmischung auf, der Bartwuchs nimmt allmählich zu, das Hervorstehen der Backenknochen wird weniger bemerklich, und nur die kleinen, etwas schief liegenden Augen deuten noch auf den türkischen Ursprung hin. Unter den Jomuten und den Tekke-Turkomanen hat die häufige Rassenkreuzung mitunter einen fast ganz europäischen Typus erzeugt, was auch schon Frazer aufgefallen ist, und was O'Donovan[1] zu der Aeusserung bewogen hat, dass ein Jomute, in europäische Kleider gesteckt, einen regelrechten Westländer abgeben könnte, wie denn auch ähnliche Erfahrungen dem europäischen Reisenden bei dem Osmanen, diesem nächsten Bruder des Turkomanen, sich aufgedrängt haben. Dies gilt bezüglich sämmtlicher Turkomanen am

[1] Vgl. The Merv Oasis, I, 231.

Nordrande Irans, und wenn dessenungeachtet der 1860—61 unter den Tekke in Gefangenschaft lebende Franzose H. G. de Blocqueville[1] von scharf ausgeprägten Kennzeichen des alttürkischen Typus, wie von aufgeschlitzten Augen, hervorstehenden Backenknochen und von einer kleinen aufgeschürzten Nase spricht, so beweist dies nur, wie wir schon angedeutet, eben den starken Mischcharakter des turkomanischen Physicums. Anthropologische Messungen liegen bezüglich der Turkomanen bis heute noch nicht vor, doch wer längere Zeit unter den Persern verweilte und dann zu diesen Nomaden in die Steppe gelangt, der wird bei angestellten Vergleichungen zwischen beiden die Wahrnehmung machen, dass z. B. die Hautfarbe der Turkomanen viel weisser[2] ist als die der Perser. Bisweilen begegnet man Männern mit dichten schwarzen oder braunen Bärten, doch sind auch die wenig behaarten oder ganz bartlosen nicht selten und im Vergleich zu der hagern langgestreckten Form des Iraniers zeigt der Turkomane entschieden einen mehr runden und fleischigen Körper. Er hält sich ausserdem viel freier und degagirter, sein Auge ist feuriger, aber seine Gesticulation minder lebhaft als beim Perser.

Die Personalien des Weibes nähern sich, wie überall auf der Steppe, mehr dem echttürkischen Typus, trotzdem von den in Gefangenschaft gerathenen Perserinnen mehr auf der Steppe verbleiben, als im Handel nach den Chanaten gelangen. Ihre Augen sind kleiner, ihre Backenknochen hervorstehender und auch ihr Haarwuchs geringer, daher sie an ihre Zöpfe Tressen aus Ziegenhaaren anflechten. Schönheiten nach unsern europäischen Begriffen sind übrigens nicht selten und gleichen in solchen Fällen den Frauenschönheiten in der Türkei. O'Donovan hat eine solche turkomanische Venus am Ufer des Görgens gesehen[3]; ich bin seinerzeit wol mehrern begegnet, wie sie ohne Scheu in den gelblichen Wellen dieses Flusses sich badeten, und mehr wie eine Jungfrau hätte dem europäischen Maler oder Bildhauer als Muster

---

[1] Vgl. in Tour du Monde, 1re année, Nr. 28, S. 225—272. Quatorze mois de captivité chez les Turcomans par Henri de Gouliboeuf de Blocqueville, S. 246.

[2] Dies hat weniger auf die Gesichtsfarbe Bezug, da das stete Leben unter freiem Himmel seinen Teint ganz gebräunt hat.

[3] Vgl. The Merw Oasis, I, 232.

dienen können. Doch diese bilden nur Ausnahmen, denn im allgemeinen welkt die Frau unter der Last der Arbeit so schnell wie das Steppengras unter der sengenden Hitze der Sonne.

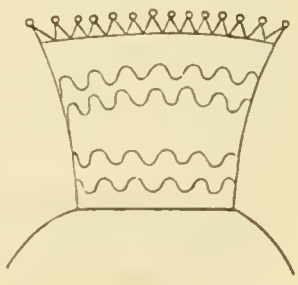
Die Kleidung der Turkomanen ist ein Mittelding zwischen der der Mittelasiaten und Perser, doch ist die Mode der erstern vorherrschend. Das über Hemd und Hosen angelegte Oberkleid (tschapan) ist bei den Bemitteltern aus den halbseidenen, halbwollenen, dünngestreiften Stoffen Chiwas und Bocharas angefertigt, und nur während eines Raubzuges (Alaman) werden kürzere bis zum Knie reichende Röcke getragen. Im Winter legt man zwei oder drei dieser Röcke an. Dieses Kleidungsstück ist Männern und Frauen gemein, doch während der wärmern Jahreszeit gehen letztere nur mit einem einfachen Hemd und bis zu den Knöcheln reichenden, unten eng anschliessenden Hosen bekleidet herum. Das Frauenhemd, bei den Reichern aus Halbseide angefertigt, reicht bis zum Knie, daher der sichtbare untere Theil der Hose aus buntem Kattun oder Seide angefertigt wird. Die Kopfbedeckung der Männer besteht aus dem bekannten Pelzhut Telpek, um welchen herum die Molla und Hadschis den Turban winden, die der Frauen aus einer runden Kappe, an welche der rückwärts herabfallende Schleier[1] befestigt ist. Als specielle Kopfzier dient das schon früher beschriebene Scheökele[2], während sonstige Schmuckgegenstände, als: Arm-, Hals- und Fussringe, mehrere Reihen von Münzen, Korallen u. s. w. und namentlich aber die Tumar, ein silbernes Etui zum Aufbewahren des Talismans, bei den Turkomaninnen häufiger vorkommen als bei den Kirgizinnen. Selbst bei Nacht entledigt sich die Frau nicht ihres Schmuckes, jede Bewegung verursacht ein helles Geklirr, und wo diese Metallklänge fehlen, da ergötzt sich der Turkomane am Fesselgerassel seines Sklaven.

Wenn in Kleidung und Schmuckgegenständen der Einfluss

---

[1] Dieser Schleier wird, nach vorn gezogen, zum Verhüllen des Kinnes und Halses verwendet.

[2] Das Scheökele der Turkomaninnen ist aus Leder gemacht und mit rothem oder gelbem Tuch überzogen, oben flach und ungefähr einen halben Meter hoch. Die obere Seite ist mit Zacken und runden Silberstücken geziert, während von beiden Seiten der Schleier herabhängt. Bei den Turkomaninnen ist das Scheökele ringsherum verziert und hat ungefähr nebenstehende Form.



der nahen orientalischen Culturwelt zu entdecken ist, so kann dies selbstverständlich auf jene Züge des Sittenlebens, die mit der nomadischen Existenz eng verbunden sind, schon weniger Bezug haben. Als Nomade macht der Turkomane im allgemeinen einen Eindruck der Armuth und Dürftigkeit. Sein Viehstand ist meist äussert gering, und gar nicht zu vergleichen mit dem des Kirgizen, ja er verhält sich zu letzterm ungefähr wie 1:50, ja manchmal 1:100, und während meines Aufenthalts unter diesem Volke habe ich nur am Kören-dag einen Nomadenchef gesehen, der 150 Kamele, 4000 Schafe als sein Eigenthum zählte, und schon als Krösus bezeichnet wurde. Keine Spur jener reichen Heerden von Schafen, Kühen und Pferden, die das Vermögen der bemittelten Kirgizen ausmachen, unter denen oft ein einziger mehr Vieh besitzt als bei den Turkomanen ein ganzes Geschlecht. Mit Ausnahme einiger Jomut-Geschlechter des Ata-Bai-Zweiges und der Achal-Tekke können die Turkomanen vom Viehstand allein wol kaum ihre Existenz fristen, viele finden auch ihren Lebensunterhalt nur in Bearbeitung des Bodens, und hier ist nicht nur die Klasseneintheilung[1] in Tscharwa (Viehzüchter) und in Tschomru (Ansässige) minder verabscheut wie bei den Kirgizen, wo die Begriffe egindschi (Anbauer) und dschatak (ansässig) beleidigend klingen, sondern die Zahl der Tschomrus nimmt augenscheinlich zu und bei sämmtlichen Turkomanen im Norden Irans hat die Kunst der Kanalisation die Wichtigkeit der Lebensadern erlangt, was von den Kirgizen keinesfalls gesagt werden kann.

In Anbetracht dieser wesentlichen Verschiedenheit darf es nicht wundernehmen, wenn der Turkomane als armer Nomade in Ausschmückung seines Zeltes weit hinter dem Kirgizen zurücksteht, und wenn in seinem Alltagsleben schon so manche Züge der primitiven nomadischen Existenz im Norden des Jaxartes abhanden gekommen. In seiner Kost ist Reis und Brot schon mehr vertreten und einzelne Gerichte gleichen überhaupt mehr den in den Chanaten und in Persien üblichen als der Kost der Kirgizen. Kimis (Kumis) und Kazi (Wurst aus Pferdefleisch und Pferdefett) kommen äusserst selten vor, um so beliebter hingegen sind die in Persien fabricirten Zuckerwerke. Ebenso hat er auch von der

[1] Diese Klasseneintheilung heisst im Turkomanischen auch tschomutsch = sesshaft, und Gezek = Wanderer, Nomade. Letzteres ist eine hochlautige Form des Wortes Kazak (vgl. S. 280).

altnomadischen Weltanschauung sich wesentlich entfernt. Die Eintheilung des Jahres und die Benennung der Monate und Tage ist bei ihm schon streng moslimisch und nicht mehr von den einzelnen Stadien der Viehzucht ausgehend, sowie er im Sittenleben im allgemeinen nur jene Züge beibehalten hat, die unter dem eisernen Joche der moslimischen Cultur der Chanate auch unter den dortigen Türken sich erhalten haben. Was wir auf vorhergehenden Blättern von den Gebräuchen bei der Geburt, der Heirath und der Leichenbestattung der Nomaden berichteten, davon sind bei den Turkomanen nur schwache Spuren zu entdecken; sie werden auch nicht so rigoros eingehalten wie bei den Kirgizen, und wer beim Sittenleben beider Nomadenvölker in Vergleichungen sich einlässt, der wird sofort bemerken, dass die Turkomanen viele, viele Jahrhunderte vor den Kirgizen vom Gros des Türkenvolkes sich getrennt und nach dem Westen gezogen, und dass sie mit ihren Stammes- und Standesgenossen schon seit lange her keinen socialen Verkehr unterhalten haben. Dem Mangel an irdischen Gütern ist es auch zuzuschreiben, dass der Turkomane von jeher das Räuberhandwerk eifriger cultivirte als der Kirgize im Norden, denn während bei letzterm der Hang zur Baranta mehr auf Lust zu Abenteuern und zur Erlangung des ehrenden Titels eines Batir (Held) beruht, betrachtet ersterer die Alaman[1] mehr als Nahrungszweig, als einen Lebensquell, ohne welchen der Turkomane ausserhalb der Culturrayons der Flüsse auch in der That nicht existiren kann. Die Redensart: „Glauben und Freundschaft findest du in der Steppe, Schätze hol aus Persien dir", ist schon zum Sprichwort geworden, und selbst die Söhne der Vornehmen sind auf diesen Erwerb angewiesen.

Am stärksten treten besagte Momente der Divergenz in der **Sprache** und in der **Volkspoesie** auf. Der turkomanische Dialekt steht, wie wir schon erwähnt, dem osmanischen Anatoliens am nächsten, und zeichnet sich in erster Reihe durch Dehnung der Vocale und durch Mouillirung der Consonanten aus, dort, wo z. B. der Azerbaidschaner sich nur kurzer und rauher Laute bedient. So wie der Osmane und Magyare setzt auch er den Accent auf die erste Silbe, mit dem Unterschiede jedoch, dass er die Endsilben des Wortes eilig ausspricht, ja dieselben beinahe verschluckt. Behufs Vergleichung lassen wir hier ein Quatrain aus den Dich-

[1] Alaman stammt von Alakman = Reiterei.

tungen Machdumkuli's[1] folgen und wollen dasselbe auf Tschagataisch und Osmanisch übersetzen.

Turkomanisch.

Jomut Gökleñ ajdib özündin
Tschikdi koschun öñi ardi bilinmez
Saflamaj tschikdi deschti-dehan dourindin
Jüren joli konan jurdi bilinmez.

Osmanisch.

Jomut Gökleñ ajdib kendinden
Tschikti, asker öñi ardî bilinmez
Saplamaj cîkti deschti-dehan devrindin
Jüren jolî konan jurtu bilinmez.

Tschagataisch.

Jomut kökleng ajtib özündin
Tschikti tscherig öngi ardi bilinmejdur
Saplamaj tschikti deschti-dehan tikrüsindin
Jürgen joli kongan jurti bilinmejdur.

Einzelne Momente der Annäherung zwischen dem Formenschatze des Osmanischen und Turkomanischen findet der Leser in meinem über Machdumkuli und seinen Divan veröffentlichten Aufsatz[2], und was den Sprachschatz anbelangt, so fällt ein diesbezüglicher Vergleich nicht minder zu Gunsten dieser Annahme aus, nur müssen natürlich die ältern osmanischen Sprachdenkmäler oder das Anatolisch-Türkische und nicht die Efendisprache in Stambul behufs Vergleichung genommen werden. Noch fühlbarer wird die Trennung von den übrigen Nomaden Mittelasiens, wenn wir die Geistesproducte der Turkomanen näher ins Auge fassen. Von den verschiedenen Arten der Volkspoesie, die wir bei den Kirgizen erwähnt, hat auf der Hyrkanischen Steppe, trotz jahrhundertelanger Nachbarschaft, sich nur wenig oder gar nichts eingebürgert. Die Sprichwörter gleichen mehr denen der Türken Azerbaidschans und Anatoliens, von den Balladen, Heldensagen, Hochzeits- und Trauerliedern der nördlichen Nomaden sind hier nur wenige bekannt, um so mehr die Romanze Köroglu's und die Gedichte Fuzuli's, Bidil's und Meschreb's, deren ursprünglich azer-

[1] Vgl. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXXIII. Bd., 3. Heft, S. 409.

[2] Vgl. oben.

baidschanischer Text, dem turkomanischen Dialekte angepasst, sich allgemeiner Beliebtheit erfreut. Die erste Stelle nimmt natürlich die Dichtung Machdumkuli's, des nationalen Barden, ein, der, wie ich in meinem Reisebuche[1] schon erwähnt, unter den Turkomanen im Geruche der Heiligkeit steht.

Was die Religionsgefühle der Turkomanen anbelangt, so beschränken sich dieselben zumeist auf Aeusserlichkeiten, und selbst die obligaten rituellen Gesetze werden nur von den im vorgerückten Alter stehenden Nomaden gehalten, was um so mehr zu verwundern ist, da der Unterricht im Schreiben und Lesen namentlich unter den Tekke stark verbreitet ist, sodass bei einem entsprechenden Vergleich mit den Kirgizen der Turkomane auf einen viel höhern Grad der Bildung zu stehen kommt. Bis zum zwölften Jahre befindet sich der junge Nomade auf dem besten Wege, doch sobald er ins Jünglingsalter getreten, wird all sein Denken und Sinnen den Waffen, dem Pferde und den Raubzügen angehören, und den Worten des Molla wird er weniger sein Ohr leihen als dem Aberglauben und den Vorurtheilen des in Sünden ergrauten Serdar (Anführer). Nur wenn die Körperkraft zu sinken anfängt und er dem irdischen Treiben zu entsagen sich gezwungen fühlt, dann erst nähert er sich gebeugten Hauptes dem Zelte des Achond (Lehrer), nur dann erst horcht er auf die Ermahnungen des Glaubens, verrichtet sein fünfmaliges tägliches Gebet, er wird speculativ und träumerisch, spottet über die Vergänglichkeit alles Irdischen, er bemüht sich, allen seinen Handlungen den Anstrich kuda-joli[2], d. h. auf Gotteswege, eine Turkisirung des arabischen fi sebil illah zu geben, und wird mit einem Worte ein Religionsmann. Auch dann dreht sich die Religionsfrage um den Sektenstreit zwischen Sunniten und Schiiten, als wenn er seine in Raub und Mord gegen das schiitische Persien verbrachte Vergangenheit rechtfertigen wollte. Dies ist eine von Grund aus irrthümliche Auffassung, da er selbst in unmittelbarer Nachbarschaft von Sunniten vom reinsten Schlage doch Zeit seines Lebens nur Räuber gewesen wäre, und da der Sektenhass nur ein eitler Vorwand ist. Die angebliche Fetwa der

[1] Vgl. S. 257. (1. Aufl.)

[2] Mit kuda-joli wird jede gottgefällige That wie das Speisen der Armen, Beschützen der Witwen und Mollas, das Anlegen eines Gebetplatzes u. s. w. bezeichnet.

Mollas aus Herat, nach welcher es den Turkomanen gestattet sei, die Schiiten als Ungläubige zu behandeln und die Perser als Sklaven zu verkaufen, ist nur auf freche Hypokrisie begründet, da es zur Genüge erwiesen ist, dass der Turkomane sich nie einen Scrupel daraus gemacht hat, selbst die sunnitischen Afghanen, Herater und Hindustaner zu verkaufen, wenn er solcher habhaft werden konnte. Ja, er findet selbst die bekannte Schutzmaassregel: den Sunniten gewaltsam zum Schiismus zu bekehren, sehr oft überflüssig. Wie es auch immer befremden mag, so ist es Thatsache, dass unter den Turkomanen, trotz der unmittelbaren Nähe der Chanate und trotz der ewigen Versuche der Mollas von Chiwa und Bochara, der Islam nicht viel stärkere Wurzeln zu fassen vermochte als unter den Kirgizen. Bei letztern haben die Sultane und Bais ihren Hausmolla, man fingirt Anstands halber Religionsbildung, man ehrt Bochara und Samarkand als den Sitz des Islams, während der Turkomane selbst dem Molla aus eigenem Stamme gegenüber fast so feindselig gestimmt ist wie gegen Teheran und Meschhed. Nur in dem Punkte des Hadsch, d. h. der Obliegenheit, die heiligen Gräber in Arabien zu besuchen, kommt der Turkomane dem Kirgizen zuvor, denn ich bin auf der Hyrkanischen Steppe einigen Nomaden begegnet, die den weiten Weg nach Mekka und Medina zurückgelegt haben und auf ihr Prädicat Hadschi sehr stolz sind, was bei den Kirgizen zu den Seltenheiten gehört.

Wenn wir nun hiernach zur Schilderung seines Charakters übergehen, so können wir ohne jegliche Uebertreibung den Turkomanen als den verworfensten Menschen der ganzen türkischen Rasse, und die Gesellschaft als eine Räubergesellschaft darstellen, die im Kampfe um das Dasein und in dem wilden Ausbruche der Leidenschaften durch keine wie immer gearteten Gesetze des geselligen Zusammenlebens, der Religion und Humanität sich hemmen lässt, und auf welche Glaube, Achtung vor dem Alter und Deb (Gewohnheitsgesetz) nur ausnahmsweise einen mildernden Einfluss ausüben können. Die Begriffe: Gehorchen, Hörigsein und Sklave sind bei ihm mit einem gemeinsamen Wurzelwort interpretirt[1]; den Nacken zu beugen dünkt ihm schwerer als den Nacken zu verlieren, und der Schatten des Baumes ist ihm ebenso verpönt als der Schutz der Obrigkeit. Dieses schauer-

[1] Vgl. kul-luk = Ergebenheit, mit kul-ak = Ohr, und kul = Sklave.

liche Bild der geselligen Zustände stammt hier nicht so sehr von der speciellen Verworfenheit des Menschen, als vielmehr von den politischen Zuständen und von der nackten Natur des heimatlichen Bodens. Dort, wo letztere sich günstiger gestalten, hat der Turkomane wol bald die Rauheit des Charakters verloren und ist zum friedlichen gutherzigen Menschen geworden. Als Beispiel diene hierfür der halbangesiedelte Stamm der Ersaris am linken Oxusufer, besonders aber die Jomuten im Südwesten von Chiwa, in welchen ich seinerzeit die gutmüthigsten Menschen kennen gelernt habe. Auch der Ogurdschali-Clan ist frei von diesem Vorwurfe, sowie es selbst unter den Jomuten am Görgen friedfertige Kaufleute gegeben, welche Handelsreisen nach Baku und Astrachan unternahmen und vom Raubwesen ihrer Brüder nur mit Empörung sprachen. Zu den Lichtseiten des Charakters der Turkomanen gehören seine grenzenlose Gastfreundschaft und Treue des gegebenen Wortes, die er merkwürdigerweise dem Fremdling und Fremdgläubigen gegenüber fester hält als gegen seine eigenen Stammesgenossen. Es gibt zahlreiche Beispiele, in welchen der Turkomane für das Wohl des ihm sonst verhassten Persers, wenn letzterer sein Schutzbefohlener war, selbst mit dem Leben eingestanden, und dass er trotz der grenzenlosen Habsucht den Pact in Geldgeschäften eingehalten. Er ist eben in vielen Dingen ein Kind der Natur, und was ihn im allgemeinen zum Räuber gemacht, das ist vor allem die jahrhundertelang dauernde Verfolgung, welcher er von allen Seiten ausgesetzt war, indem wir mit Ausnahme der Kara-Kalpaken keine Nomadengesellschaft kennen, die solch häufigem Heimatswechsel und solch aussergewöhnlichen Fluctuationen in dem Zahlenbestande ausgesetzt war, wie eben die Turkomanen. Zu diesem Drange von aussen her hat sich noch der zumeist aus dem Selbsterhaltungstriebe entspringende Bruderkampf gesellt, ein Kampf, der in den meisten Fällen um den Besitz von grasreichen Stellen oder um die Ableitung von Kanälen aus den nur in gewisser Zeit des Jahres wasserreichen Flüssen gefochten wird. Da Gras und Wasser hier die Hauptbedingungen des Lebens ausmachen, so ist nicht zu wundern, dass die Erbitterung, mit welcher z. B. die Jomuten und Tekke, oder die Sariken und Saloren jahrhundertelang einander gegenüberstehen und die unerbittliche Wuth, mit welcher sie sich gegenseitig ausrotten, auf keinem andern Theile der von Nomaden bewohnten Steppe zu finden ist. Aehnliche Laster fallen wol auch

theilweise dem Kirgizen zur Last, doch erkennen die einzelnen Horden und Geschlechter sich als Brüder an und haben auch schon vereint zu gemeinsamen Zwecken gedient, wofür aber die Geschichte der Jomuten und Tekke kein Beispiel kennt.

Aus Gram über diesen Bruderzwist soll, wie ich seinerzeit von Turkomanen hörte, ihr Nationaldichter Machdumkuli im vergangenen Jahrhundert gebrochenen Herzens frühzeitig gestorben sein, und dieser Bruderzwist ist es auch, welcher der erobernden Macht der Russen in der Neuzeit zur Seite gestanden, und den Verlust der jahrhundertelang mit seltener Leidenschaftlichkeit gehüteten turkomanischen Freiheit herbeigeführt hat. Ob dieser neuen Wendung in der Geschichte dieses Volkes sollte übrigens weder der Turkomane, am wenigsten aber die übrige Welt sich besonders beklagen. Die Turkomanen deshalb nicht, weil sie nun unter dem Schutze der bei ihnen allmählich eintretenden gesellschaftlichen Ordnung, allerdings gegen ihren eigenen Willen, colonisirt, auf dem seiner Fruchtbarkeit wegen im Alterthume berühmten Strich Landes im Norden Persiens in Frieden und in Ruhe werden gedeihen können. Nur durch gegenseitige Anfeindungen, theils auch durch den Druck der benachbarten Culturvölker in die wasserlose nackte Steppe verdrängt, kann ihr heimatlicher Boden an den Ufern des Görgen, des Sumbar, des Etrek, in den Thälern des Kubbetgebirges und namentlich am mittlern Laufe des Heri-Rudes und des Murgab selbst bei geringer Pflege mit den Wohnplätzen der Ersaris am linken Oxus und der Jomuten im Südwesten Chiwas wetteifern. Was die Vortheile der benachbarten Welt anbelangt, so braucht wol nicht darauf hingewiesen zu werden, dass mit dem Eintreten der Ruhe und Ordnung in jenen Gegenden das mächtige Bollwerk, welches diese kopf- und herrenlosen Nomaden jahrhundertelang gegen Handel und Wandel erhoben hatten, nun allmählich schwinden, und dass der freie Verkehr zwischen dem Süden und dem Norden Asiens bald hergestellt sein wird. Nicht die Natur, sondern der unbändige Sohn der Steppe hat hier von jeher jedes Vorhaben zur Verbreitung der Cultur verhindert. An ihm scheiterten die Versuche der griechischen und römischen sowol wie der alten parsischen Bildungswelt, und wie vergeblich die Bemühungen der moslimischen Gesittung gewesen, das beweisen die blutigen Kämpfe, welche die Samaniden, Ghaznewiden, Timuriden und in der Neuzeit die Iranier in dieser Gegend zu bestehen hatten. Nur dem mächtig erstrahlenden Lichte unserer

europäischen Bildung war es beschieden, wie überall in der Alten Welt, so auch hier die wohlthuende Helle zu verbreiten, und wenngleich wir es vorgezogen hätten, dieses Licht aus einer ergiebigern und mehr geeigneten Quelle hervorströmen zu sehen, so können wir doch nicht umhin, selbst das Heranbrechen dieser neuen Morgenröthe mit Freuden zu begrüssen. Nur zwei Decennien sind verflossen, dass Schreiber dieser Zeilen, mit steter Lebensgefahr kämpfend, barfuss und in Fetzen gehüllt, unter den Turkomanen umhergeirrt, und dass er auf unwegsamen Pfaden von dem knietief im Sande sich schleppenden Kamele getragen, mit Schneckenschritten sich fortbewegen konnte, dort, wo heute das Dampfross auf fester Schienenstrasse mit Blitzesschnelle eilend dahinzieht, und wo bald der Kaufmann und Forscher aus dem Westen sich heimisch fühlen wird. Ja, der Bann der Turkomanen ist gebrochen, viel schneller gebrochen als der der Kirgizen im Norden, und nur einer kurzen Zeitspanne bedarf es, um die von zwei entgegengesetzten Punkten der Alten Welt vordrängenden modernen Bildungsströme hier, hoffentlich in Frieden, vereinigt zu sehen!

Aus dem Diwan Machdumkuli's.

Zum Schluss mögen hier einige Gedichte aus dem Diwan Machdumkuli's, eines gefeierten turkomanischen Dichters, der im vergangenen Jahrhundert gelebt, Platz finden. In demselben spiegelt sich mancher Zug aus dem Leben dieses Volkes, noch mehr der Geist der Civilisationsbestrebungen des Islams.[1]

Alaman (Raubzug).

Es ist die Schar der Jomuten und Göklens von selbst
Aufgebrochen und niemand kennt ihren Vor- und ihren Nachtrab.
Aus fernen Gauen, aus weiter Steppe kamen sie her,
Niemand kennt den Weg, den sie einschlagen, das Lager, das sie beziehen.
Es lässt der Rabe mit dem Falken sich in Kampf ein,
Und vom Getöse erbeben Felsen und Berge.
Wie an der Erde angeklebt stehen sie fest,
Niemand weiss, wer Löwe, Fuchs und Wolf unter ihnen sei.

---

[1] Vgl. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXXIII. Bd., 3. Heft.

Es sind ihrer dreitausend lanzenschwingende Helden,
Viertausend mit Flinten von glänzendem Erze;
Und brechen die Tekke im Sturme von oben herab,
So erkennt niemand, wer Nomade oder sesshaft unter ihnen sei.
Sie kommen um den Sunniten Achtung zu verschaffen,
Sie zerstören Festungen und verwüsten Gärten.
Im Sturmlaufe nehmen sie Isfahans Stadt,
Und Dörfer, deren Zahl (drei oder vier) niemand kennt.
Machdumkuli! Auf dem Kampfplatze ist Ali,
Sieh, welch Werk Omar und Osman verrichten!
Voll ist die Welt von Pferdegewieher,
Niemand kennt die Beschaffenheit (ob Erde oder Staub) des chorasaner Bodens!

Ein Held.

Flieht ein Moslim vor zwei Ungläubigen,
So verdient er einen grossen Stein aufs Haupt!
Nur Held ist der, dessen Herz abgehärtet,
Dessen Brust weit, dessen Sinn geschärft;
Im weiten Raum soll er vorsichtig wie der Rabe sein,
Denn Klugheit ist viel werth, wenn am Orte gebraucht.
Einem Tiger gleich soll er am Kampfplatz erscheinen,
Und einem Fuchse ähnlich soll auf jeder Seite er List anwenden.
Beim Stehen muss er wie ein Fels Stand halten,
Doch ist ein hurtiger guter Renner auch nöthig.
Das Wahngebilde, das der Held im Kopfe trägt,
Das bricht gewiss los und verfault im Bauche nicht!
Die List ist Tapferkeit am richtigen Orte,
Doch sie zu handhaben ist ein Mann vonnöthen!
Das Pferd ist nöthig, zu fliehen und den Fliehenden einzuholen,
Um hübsch Furcht einzujagen und frisch dreinzuschlagen.
Zur Phantasie, die alles überwindet,
Gehört ein Jüngling von zwanzig oder dreissig Jahren,
Der einem Adler gleich mit den Fittichen laut umherschlägt,
Der seinem eigenen Leben und seiner Familie gern entsagt,
Der gleich einem Wolfe die Schafheerde auseinanderjagt,
Ein solcher Mann ist dem Helden als Genosse nöthig.
Machdumkuli hat die Heldenjünglinge angeeifert,
Vom blauen Panzer trieft nun rothes Blut herab.
Beim Sturm muss man gleich dem Eber einen Anlauf nehmen
Und anklammernd gleich einem Bären sein.

Gegen den Taback.

Gott hat mit Willen ausgestattet dich in die Welt geschickt,
Thue was du thun willst, o Tabackraucher du!
Doch vor dem Richterstuhle, am Jüngsten Tage einst
Was wird wol deine Entschuldigung sein, o Tabackraucher du!

Es schwindet dein Körper, es verringert sich deine Kraft,
Du redest viel, dein Verstand nimmt ab,
Es reizt deine Nerven, es juckt dein Fleisch.
Das sind deine Abzeichen, o Tabackraucher du!
Lass doch ab von solch unnützer Plag',
Deine Lende dörrt aus, deine Seele brennt von solch einem Thun,
Mit Feuer füllt dein Bauch sich bald,
Die Wunden bleiben im Innern dir, o Tabackraucher du!
Für beide Welten schadet ein solch krummer Gang.
Bist du Mann, so wähle lieber den geraden Weg,
Dem Gebetlosen, dem Lügner und dem Diebe
Reihet sich am Schreckenstage der Tabackraucher an.
Machdumkuli! Mein Gott steht mir näher als das Leben.
Die Pfeife ist eine Bitterkeit, der Körper nur Erde,
Die Sünde ist ein Fuchs . . . . . (?)
Ein Fuchs wird dort (am Tage der Auferstehung) gar nichts richten,
Tabackraucher du!

Zur Geliebten.

O Geliebte, ich hab' dich noch gar nicht gesehen,
Bist du eine Turteltaube, eine Nachtigall, was bist du?
Mein betrübtes Herz will von deinem Bilde ich erlösen,
Bist du eine Gartenrose, was bist du?
Bist du Koranleser, ein Seid oder ein Chodscha,
Bist du Mundschenk, bist du Wein, was bist du?
Bist du Wind, bist du Tag, bist du Nacht,
Bist du Mond oder Sonne, was bist du?
Bist du Moschus oder duftendes Ambra?
Ich könnte es nicht sagen. Bist du Pol oder Zodiak?
Bist du Meer oder Welle . . . . . ,
Bist du Wirbelwind oder Sturm, was bist du?
Bist du Gold oder Silber oder Perle,
Bist du höchster Himmel . . . . . , was bist du?
Bist du Rubin oder Koralle oder Perle,
Bist du Fackel, bist du Licht, was bist du?
Machdumkuli! Entsage der Achtung und Würde,
Oder lass von diesem nutzlosen Treiben ab,
Du Weltennarr! des theuern Freundes hast du vergessen,
Bist du betrunken oder toll, was bist du?

III.

Wolga-Türken.

Kazaner Tataren.

Nichts ist mehr geeignet, uns von der Zähigkeit und von dem mächtigen Einfluss des Islams auf seine Bekenner zu überzeugen, als wenn wir die Geschichte der unter dem Namen Kazaner Tataren bekannten Türken objectiv beobachten und eines geschichtlichen Ueberblicks würdigen. Wann und auf welche Weise dieses 482809[1] Seelen zählende Volk im heutigen Gouvernement von Kazan, wo es mit Ausschluss von drei Districten wohnt, seine jetzige Heimat eingenommen, ist von der Geschichte noch nicht hinreichend sichergestellt worden. Während man einerseits annimmt, dass sie die Nachkommen jener Fraction der Kiptschakischen Horde seien, die im 13. Jahrhundert vom Süden gegen Nordwesten sich gewendet und das Kamagebiet eroberte, folglich von Osten her in ihre heutigen Sitze gelangte, wollen andere wieder in deren unmittelbaren Vorfahren jene Völkerelemente erkennen, die nach Zertrümmerung des alten Bulgarenreiches vor der verheerenden Flut der Mongolen sich flüchtend erst Bülar, später die Stadt Kazan[2] gegründet hatten, aus welcher im Jahre 1445 unter Mahmutek das Chanat von Kazan entstand. Diese beiden Annahmen scheinen sich gegenseitig zu ergänzen, denn wenngleich wir in den heutigen Kazaner Tataren der Mehrzahl nach türkische Bestandtheile des ehemaligen Bulgarenreiches vermuthen, — Bulgar ist mehr ein politischer als nationaler Name —, so ist es ebenso wahrscheinlich, dass im Laufe der Zeit auch andere im Verbande der Goldenen Horde befindliche Türken vom Südosten

[1] Rittich, Materiali u. s. w., S. 19.

[2] Kazan heisst auf türkisch Kessel, weil diese Stadt in der That in einem Thalkessel gelegen ist.

her nach Kazan zogen und sich dort niederliessen. Trotz des vorwiegend nomadischen Charakters haben die Türken zu keiner Zeit den Einflüssen einer solchen Cultur sich verschliessen können, die dem patriarchialischen Geiste ihrer Gesellschaft sich angeschmiegt und obendrein noch ihren nationalen Leidenschaften Rechnung trug. Was Bochara für Kirgizen, Turkomanen und Özbegen noch heute ist, das scheint das alte Bolgar an der Wolga, nachdem es 923 den Islam angenommen, für die Türken jener Zeit und jener Gegend gewesen zu sein, und als dieses mächtige Centrum der nordasiatischen Islamwelt verschwand, da konnte Kazan um so leichter die Führerrolle des alten Bolgar übernehmen, da Sarai, die zeitweilige Residenz der Chane von Kiptschak, trotz einzelner Bauten, im Grunde genommen, doch nur ein Zeltenlager war und nie recht den Anlauf zu einer permanenten Niederlassung genommen hatte, daher auch nie zum eigentlichen Brennpunkte der mit der politischen Macht vereinten moslimischen Cultur werden konnte.

Also wie gesagt, ob von Osten oder Süden hergekommen, ob bulgarischer oder kiptschakischer Abstammung, der vorwiegend türkische Ursprung der Kazaner ist nicht im mindesten zu bezweifeln. Aber ebenso sicher ist es auch, dass die seit undenklichen Zeiten an der mittlern Wolga wohnenden Ugrier, namentlich die Wotjaken, Mordwinen und Tscheremissen, auf die ethnische Gestaltung dieses Volkes von bedeutendem Einfluss gewesen sind, denn der Islam hat hier vom 13. bis zum 16. Jahrhundert unumschränkt geherrscht, und wie stark die Absorptionsfähigkeit dieses Glaubens sei, das ist aus dem Beispiele der Tschuwaschen hinlänglich bewiesen. Es ist daher ganz natürlich, dass die physische Charakteristik der heutigen Kazaner Tataren einerseits ein buntes Gemisch turko-tatarischer und ugrischer Rasseneigenheiten repräsentirt, andererseits aber, und dies gilt von der Majorität, jenen speciell türkischen Typus aufweist, der von Westsibirien, namentlich von den Ufern der Tobol aus, auf einem schon im Alterthume begonnenen Zuge, bis zur Wolga hin, seine Verbreitung gefunden; mithin den Typus eines Volkes, das seinen politischen Namen wol vielfach verändert, das so manche verwandte Elemente in sich aufgenommen, im grossen und ganzen aber sich dennoch treugeblieben ist. Nun, weil dies meine Ansicht, ja sogar meine volle Ueberzeugung ist, so kann ich mit jenen Ethnographen keinesfalls übereinstimmen, die die hier und da auf-

tauchenden Spuren einer mongolischen Physiognomie von dem Einflusse jener Mongolen ableiten, die im 13. Jahrhundert in die Wolgagegenden einfielen und das kiptschakische Reich gegründet haben. Indem wir den Leser auf unsere bezüglich des specifisch-türkischen Typus gemachten Bemerkungen hinweisen (vgl. S. 62, 63), sei hier besonders hervorgehoben, dass die bei den Kazanern sporadisch auftretenden Kennzeichen der mongolischen Rasse weniger von den rein mongolischen Elementen des Dschengizischen Heeres, als vielmehr von jenen verhältnissmässig weniger entstellten Türken herrühren, die unter den Mongolen gedient haben, da die echten oder eigentlichen Mongolen, wie wir schon S. 180 erwähnt, an der Wolga nur in einer sehr geringen Minorität vertreten waren.

Es kann daher nach Gesagtem bei der äussern Erscheinung der Kazaner Tataren von einer Gleichförmigkeit auch nicht im mindesten die Rede sein. Dem Wuchse nach sind sie zumeist von mittlerer Statur, gedrungene Gestalten mit hoher Brust und breiten Schultern. Ihre Hautfarbe ist gelblich, ihr Gesicht länglich und regelmässig, die Backenknochen nur sehr wenig hervorragend, der Nacken kurz, der Bartwuchs dünn und kaum den untern Theil des Gesichts bedeckend. Die Frauen haben prägnantere Spuren des türkischen Urtypus beibehalten, die besonders in den stärker hervortretenden Backenknochen und in der schrägen enggeschlitzten Form des Auges erkenntlich sind. Der watschelnde Gang, in welchem Rittich[1] ein besonderes Kennzeichen entdecken will, ist wol nichts anderes als der Ausdruck der orientalischen Mode, nach welcher der رفتار خرامان reftari chiraman, d. h. der schaukelnde Gang, von den Poeten mit der durch den Zephyr hervorgerufenen Bewegung der Cypresse verglichen, als ein Attribut der Frauenschönheit bezeichnet wird. Die Ursache, warum der Frauentypus hier sich reiner erhalten hat als anderswo, mag darin ihre Erklärung finden, dass der Import iranischer und circassischer Sklavinnen hier nicht so rege betrieben wurde als z. B. in Mittelasien und in der Türkei. Im allgemeinen wären die Frauen nicht unschön zu nennen, wenn sie nur durch ihre kosmetischen Mittel sich nicht verunstalten würden, worunter namentlich das Bestreichen der Augenbrauen, das Schminken des

[1] Materiali, S. 22.

Gesichts und das Schwarzfärben der Zähne auf unsern europäisch-ästhetischen Sinn sehr nachtheilig wirkt.

Dieser Beschreibung gegenüber finden wir bei Erdmann[1] den Kazaner Tataren als mit länglichem Gesichte, grossen grauen oder schwarzen Augen, mit langer, orientalisch gebogener Nase, unbedeutenden Kinnbacken, dicken Lippen und breiten Schultern dargestellt. Auch die Frauen schildert Erdmann aus eigener Anschauung als schön, nur sollen bei ihnen die Backenknochen mehr hervortreten als bei den Männern. Bezüglich des häufigen und allzu starken Gebrauches von kosmetischen Mitteln stimmt Erdmann mit Rittich und andern neuern Ethnographen überein.

In der Kleidung nimmt der Kazaner Tatare ungefähr die Mittelstufe zwischen den überaus langen bauschigen Formen des Centralasiaten und der kürzern, aber nicht minder weiten Form der Westtürken an. Allerdings gelten hier sowie überall im Islam die Vorschriften der Religion als Hauptregulative in Form und Schnitt der Kleider, doch ist bei allem jener Einfluss nicht zu verkennen, den der am Hofe der Goldenen Horde herrschende gesellschaftliche Ton hier intensiver ausgeübt als in Mittel- und in Westasien. Wer die colorirten Bilder in dem aus dem 16. Jahrhundert stammenden Manuscripte des Scheibani-Nameh genau beobachtet, der wird allerdings zwischen der daselbst gezeichneten Tracht der Mongolen aus der Zeit der Timuriden und der Tracht der heutigen Kazaner nur einzelne Annäherungspunkte finden, denn erstere waren augenfällig eng, wie es einem Reitervolke geziemt, und letztere ist merklich weit, wie es die hyperkeusche Mode des Islam erheischt, nach welcher kein Umriss des Körpers sichtbar gemacht werden darf. Doch das kazanische ärmellose Unterkleid Zilan und der Luxus in Spangen, Schnallen und Knöpfen stammt entschieden aus der Modewelt des alten Sarai, sowie der sittsame Oberrock seinem Ursprunge nach auf den Einfluss Centralasiens zurückzuführen ist. Der Anzug der Frauen ist viel zierlicher als der der Perserinnen und Centralasiatinnen. Ueber das Hemd werden zwei ziemlich enganliegende Kamisole, eins mit, das andere ohne Aermel getragen, während die Brust mit verschiedenen Ornamenten, als Silber- und Goldmünzen, Sei-

[1] Erdmann, Ueber die Tataren Kazans, in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XIII. Bd., 4. Heft, S. 659—690.

dentüchern und mit dem über die Schultern geworfenen Tumar (eine Tasche zur Aufbewahrung des Koran oder Amulets) voll behängt ist. Den Kopf bedecken zierliche nette Käppchen und die Füsse bisweilen buntgestickte Bottinen aus Saffianleder. In der Neuzeit tragen die Tatarinnen anstatt des zweiten mit Aermeln versehenen Kamisols einen einfachen Oberrock aus Seide oder auch aus Brokat, der zugleich über den Kopf gezogen wird und die Stelle eines Tschadirs (Ueberwurf, zugleich Schleier) vertritt.

Im ganzen genommen besteht die Kleidung der Kazaner Tataren aus folgenden Stücken, wie sie Erdmann genau beschreibt:

Männerkleider.

1) Külmek = Hemd,
2) Ischtan = Unterhose.
3) Ojuk = Strümpfe.
4) Itük = Stiefel,
5) Keüsch = Ueberschuh,
6) Beschmet = Kamisol.
7) Kazaki = Kamisol mit Aermeln,
8) Tschekmen = Kaftan,
9) Bilbao = Gürtel,
10) Dschauluk = Sacktuch,
11) Takkie = Scheitelkäppchen,
12) Börk = Mütze, Hut.

Frauenkleider.

Nach Erdmann unterscheiden sich diese von der Männertracht nur durch reichere Ausschmückung und durch einzelne Stücke als:

a) Töschlük = Brustlatz,
b) Dschilan oder Zilan = Kamisol mit langen Aermeln, oft im Werthe von 600 Rubeln.
c) Bükendschik = Schleier,
d) Puta = Schärpe,
e) Palas = Kappenmantel, und sonstigen speciellen Frauenzierath.

Bezüglich der Speisen und Getränke weichen die Kazaner Tartaren eben infolge der klimatischen Eigenthümlichkeiten ihrer Heimat, nicht minder aber auch infolge des speciell tatarischen Sittenlebens, von ihren übrigen Stammes- und Glaubensgenossen

im Süden und im Westen so ziemlich ab. Sie nähren sich im allgemeinen mehr von Mehl- als von Fleischgerichten, und die Hauptstelle nimmt das Talkan ein, eine Art Mehlsuppe, ein Gericht, das unter verschiedener Form übrigens auch bei Baschkiren, Kirgizen, Özbegen, Karakalpaken und Turkomanen beliebt ist. Neben dem Talkan gehört noch das Salmu, mit Fleisch und Fett gefüllte und in Wasser gekochte Mehlklösschen, zu den Nationalgerichten, schliesslich der Kaimak, eine Art gekochter Rahm, der im Winter als Sülze bereitet vorzüglich schmecken soll. Pferdefleisch ist in den Städten, als den Hauptsitzen moslimischer Cultur, verpönt und wird nur auf dem Lande von den Bauern genossen. Fleischspeisen kommen übrigens selten vor, und das Thier darf nur dann gegessen werden, wenn es nach ritueller Art, d. h. von der Hand eines Moslimen in Begleitung des Bismillah (im Namen Gottes) geschlachtet worden ist. Unter den Getränken ist der Thee das meist beliebte, doch sollen schon einige in der Neuzeit, trotz des Verbotes des Koran, auch dem Genusse geistiger Getränke sich hingeben, indem sie Wein, Bier und Branntwein sub titulo Linderungs- oder Arzneimittel nehmen.

Die Differenzpunkte, durch welche die Tartaren im Physicum, in der Kleidung und in Kost von den mit ihnen schon 300 Jahre benachbarten Russen sich unterscheiden, treten in der Bauart und Einrichtung ihrer Häuser nicht minder frappant hervor. Die Häuser der in wilder Planlosigkeit umhergestreuten Dörfer sind zumeist inmitten der aus Stallungen, Kammern u. s. w. bestehenden Gehöfte verborgen, und wenn sie auch mit der Front auf die Strasse hinausgehen, so sind doch die Fenster immer gegen den Hof zugewendet, wie anderswo im moslimischen Osten, womit namentlich auf die strenge Abgeschlossenheit der Frauen von der Aussenwelt hingezielt wird. Nur bei den Wohlhabendern wird hiervon eine Ausnahme gemacht, inwiefern diese durch russische Baumeister ihre Häuser nach europäischer Art bauen und ausschmücken lassen. Die engen, krummen Strassen, der überall einem entgegenstarrende Schmuz und die zahllosen Hunde machen einen betrübenden Eindruck, und nur hier und da begegnet dem Auge irgendein Baum oder Gewächs — und dieses ist zumeist die Ruhestätte eines dahingeschiedenen Moslimen, der selbst nach dem Tode inmitten der Seinigen verharrt, wie dies sonst nur bei Heiligen und Vornehmen der Fall ist. Tritt man ins Innere des Hauses, d. h. in die Wohnungsräumlichkeit, die, wie bei allen

Moslimen, in Harem und Selamlik zerfallen, so findet man viel mehr Reinlichkeit als im Hause des russischen Bauern. Um das Zimmer herum läuft eine breite Bank mit Federkissen und sonstigem Bettzeug vollgelegt, und der Fussboden ist zumeist mit Teppichen oder Matten bekleidet. Auf dem im Jahre nur einmal getünchten Ofen stehen die verschiedenen beim Taharet oder Gussl d. h. frommen Waschungen, gebrauchten Kannen und Becken, das Theegeschirr und hier und da die hellfarbigen Porzellangefässe, beliebte Ziergegenstände in den Augen der Tataren; eine Sitte, die einerseits bis nach Centralasien, andererseits bis nach Ungarn sich erstreckt, wo der Bauer ebenfalls sein Zimmer gern mit grellfarbigen Krügen behängt. Dies gilt natürlich zumeist von der Behausung des Landbewohners, indem der Städter sich schon zu modernisiren beginnt und Spiegel, Tische, Stühle und sonstige Gegenstände des europäischen Comforts angenommen hat, gerade wie in der Türkei, wo der Efendi, Pascha u. s. w. sich schon in einem Salon gefällt, während der Anatolier der alten Sitte treu geblieben ist. Was den Gesammteindruck der tatarischen Behausung anbelangt, so fällt es schwer, mit der Behauptung russischer Ethnographen übereinzustimmen: dass die Tataren minder rein seien als die Russen. Dieser Behauptung widerspricht vor allem der Bericht Erdmann's, der eben im Gegentheil das nette schmucke Aussehen der tatarischen Behausung nicht genug rühmen kann; auch machen die prophylaktischen Gesetze des Islams die entgegengesetzte Annahme geradezu unmöglich, da trotz der äusserlich bekundeten Armseligkeit in Kleidung und Hauseinrichtung der Bauer im moslimischen Osten, was innere Reinlichkeit anbelangt, nicht nur dem Russen, sondern selbst so manchem Ackermann im europäischen Westen überlegen ist. Die täglich obligaten fünfmaligen Waschungen, das wenigstens zweimalige Baden in der Woche und namentlich die weitern Räumlichkeiten des Hauses machen die Reinlichkeit wohl leicht erklärlich, und der Koransatz النظافت من الايمان en-nezafet min el iman, d. h. Die Reinlichkeit stammt vom Glauben, muss entschieden seinen Einfluss ausüben.

Die Beschäftigung der Kazaner Tataren besteht zumeist aus Handel und zwar aus Kleinhandel, mittels dessen sie durch eine unermüdliche Thätigkeit und Sparsamkeitssinn es bisweilen zu beträchtlichen Reichthümern bringen. Es wird vielseitig angenommen, dass diese Eigenschaft ihnen von ihren Ahnen, den

Bulgaren des Alterthums, übriggeblieben, und nicht mit Unrecht, denn so wie jene vor dem Einfalle der Mongolen weit und breit in der Islamwelt und sogar bis nach Ungarn hinein Handelszwecke verfolgten, ebenso dringt der heutige Tatare von Kazan als reger Sohn Mercur's südlich bis zum Oxus und östlich bis an die äusserste Grenze des Türkenthums, überall als Propagator des Islams, bisweilen auch als Märtyrer desselben dienend, und dabei gute Geschäfte machend. Es ist seinem Missionareifer zuzuschreiben, dass beim Gros der Kirgizen, Baschkiren und sibirischen Türken der schüchtern ausgestreute Same des Mohammedanismus zum Keimen gelangt und trotz der gegnerischen Bestrebungen der Russen heute als bescheidene Pflanze fortlebt. Die Neigung zum Handel ist beim Tataren ganz instinctmässig, und er wendet sich demselben sofort zu, sobald er durch den Ackerbau zu einem kleinen Kapital gelangt ist. Den Ackerbau betreibt er nur mit Widerwillen und schlecht. Er verpachtet lieber seine Felder an den Russen, Tschuwaschen und Wotjaken, als dass er selber arbeitet, und ist er schon gezwungen, dem Pfluge nachzugehen, so ist der Ertrag, den ihm der Boden gibt, wol auch ein äusserst geringer. Von den Gewerben betreiben sie die Seifensiederei, Spinn- und Webkunst, sie sind mitunter Goldarbeiter, und thun besonders als Schuster und Kutscher sich hervor. In letzterer Eigenschaft liefern sie das grösste Contingent zu der Zunft der Iswoschtschike in den russischen Hauptstädten und bekunden auch als Diener viel Redlichkeit und Geschicklichkeit. Wie wir im Almanach Ismael Mirza's (siehe weiter unten) lesen, stehen unter Leitung der Wolga-Tataren in Russland 14 Tuchfabriken, 2 Papierfabriken, 1 Parfumeriefabrik und 23 Seifenfabriken; und was die moslimischen Kapitalisten Russlands anbelangt, so erfahren wir aus genannter Quelle, dass es unter ihnen 11 Millionäre und viele andere nicht weniger reiche Männer gibt — ja in Sibirien und in Orenburg zählt man 6 mohammedanische Millionäre zu den grössten Bergwerkbesitzern. Hat nun einmal der Tatare das ihm vorschwebende Ideal des Wohlstandes erreicht, so stellt sich sofort der den Orientalen eigene Hang zum Nichtsthun ein, er gibt sich dann gern den religiösen Betrachtungen hin, unternimmt auch eine Reise zum Grabe Mohammed's, um dann als Hadschi alt und wohlbeleibt der Ehre und Achtung seiner Mitbürger theilhaftig zu werden und in den ewig grünen Fluren des Dschennets (Paradies) sich einen Sitz zu sichern.

Die Religion ist besonders die mächtigste Triebfeder in allen seinen Lebens- und Denkweisen. Als Sunnite vom reinsten Wasser bekennt er sich zur Sekte der Hanefiten, und gleicht bezüglich seines Religionseifers eher den Rechtgläubigen Centralasiens als denen der Türkei und Arabiens. Die Ursache dieser Erscheinung liegt erstens im Nationalcharakter dieses Volkes, da der sesshafte Türke im allgemeinen, als ein strengerer, d. h. blinder Glaubensmann, von jeher allen Speculationen aus dem Wege gegangen und selbst den leisesten Anflug einer Freidenkerei gemieden hat. Zweitens wurde infolge des Erstarkens des Schiismus die eigentliche Islamwelt in zwei Theile zerrissen, von welchen der westliche, sei es wegen der vielen christlichen Elemente, die er in sich aufgenommen, vielleicht auch wegen der grössten Geistesrührigkeit der Araber, sich häufig solchen Deuteleien hingab, die das stramme Einhalten gewisser Satzungen schon im vorhinein unmöglich machten, während der östliche Theil, kraft der Unbildung und Roheit seiner Bekenner, Jahrhunderte hinaus noch in der Glaubensfeste der ersten Periode sich befand und sich noch heute befindet. Nun hat aber der Islam an der mittlern Wolga immer mehr zur östlichen als zur westlichen Fraction sich hingeneigt. Schon die ersten Sendboten von Bagdad ins alte Bolgar hatten ihren Weg nicht über Derbend, sondern über das alte Ürgendsch durch die heutige Kirgizensteppe genommen, auch spätere Reisende waren auf diesem Wege dahin gelangt, so wie im allgemeinen der Handel und Wandel zwischen den Völkern an der mittlern Wolga und dem übrigen Asien eigentlich nur auf der südöstlichen und östlichen Verkehrslinie sich entfaltet hatte. So kam es, dass schon das alte Bolgar nur via Charezm und Bochara seine Communication mit dem Islam aufrecht zu halten im Stande war und im 11. und 12. Jahrhunderte von dem Bildungslichte der Charezmiden und Samaniden beeinflusst worden ist. Hierin trat nun selbstverständlich, nachdem die Culturstätten am Oxus und am Zerefschan zerstört worden, keine Aenderung ein, denn die Mongolen, anfänglich die erbitterten Erzfeinde des Islams, hatten trotz der Bekehrungsversuche des Papstes und des Königs von Frankreich doch schliesslich den von ihnen zumeist angefeindeten Glauben angenommen und bald darauf das Andenken jener Religionsmänner verehrt, die sie selbst todtgeschlagen hatten. Das Chalifat verschwand von den Ufern des Tigris, um an den Ufern des Nils aufzutauchen, und die aus den Ruinen Bolgars

entstandenen neuen Centren an der Wolga konnten nach kurzer Unterbrechung von der bald wieder neu angezündeten Fackel der Religionsbildung in Centralasien das nöthige Licht erhalten. Der Feldzug Timur's, obwol verhängnissvoll für das kiptschakische Reich, hatte im Grunde genommen die Bande zwischen den Wolgamoslimen und Turkestaner noch mehr befestigt, und als Iwan der Schreckliche 1556 Kazan eingenommen und mit unerhörter Strenge gegen die Bekenner des Islams vorging, da vermochten selbst die grausamsten Maassregeln es nicht mehr, den tief und mächtig wurzelnden Baum des Mohammedanismus zu erschüttern, geschweige denn zu stürzen. Wol wurden auf Befehl des schrecklichen Zars Mohammedaner gewaltsam zur orthodoxen Kirche bekehrt — es sind dies die sogenannten Kereschen oder christlichen Tataren, von denen noch weiter unten die Rede sein wird —, man hatte den Neophiten alle möglichen Vorrechte eingeräumt, ja man ging gar so weit, dass man im Weichbilde der Stadt Kazan keine Moschee duldete, denn bis zum Ende des 16. Jahrhunderts gab es in Kazan factisch keine Moscheen[1] und die Mohammedaner mussten in einem abgesonderten Stadtviertel leben.

Doch gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts machte das geistige Uebergewicht der Moslimen über die Andersgläubigen sich schon merklich fühlbar, denn es gab um diese Zeit im Gouvernement von Kazan schon 250 Moscheen[2], und wenngleich die Russen alle möglichen Maassregeln zur Verhinderung der moslimischen Propaganda gebrauchten, z. B. das Verbot, eine Moschee zu bauen dort, wo nicht eine gewisse Anzahl von ansässigen Mohammedanern nachgewiesen werden konnte, so half dieses alles nichts, denn infolge der Gewalt, mit welcher man die stille Glut zu unterdrücken suchte, schlug das Feuer um so höher empor, und nicht nur machte der Islam fortwährend Proselyten unter Baschkiren, Tschuwaschen und Kirgizen, sondern es gelang ihm selbst unter den mit grossen Privilegien ausgerüsteten Kereschen sich Anhänger zu verschaffen, die trotz aller Vorrechte lieber das Joch der christlichen Herrscher sich gefallen liessen, um nur zum Glauben ihrer Väter zurückkehren zu können. Es ist daher leicht erklärlich, dass mit Veröffentlichung des auf die Religionstoleranz

[1] Rittich, S. 6.

[2] Ebend.

bezüglichen Ukas von 1773 der Sache des Islams von russischer Seite der grösste Vorschub geleistet wurde. Die Zahl der Moscheen und der Mollas unter Baschkiren und Kirgizen vermehrte sich zusehends, und wenn man gleich 1788 in Ufa eine mohammedanische Synode einsetzte und die Hoffnung nährte, dem Islam hiermit einen russisch-officiellen Anstrich zu geben, ungefähr in der Art und Weise, wie dies später in Etschmiadzin mit dem armenischen Patriarchate gelang, so musste es sich bald herausstellen, dass man die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und dass Mohammedaner, ob Tataren, Baschkiren oder Kirgizen, mit ihren Tendenzen nach einer ganz andern Richtung hin gravitiren. Katharina II., die Urheberin dieses Edicts und dieser Synode, hatte allerdings die Genugthuung, durch die Verbreitung des Islams die Sittenroheit der Nomaden einigermassen zu mildern und sie, allerdings nur sporadisch, zur sesshaften Lebensweise zu bewegen, doch die Idee eines russischen Islams schlug gänzlich fehl, und zwar aus folgenden Ursachen:

1) kann und darf der Islam freiwillig nur die Herrschaft des rechtmässigen Chalifen sich gefallen lassen, und wenngleich er, aus der Nothwendigkeit ein Gesetz machend, in weltlichen Dingen einem andersgläubigen Herrscher gehorcht, so wird er es in Religionssachen nimmer thun;

2) war die Moslimwelt an der Wolga, wie wir dies schon hervorgehoben, mittels hundertfacher Fäden an Centralasien, an diesen Focus des innerasiatischen Islam gebunden. Vor allem war der Handelsverkehr zwischen Russland und Turkestan von jeher in den Händen der Kazaner Tataren, die als Agenten der russischen Häuser, oder auch auf eigene Rechnung in Bochara sich monatelang aufhielten und dort an der Quelle des Fanatismus jenen belebenden Geist des Glaubenseifers schlürften, der sie gegen alle Insinuationen seitens des fremdgläubigen Herrschers gefeit hatte. Mit diesen Kaufleuten kamen jahraus und jahrein wissensdurstige Jünglinge an die berühmten Hochschulen am Zerefschan, wo ihnen Freiplätze reservirt wurden, Jünglinge, die dann später als fertige Mollas an die Wolga zurückgekekrt eine Glaubenswelt schufen, die ganz der mittelasiatischen ähnlich war;

3) hatte sich hierzu noch der im 18. und 19. Jahrhundert eingetretene regere Verkehr zwischen Russland und dem türkischen Kaiserreiche gesellt, infolge dessen die Zahl der Mekkapilger bedeutend zunahm und der in die russische Armee eingereihte

Tatare von der Existenz einer moslimischen Macht augenfällige Beweise bekam. Dass diese Macht von den russischen Waffen eine Schlappe nach der andern erlitt, das musste bei den Moslimen Russlands eher die Gefühle des Mitleids mit den Religionsgenossen als die der Bewunderung für den christlichen Sieger erwecken.

Es ist ein stehender Grundsatz in ihrer Religion, dass die Welt das Gefängniss der Rechtgläubigen und das Paradies der Ungläubigen ist, und je mehr Russland den ottomanischen Kaiserstaat erniedrigte, desto höher stieg die Sympathie der Kazaner Tataren für den so hart geprüften Stammes- und Religionsbruder.

So ist es gekommen, dass die Moslimen an der Wolga, weit entfernt, durch die Toleranz für Russlands politische Interessen gewonnen zu werden, in der Neuzeit mit noch engern Banden an die übrige Islamwelt gekettet worden sind. Heute werden die kazaner Mollas nicht nur in Bochara, sondern in Konstantinopel, Kairo und Medina gebildet, und die Folge dieser neuen Richtung lässt sich denn auch in der rapiden Zunahme der Moscheen im Gouvernement von Kazan und in dem blühenden Zustande des moslimischen Schulwesens am besten wahrnehmen. Während 1833 die Zahl der Moscheen im Gouvernement von Kazan auf 688 sich belief, stieg diese schon im Jahre 1868 auf 729, sodass seit dem Jahre 1781, also folglich während 87 Jahren, eine Zunahme von 479 Moscheen zu registriren ist, wobei ungefähr 5 auf jedes Jahr fallen. Wenn wir nun die Seelenzahl der Mohammedaner Kazans in Betracht ziehen, so fällt auf je 619 Seelen, richtiger auf je 310 Männer, denn die Frauen besuchen nicht die öffentlichen Bethäuser, eine Moschee, was in Anbetracht des entsprechenden Verhältnisses bei den dortigen Christen, wo auf je 1420 Seelen eine Kirche kommt, in der That nicht genug bewundert werden kann.[1] In ähnlicher Weise verhält es sich auch mit den Schulen, die bekanntermassen überall ein Pendant zu den Moscheen bilden und dabei noch aus selbständigen Anstalten bestehen, und wo, abgerechnet von dem Privatunterrichte, den die Mädchen erhalten, auf je 119 Kinder männlichen Geschlechts eine Schule kommt. Dass diese Schulen einen streng moslimischen Zuschnitt haben und von der Leitung des russischen Unterrichtswesens sich nicht im mindesten beeinflussen

[1] Vgl. Rittich, S. 14, 15.

lassen, das liegt ganz in der Natur der Sache. Die grösste Sorgfalt wird in denselben aufs Koranlesen, Schreiben und Rechnen verwendet und es sind, wie die Mektebs im allgemeinen, nur Religionsschulen, in welchen nur ausnahmsweise ein von Mohammed Efendi verfasstes Buch: „Anleitung zum Handel", gebraucht wird. Bei den Sprachstudien wird aufs Arabische und Persische das Hauptaugenmerk gerichtet, die Muttersprache ist, wie bei Özbegen und Osmanen, ganz vernachlässigt, und im Mekteb Russisch zu lernen, wäre geradezu eine Sünde, obwol der Tatare häufig aus dem Umgange das Russische doch schliesslich erlernt und dasselbe mit fremdartigem Accente aber doch geläufig spricht. Die Zahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen unter den Kazaner Tataren zeigt daher einen solch niedrigen Procentsatz, der selbst in Frankreich und in England nicht nachgewiesen werden kann, und nichts kennzeichnet so sehr den Werth, den man auf dieses Postulat der Bildung legt, als die Verachtung und Geringschätzung, welche dem des Schreibens und Lesens Unkundigen seitens seiner Mitbürger zutheil wird. Als eine andere Illustration dieses Verhältnisses sei noch angeführt, dass aus der 1802 in Kazan errichteten Typographie für orientalische Sprachen bisjetzt eine Million Exemplare verschiedener Schriften und Bücher zumeist religiösen Inhalts hervorgegangen, und dass im Jahre 1869 von dem Elementarbuch Heftjak (هفتياك) allein 40000 Exemplare gedruckt worden sind. Dieses Institut, in welchem tatarische Setzer sich besonders auszeichneten, versieht mit seinen Drucksachen nicht nur die Moslimen Russlands, sondern einzelne Werke haben sogar bis Mittelasien und Indien Verbreitung gefunden. Es lag wahrscheinlich in der Absicht der russischen Regierung, mittels dieser Druckerei wissenschaftliche Werke gemeinnützigen Inhalts zu verbreiten, doch ist dieses Bestreben erfolglos geblieben, denn während z. B. die stambuler Druckereien in den letzten Jahrzehnten eine bedeutende Anzahl von türkischen Uebersetzungen europäischer Werke wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts herausgaben, hat man in Kazan bisjetzt sich ausschliesslich mit Koranauslegung, Theologie u. s. w. abgegeben. Russische Bücher sind ins Tatarische fast gar nicht übersetzt worden.[1]

---

[1] Als eine Ausnahme wollen wir anführen das im Jahre 1872 in Kazan gedruckte Buch بليك بالالار اوقور اوچون چيقارلغان كتاب, d. h. Wissenschaft, oder ein Lehrbuch für die Jugend, in welchem Naturgeschichte,

Aus den vorhergehenden Bemerkungen über Schulen, Moscheen und Religionstendenz der Kazaner Tataren wird der Leser ohne weiteres zur Ueberzeugung gelangen, dass die Moslimen Russlands nach einem mehr als 300jährigen Zusammenleben mit den nordöstlichen Repräsentanten der christlichen Bildungswelt weder in dem strammen Conservatismus der Asiaten im allgemeinen, noch in der von dem moslimischen Fanatismus ausfliessenden Denkungsweise im mindesten erschüttert worden sind, und in nichts, ja in gar nichts den Culturbegriffen ihrer Beherrscher sich genähert haben. Einzelne leichtlebige Tataren mögen wol den Religionsvorschriften zum Trotz in den russischen Restaurationen sich öffentlich delectiren, so wie einzelne Tatarinnen Theater und Bälle besuchen und dabei sich ihrer Schleier entledigen [1], doch darf dies noch nicht als ein Einlenken in die Bahn der Neuerungen oder Europäisirung ausgelegt werden, denn die stambuler Efendis und Hanums (Damen) lassen sich schon seit 30 Jahren derartige und noch viel grössere Einbrüche gegen das Gesetz zu Schulden kommen, ohne dass hierdurch den eigentlichen Reformen Vorschub geleistet worden wäre. Was sich dem Russenthume freiwillig genähert und in demselben auch später aufgegangen ist, beschränkt sich zumeist auf einzelne Mitglieder aus der ehemaligen Herrscherfamilie Kazans, wie es noch heute nur Söhne der Chane und Bege sind, die, in Petersburg erzogen, das Christenthum annehmen und aus Emin, Weli-chan, Ismail u. s. w. Eminoffe, Welichanoffe und Ismailoffe werden. Beim Gros des Volkes ist der Uebertritt zur orthodoxen Kirche unerhört, ebenso wie der Moslim Indiens nie Protestant wird, trotzdem auf der einen sowol als auf der andern Seite das Missionswesen jetzt schon schwere Millionen verschlungen hat. Uebrigens dürfen die russischen Politiker auf eine Europäisirung der Tataren noch keine allzu sanguinische Hoffnung setzen, denn weit entfernt, eine Russificirung herbeizuführen, wird jede Reform auf diesem Gebiete das nationale Selbstbewusstsein erwecken, wie wir dies bei den Armeniern und Georgiern im Kaukasus sehen, und wie der Mohammedaner Hindostans nur mittels der von Eng-

---

Geographie und russische Geschichte in recht fasslicher Weise erklärt wird, ob und welche Verbreitung dieses Buch bisjetzt gefunden hat, ist jedoch noch immer fraglich.

[1] Rittich, S. 17.

land geförderten Cultur auf die Idee einer nationalen Selbständigkeit gelangt ist. Absorbiren lassen sich nur ganz ungebildete Elemente, die Cultur aber, besonders die moslimische, wird stets ein Hemmniss für die diesbezüglichen Absichten der christlichen Mächte sein.

Um nun auf das Sittengemälde der Kazaner Tataren zurückzukehren, wird man es wol begreiflich finden, dass in demselben hauptsächlich jener Zug zum Ausdruck gelangt ist, welcher mehr oder weniger im Leben sämmtlicher moslimischer Völker vorherrscht, mit dem Unterschiede jedoch, dass hier trotz einer jahrhundertelang dauernden sesshaften Lebensweise und trotz des tief eingedrungenen moslimischen Geistes eigentlich doch mehr türkisch-nationale Momente sich erhalten haben als z. B. bei den Osmanen und Azerbaidschanern. Angesichts der strengen Absonderung beider Geschlechter ist es auch hier Sitte, dass die Ehe nur durch Vermittelung anderer zu Stande kommt, und wie der Osmane durch die Saudschi-chatun (Liebesbotin), so lässt der kazaner Jüngling durch irgendeine Beschauerin sich seine Zukünftige auswählen. Nachdem die ersten Pourparlers unter den Aeltern erledigt, d. h. nachdem die Höhe des Kalims oder des Brautpreises — hier von derselben Wichtigkeit wie bei den Nomaden — festgesetzt worden ist, findet die Verlobung im Hause des Mädchens statt, welchem nach dem üblichen Gebete der Segenstrunk, also wieder eine alttürkische Sitte, dargereicht wird, und wenn dasselbe den Becher annimmt, so hat es seine Einwilligung öffentlich kundgegeben. Zuerst wird eigentlich das Mädchen befragt und erst dann holt der Molla die Einwilligung des jungen Mannes ein. Der Kalim macht bei den reichern Tataren oft 1000 Rubel aus, doch wird nur die Hälfte von den Aeltern der Braut in Anspruch genommen, denn die andere Hälfte wird auf die Ausstattung der letztern verwendet. Zwischen der Verlobung und der Hochzeit lässt man oft mehrere Tage, auch Wochen verstreichen, doch nehmen schon acht Tage zuvor die Festlichkeiten ihren Anfang, welche aus Schmausereien bestehen, die seitens des Bräutigams den männlichen, seitens der Braut den weiblichen Gästen veranstaltet werden. Das erste Gericht bildet immer Honig und Butter, welche, auf weisses Brot gestrichen, für einen besonders beliebten Leckerbissen gelten. Hierauf folgt nun eine lange Reihe oft aus 20 Schüsseln bestehender Speisen, denen insgesammt weidlich zugesprochen wird, und wobei als Zeichen des Sattseins das

laute Rülpsen nicht fehlen darf. Am eigentlichen Hochzeitstag schickt der Bräutigam seiner Braut den officiellen Zuber mit Honig und Butter. Die Trauung, bei welcher nur die Männerwelt zugegen ist, beginnt beim Erscheinen der Mollas. Zuerst wird ein Mahl verabreicht, bei welchem die Gäste die üblichen Geldspenden auf das Tischtuch legen, welche gesammelt durch den Vater der Braut übergeben werden. Eigentlich sollen die Geldspenden am Grunde jenes Bechers dargereicht werden, aus welchem die Braut den Segenstrank trinkt, doch ist hiervon in der Neuzeit abgegangen worden. Braut sowol als Bräutigam sind bei der eigentlichen Trauung abwesend, und erst nachdem ihre Einwilligung durch Vertrauenspersonen eingeholt worden ist, liest der Molla das Trauungsgebet vor; nur die Aeltern werden in Anwesenheit der Gäste befragt und nachdem der Vater des Mädchens „ich gebe" und der Vater des Bräutigams „ich nehme" gesagt, ist der Ehebund als geschlossen betrachtet. Haben sämmtliche Gäste sich entfernt, so wird der Bräutigam ins Brautgemach geführt, in welchem das junge Paar vier Tage lang, ohne sich eine Minute entfernen zu dürfen, bleiben muss. Erst nach Verlauf dieser vier Tage kehrt der junge Ehemann heim, doch seine Frau bleibt im Aelternhause nicht blos wochen-, monate-, sondern bisweilen auch jahrelang zurück, indem das eigentliche Zusammenleben dann erst beginnt, wenn der Mann sein zukünftiges Heim solidarisch begründet hat und die Seinigen zu ernähren vollauf im Stande ist. Diese Sitte existirt auch bei den Turkomanen, doch wird ihr daselbst eine andere Bedeutung zugeschrieben. Wenn die junge Frau ihr älterliches Haus endgültig verlässt, so erhält sie zuletzt noch den Besuch ihrer Freunde und Verwandten, die ihre Aussteuer noch einmal besichtigen und auf die Truhen kleine Silbermünzen niederlegen. Während der mittlerweile angelangte junge Ehemann sammt den Seinigen von den Schwiegerältern bewirthet wird, rüstet die Frau sich zur Abreise, macht ihre Toilette, und nachdem die Effecten auf den Wagen geladen und dem Pferde am Kummet ein weisses Hemd aufgebunden wurde, nimmt die Frau mit der Liebesbotin im Wagen, der Mann aber auf dem Bocke seinen Sitz ein, und unter den üblichen Segenswünschen geht es der neuen Heimat zu.[1]

---

[1] In Erdmann's bereits erwähnter Arbeit ist die Ehe ausführlich be-

Bei Geburt und Tod sind die Gebräuche fast dieselben wie bei allen sesshaften Mohammedanern; so werden auch die Feste Kurban-Bairam und Ramazan-Bairam in derselben Weise begangen wie in Bochara und Stambul, und was den Namen Nationalfest einigermaassen verdienen würde, das bezieht sich auf den Sapan und Dschüjün, bei denen übrigens nur der Name fremd, die dem Grundwesen nach aber mit den Festen anderer Türken identisch sind.

Der Sapan, der Wortbildung nach Pflug, ist eigentlich ein landwirthschaftliches Fest, welches beim Beginn des Frühlings gefeiert wird und aller Wahrscheinlichkeit nach eine Reminiscenz an das altiranische Noruz ist, welches bekanntlich von sämmtlichen Türken begangen wird. Es ist eigentlich das Fest der Männer, die auf irgendeiner grünen Wiese sich versammeln, während ihre Frauen in einiger Entfernung in den Zelten nur als Zuschauer theilnehmen. Die Unterhaltung beginnt mit Gesellschaftsspielen, von denen folgendes seiner Originalität halber erwähnt zu werden verdient. Einige der Spieler legen sich nämlich mit dem Bauche auf den Boden und werden mit einer Haut zugedeckt; sie halten einen Strick in der Hand, an welchem die Hand des Ataman (Hetman) gebunden, und den sie bei ihren Bewegungen nicht beengen dürfen. Die Pflicht des letztern ist, die Liegenden gegen die Schläge der Gegenpartei zu schützen, wobei es vorkommt, dass er im Feuer des Spieles auf den Seinigen herumspringt und tritt. Nach längerm Ringen wird er jedoch ohnmächtig, seine Partei wird geschlagen und muss sich erheben, worauf nun die andere Partei sich niederlegt und denjenigen zum Ataman wählt, dessen Hiebe die Gegner zum Weichen gebracht. Es gibt noch andere Spiele und Belustigungen, die den übrigen Türken fremd und vielleicht slawischen und ugrischen Ursprungs sind, nach denen das eigentliche Zechen, Singen und Tanzen seinen Anfang nimmt.

Bezüglich des vorerwähnten Spiels berichtet Erdmann in einer mehr detaillirten Weise Folgendes:

„Der Abwechselung wegen veranstaltet man zuweilen, obgleich selten, noch folgendes Spiel. Vier oder mehrere Tataren legen

---

schrieben, doch enthalten die dort angeführten Details wenig türkische Eigenheiten und beziehen sich auf die Welt des Islam im allgemeinen.

sich dicht nebeneinander mit dem Bauche platt auf die Erde nieder und bedecken sich mit einer breiten, dichten Haut oder einem Rinderfelle. Ein anderer Tatar, welcher in diesem Spiele den Ehrentitel Räuberhauptmann (Ataman) führt, muss die auf der Erde Liegenden, welche ihn an einem an seine linke Hand gebundenen Strick halten, vor den Anfällen anderer schützen, welche von allen Seiten mit Plumpsäcken, die sie aus ihren Gürteln geflochten haben, so heftig wie möglich auf sie loszuschlagen sich bemühen. Der Ataman sucht auf jede Art und Weise irgendeinem der Angreifenden einen Schlag zu versetzen; aber dies gelingt ihm nicht so leicht, weil die Angreifer, nachdem sie ihre Schläge ausgetheilt haben, sogleich wieder fortlaufen können, er aber mit dem Stricke ihnen nicht weit zu folgen vermag. Oft springt er auf die mit der Haut Bedeckten, springt über sie, und trifft er jemand, so schlagen die übrigen so hart auf die Liegenden, dass sie aufstehen müssen. Die Angreifer legen sich dann an die Stelle der früher Angegriffenen hin.

„Oder auch: zwölf, funfzehn, zwanzig Männer sitzen im Kreise herum, jeder in einer Entfernung von zwei Schritten von dem andern. Einer steht hinter dem Kreise mit einem ziemlich grossen, aus verschiedenen tatarischen Kleidungsstücken in Form eines Balls gemachten Bündel, übergibt dieses einem der in dem Kreise Sitzenden und tritt selbst auf drei Schritte zurück. Der Empfänger wirft dasselbe dann einem dritten, dieser einem vierten u. s. w. zu, sodass es rund im Kreise umherfliegt, während der hinter dem Kreise sich Befindende beständig hinter ihm herläuft und sich bemüht es aufzufangen. Gelingt ihm dies, so nimmt er die Stelle dessen ein, dem er es aus der Hand gerissen hat, und dieser die seinige. Jedoch sind hier folgende Bedingungen gestellt. Keiner der in dem Kreise Sitzenden darf das Bündel weiter als zu seinem Nebenmanne werfen, es muss von Hand zu Hand fliegen, und der Läufer darf es nur bei jemand auffangen, nicht aber im Fluge erhaschen oder von der Erde aufnehmen, wenn es zufällig auf dieselbe gefallen ist. Aber auch hier finden nach getroffener Uebereinkunft Ausnahmen statt, besonders wenn der Läufer sich seiner Gewandtheit zu sehr rühmt, oder wenn es ihm an dieser fehlt. Dieses Spiel gewinnt nur dann einiges Interesse, wenn alle in demselben gewandt sind und alle Ausnahmen als Regel gelten."

Das Dschüjün, der Wortbedeutung nach Fest im allgemeinen, vgl. osmanisch دوكون düjün, wird weniger in der Stadt Kazan als auf dem Lande gefeiert und zwar im Monat Juli. Dieses Fest, welches noch die Namen Tenber (?), Katschaldschar (?), Biktan (?) u. s. w.[1] führt, ist seinem innern Wesen nach mit dem Geiste des Islams in vollem Widerspruche, denn es stellt eigentlich ein tatarisches Gretna-Green vor, ein Fest, an welchem die Jugend beider Geschlechter frei miteinander verkehrt, und das häufigen Anlass zu Eheschliessungen gibt. Das Dschüjün ist viel belebter als das Sapan, indem die Dorfleute an demselben sich zu Tausenden betheiligen. Unter Laubzelten werden verschiedene Leckerbissen zur Bewirthung der Damenwelt verkauft, die Musik spielt ununterbrochen und bei den monotonen Tönen der Kurajdsche (Flöte) singt, tanzt und jubelt die Jugend ohne Unterlass, natürlich getrennt voneinander, denn den Mollas ist dieses Fest ein Dorn im Auge und es scheint seinem Ursprunge nach entweder den Tschuwaschen oder gar den Russen entlehnt worden zu sein. Soweit uns bekannt, kommt es nirgends unter moslimischen Türken vor.

Die Literaturverhältnisse der Kazaner Tataren unterscheiden sich wenig von denen der übrigen Türken, wo die Religionsbildung tonangebend ist. Es wird nämlich zumeist die Theologie cultivirt, man befasst sich mit dem Studium der arabischen und persischen Sprache und vernachlässigt, wie leicht erklärlich, sowol die Pflege des nationalen Idioms als auch die heimatliche Geschichte, obwol es an nationalen interessanten Abhandlungen über die Vergangenheit nicht mangelt. Das Gebiet, auf welchem noch einigermaassen nationales Leben pulsirt, erstreckt sich zumeist auf die Volkspoesie, ein einfaches, unverkünsteltes Erzeugniss der Volksmuse, die von den gleichen Producten Persiens und der osmanischen Türken auch schon deshalb vortheilhaft absticht, weil in denselben weniger der fremde Geist zum Ausdruck gelangt ist. Um dem Leser einen Blick in die Volkspoesie der Kazaner Tataren zu verschaffen, lassen wir eine kleine Sammlung von Gedichten folgen, die, aus vierzeiligen Strophen bestehend, einem 1852 in Kazan erschienenen Elementarlesebuch entnommen sind. Diese Verse ähneln in vielen Punkten den andererseits veröffentlichten Gedichten der Baschkiren, was auch auf den hier und da sich zeigenden gemeinsamen Ursprung hindeutet.

Ich will girren, wenn du es wünschest;
Für dich, meine Herzensseele,
Will ein Sprosser werden und singen ich.

In Glanz gebadet geht die Sonne auf,
Wenn die Mädchen ihre Zöpfe flechten,
Mein Körper, meine Seele erfreut sich,
Wenn ich dein mondähnliches Angesicht sehe.

Schneeweiss ist meine Hand,
Gestern hab' ich sie mit Seife gewaschen
Um den Jüngling, den ich gesehn,
Brennt vor Begierde mir mein Herz.

Wenn ich den Namen „Jüngling" höre,
Verwirrt sich mir mein Herz,
Wenn der Mädchen Arm mich berührt,
Wird wachsweich mein Gebein.

Hoch in den Lüften fliegt der Adler,
Seiner Fittiche Spitzen weit ausbreitend,
O eile nicht fort, mein Herzchen,
O lasse mich allein nicht hier zurück.

O setze der heisstrahlenden Sonne
Dich nicht aus, denn sie brennt dich;
Werden andre deine Herzensgeliebte dir nehmen,
Wirst aus Gram ins Feuer du springen.

Von Wolken bedeckt ist die Sonne,
Uns stellen Feinde nach,
Es möge der Allmächtige gnädig sein,
Und der Feind, er wird zermalmt.

Es girrt die wilde Taube,
Sie kennt keinen Herbst, keinen Sommer;
Wol spricht die Welt von uns,
Doch was sie gesehen, dass weiss sie nicht.

Ihr fordert mich zum Liede auf;
Ein Sänger bin ich nicht,
Doch wollt' im Gesang' ich mich zeigen,
So würd' so manchen Sänger ich übertreffen.

Auf hoher Berge Gipfel
Hat der Habicht sein Gefieder abgestreift;
Wenn du schluchzest, erinn're dich meiner,
Denn ich bin's, der deiner gedacht.

O Herzchen, kohlenschwarz sind deine Haare!
Hast du sie etwa mit Nelkenfett geschmiert?
O Herzchen, wunderschlank ist dein Wuchs!
Bist du etwa Aepfel essend aufgewachsen?

Heute Nacht hab' ich in meinem Traume
An meiner Seite meine Schöne gesehn,
Erwachend war sie aber schon verschwunden,
Und gebrochen war mein Gemüth.

Spät zur Mitternachtszeit
Klagt der Sprosser auf seinem Sitze:
„Bleibe nicht ohne Freund und ohne Vergnügen,
Zur Zeit, wenn du aufgewachsen!"

Den singenden Kukukvogel
Würd' ich nicht verscheuchen, sollt' ich ihn sehn.
Könnte mein Heimatsland ich einmal sehn,
Selbst wenn ich sterbe, ich bereut' es nicht.

Es reifet die Erdbeere heran,
Wenn die Sonne heisser strahlt;
Die Mädchen, sie lieben den Jüngling,
Wenn der Flaum am Schnurrbarte erglanzt.

Es fallen die Blätter zu Boden,
Wenn der rauhe Herbstwind weht;
Ihrer eingedenk welke ich auch,
Siecbe und verkomme in fremdem Lande.

Wenn hell die Luft, so wird es kalt,
Wenn umwölkt, so wird es warm;
Den theuern Heimatsboden,
Den vergisst doch nur der blöde Mensch.

Ein Leinwandhemd liess ich mir näh'n,
Um es jeden Feiertag anzulegen;
Gott, er hat es wol bestimmt,
Dass die Schönen sehend wir in Flammen gerathen.

Geht mein Freund auf die Gasse hinaus,
Sieht alle Welt ihm staunend an;
Geht mein Freund auf den Markt hinaus,
Nehmen alle Herren den Hut herunter.

Von hohen, hohen Häusern
Steigt haardünn der Rauch empor,

Kommen meine Aeltern mir in den Sinn,
So werden aus Gram tagelang mir die Nächte.

Was wir bisjetzt von den Kazaner Tataren berichtet, bezieht sich ausschliesslich auf die mohammedanische Fraction dieses Volkes. Es gibt aber ausserdem noch christliche Tataren, die sich selbst Kereschen, vom russischen kreschtschen = getauft, nennen und der überwiegenden Anzahl nach der orthodoxen Kirche kurz nach der Eroberung Kazans gewaltsam einverleibt worden sind. Zu diesen gesellen sich noch jene allerdings sehr selten vorkommenden Bekehrungen aus der Neuzeit, mit deren christlichem Religionseifer es aber nicht weit her ist, denn nach Rittich[1] sind diese Neubekehrten fast durchweg verkappte Mohammedaner und kehren, wenn unbeachtet, bald wieder in den Schos des Islams zurück. Die Kereschen wohnen heute in folgenden Bezirken des Gouvernements von Kazan:

in Mamadisch . . .	13942
„ Laischew	8150
„ Tschistopol . . .	3292
„ Kazan	1601
„ Tziwil	916
Summa:	27901.[1]

Sie unterscheiden sich, was die äussere Erscheinung anbelangt, nur wenig von ihren moslimischen Brüdern, zu welchen sie übrigens trotz der mächtigen Scheidewand der Religion in näherer Berührung stehen als zu den Russen, und Heirathen zwischen Russen und christlichen Tataren sollen äusserst selten vorkommen, hingegen um so häufiger zwischen letztern und den christlichen Tschuwaschen, Tscheremissen, Wotjaken und Mordwinen. Es könnte vielmehr behauptet werden, dass die Kereschen anstatt durch Vermittelung des russischen Christenthums dem Russenthume sich zu nähern, eben im Gegentheil viel tatarischer geblieben sind als ihre moslimischen Brüder, was namentlich

---

[1] Rittich nach Malow's statistischen Daten bezüglich der christlichen Tataren.

mit Bezug auf gewisse Sitten und besonders hinsichtlich der Sprache gesagt werden kann, die, weil den moslimischen Culturcinflüssen weniger ausgesetzt, nicht so viel arabisch-persische Elemente angenommen hat und daher sich auch reiner erhalten konnte. In der Neuzeit ist die russische Regierung bestrebt, diesen christlichen Tataren mittels einer in Kazan errichteten und von Ilminski und Radloff geleiteten Missionsschule einen höhern Grad von Bildung zu verleihen, wahrscheinlich in der Hoffnung, aus den dort herangebildeten Jünglingen tüchtige Missionare zur Bekehrung der moslimischen Tataren zu machen. Um die Satzungen des Christenthums mundgerechter zu machen, hat man Psalmen, Hymnen u. s. w. ins Tatarische übersetzt und will sozusagen die russisch-orthodoxe Religion auf einem national-tatarischen Präsentirteller darreichen. Bei all dem Eifer und ausgezeichneter Befähigung der genannten Vorsteher scheint uns jedoch das Endresultat von sehr problematischer Natur, denn erstens haben christliche Missionen bisher im Islam nie und nirgends besondere Erfolge aufzuweisen, und zweitens ist der kazanische Tatare von seiner geistigen und moralischen Superiorität gegenüber dem russischen Bauer und Handwerker dermaassen überzeugt, dass der Uebertritt in seinen Augen für gleichbedeutend mit Verfall und Selbsterniedrigung erscheinen muss. Was dem bedeutend höher stehenden anglikanischen Missionar in Indien und dem französischen in Algier nicht gelingen kann, das wird wol dem tatarischen oder russischen Bekehrer noch weniger gelingen! Uebrigens ist es für den Ethnographen und Culturhistoriker von hohem Interesse, zu beobachten, wie andererseits wieder moslimische Neophyten, die ebenfalls ihre nationale Sprache beibehalten haben, den christlichen Bekehrungsversuchen seitens ihrer zu politischer Selbständigkeit gelangten Brüder energischen Widerstand leisten. Den Pomak im Balkan und den Bosniaken an der Drina laden heute ihre eigenen Brüder in der eigenen Muttersprache zur Lehre Christi ein, doch trotz des gemeinsamen Bandes der bulgarischen und bosnischen Sprache, trotz der Identität im körperlichen Habitus und in so manchen Sitten und Gebräuchen hat der Christ schon längst aufgehört, beim Pomaken und Bosniaken als Bruder zu gelten. Ebenso ist in umgekehrter Weise der Kereschen ein Wildfremder im Auge des moslimischen Kazaners und wird daher schwerlich ihn zum Uebertritt bewegen können. Eher ist wol das Gegentheil der Fall, denn nach den

russischen Berichten zu urtheilen, haben die Mollas viel mehr Erfolg unter den Kereschen als der orthodoxe Missionar unter den Moslimen aufzuweisen.

Was wir in diesem Abschnitte über Kazaner Tataren mitgetheilt, kann im weitern Sinne des Wortes auch auf die übrigen der Wolga entlang wohnenden und daher Wolga-Tataren genannten Türken angewendet werden. Wir haben uns des Ausdrucks „Kazaner Tataren" nur deshalb bedient, weil Kazan als das Bildungscentrum vor der russischen Occupation sowie nach derselben, ja selbst heute noch in nationalen und religiösen Dingen den tonangebenden Factor gebildet hat, und weil die Tataren an der Wolga bis zu deren Mündungen im Kaspisee, sowie deren Stammesgenossen oberhalb Kazans bis herunter nach Orenburg ihr gemeinsames Interesse mit denen der Kazaner stets identificirten. Dies kann jedoch nur mit Bezug auf das geistige und nicht auf das ethnische Leben der Wolga-Tataren gesagt werden, denn in letzterm Falle haben wir es mit einem solchen Völkergemisch zu thun, auf das theils die benachbarten Ugrier und Russen, theils Nogaier, Baschkiren, Kirgizen u. s. w. einen wesentlichen physischen Einfluss ausgeübt haben. Es wäre ein gewagtes Unternehmen, bei diesen zum Theil schon seit Jahrhunderten ansässigen Tataren das dem eigentlichen Urstoffe beigemischte fremde Element qualitativ und quantitativ nachweisen zu wollen, weil selbst der Kern, um welchen die spätern Elemente sich krystallisirten, dem Grundwesen nach aus einem Amalgam von Bulgaren mit Ugriern und Russen hervorgegangen war. An eine Einheitlichkeit der physischen Merkmale ist daher nicht im entferntesten zu denken. Was Pauli (S. 37) von den vier Gruppen, d. h. von der reintatarischen, tatarisch-mongolischen, tatarisch-europäischen und tatarisch-finnischen (ugrischen?) berichtet, ist keinesfalls geeignet, das ethnologische Räthsel zu lösen, da diese vier Kategorien oft bei einer und derselben Fraction, an einem und demselben Orte, ja in einer und derselben Familie sich vorfinden.

Ihrer Zahl nach wohnen die Kazaner oder Wolga-Tataren in folgenden Kreisen:

		Nach Radloff's Angaben in seiner „Ethnographischen Uebersicht der Türkenstämme".
Kazan	482809	482709
Orenburg	250000	—
Samara	105000	86223
Simbirsk	85000	93607
Wjatka	80000	89397
Saratow	50000	35000
Penza	45000	53725
Nischni Nowgorod	37000	32492
Perm	35000	23226
Tambow	13000	
Rjazan	5500	
St.-Petersburg	3500	
Im Gebiete der Don-Kozaken	600	
Kostroma	300	
Moskau	300	
	1,193009	

Fügen wir nun zu diesen die ebenfalls stark vermischten Tataren von Astrachan, welche Pauli unter dem Titel Tatar-Jurtoo und Jemeschni auf 10000 Seelen schätzt, sowie die andererseits erwähnten zu dem Stamme der Nogaier gehörigen 11000 Kunduren, so werden wir die Gesammtzahl von **1,214009** für die unter dem Sammelnamnen Kazaner oder Wolga-Tataren angeführten Türken erhalten.

Tschuwaschen.

1.

Diese dem Ursprunge nach meist räthselhafte Fraction des Türkenvolkes wohnt in dichten Gruppen in vier verschiedenen Gouvernements des südlichen Russlands, nämlich in dem von Kazan, Simbirsk, Orenburg und Saratow.[1] Am stärksten sind sie am rechten Wolgaufer in den Bezirken von Tziwilsk, Jadrin, Tscheboksari, Buinsk und Kozmodemjansk vertreten, während sie am linken Wolgaufer in beträchtlichen, aber minder dichten Gruppen in südöstlicher Richtung bis nach Orenburg sich hinziehen. Nach der Ansicht Sbojew's, des geistreichen Schriftstellers und gründlichsten Kenners dieses Volkes, hätte die Ansiedelung schon beim ersten Auftreten der Mongolen, circa 1236, stattgefunden, als letztere nämlich das Bulgarenreich über den Haufen warfen und die Tschuwaschen im Verein mit den Bulgaro-Türken zur Aufsuchung einer neuen Heimat die Wanderung theils nach Nordwesten theils nach Nordosten antraten. Diese Annahme hat allerdings nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich, und es muss jedenfalls auffallen, dass der Name der Tschuwaschen in den russischen Annalen erst 1524 auftaucht[2], im Zusammenhang mit der Erbauung der Stadt Wassilsursk. Ausführlichere Nachrichten von ihnen gelangen zu uns gelegentlich der Gründung von Swiaschsk im Jahre 1551, zu einer Zeit, als sie noch in den Banden tatarischer Knechtschaft schmachteten, die sie denn auch bis zur Annahme des Christenthums im Jahre 1743 ertragen mussten.

Nach einer Tradition sollen die Tschuwaschen schon von Iwan IV.

---

[1] Izsljedowanija ob inorodzach kazanskoi gubernij. W. Sbojew (Kazan 1856).

[2] Rittich, Materiali, II, 40.

sich die russische Unterthanschaft erbeten haben und zugleich auch die Erbauung eines Ortes, an welchem sie ihren Jasak (Tribut) entrichten wollten, zu welchem Behufe die Ansiedelung Sjürbijal[1] entstanden. Eine Abkürzung dieses Wortes, nämlich Sjürbi, dient noch heute den Tschuwaschen zur Bezeichnung der Stadt Tziwilsk, und Sjürbi oder Sjür-bu bedeutet Erdwall von sjür, sjir = Erde und Bü (Püwe) = Wall oder Damm.[2] Die Entstehung anderer Orte auf dem heute von Tschuwaschen bewohnten Gebiete, wie Buinsk, Sundir, Karamisch, Tarchan und Togai, datirt auch aus dem 16. und den darauffolgenden Jahrhunderten, obwol die Tschuwaschen im allgemeinen gewiss schon lange bevor sie unter russische Herrschaft geriethen, im strengen Sinne des Wortes sesshaft geworden und schon früh zu jenem eminent Ackerbau treibenden Volke heranwuchsen, als welches sie heute bekannt sind. Im grauen Alterthum sollen sie nach Aussage der allerdings dunkeln Tradition von der Vergangenheit in den unzugänglichen Waldschluchten sich aufgehalten und zumeist mit Jagd und Bienenzucht beschäftigt haben. Hat jemand seinen zufällig auf der Jagd befindlichen Nachbar besucht, so durfte er sich trotz Abwesenheit des Eigenthümers an Honig weidlich sättigen, musste jedoch als Zeichen der Dankbarkeit einen Pfeil in das Honiggefäss hineinstecken. Ackerbau betrieben sie damals noch wenig, da ihnen selbst die allerprimitivsten Gegenstände einer bessern Lebensweise unbekannt waren. Sie behaupten, vom Schwarzen Meere über Berge hergekommen zu sein, und bezeichnen Tschuwasch als ihren Urahnen. Nach Rittich[3] sollen von den ältern historischen Begebenheiten unter andern die Erinnerung an das harte Joch der Mangolen, an die Zeit ihrer ersten Bekehrung, an die Revolte des Pugatschew u. a. sich bei ihnen aufbewahrt haben.

Wieweit nun diese Sage von der alten Heimat am Schwarzen Meere und von dem Zuge über die Berge mit dem eigentlichen Thatbestand in Uebereinstimmung gebracht werden kann, ist schwer einzusehen, aber Thatsache ist es, dass die Tschuwaschen bei ihren

---

[1] Rittich, S. 41, schreibt sjür-bujal = 100 Zimmer, doch hat Zolotnitzky recht, wenn er die Ableitung des tschuwaschischen bu oder bü von pürt = Zimmer noch als zweifelhaft hinstellt.

[2] Diese richtige Etymologie gibt Zolotnitzky (Tschuwaschisch-russisches Wurzelwörterbuch, S. 266), und das tschuwaschische püwe kann in der That mit dem tatarischen بوكا büke = Damm verglichen werden.

[3] Rittich, S. 47.

Nachbarn noch immer als Gebirgsbewohner gelten; so werden sie von den Tscheremissen Kurukmari, d. h. Bergmensch, und in Orenburg Gebirgstataren, russisch gorni-tatar genannt. Und dass sie wirklich turko-tatarischen Ursprungs sind, erhellt selbst aus den sprachlichen Beweisen, von welchen noch weiter unten die Rede sein wird, zumeist aber aus ihrem Physikum.[1] Ihre Gesichtsfarbe ist der Mehrzahl nach schwarzbraun, ihr Körper von mittlerer Gestalt, ihre Augen braun oder schwarz, ihre Backenknochen sind etwas hervorstehend, die Stirn ist schmal, die Kopf- und Barthaare sind schwarz, der Gang schwerfällig, ein Kennzeichen der Türken im allgemeinen. In der Physiognomie der Frauen werden der schmale Schnitt des Auges und die hervorstehenden Backenknochen noch mehr auffallend, auch haben sie einen mehr watschelnden Gang. Was die Hautfarbe anbelangt, so ist sie viel weisser als die der Tataren, ja mitunter fahl, ein Umstand, der auf den ehemaligen Aufenthalt in den Wäldern zurückzuführen ist.

Mit Bezug auf die Kleidung kann Foldendes hervorgehoben werden. Die Tracht der Männer unterscheidet sich wenig oder gar nicht von der der dortigen russischen Bevölkerung, nur die Frauen, die bei den asiatischen Völkern überall durch strammern Conservativismus in den Sitten sich auszeichnen, haben in Schnitt und Verzierung einiger Kleidungsstücke so manche Eigenheit der ältern Sittenwelt noch aufbewahrt, namentlich ist dies bei den noch heidnischen Tschuwaschen am linken Wolgaufer der Fall, und besonders im Bezirke von Spassk, wo unter anderm die Kopfbekleidung, welche sie Chaschpa oder Choschpa nennen, sowol in der Wortbedeutung aus dem türkischen قاشباغ = Augenbrauenband, als auch in der Form an einen ähnlichen Schmuck der Nomaden Centralasiens erinnert. Dasselbe gilt auch von dem bei Sbojew[1] beschriebenen tochja, eine Kopfbedeckung der Mädchen, in welchem wir das in Mittelasien bei den beiden Geschlechtern gebräuchliche takija تقيه erkennen. Letzteres ist eine runde, fest am Scheitel anliegende Kappe, um welche die Mittelasiaten den Turban winden, während ersteres eine mit Bändern, Münzen und Perlen gezierte, cylinderförmige, helmartige Kopfkleidung, bei

[1] Ich muss hier gelegentlich einen Irrthum verbessern, den ich in meinem Buche über den Ursprung der Magyaren (S. 60) begangen, indem ich infolge meiner damals nicht genügenden Sachkenntniss den Tschuwaschen eine Veränderung der alten physischen Merkmale zuschrieb.

[2] Sbojew, S. 35.

den Türken uralten Gebrauches, immer als Zeichen der Feierlichkeit betrachtet wurde. Die mit breiten buntfarbigen Borduren gezierten Oberkleider und die über das Knie reichenden Schürzen erinnern an eine ähnliche Mode bei den Özbeginnen Chiwas, sowie Schnitt und Form der Frauenkleider im allgemeinen einzelne Momente jenes Sittenbildes vergegenwärtigen, das vor mehrern Jahrhunderten und gewissermaassen noch heute im Leben des turkotatarischen Völkerelementes vom Norden des Oxus und Jaxartes angefangen bis zur mittlern Wolga vorherrschend war und ist. Wenn daher Rittich hervorhebt, dass die Tschuwaschinnen es für unmoralisch halten, ihre nackten Füsse zu zeigen, und dass sie sich selbst mit umwickelten Füssen zu Bett begeben, so können wir als Pendant hinzufügen, dass die Türkinnen Centralasiens ein Aehnliches thun und die Turkomaninnen als lasterhaft verschreien, weil letztere selbst in Gegenwart von Fremden barfüssig einhergehen. Es sind überdies die Namen der einzelnen Kleidungsstücke der Tschuwaschen mit den bei den übrigen Türken gebräuchlichen Kleidern ganz übereinstimmend, und wir wollen hier nur beispielsweise einige dieser Analogien anführen. So z. B.:

Tschuwaschisch suchman; Tobolsk.-tatarisch sükmen; Kazanisch tschekmen; Magyarisch szokmány = der Kaftan.

Tschuwaschisch tomdîr; Tschagataisch tonlar; Kirgizisch tonnar = Oberkleider, Kleider im allgemeinen.

Tschuwaschisch choldirmatsch = Verzierung am Oberärmel; Tschagataisch koldurmatsch = der bis zum Ellenbogen reichende Oberärmel.

Tschuwaschisch kibe = Hemd; Tobolsk.-tatarisch kebi = Kleid; Kirgizisch köppö = Oberkleid; Tschagataisch kipeng = Mantel.

Tschuwaschisch silek = Kopfbedeckung, der Wortbedeutung nach Ueberzug; Osmanisch jelek = Weste; Azerbaidschanisch jilek = Jacke.

Tschuwaschisch tschalma = Kopfputz der Mädchen; Osmanisch tschalma = Turban.

Tschuwaschisch choschpa auch choschpu; Baschkirisch kaschman; Tschagataisch kaschbag = Diadem, eigentlich Stirn- oder richtiger Augenbrauenband, von kasch = Augenbraue und bag = Band.

Tschuwaschisch masmak = Frauenhut; Tschagataisch baschbag, Kopfbinde von basch = Kopf und bag = Band. Dieses ist gleichbedeutend mit einer andern bei den Tschuwaschen gebräuch-

lichen Kopfbedeckung, nämlich mit dem sarpan, aus dem das russische sarafan entstanden und das persischen Ursprungs von سر ser = Kopf und بان ban = Schutz abstammt.[1]

Unter den Schmuckgegenständen spielen die Ohrringe und Brustgehänge die Hauptrolle. Erstere, im Tschuwaschischen chulgasajak genannt, — was im Türkischen mit Kulga-asak = was ans Ohr gehängt wird, übersetzt werden kann — bestehen aus einem, auf einen Lederriemen gehefteten Münzen-, Korallen- oder Perlenkranz, wobei die grössern Münzen unten, die kleinern oben kommen, während am untern Theile noch drei Münzenreihen in der Form von Schleifen herabhängen, folglich in der bekannten Façon der alten Ohrringe, wie dieselben auch auf den Schliemann'schen Funden zu sehen sind. Dieselbe Form der Münzenfassung wird auch bei den Halsbändern beobachtet, während die Brustgehänge und Süljeme aus Leder in der Form eines Parallelogramm, aus zwei Theilen, aus einem obern und einem untern, bestehen, welche mit mehrern Reihen von Münzen geziert sind.

Bei Beschreibung der heutigen Ansiedelungen und Wohnhäuser der Tschuwaschen glauben wir nicht fehl zu gehen, wenn wir bemerken, dass dieses Volk nächst den Khazaren und Bulgaren unter den heute uns bekannten Türken sich wol am frühesten von der nomadischen Existenz losgerissen und eine sesshafte Lebensweise angenommen hat. In welchen ethnischen und politischen Beziehungen sie zu den letzterwähnten Türken der Vergangenheit gestanden, darüber wäre schwer zu urtheilen, doch scheinen sie schon zur Zeit des Einfalls der Mongolen nur Halbnomaden gewesen zu sein, die im Widerspruche mit den übrigen Stammesgenossen nicht nur Viehzucht, sondern auch Feldbau betrieben, daher auch ihre Furcht vor den nur dem Kriege nachgehenden Brüdern und ebenso ihr Abscheu gegen den mit Waffengewalt auftretenden Eroberer. Bei ihren Ansiedelungen ist immer der Grundgedanke des Sichversteckens zum Ausdruck gelangt; ihre Dörfer ziehen sich in einer endlosen Länge dahin, ihre Häuser sind in der grössten Unordnung hin- und hergeworfen, sodass bei den Russen jede unregelmässige Bauart mit dem Epitheton „tschuwaschisch" bezeichnet wird.[2] Es ist dies die stete Furcht vor der

[1] Folglich nicht von سرپای serpaj = ein voller Anzug, d. h. von Kopf bis Fuss, wie Zolotnitzky (S. 239) annimmt.

[2] Sbojew, S. 18.

tyrannischen Willkür, die auch anderswo ähnliche Verhältnisse hervorgerufen, denn auch in Persien liegen die Dörfer öfter abseits von der Heerstrasse in den Schluchten verborgen, und ebenso wie der Iranier, scheint auch der Tschuwasche trotz seiner türkischen Abkunft an die Scholle gebunden gewesen zu sein.

Was die Wohnhäuser anbelangt, so sind sie allerdings von der primitivsten Bauart, und wie Rittich[1] erzählt, soll die Einführung weissgetünchter Zimmer erst ganz neuern Datums sein, denn früher sahen die Wohnräumlichkeiten infolge des Russes fast wie schwarz lackirt aus, und nur die überhandnehmenden Augenkrankheiten haben diesem Uebelstande entgegengesteuert. Die Stelle der Diele vertritt der glatte Lehmboden, und ausser einer breiten Ruhebank, unter welcher sich die Truhen mit den kostbaren Geräthschaften befinden, ist fast kein Möbelstück anzutreffen. Beim Eingang rechts befindet sich eine Art Speisekammer und links das Ladenfenster mit einem Holzriegel, vor welchem ehedem gelegentlich der Todtenfeier die Lichter aufgestellt wurden. In der Nähe der Wohnung sind die oft zwei Stock hohen Fruchtkammern (Ambar). Unzertrennlich von dem Hause der Tschuwaschen ist die Bierbrauerei, die selbst beim Armen nicht fehlt, und neben welcher fast überall ein Keller angebracht ist. Das Bier soll übrigens das reinste Getränk im Hause des Tschuwaschen sein, was vom Wasser nicht gesagt werden kann, da aus dem Wassergefässe Kinder, Fremde und zugleich auch das liebe Vieh seinen Durst stillt. Uebrigens dient die feste Wohnung nur für den Winteraufenthalt, denn im Sommer wird der leichten Hütte auf dem Felde der Vorzug gegeben, in deren Mitte sich der Feuerherd mit dem stets über demselben aufgehängten Kessel befindet, während ringsherum Bänke, Tische, Truhen und Blöcke anstatt der Stühle aufgestellt sind.

Mit Bezug auf die Speisen und Getränke finden wir gar nichts Auffallendes darin, wenn, wie Rittich[2] nach Beresin bemerkt, die Hauptgerichte der Tschuwaschen mit denen der türkischen Einwohner Transkaukasiens übereinstimmen, da, wie schon früher erwähnt, das Sittenbild sämmtlicher Türken durch viele Züge der Gemeinsamkeit sich hervorthut, und da im Grunde genommen diese Gerichte selbst noch bei den Osmanen sich vorfinden. So entspricht die Jaschka der Tschuwaschen, eine Art

[1] Rittich, S. 64. — [2] Rittich, S. 61.

Suppe aus Grütze und Rindfleisch, ganz genau dem Jakhni der Azerbaidschanern, und dieser wieder dem Jaghna der Osmanen, ein dem in Ungarn beliebten Gulyásfleisch ähnliches Gericht. Der Pilau oder Plau, eine bekannte Reisspeise in vielen Theilen Asiens, erinnert an das tschuwaschische choplu, eine Art dem Fleische beigelegte Mehlspeise; der Kuki (Pastete) der Daghestaner an das Kókkil der Tschuwaschen; das Nimru (Eierspeise) der Perser an das Nimir der Tschuwaschen, nach Rittich eine im Kessel in der Form eines Eierkuchens bereitete Sauce; und schliesslich ist das Chijmallu, eine Gattung Pfannkuchen bei den Tschuwaschen, mit dem Kujman der Tataren und Centralasiaten geradezu identisch. Von den übrigen sogenannten Nationalspeisen wollen wir noch hervorheben: Sjumach, kleine aus Gerstengrütze gemachte Küchelchen, die in die Suppe gebrockt werden; Irgetsch, eine Art Käse; Sjawranpol = der Maifisch; Schirtan = eine mit Schaffett gefüllte Wurst u. s. w., während von den Getränken der Ojran (türkisch ajran, magyarisch író) = Buttermilch, und Jerek (türkisch arak) Branntwein, die beliebtesten sind; infolge der Verbreitung des letztern greift das Laster der Trunksucht immer mehr um sich, wie dies leider überall vorkommt, wo Naturvölker auf dem Wege des Christenthums in eine neue Bildungswelt eingeführt werden.

Abgesehen hiervon, ist es im allgemeinen wohlthuend, in den verschiedenen und mitunter ausführlichen Schilderungen bezüglich des Charakters der Tschuwaschen immer nur das Beste zu erfahren. Der Tschuwasche ist vor allem ein emsiger und ausgezeichneter Landmann, ja er zählt zu den besten im Gouvernement von Kazan. Rittich[1] schreibt dies unter anderm der dem Tschuwaschen angeborenen Neigung zum Ackerbau, der nahen Lage seiner Felder, der bedeutenden Hülfe, die er von den weiblichen Mitgliedern der Familie erhält, und besonders seinem erfahrenen Auge in den agronomischen und klimatischen Verhältnissen jener Gegend zu. Der Fleiss, gepaart mit Wachsamkeit, hat ihm auch zum Wohlstande verholfen, denn Armuth und Elend trifft man selten auf den tschuwaschischen Ansiedelungen an. Alles trägt die Einfachheit zur Schau und nur durch die grössere Ausdehnung des Bauernhofes, durch die Zahl der verschiedenen Vorrathskammern und Gebäude thut sich der Reiche hervor. Mit diesen Eigenschaften geht auch die auffallende Liebe des Tschuwaschen

[1] Vgl. S. 76.

zu seiner Familie Hand in Hand. Er ehrt und achtet seine Frau viel mehr als der Russe und der Tatare, die als Entgelt dafür mit Fleiss und Aufopferung dem Hause zugethan ist, und kein Schmuck oder Zierath wird dem Tschuwaschen zu theuer, um denselben seiner Frau anzuschaffen. Und diese schöne Sitte scheint bei diesem Volke schon längst vorherrschend zu sein, denn während wir in der Theogonie und Mythologie der übrigen Türken nur männlichen Göttern begegnen, haben die Tschuwaschen zur Zeit ihres Heidenthums auch weibliche Gottheiten verehrt, wie die Frauen auch in allen ihren Spielen und Gebräuchen eine hervorragende Stellung einnehmen.

Der Tschuwasche ist von Natur aus gutmüthig, rechtschaffen, aufs äusserste sparsam und dabei doch mildthätig und gastfreundlich, und wen er zu seinem Dos (vom persischen دوست Freund) d. h. zu seinem Genossen gemacht — was durch Darreichung eines Freundschaftstrunkes, gleich dem *loving-cup* der Engländer, geschieht — der kann auch auf eine felsenfeste Treue bauen. In der Criminalstatistik des Gouvernements von Kazan nimmt der Tschuwasche unter den fünf Völkerschaften die letzte Stelle ein; so war der Procentsatz der tschuwaschischen Verbrechen im Jahre 1867 wie 1 : 608 und 1868 wie 1 : 342, wobei die betreffenden Fälle zumeist aus Trunksucht und Pferdediebstahl bestanden, ein Laster, dem der Baschkire am Ural ebenso sehr ergeben ist als der Magyare in den Niederungen Ungarns.

Es ist die natürliche Folge einer Jahrhunderte alten Knechtschaft, dass der Tschuwasche, ohne besonders rachsüchtig zu sein, durch eine merkliche Verschlossenheit in seinem Wesen sich hervorthut, und da sich der noch so Reiche als arm präsentirt, so ist ihm russischerseits irrigerweise Geiz und Kargheit zugeschrieben worden. Von Bulgaren, Mongolen und Tataren unterjocht, ist dieses Völkchen selbstverständlich äusserst mürbe gemacht und gehört heute zu den folgsamsten Unterthanen des Russischen Reichs; daher das Sprichwort: „Wird der Tatare reich, so kauft er sich ein Weib, wird der Russe reich, so kauft er sich ein Pferd, wird der Tschuwasche reich, so zahlt er seine Steuer!“ Trotz des Schutzes, welchen die russischen Gesetze dem Tschuwaschen gewähren, muss letzterer dennoch Hintansetzung, ja bisweilen auch Beleidigungen seitens der herrschenden Rasse sich gefallen lassen, und wie Rittich[1] berichtet, gehört es selbst heute nicht zu

[1] Vgl. S. 62.

den Seltenheiten, dass der neben dem länglichen tschuwaschischen Fahrzeuge vorbeifahrende russische Kutscher mit der Peitsche schmalzend auf den Tschuwaschen einhaut, indem er das gebräuchliche Schimpfwort zuruft: „Dershi sobaka tschuwaschka lopatka.“ (Halte den Hund, du tschuwaschischer Lümmel!)

Aehnliches berichtet auch Sbojew[1], indem er in seiner graphischen Darstellung schildert, wie der Tschuwasche, um der Aufmerksamkeit der Russen auszuweichen, sich zumeist fern von der Strasse und von schiffbaren Flüssen in irgendeinem verborgenen, schmuzigen Winkel angesiedelt, sodass man das tschuwaschische Dorf nur dann erst gewahr wird, nachdem man sozusagen mit der Nase daran angestossen ist. Wenn zufällig der russische Reisende, in der Gegend unbekannt, den guten Wasilij Iwanitsch[2] anredet: „Atscham! (mein Junge) wo geht der Weg ins Dorf N.N.?“ so wird er immer die gleiche Antwort: „Tjurach kaj!“ (Fahre geradeaus!) erhalten, obwol er auf diesem geraden Wege zu irgendeiner Mühle in irgendeinen Morast oder in einen Wald gerathen wird. Ist der russische Reisende nach vielen Widerwärtigkeiten endlich ins Dorf gelangt, so läuft die Jugend „Wiras! Wiras!“ (Russe! Russe!) rufend, erschrocken in die Häuser. In einem Augenblick sind sämmtliche Thore gesperrt und die Thüren verschlossen, und erst nachdem man sich überzeugt, dass der Russe nichts Böses vorhat, dass er keine Pferde requirirt und dass er das Futter für seine Pferde mit baarer Münze bezahlt, dann erst wird man ihm freundlich begegnen. Als weitere Belege zu der Furcht, welche der friedliche Tschuwasche vor der russischen Obrigkeit hat, wollen wir noch anführen, dass bei ihm Gericht und Elend ganz analoge Begriffe sind, und dass er den einfachen Kanzlisten oder Amtsschreiber bisweilen mehr als den lieben Herrgott fürchtet. Als einst ein Russe, im Begriff, von einem Tschuwaschen einen Maifisch zu kaufen, wegen des geforderten allzu hohen Preises ausrief: „Fürchte doch Gott, du tschuwaschischer Lümmel!“ da antwortetete letzterer: „Was, Gott ist blos Gott, aber noch kein Pisar (Amtsschreiber)!“

Nun wird und muss selbstverständlich dieses Verhältniss zwi-

---

[1] Vgl. S. 14.

[2] Wasilij Iwanitsch ist ein Spitzname der Tschuwaschen, den sie, wie die Sage lautet, dadurch erhalten haben, dass die ersten russischen Missionare, deren weltliche Namen Wasilij und Iwan waren, den von ihnen Neubekehrten zumeist diese Namen gaben.

schen Herrscher und Beherrschtem in solchem Maasse abnehmen, in welchem die zum Christenthum bekehrten Tschuwaschen theils auf dem Wege der Schule, theils durch häufigern Verkehr der russischen Bildungswelt allmählich näher gebracht und mit der eigentlichen Sachlage besser vertraut werden. Da sich der Schulbesuch unter den Tschuwaschen zusehends vermehrt, und da es unter ihnen schon eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen, Schullehrern, ja sogar schon einen tschuwaschischen Schriftsteller gibt[1], die das Russische vollständig verstehen, und da, wie Sbojew schon vor 26 Jahren mitgetheilt, an vielen Orten nur wenige des Russischen unkundige Tschuwaschen waren, während letztere heute mit dieser Mundart sich brüsten, so gehört wol kein besonderer Sanguinismus dazu, einer allmählich fortschreitenden Russificirung der Tschuwaschen das beste Prognostikon zu stellen. In den frühern Jahrhunderten war dieses Volk infolge der unmittelbaren Nachbarschaft der Tataren, theilweise auch wegen sporadischer Annahme des Islams, wol stark der Absorption durch das herrschende Element der Tataren ausgesetzt; dies beweisen wenigstens einige Grabinschriften im Kirchspiel von Baiterjakow und Baiglitschew (die in arabischen Lettern alttschuwaschische Sprachdenkmäler enthalten), einer Gegend, die heute durchaus von Tataren bewohnt ist; ja die Tatarisirung schreitet selbst heute, wie Rittich[2] berichtet, unter den Augen der russischen Behörde fort. Doch werden unsers Erachtens die Bestrebungen der Russen, das Volk der Tschuwaschen sich einzuverleiben, nur wenig beeinträchtigt werden. Hätte der Islam es vermocht, sich in den vergangenen Jahrhunderten unter den Tschuwaschen festzusetzen, so wäre die Kluft, wie wir dies bei den Tataren sehen, durch keine wie immer gearteten Vortheile zu überbrücken, doch dort, wo die russisch-orthodoxe Kirche das Terrain schon genügend bearbeitet hat, dort wird der nationale Separatismus auch gar bald schwinden und der christliche Theil des tschuwaschischen Volkes wird, wenngleich nicht in der nächsten Zukunft, doch sicherlich im Russenthum aufgehen.

Und weil dies unsere Ueberzeugung ist, so erachten wir es

---

[1] Es ist dies ein gewisser Michailow, ein Mitglied der Russischen Geographischen Gesellschaft, der im Anzeiger des Kazaner Gouvernements interessante Mittheilungen aus dem Leben seiner Stammgenossen veröffentlicht hat.

[2] Vgl. S. 43.

für die Pflicht des Ethnographen, den noch vorhandenen Zügen der nationalen Eigenthümlichkeiten, den Sitten, Gebräuchen, Vorurtheilen, dem Aberglauben und den Momenten der alten heidnischen Religion die vollste Aufmerksamkeit zu schenken. Es sind dies Züge eines immer mehr und mehr erblassenden Bildes, in welchem uns ein uraltes Monument der Weltanschauung und der Geistesrichtung des Türkenthums aufbewahrt worden ist, und das aus diesem Grunde das ungetheilte Interesse des Turkologen verdient.

Das gesellige Leben ist allerdings seinen Hauptzügen nach dem Bilde jedes andern, seit uralten Zeiten sesshaften Volkes ähnlich, d. h. im steten Verkehre miteinander pflegen die Tschuwaschen meistens von ihrer Oekonomie und ihrem Viehstande zu sprechen und mit dem in Haus und Hof zu Tage tretenden Wohlstande zu renommiren. Selbst ausser den gewöhnlichen Feierlichkeiten statten sie einander Besuche ab, und während sich die Jugend den im Orte üblichen Belustigungen hingibt, plaudern die Alten mit der Pfeife im Munde bis in die späte Nacht hinein. Charakteristisch ist es, dass die Frauen im geselligen Leben eine hervorragende Rolle spielen, und ohne die Gesellschaft des schönen Geschlechts ist bei den Tschuwaschen eine Unterhaltung kaum denkbar. Im Winter belustigt man sich im Freien mit Schlittenfahrten und Eisbergen wie in andern Theilen Russlands, während man in den langen Abendstunden namentlich in den Spinnstuben den heitersten Spielen obliegt. Während die Mädchen am Spinnrade sitzen und scherzen, sind die Männer des Zeitvertreibs halber mit dem Flechten von Bastschuhen beschäftigt. Mitunter gibt es Gesellschaftsspiele, wie Blindekuh oder ein specielles Spiel mit dem Lindenbast, indem die Hälfte eines Bundes unter Mädchen und Jünglinge vertheilt wird, wobei sich diejenigen küssen, welche die beiden Enden ein und desselben Lindenbastes erhalten haben. Von besonderm Interesse sind die sogenannten Jungfernfeste, tschuwaschisch chĭr-sĭri (d. h. Mädchenbier) genannt, die bis zum Weihnachtsfeste und bis zu den Fasten gefeiert werden und zu besondern Lustbarkeiten Anlass geben. Die Mädchen eines Dorfes wählen zu diesem Behufe irgendeine Localität, die räumlich genug ist und in welcher ihnen keine Gefahr der Störung droht. Nachdem die zum Biere nöthigen Ingredienzen, als Mehl, Malz und Hopfen, gesammelt sind, wird das Bier gebraut und werden die Mädchen des nächsten Dorfes als Gäste dazu geladen. Am Festtage empfangen die Gastgeberinnen, in die besten Kleider gekleidet, ihre

Gäste, und natürlich darf der Dudelsackpfeifer nicht fehlen, der den Tanzenden aufspielen muss, wobei diese zu singen pflegen:

Tschuwaschisch.	Tatarisch.
Chir sîri tuvîbîr	قیز سیراسی ایتار بیز
Chirle aldan puzîbîr	قیزیل قوچات سیور بیز
Pîrschîzane puverzene	ایچاکلارین باورلارین
Vîjîs-omne choribîr	اوینچی الدینه قویاربیز

Deutsch.

Das Mädchenfest feiern wir
Den rothen Hahn lieben wir
Sein Gedärm und seine Leber
Den Musikanten geben wir.

Nachdem an einem Tage genug gesungen, getanzt und getrunken wurde, folgt nun die Reihe der Einladungen an die Mädchen eines beliebigen andern Dorfes und das Zechen geht dann wieder von neuem an, wobei es in der That nicht wenig befremdet, wie wacker die tschuwaschischen Schönen den Bierkrügen zuzusprechen verstehen.[1]

Zu den beliebten Musikinstrumenten der Tschuwaschen gehören in erster Reihe die Sackpfeife (sibir), ferner die Violine, Flöte, Trommel, und in der Neuzeit auch das Harmonium. Der Sackpfeifer, unter dem der Musikant *par excellence* verstanden wird, geniesst die grösste Achtung bei den Tschuwaschen, und die Geschicklichkeit hängt nicht so sehr von der Lungenkraft des Spielers ab, als vielmehr von der Fertigkeit, mit welcher er die verschiedenen, bisweilen acht Tonarten handhabt. Die Musik unterscheidet sich wol von der der Tscheremissen und Russen, ohne besondere Motive zu haben, wie Rittich berichtet.[2] Dies kann jedoch bezüglich des Nationaltanzes nicht behauptet werden, denn nach der von Rittich und Zolotnitzky gegebenen Beschreibung zeigt derselbe eine augenfällige Aehnlichkeit mit dem Csárdás, dem Nationaltanze der Magyaren. Wie bei den letztern, so pflegen auch hier die Tänzer erst getrennt terpsichorische Evolutionen auszuführen, die Frau trippelt leise, ohne dass die Bewegung des

[1] Ueber eine ausführliche Beschreibung dieses Festes vgl. Zolotnitzky, S. 227—235.

[2] Vgl. S. 103.

Fusses bemerklich wird, auf dem Boden herum und sucht durch verschiedene Biegungen und Wendungen dem sie zu erhaschen trachtenden Mann auszuweichen, sie legt die Hände bald auf die Hüften, bald wieder auf den Hintertheil des Kopfes und geberdet sich mit einem Worte ganz wie eine Csárdás tanzende Magyarin.

Von diesem Tanze ist in Erman's „Archiv für wissenschaftliche Kunde Russlands" (IX, 583) folgende Schilderung enthalten: „Der Tänzer stellte sich an der Thür auf, seine Tänzerin ihm gegenüber. Der Tänzer fing an unter Beugungen und Verneigungen sich von seinem Platze zu bewegen, wobei er abwechselnd bald seinen rechten, bald den linken Fuss vorstreckte. In der Mitte des Zimmers begann er gewaltig auszustampfen. Jetzt schwebte ihm die Tänzerin ungefähr mit denselben Bewegungen entgegen, ihr Partner zog sich nach der Thür zurück und dann wechselten sie die Plätze. Dies ist übrigens nur der Anfang des wirklichen Tanzes, der ruhige Vorläufer eines furchtbaren Sturmes, welcher bald darauf losbricht." Man vergleiche in dieser Hinsicht den Csárdás der Magyaren, der ebenfalls mit einem Lassu, d. h. langsame Bewegung, beginnt und dann mit dem Friss, d. h. die windesschnelle Bewegung des tanzenden Paares, endet.

Was die Lieder anbelangt, so bestehen dieselben zumeist aus den Ergüssen einer einfachen Naturpoesie, ohne jedoch jenen poetischen Reiz, jene Anspielungen auf die umgebende Natur zu bekunden, durch welche die Poesie der Kirgizen und Altaier sich auszeichnet. Wir lassen hier einige Liebeslieder folgen, indem wir behufs Vergleichung den tschuwaschischen Text mit türkischer Uebersetzung begleiten.

Tschuwaschisch.	Türkisch.
Chora chirzene	قرا قیزلارنی
Chora tora sjoratni	قرا تنکری یاراتتی
Chirle chirzene	قیزیل قیزلارنی
Chirle tora sjoratni	قیزیل تنکری یاراتتی
Chirzem chizir bolasran	قیزلار قیصیر بولمازسونلار
Pire tora sjoratni	بیزنی تنکری یاراتتی
Chora chirzene	قرا قیزلارغه
Chora korgaba sîra baras	قرا قومغاندا سرا بیرینك

Chirle chirzenc	قيزيل قيزلارغه
Chirle korgaba sîra baras.	قيزيل قومغاندا سرا بيرينك

Deutsch.

Die schwarzen Mädchen
Hat der schwarze Gott erschaffen
Die rothen Mädchen
Hat der rothe Gott erschaffen.
Und damit die Mädchen nicht unfruchtbar bleiben
Hat Gott uns erschaffen.
Den schwarzen Mädchen
Gebet Bier im schwarzen Zuber
Den rothen Mädchen
Gebet Bier im rothen Zuber.

Tschuwaschisch.	Türkisch.
Ajda inge vurmana	هايده ينكه اورمانه
Chura sîrla pustarma	قورو چيلك پوزتورمق
Chura sîrla tatlamar	قورو چيلك تاتلى ايماس
Mana inge toda bor.	منكه ينكه توتاق بير

Deutsch.

Komm Theure (Schwägerin), lass in den Wald uns gehen,
Um trockene Erdbeeren zu klauben,
Doch die trockenen Beeren sind nicht süss,
Gib einen Kuss mir, Theure, auf die Lippen.

Tschuwaschisch.

Htînîm sjok chunazan kümülem sjok
Min baramshîn chunazam jep sana
Tora banî per pozim
Possjabnm chunazam jep sana.

Türkisch.

التنوم يوق قوناغيم كوموشوم يوق
نى بيرەيم قوناغيم مين سينكا
الله بيركان بير باشيم
باشورەيم قوناغبم مين سينكا

Deutsch.

Ich hab' kein Gold, hab' kein Silber,
Was soll ich, Theuere, dir geben,
Hab' nur einen Kopf, den Gott mir gegeben,
Den bringe ich dir dar, meine Theuere!

Im Sittenleben der Tschuwaschen wollen wir zunächst der Ehe und der mit der Heirath verbundenen Gebräuche gedenken. Das Geschäft des Sichverliebens und der Wahl der Zukünftigen wird hier nicht von den Aeltern oder nächsten Anverwandten, sondern vom tschuwaschischen Jüngling selbst besorgt. Da die Mädchen schon im 12. oder 13. Jahre in die Gesellschaft eingeführt sind, d. h. die Haushaltung schon früh erlernen und verstehen, so ist dem Heirathslustigen gar bald die Gelegenheit geboten, sich unter den Schönen des Dorfes oder der Nachbarschaft umzusehen. Der bei allen Türken übliche Kalim, d. h. die Bezahlung eines gewissen Brautpreises, welcher sich je nach den Vermögensverhältnissen der Aeltern der Braut bis auf 200 Rubel erhebt, ist auch noch hier in vollem Gebrauche und diese Sitte wird nur umgangen, wo es dem Bräutigam an den nöthigen Mitteln fehlt, in welchem Falle die Sitte des Mädchenraubes gestattet ist, indem der Jüngling mit Zustimmung seiner Aeltern und Freunde und mit stiller Einwilligung seiner Theuern diese auf einsamem Waldespfade oder im Felde überrascht, in einen bereitgehaltenen Wagen setzt und nach Hause führt. Trotz dieser romantischen Einleitung muss aber schliesslich doch der Kalim entrichtet werden, mit dem Unterschiede jedoch, dass der Bräutigam nun den seinen Vermögensverhältnissen entsprechenden Preis bezahlt. Geht aber das Brautwerben in regelmässiger Weise vor sich, so schickt der Jüngling seine Aeltern, denen er seine matrimonischen Absichten früher mitgetheilt, ins Haus seiner Theuern, mit deren Aeltern die Höhe des Kalims festgesetzt wird, und ist dies geschehen, so wird auf den Tisch ein Kuchen gelegt, auf welchen der Vater des Jünglings das mit dem Kalim gefüllte Säckchen stellt. Der Vater des Mädchens nimmt nun letzteres in die Hand und spricht gegen Osten gewendet folgendes Gebet: „O Gott! beschütze die Tochter und den Schwiegersohn vor der Leute Gerede. Herr, gestatte nicht! Bewahre sie in Segen und in Frieden und lass sie in ewiger Eintracht leben!“ Nachdem er nun das Säckchen entleert, gibt er es mit einer Kupfermünze dem Vater des Bräutigams wieder zurück, damit diesem das Geld nicht ausgehe, und die zur Verlobung gehörigen Schmausereien nehmen ihren Anfang.

Zwischen der Verlobung und der Hochzeit lässt man zumeist zwei bis drei Wochen verstreichen, da letztere nur zur Blütezeit des Getreides, d. h. zwischen Juni und Juli, im Monate Chîr-Ojik

(Mädchenmond) gefeiert wird; ein Zeitraum, während dessen der Bräutigam seiner Braut häufige Besuche abstattet, die wieder im Hause mit Vorbereitung der grossen Festlichkeiten sich befassen muss. Für den Hochzeitstag selbst werden folgende amtliche Persönlichkeiten auserkoren: 1) der Hochzeitschef; 2) Stellvertreter des Vaters, richtiger der Arrangeur; 3) Bräutigamsführer; 4) Brautführerin; 5) Genosse des Bräutigams, der mit Pfeil und Bogen bewaffnet ist; 6) Page zur Beaufsichtigung der Pferde; 7) Trompeter oder Paukenschläger. Den eigentlichen Schwerpunkt der Hochzeitsfeierlichkeiten bilden die sogenannten Aufzüge: Erstens der Zug des Bräutigams ins Dorf oder ins Haus seiner Braut; zweitens der Zug der letztern ins Haus ihres Zukünftigen, bei welchen Processionen man sowol bezüglich der Kleidung der Theilnehmer, besonders aber des Bräutigams, als auch der Reihenfolge und der einzelnen Ceremonien beim Anlangen und Weggehen, beim Empfangnehmen der Braut u. s. w., mit haarspaltender Genauigkeit der alten Sitte Rechnung trägt. Wie wir bei Rittich lesen, der die ausführlichste Beschreibung dieses Sittengemäldes gibt, legt der Bräutigam einen dunkelblauen Kaftan mit seidenem Gürtel an, rückwärts wird ihm eine mit Riemen und Bändern gezierte Schürze und vorn ein zierlich ausgenähtes und gesticktes Vortuch aufgebunden. Am Halse trägt er ein Halsband aus Silbermünzen, und auf dem Kopfe ein pelzverbrämte Mütze, die noch mit Seiden- oder Wollstoffen umwickelt wird. Seine Hände sind behandschuht und in der Rechten hält er eine Peitsche. Auf den Anzug der Braut wird selbstverständlich noch viel mehr Sorgfalt verwendet. Sie zieht ihre besten und nur zu dieser Feierlichkeit gemachten Kleider an. Alles wird an ihr geputzt, selbst die Haare werden, um glänzender zu sein, mit Airan (Buttermilch) gewaschen. Nach hergerichteter Toilette und nachdem der Bräutigamsführer den Vater befragt, was er seinem Sohne als Mitgift zu geben gedenke, erscheint letzterer unter den Klängen der Musik und unter dem Singen und Jauchzen der begleitenden Freunde im Zimmer seiner Aeltern, wo er auf einem mit Filz überzogenen Sessel Platz nimmt, nachdem er auf denselben dreimal mit der Peitsche geklopft, um die bösen Geister zu verscheuchen, und die von dem Vater niedergelegten Geldstücke zum guten Omen gegen Armuth aufgehoben hat. Der Zug setzt sich nun allmählich in Bewegung. Der Bräutigam dessen Führer und Kameraden, sowie auch die Musikanten, zu Pferde, die übrigen auf

Wagen und sonstigen Fahrzeugen. Und so geht es nun ins Dorf der Braut, unter dem wildesten Getöse der Trompeten, Pauken, Pfeifen, unter Schreien, Klatschen und Singen, wobei die Männer ununterbrochen ausrufen: „Herr sei gnädig! Herr verlasse uns nicht, helfe, o Gott, und führe uns nicht in Schande und Hohn!“ Auch Lieder ähnlichen Inhalts werden von den Weibern gesungen, worauf der Männerchor antwortet mit dem Gejohle: Jej-re-re-rjai, re-re-rjai, roj, oj, roj, roj, roj, oj, ra, ra! Jech, ojoch, ojoch, oj, joj, joj, joj, ojoch, ojoch!

Je mehr man sich dem Dorfe der Braut nähert, desto stärker wird der Lärm, desto heftiger werden die Ausbrüche der Freude. Im Zimmer angelangt, nimmt der Bräutigam auf dem bereit gehaltenen Stuhl in der vorher beschriebenen Weise Platz, während um einen Tisch, auf welchem die übliche mit Tüchern und Bändern gezierte Birke (russisch berezka) aufgestellt ist, die amtlichen Persönlichkeiten beider Parteien sich reihen und an den dargereichten Erfrischungen sich ergötzen.

Mittlerweile hat auch die vollends geschmückte Braut ihr Toilettengemach verlassen; auch sie wird erst den Aeltern unter der üblichen Ceremonie vorgestellt, sodann mit dem Schleier bedeckt, und während vor dem Hause die Jugend in Tanz und Gesängen sich ergötzt, muss sich die verschleierte Braut von ihren Aeltern und Anverwandten verabschieden, eine Scene, bei welcher es an Schluchzen und Thränen nicht fehlt, nur dass der rührende Effect im tollen Lärm der jubelnden Menge und der rivalisirenden Musikchöre unterdrückt wird. Unterdessen steigt der Bräutigam mit seiner Begleitung zu Pferd. Einer der Brautführer schiesst einen Pfeil in der Richtung gegen Osten ab, der unter Raufen von den Knaben aufgehoben wird, und je weiter der Pfeil gefallen und je schwächer die Rauferei gewesen ist, desto längeres Glück soll dem jungen Paare bevorstehen. Den Zug heimwärts eröffnet der Hochzeitschef. Der Bräutigam nimmt die verschleierte Braut am Thore des Hauses in Empfang, schlägt sie leise dreimal mit der Peitsche, damit sie die Vergangenheit vergesse und ein arbeitsames und flinkes Weib werde, und so bewegt sich nun der Zug gegen das Dorf des Bräutigams, in dessen Haus die Braut eingeführt wird, wo der Neuvermählten der Jomzja (heidnische Priester) einen Trunk darreicht und sie beglückwünscht. Den nächsten Morgen erst geht die feierliche Trauung in der Kirche vor sich, natürlich, wenn die Betreffenden Christen sind,

und nach diesem Acte wird die Ceremonie des Entschleierns folgendermassen vollzogen. Einer der anwesenden Anverwandten nimmt einen mit Knorren versehenen Zweig, und nachdem er mit demselben im Zimmer herumgefuchtelt, berührt er den Schleier zweimal, zum dritten male verwickelt sich der Zweig in den Schleier, der nun gelüftet wird. Der Jungvermählten wird nun das Choschpu (siehe S. 446) angelegt, beide werden darauf in den Hof geführt, mit einem Filz bedeckt und vom Hochzeitschef mit einem Eidotter beworfen, zum Zeichen, dass sie so rein wie das Eiweiss bleiben mögen. Es folgen nun wieder Gesänge, Tänze, Bewirthungen und Geldspenden hintereinander, bis schliesslich die junge Frau ins Gemach sich zurückzieht. Hier erwartet sie ihr Mann, der ihr auf den Fuss tritt, um zu sehen, ob sie nicht wehleidig ist; im Gemach selbst muss sie über ein zwei Zoll breites Stück Leinwand schreiten, welches vom Brautführer und einem Mädchen gehalten wird, eine Sitte zu Ehren der tschuwaschischen Gottheit Birich. Nachdem einer der jungen Leute folgende Verse gesungen:

Ente, Ente, Ente,
Wohin gehst du, Ente?
Ich gehe Rüben schneiden,
Wem wirst du die Rüben geben?
Der schönen Braut will ich sie spenden.

(wobei mit der Ente der junge Ehemann gemeint ist), wird das Paar zwei Stunden lang allein gelassen und nach Verlauf derselben wird das *signum innocentiae* herumgezeigt. Es folgt nun der letzte Act der Hochzeitsfeierlichkeit, indem man die Frau zum Brunnen begleitet, und nachdem sie aus dem von dort geholten Wasser die erste Jaschka in ihrer Behausung gekocht und mit derselben ihre Gäste bewirthet hat, sind die Festlichkeiten geschlossen.

Neben den Hochzeitsfeierlichkeiten, deren Details bei Sbojew und Fuchs, obwol nicht so ausführlich wie bei Rittich, doch mitunter verschieden beschrieben sind, wollen wir uns mit andern Sitten aus dem Altagsleben beschäftigen. Bei der Geburt eines Kindes schickt der noch heidnische Tschuwasche sofort nach einem Jomzja, der dasselbe badet und ihm über dem Kopfe zwei Eier aufschlägt; dann wird einem Hahn der Kopf abgerissen und zur Thür hinausgeworfen, um dadurch die bösen Geister zu verscheuchen; auch über das Wasser wird ein Zauber angewendet, um aus demselben das Schicksal des Neugeborenen zu erfahren,

worauf der Jomzja ihm einen Namen gibt, der bei den Christen russisch-orthodoxisch, bei den Heiden aber theils türkischen, theils persischen Ursprungs ist, wie aus der bei Fuchs vorkommenden Namensliste ersichtlich wird. So vergleiche man die

Männernamen:			Frauennamen:		
Ochtijar	mit	بختيار	Sarpa	mit	سرپای
Jarucha	„	ياروق	Gulleika	„	زليخا
Uras	„	اوراز	Schecherka	„	شكرخا
Ortamsu	„	اورتانجی	Kulbika	„	كلبيكا

Das Kind wird zumeist an der Mutterbrust gesäugt und nach 4—5 Monaten schon aus den Windeln herausgenommen. Angesichts der schon erwähnten Thätigkeit der Tschuwaschen darf es nicht wundernehmen, wenn die Knaben schon im 10. Jahre an der Arbeit Antheil nehmen, im 15. schon hinter dem Pfluge einhergehen und im 18. schon für reif erklärt werden. So verstehen auch die Mädchen schon im 12. Jahre mit der Nadel umzugehen und im 15. kann man sie schon am Webstuhl und in der Küche finden, obwol sie doch spät, ungefähr im 30. Jahre, heirathen, um, wie es heisst, dem erst 20jährigen Manne ein gesundes kräftiges Weib zu geben.

Beim Eintritt des Todes werden, ebenso wie bei der Geburt, über dem Kopfe des Tschuwaschen zwei Eier aufgeschlagen, einem Hahn der Kopf abgedreht und dieser zur Thür hinausgeworfen, um die bösen Geister zu verscheuchen. Nachdem man die Leiche gewaschen und in die besten Kleider gekleidet, stopft man ihr Nase, Mund und Ohren mit Seide zu, damit sie, wenn im Jenseits befragt, antworten könne, sie habe nichts gesehen und nichts gehört, und da der Glaube an ein Fortleben sich erhalten hat, so gibt man dem Todten solche Dinge mit, mit denen er sich im Leben beschäftigt hat. Den männlichen Leichen wird Taback, Wein, Bier und je nach dem Handwerke, das der Verstorbene im Leben betrieb, eine Axt, ein Musikinstrument u. dgl., den weiblichen hingegen Nadel, Zwirn, Flachs, Leinwand u. s. w. mitgegeben. War der Verstorbene überaus hässlich, so wird er mit Eisen am Grabe befestigt, damit er nicht aufstehe und den Leuten Furcht einjage. Wenn man den Todten aus dem Zimmer trägt, wirft man ihm angezündete Hadern nach, oder man übergiesst heisse Steine mit Wasser, womit der Wunsch ausgedrückt wird, er möge

so eilig ins Jenseits hinüberziehen, wie der Rauch sich verflüchtigt. Ob Sommer oder Winter, wird die Leiche auf Schlitten nach dem Friedhof gebracht, und um das von Westen nach Osten gegrabene Grab stehen vier Pfeiler mit Lichter versehen. Hat sich nun alles von dem Todten verabschiedet, so wird das Grab zugeschüttet, die Anwesenden essen und trinken Bier, wobei etwas von Speise und Trank auch auf das Grab geworfen wird. Die Leichenbestattung ist nun zu Ende und es beginnt das eigentliche Todtenmahl, wobei es zumeist ganz wild hergeht und das um so nachhaltiger ist, da es, zur Jahreswende gefeiert, einen steten *titulus bibendi et comedendi* abgibt.

2.

Nachdem wir in den vorhergehenden Blättern die Tschuwaschen und ihr Alltagsleben nach dem von Rittich und Sbojew entworfenen Bilde geschildert, wollen wir nun zu jenen Zügen des ethnischen und socialen Lebens übergehen, durch welche sich dieses Volk von den übrigen Türken heute sichtbar unterscheidet, indem wir jene Momente in das Relief zu bringen gedenken, in welchem wir die Ueberreste einer alttürkischen Gesittung erblicken, um dieselben zuletzt zur Klärung jenes ethnologischen Zweifels zu verwerthen, in welchen der Ursprung dieses Volkes noch immer gehüllt ist. Vor allem wollen wir der speciell tschuwaschischen Zeiteintheilung erwähnen, und dann auf das Wesentliche in diesem Abschnitte, d. h. auf die Sprache und die alte Religion, übergehen.

Zeiteintheilung.

Wie bei den Kirgizen die Viehzucht bei der Jahreseintheilung den Ausschlag gibt, indem die einzelnen Monate je nach der eintretenden Erscheinung im Leben der Schafe benannt werden[1], ebenso haben die Tschuwaschen das Jahr nach den einzelnen Phasen der agriculturellen Beschäftigung benannt, und das Jahr beginnt eigentlich zu der Zeit, wenn alles vom Felde schon eingeheimst ist, d. h. in der zweiten Hälfte des November; alsdann wird das Fest Kür-siri (Herbst-Bier) gefeiert, worauf dann der Dank- oder Opfermonat Tschuk-ojich (December) folgt, in

[1] Vgl. meine „Primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes", S. 161.

welchem den Göttern für den erhaltenen Segen Opfer dargebracht werden. Nach Rittich zählen sie 13, nach Sbojew 12 Monate, die unter folgenden Namen bekannt sind:

Januar: Mun-kîrlatsch, d. h. der Haupterstarrende, von mun = gross, und dem tatarischen kîrîlak = alles vernichtender.[1] Der erste Tag dieses Monats heisst Kisch-arnikon, d. h. Wintersonntag.

Februar: Kizin-kîrlatsch, d. h. der minder erstarrende.

März: Noruz-ojich, d. h. Noruz-Monat oder Neujahrmonat, eigentlich nach dem persischen Neujahr نوروز, welches mit dem Frühlingsäquinoctium seinen Anfang nimmt.

April: Poscha-ojich, d. h. der freie, leere Monat, da in demselben keine Feldarbeit vorgenommen wird. Dieser Annahme gegenüber bemerkt Zolotnitzky nicht mit Unrecht, dass poscha eventuell auch mit dem buz-pus (Eis) der Türken zusammenhängen mag, und dass daher dieser Monat nach dem Aufthauen oder Weggehen des Eises so benannt worden ist.

Mai: Agga-ojich, d. h. Saatenmonat, von aggas = säen, oder nach Zolotnitzky von ak = pflügen.

Juni: Sju-ojich, d. h. Sommermonat, von sju (türkisch jaj, jaz) = Sommer.

Juli: Chîr-ojich, d. h. Jungfrauenmonat, von chir = Jungfrau, weil in diesem Monate, wie schon erwähnt, zumeist die Hochzeiten gefeiert werden.[2]

August: Sjorla-ojich, d. h. Sichelmonat, von sjorlu (magyarisch sarló) = Sichel, folglich Erntemonat.

September: Jidin-ojich, d. h. Flachsmonat, von jidin (türkisch keten) = Flachs, weil in demselben der Flachs gesammelt wird.

October: Awîn-ojich, d. h. Darremonat, von awîn (russisch owîn) = Getreidedarre.

---

[1] Vgl. Zolotnitzky, S. 198. Andererseits dürfte dieses Wort wol auch mit dem türkischen kîr = Reif, Frost zusammenhängen.

[2] Zolotnitzky theilt diesen Monat, richtiger die Zeit von Ende Juni bis Mitte Juli in folgende drei Theile: *a*) Sjürtme-ojich, d. h. Düngemonat, *b*) Chîr-ojich (siehe oben) und *c*) ud-ojich = Heumonat, von ud (türkisch ot) = Heu. Letztern Monat führt Rittich auch an, sodass er 13 Monate anstatt 12 zählt.

November: Joba-ojich, d. h. Todtenfeiermonat, von joba = Säule, Pfeiler, woauf die zu Ehren des Todten angezündeten Lichter gesteckt werden.

December: Tschuk-ojich, d. h. Opfermonat.

Wir haben die tschuwaschischen Monate in Uebereinstimmung mit den europäischen Monaten angeführt, können aber nicht umhin ergänzend zu bemerken, dass ihre eigentliche Zeiteintheilung im Grunde genommen eine verschiedene ist, indem unter ojich = Monat weder das bei den Mohammedanern gebräuchliche ای aj (Mond), noch der im Sinne unsers Wortes bekannte Begriff angenommen werden kann. Der Anfang und das Ende der tschuwaschischen Monate ist von den unserigen grundverschieden, ebenso wie die Zahl, denn während Sbojew 12 Monate angibt, finden wir bei Rittich 13 und bei Zolotnitzky sogar schon 15 Monate, wie diese Zahl thatsächlich je nach den verschiedenen Gegenden bei den Tschuwaschen variirt. Was die Benennung der einzelnen Tage der Woche betrifft, so bekundet diese Nomenclatur einen theils heidnischen, theils moslimischen, theils aber auch russischen Charakter, wie aus Folgendem ersichtlich wird.

So heisst:

Freitag: arna-gon (vgl. tschagataisch ادینه کونی adina-küni, d. h. Freitag).

Sonnabend: schumat-gon, der schumat oder Sabbattag.

Sonntag: vîrzarni-gon, von viras-arni-gon, d. h. russischer Feiertag.

Montag: tundî-gon, d. h. Tag der Erstgeburt, erster Tag (vgl. magyarisch hétfö = Montag, d. h. Anfang der Woche).

Dienstag: altari-gon, d. h. obere Tag.

Mittwoch: jon-gon, d. h. Bluttag (?).

Donnerstag: kisnerni-gon, d. h. kleiner Feiertag, dem tatarischen kitschi-atina (Kleinfeiertag) nachgebildet.

---

[1] Nach Zolotnitzky wird ein einfüssiger Tisch mit Opferspeisen aufgestellt, welcher Wilne-sjîn kiberi, d. h. Brücke zum Uebergang für den Todten heisst, richtiger der Weg, auf welchem man mit dem Todten verkehrt. So heisst auch der Regenbogen Salawat-kiberi, nach dem türkisch-mohammedanischen salawat-köprisi = Gebetbrücke.

Die Sprache der Tschuwaschen

oder die türkische Mundart, welche dieses Volk heute gebraucht — denn von ältern Sprachdenkmälern kann hier unter keinen Umständen die Rede sein — unterscheidet sich sowol in den lautlichen als auch in den grammatikalischen Verhältnissen solchermassen von dem Gros der türkischen Sprachen, dass man hier eigentlich nicht mehr von einem türkischen Dialekte, sondern von einer türkischen Schwestersprache reden müsste; denn wenngleich nach Angabe Rittich's [1] der kazaner Tatare, obschon mit Mühe, den Ideengang der tschuwaschischen Conversation auffasst, so scheint uns eine solche Annahme mit Bezug auf das gegenseitige Verhältniss der übrigen Türkensprachen doch nicht berechtigt, indem selbst der erfahrenste Turkologe einen tschuwaschischen Text nur nach eingehender Kenntniss der tschuwaschischen Formenlehre und nach genauer Vertrautheit mit den Regeln der Lautverwandelung verstehen wird. Weil diese Schwierigkeit selbst bezüglich der voneinander noch so weit getrennten Theile des türkischen Sprachgebiets nicht nachgewiesen werden kann, indem der Anatolier mit einiger Achtsamkeit selbst den Osttürkestaner — von Turkomanen und Özbegen will ich gar nicht reden — versteht, und weil eben diese Differenzpunkte im Tschuwaschischen als Momente von bedeutendem ethnologischen Interesse sich darstellen, so können wir nicht umhin, im Rahmen dieser streng ethnographischen Arbeit einen Abstecher auf das Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft zu machen und die Sprache der Tschuwaschen, nicht, wie dies bisher geschah, mit dem Kazanischen, sondern mit dem Türkischen im weitern Sinne des Wortes vergleichen.

Bezüglich der Lautverwechselung wollen wir bemerken, dass bei den Vocalen das tschuwaschische

a in den übrigen sehr häufig einem *e*, *o*, *ö* und *i*, *ı̊* entspricht. Vergleiche tschuwaschisch ala, türkisch elek, ilek (Siebe); tschuwaschisch ala, türkisch el, elik (Hand); tschuwaschisch amak, türkisch emek (Mühe); tschuwaschisch ada, türkisch öt, öd (singen); tschuwaschisch ar, türkisch ir, er (Mann); tschuwaschisch ojı̊r, türkisch ajir (absondern).

---

[1] Vgl. S. 42.

e = *je*, *ja*, *a*, *i*. Vergleiche tschuwaschisch edem, türkisch-arabisch adam (Mensch); tschuwaschisch erek, jerek, türkisch-arabisch arak (Branntwein); tschuwaschisch en, türkisch jan (Seite); tschuwaschisch er, türkisch ir (sein).

i, *î* = *a*, *e*, *u*. Vergleiche tschuwaschisch îjt, türkisch ajt, ejt (sagen); tschuwaschisch ijîch, türkisch ujuku (Schlaf); tschuwaschisch il, türkisch al (nehmen); tschuwaschisch jîwasch, türkisch jawasch, jobosch, juwas (leise).

o = *a* und *ö*, *ü*. Vergleiche tschuwaschisch joza, türkisch jaza, jasa (machen); tschuwaschisch jora, türkisch jara (passen); tschuwaschisch kos, türkisch köz (Auge); tschuwaschisch kot, türkisch küt, köt (Hintere).

u = *a*, *î*, *o*. Vergleiche tschuwaschisch ut, türkisch at (Pferd); tschuwaschisch ut, türkisch at (werfen); tschuwaschisch uschu, türkisch issi (heiss).

ü = *î*, *o*, *e*. Vergleiche tschuwaschisch ük, türkisch jîk (fallen); tschuwaschisch ün, türkisch ong, ongla (recht, richten); tschuwaschisch üt, türkisch et (Fleisch).

Bezüglich der Consonanten erscheinen als die häufigsten folgende Verwandelungen. Anstatt des weichen Labialen *b* gebraucht der Tschuwasche fast immer ein *p* — vergleiche tschuwaschisch poldir, türkisch baldiz (Schwägerin); tschuwaschisch pilder, türkisch bîldir (das vergangene Jahr) — während er sonst, eine im übrigen Türkischen ungewöhnliche Lautverwandelung, die Labialen bisweilen mit *k* verwechselt — vergleiche tschuwaschisch ku, türkisch bu (dieses); tschuwaschisch kirelle, türkisch (jak) barillach (Götze). Von den Gutturalen verwandelt sich das türkische *k* im Tschuwaschischen entweder in *j*, wie türkisch kan, tschuwaschisch jon (Blut); türkisch kal, tschuwaschisch jol (bleiben), oder in *ch*, wie türkisch kara, tschuwaschisch chora (schwarz); bisweilen auch in *sj*, wie türkisch kanat, tschuwaschisch sjonat (Flügel); das türkische *j* verwandelt sich sehr häufig in *sj*, wie türkisch jük, tschuwaschisch sjük (Last); türkisch jaz, tschuwaschisch sjor (Sommer); bisweilen auch in *tsch*, wie türkisch jumur, tschuwaschisch tschumur (rund). Von den Sibilanten verwandelt sich das türkische *sch* im Tschuwaschischen bisweilen in *l*, wie türkisch tösch, tschuwaschisch tülük (Trauer); türkisch kömüsch, tschuwaschisch kümül (Silber); das türkische *t* in *tsch*, wie türkisch tiri, tschuwachisch tschiri (lebendig);

ferner in *sch*, wie türkisch tischük, tschuwaschisch schîdîk (Loch)[1]; das türkische *s* in ein tschuwaschisches *sch*, wie türkisch sinek, tschuwaschisch schîna (Fliege); türkisch sing, tschuwaschisch schînîs (sich bergen); während schliesslich das auslautende türkische *z* in den meisten Fällen im Tschuwaschischen in ein *r* sich verwandelt; so türkisch kîz, tschuwaschisch chîr (Mädchen); türkisch siz, tschuwaschisch sîr (Ihr). Als besondere lautliche Eigenthümlichkeit des Tschuwaschischen sei noch angeführt:

1) Das Vorsetzen eines *w*-Lautes dort, wo sonst im Türkischen ein Vocalanlaut sich befindet. Vergleiche

Tschuwaschisch	Türkisch
vilim	ölüm (Tod)
voda	odun (Holz)
vurz	vurusch (Kampf)
vuru	uri (Dieb)
vot	ot (Feuer) u. s. w.

2) Das Verwandeln des inlautenden *o*, *ö* in *v* dort, wo auf letzteres ein harter Mitlaut folgt. Vergleiche tschuwaschisch kvak, türkisch kök (grün); tschuwaschisch twatta, türkisch tört (vier); tschuwaschisch chvar, türkisch koj (lassen).

3) Das Zusammenziehen der türkischen Diphtongen *ou*, *uu* und *au* in *iv*, wie türkisch oul, tschuwaschisch îvîl (Sohn); türkisch ausch, tschuwaschisch îvîs (= Hand voll) u. s. w.: wobei wir die Bemerkung doch hinzufügen müssen, dass diese Lautverschiebungen keinesfalls als allgemeine Regel zu betrachten sind, da es viele tschuwaschische Wörter gibt, deren Lautverhältnisse mit denen der übrigen türkischen Mundarten voll übereinstimmen.[2]

Mit Hinsicht auf den Formenschatz ist die Abweichung des Tschuwaschischen von den übrigen türkischen Mundarten keine so auffallende wie im Lautverhältniss, und was den nicht speciell Turkologen in dieser Hinsicht befremden mag, das ist eben der

---

[1] Zolotnitzky irrt, wenn er (S. 109) das tschuwaschische schîdîk vom arabischen ثقب tikka ableitet.

[2] Weiteres über die Lautverhältnisse des Tschuwaschischen und über deren Beziehungen zu dem Magyarischen siehe in meinem „Ursprung der Magyaren", S. 237—241.

Gebrauch solcher Partikeln, die theils infolge der Lautverwandelung, theils auch nur wegen verschiedener Nuancirung einer und derselben Form fremd erscheinen. Wenn z. B. der Infinitiv im Tschuwaschischen auf *as* endet, während sonst im Türkischen die Partikel *mak, mek* gebräuchlich ist, wie:

Tschuwaschisch	Türkisch
awlanas	ewlenmek (heirathen)
biras	birmek (geben)
bolas	bolmak (sein)
machtanas	maktamak (loben),

so wird die Differenz sofort geklärt, wenn wir bemerken, dass *mak, mek* in Grunde genommen nur die Handlung in substantiver Form ausdrückt und mit Partikel *ku, kü* identisch, daher birmek = birkü für das Nehmen, bolmak = bolku für das Sein zu betrachten sei, und dass mit diesem übereinstimmend die als Endsilbe *as* mit dem türkischen *îsch, üsch*, magyarisch *ás, és* analog ebenfalls nur die substantive Form des Verbums bezeichnet. In der Bildung der im Türkischen so musterhaft ausgedrückten verschiedenen Arten, sowie auch bei der Definirung der Zeiten des Verbums entbehrt das Tschuwaschische sowol die Geschmeidigkeit als auch die Präcission, und während z. B. im Altaischen und im Magyarischen der Indicativ Präsens von der Verbalwurzel gebildet ist, geschieht dies im Tschuwaschischen sowie in den übrigen türkischen Mundarten nur durch Hinzunahme des Verbalstammes. So:

Altaisch	Magyarisch	Tschuwaschisch	Türkisch
jat-îm	ad-ok	kalat-îb	söjler-im
ich liege	ich gebe	ich spreche	ich rede
(von jat)	(von ad)	(von kala)	(von söjle).

Bezüglich der Conjugation diene folgendes Beispiel:

Präsens.

Singular.	Plural.
abe kaladîp, ich spreche	aber kalatpîr, wir sprechen
are kaladîn, du sprichst	aver kaladîr, ihr sprechet
vul kalat, er spricht	vulsam kalasse, sie sprechen.

Perfectum.

kalarîm	kalarîmîr
kalarîn	kalarîr
kalare	kalares.

Conjunctiv.

kalîp	kalîbîr
kalîn	kalîr
kale	kales.

Participium Präsentis.

kalaggan.

Gerundium.

kalasa.

Die Declination ist beinahe dieselbe wie in den übrigen türkischen Mundarten. Vergleiche

Tschuwaschisch	Türkisch
chalîg (Volk)	خلق chalk
chalîgan	خلقنك chalknîng
chalîgga	خلقغه chalkka
chalîgne[1]	خلقنی chalknî.

Nur das Pluralsuffix im Tschuwaschischen, nämlich *sam*, *zam*, bekundet eine seltene Divergenz, doch scheint uns dasselbe analog mit dem türkischen tschom, versammeln, anhäufen, um so mehr, als das türkische *lar*, *ler* ebenfalls von einem ältern alar = es wächst, es vermehrt sich, von welchem der Anlaut weggefallen ist, entstanden zu sein scheint.

Im Beiworte wird der Comparativ mit *rach* (vgl. türkisch rak) oder mittels Umschreibung gebildet. So tschuwaschisch ozal, ozalrach (schlechter), türkisch اوسالراق usalrak, oder vul ondan ozal = er ist schlechter von ihm (als er).

Behufs Darstellung des Zahlwortes diene folgende vergleichende Tabelle:

Tschuwaschisch	Türkisch
1 per	بير bir
2 ikke	ايكی iki
3 visse	اوچ ütsch

[1] Nach Rittich (S. 58) existirt noch ein unbestimmter Accusativ, wofür er jedoch kein Beispiel anführt, und welcher uns an das türkische چوجوق كوردوم tschodschuk gördüm = ich habe ein Kind gesehen, anstatt چوجوغی كوردوم tschodschug*u* gördüm = ich habe das Kind gesehen, erinnert.

4	tvatt	تورت	tört
5	pilik	بيش	bisch
6	oltta	التى	alti
7	sjtschetschc	يتى	jeti
8	sakkîr	سكيز	sekiz
9	tuchchîr	توقوز	tokuz
10	vonna	اون	on
20	sjirim	يكرمى	jigirmi
30	vuttur	اوتوز	otuz
40	chirich	قيرق	kîrk
50	alla	اللبك	ellik
60	otmîl	التميش	altmîsch
70	sjitmîl	يتميش	jetmisch
80	sagir-vonna	سكسن	seksen
90	tugir-vonna	توقسان	toksan
100	sjür	يوز	jüz
1000	pin	مينك	ming.

Von diesen flüchtigen Bemerkungen wollen wir auf den Wortschatz übergehen. Nach der Annahme der Frau Fuchs zählt die Sprache der Tschuwaschen ungefähr 1646 Wörter, von welchen nur 1000 einheimische, die übrigen jedoch Fremd- oder Lehnwörter wären. Mit dieser Annahme stimmt der auf diesem Gebiete so bewanderte Sbojew keinesfalls überein, denn nach ihm hat das Tschuwaschische

aus dem	Finnischen	4	Wörter
„ „	Tscheremissischen	4	„
„ „	Mongolischen	12	„
„ „	Persischen	18	„
„ „	Arabischen	25	„
„ „	Russischen	28	„

entlehnt und hat somit die Reinheit seines Idioms wol besser bewahrt. Nur können wir die Ansicht des sonst verdienstlichen Schriftstellers keinesfalls theilen, denn:

1) sind seine Derivationen, wie er solche in der Note auf

Seite 169 mittheilt, nicht immer richtig[1], da er vielen im Tschuwaschischen befindlichen Fremdwörtern arabischen, mongolischen und persischen Ursprung zuschreibt, uneingedenk, dass diese Wörter, wenngleich arabischer, mongolischer und persischer Herkunft nicht unmittelbar aus diesen Sprachen, sondern höchst wahrscheinlicherweise auf dem Wege einer tatarischen Vermittelung dahin gelangt sind, daher kein Zeugniss einer historischen Berührung der Tschuwaschen mit den betreffenden Völkern abgeben können;

2) bedarf es nur eines Blickes in das tschuwaschisch-russische Wurzelwörterbuch von N. J. Zolotnitzky, um sich die Ueberzeugung zu verschaffen, dass die Zahl der aus dem Tscheremissischen und Mordwinischen entlehnten Wörter viel grösser ist als die oben angeführten acht; ein Umstand, der in Anbetracht des langen und intensiven Verkehrs der Tschuwaschen mit den benachbarten ugrischen Völkerschaften auch gar nicht befremden darf, und der am leichtesten erklärlich wird, wenn wir auf das Tscheremissische hindeuten, dessen Wortschatz mehr als zur Hälfte türkisch ist.

Doch nein, es würde zu weit und noch dazu auf ein schlüpfriges Gebiet uns führen, wollten wir uns hier in Combinationen über die qualitative und quantitative Beschaffenheit des tschuwaschischen Wortschatzes einlassen! Für uns sind jene Momente der sprachlichen Verschiedenheit von besonderm Interesse, welche im vorliegenden Falle des ethnologischen Räthsels uns einigen Aufschluss zu geben vermögen, inwiefern diese das gegenseitige Verhältniss der Tschuwaschen zu den übrigen Türken und damit ihre Ursprungsfrage beleuchtet. Wenn wir daher von diesem Gesichtspunkte ausgehend die Sprache der Tschuwaschen prüfen, so wird es sich herausstellen, dass in erster Reihe der Geist, den die speciell tschuwaschische Lautverwandelung bekundet, von dem der übrigen Türkensprachen in vielen Punkten von wesentlichem Unterschiede ist und zu der Annahme berechtigt, dass auf das Zustandekommen dieser Sprache solche ethnische Elemente mitgewirkt haben, die mit dem Türkenvolke verwandt, d. h. Ugrier und nicht Türken waren. Bei den Vocalen, die auf dem türkischen Sprachgebiete selbst einen weiten Spielraum

[1] So sind z. B. abaj (Mütterchen), ama (Weibchen), inja (Kuh), Olbut (Herr, Held), tar (Pulver), tondu (Lager), jingi (Reihe), nicht mongolischer, wie Sbojew meint, sondern rein türkischer Abstammung.

haben, lässt sich dies nicht so leicht nachweisen, doch bei den Consonanten wäre es schwer, die untrüglichen Zeichen einer ugrischen Lautverwechselung zu verkennen. Zu diesen gehört:

a) der consonantuale Ansatz im Tschuwaschischen und in den finnisch-ugrischen Sprachen dort, wo im Türkischen nur ein Vocallaut ist; z. B.:

Tschuwaschisch	Finnisch-ugrisch	Türkisch
vil	vel (ost)	öl (sterben)
viren	vüren (tscher)	ejren (Strick)
vîrîn	ver (tscher)	urun (Ort)
vîllîk	volik (tscher)	ulak (Vieh)
vur	virlîk	urluk (Samen).

b) Das Vorkommen eines anlautenden *sj* im Tschuwaschischen und im Tscheremissischen dort, wo im Türkischen nur ein einfaches *j* sich vorfindet[1]: z. B.:

Tschuwaschisch	Finnisch-ugrisch	Türkisch
sjorda, Licht	sorta (tscher)	jarıt (scheinen)
sjomît	somul (tscher)	junus (Nothwendigkeit)
sjoras	sjorasem	jarasch (sich aussöhnen)
sjut	sota	jakti (Helle).

c) Das häufige Vorkommen eines anlautenden *tsch*, wo im Türkischen nur ein *t* existirt; z. B.:

Tschuwaschisch	Finnisch-ugrisch	Türkisch
tschik	tschikem	tik (stopfen)
tschîk	tschibe	tauk (Huhn).

Es gibt ausserdem auch noch anderseitige Beweise von einer merklichen Hinneigung der tschuwaschischen Lautlehre zu der des benachbarten Tscheremissischen, und wenn wir das schon erwähnte Verhältniss der beiden Völker hervorheben, die von Kozlowka am linken Wolgaufer über Tscheboksari und Kozmodemjansk bis in das Gouvernement von Nishnegorod aneinander angrenzen und seit geschichtlicher Erinnerung immer nebeneinander wohnten, so wird man wol nicht fehlgehen, wenn man annimmt, dass die rein türkische Sprache der Tschuwaschen nur von die-

[1] Diese Lautverwechselung existirt wol auch im Jakutischen, doch ist sie dort nicht so consequent durchgeführt.

ser Seite her, d. h. nur durch die Berührung mit den Tscheremissen, die so vielartig ausgelegte fremdartige Charakteristik erhalten, und nur infolge dessen von den übrigen türkischen Mundarten so wesentlich abweicht. Sollte man gegen diese Vermuthung einwenden, dass die Kazaner Tataren ebenfalls mit Ugriern in Berührung standen, ohne ihre Sprache dermassen entstellt zu haben, so können wir antworten:

1) dass die Kazaner Tataren ihre heutige Heimat in einer verhältnissmässig neuern Zeit, d. h. erst im 13. Jahrhundert, bezogen, nachdem sie von den Mongolen zur Wanderung nach Südwest sich gezwungen sahen;

2) dass sie erst im 14. und 15. Jahrhundert eine sesshafte Lebensweise annahmen, und wie es die Natur der Sache mit sich bringt, als Nomaden dem fremden Einflusse weniger zugänglich waren, während bei den Tschuwaschen eben das Gegentheil der Fall ist;

3) dass sie zur Zeit ihrer ersten Berührung mit den fremden Elementen, namentlich mit den Ugriern, schon Mohammedaner waren, die bekanntermassen nirgends durch fremde, nichtmoslimische Elemente sich beeinflussen lassen, und dass es im Gegentheil ihre Bildungswelt war, welche auf die heidnischen Stammverwandten den grössten Einfluss ausübte. Nur nach Würdigung dieser Thatsachen wird es einleuchtend, dass die Tschuwaschen, die schon von alters her als sesshafte, ackerbautreibende Menschen bekannt waren und erst vor 150 Jahren das Christenthum annahmen, weder in der Neuzeit, d. h. seit dem Erscheinen der Mongolen an der Wolga, sich gegen die Spracheinflüsse der Tscheremissen, Tataren und Russen zu schützen, noch im Alterthume, infolge der Abgeschlossenheit, in welcher sie sich befanden, in ihrer Sprache jene Züge der Einheitlichkeit zu bewahren vermochten, die mehr oder weniger sämmtlichen Idiomen des Türkenvolkes eigen ist. Hierin und nur hierin allein liegt die Hauptursache der separaten Stellung, welche der Tschuwasche gegenüber den übrigen Schwestersprachen einnimmt.

Im Zusammenhange mit dieser auf die neuere Geschichte der Tschuwaschen Bezug habenden sprachlichen Evidenz wollen wir hier ferner untersuchen, ob wir nicht etwa vom vorhandenen Sprachmaterial, d. h. vom Wortschatze, einige wenngleich noch so schwache Funken zur Klärung der Dunkelheit erhalten könnten,

in welche die ältere genetische Geschichte dieses Volkes gehüllt ist. Ein solcher Versuch wäre um so mehr zu rechtfertigen, als trotz unserer so oft betonten Ansicht, die Sprache nicht als alleiniges Klassifikationsmittel in der Völkerkunde zuzulassen, die objective Forschung auf diesem Gebiete zur Lösung so manches ethnologischen Räthsels doch schon so häufig mitgeholfen hat. Bei stark ausgeprägten Mischsprachen, wie z. B. bei dem Tscheremissischen und Magyarischen, ist ein derartiges Verfahren allerdings einigem Zweifel unterworfen, bei dem eminent türkischen Charakter des Tschuwaschischen kann jedoch das Resultat um so durchschlagender sein, und wenn wir, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, die von Zolotnitzky gebrachte Wortsammlung genau untersuchen, so wird es sich herausstellen, dass die überwiegende Mehrzahl der dort enthaltenen Stammwörter sich viel mehr an das Tschagataische und Altaische, folglich an das Osttürkische anlehnt, als an die Sprache der Kumanen und anderer Türken, die im Alterthume an der untern Wolga und zwischen der Emba und dem Kaspisee gewohnt und den Kern zu den heutigen Westtürken geliefert haben. Indem wir diese Thatsache hervorheben, verleihen wir der Annahme gewisser Forscher, die, wie z. B. Rittich[1], die Tschuwaschen oder die Burtasen des Alterthums von den Ufern des Oxus an die Wolga ziehen lassen, einige Berechtigung. Doch ist dem nicht so! Bei der von uns betonten nähern Verwandtschaft des Tschuwaschischen mit dem Osttürkischen kann noch keine migratorische Richtung von Centralasien aus angenommen werden, da es einen Theil unserer Theorie von der Verbreitung des Türkenvolkes bildet, dass die Eintheilung in Ost- und Westtürken erst nach dem Untergang der Hunnen vor sich gegangen, und dass die Tschuwaschen, ursprünglich ein integrirender Theil des letztgenannten Völkerconglomerats, in den Pontusländern schon zu jener Zeit ansässig waren, als das Gros des Türkenvolkes noch nicht durch jene Sprachgrenze getrennt war, die wir heute wahrnehmen, und die schon im 12. Jahrhundert existirt haben muss. Es waren nämlich grosse historische Bewegungen, wie das Aufblühen des Islam und das Erstarken des Slawenthums, welche in den ohnehin zu langgedehnten Körper des Türkenthums den Keil geschoben hatten, und da die Tschuwaschen noch vor dem Eintreten dieser Begebenheiten ihre nomadische Existenz auf-

[1] Vgl. S. 45.

gegeben und in die waldgeschützten Gegenden des rechten Wolgaufers sich zurückgezogen und zu friedlichen Ackerbauern umgestaltet hatten, konnten sie auch im Grundstoff ihrer Sprache den alten typischen Charakter bewahren und nur die Laut- und Formenlehre musste die aus erwähnten Gründen unvermeidliche Veränderung durchmachen. Der türkische Wortschatz des Tschuwaschischen zeigt daher, gleich dem türkischen Wortschatz im Magyarischen, Spuren eines hohen Alterthums und ist für den Turkologen von besonderm Interesse.

Die Religion.

Der Sprache zunächst ist es die alte Religion, d. h. die Mythologie der Tschuwaschen, die bisher das Interesse der Forscher erweckt und zu mannichfachen Erörterungen Anlass gegeben hat. Heute bekennen sich die Tschuwaschen theils zur christlichen, d. h. griechisch-orthodoxen Kirche, theils sind auch viele der alten heidnischen Religion treu geblieben. Da es uns an genauen Daten über die locale und numerische Verbreitung dieser verschiedenen Glaubensarten mangelt, so wollen wir im allgemeinen bemerken, dass die überwiegende zum Christenthum sich bekennende Zahl im Gouvernement von Kazan, am rechten Ufer der Wolga sich aufhält, während die am linken Ufer dieses Flusses, namentlich in den Bezirken von Stawropol, Samara, Spassk, Tschistopolsk, Menzelinsk, Bugulminsk, Buguruslansk, Bejelebeewsk, Sterlitaman, Ufa und Orenburg, von Mohammedanern stark untermischt, die von den Bezirken Sizran, Kuznetz und Petrowsk hingegen in überwiegender Zahl dem alten Glauben angehören. Was das Christenthum der Tschuwaschen anbelangt, so präsentirt sich dasselbe als das sonderbarste Gemisch von christlichen und altheidnischen Glaubenssätzen in viel grösserm Maassstabe, als wir dies bei den tatarischen Christen Sibiriens und bei den Jakuten sehen, und dieses religiöse Kunterbunt mag wol einerseits als unausbleibliche Folge der Uebergangsperiode angesehen werden, stammt aber auch andererseits von den confusen Begriffen, die die Tschuwaschen von der russischen Version der Lehre Christi erhalten haben. Der Tschuwasche identificirt gar leicht die christlichen Heiligen mit seinen heidnischen Gottheiten, und wenn es dem Jomzja (heidnischer Priester) nicht gelingt, ein Uebel abzuwenden, so ist der Tschuwasche sofort bereit, dem „russischen Gott“ ein

Licht aufzustecken, d. h. von dem Ikon (Heiligenbild) die Hülfe zu erflehen. Dass dieser Uebelstand noch heute, nachdem ihre Bekehrung schon vor mehr als 150 Jahren begonnen hat, immer noch besteht, daran ist allerdings die russische Kirche mit ihren zahlreichen Heiligen, ihrem Aberglauben und mit ihrem stark ausgeprägten Bildercultus schuld; den besten Beweis für eine solche Annahme finden wir bei den zum Islam bekehrten Tschuwaschen, bei welchen die Reminiscenz an den alten Glauben beinahe gänzlich geschwunden, weil eben die streng monotheistische Lehre Mohammed's keine solchen Extravaganzen duldet. Nicht zu übersehen ist ferner, dass die alte Religion der Tschuwaschen mit den socialen Bedingungen und mit dem Alltagsleben dieses agriculturellen Volkes am engsten verwachsen, ja zufällig aus ihren diesbezüglichen Weltanschauungen hervorgegangen ist, denn wenngleich wir zugeben, dass das Grundwesen dieser Religion mit dem Schamanismus der Altaier und der Türken des Alterthums verwandt ist, so können wir doch nicht umhin, in der heutigen Entfaltung des tschuwaschischen Göttersystems eine solche Neuerung zu blicken, die erst nach der Isolirung dieses Volkes von seinen Stammgenossen, d. h. nachdem sie aus Nomaden zu eingefleischten Ackerbauern geworden, ins Leben gerufen worden ist.

Bevor wir uns jedoch über die Theogonie der Tschuwaschen in fernere Erörterungen einlassen, wollen wir die Haupt- und Nebengottheiten, wie solche bei Sbojew[1] angegeben sind, dem Leser vorführen. Der tschuwaschische Olymp zerfällt in himmlische und in irdische Götter.

A. *Himmlische Götter.*

1) Sjüldi-tora, der allerhöchste Gott, dessen Frau sjüldi-tor-amisch und die Kinder Sjüldi-tor-iwil-zjem. Sjüldi-tora personificirt die allerhöchste Gottheit, den Ordner in den himmlischen Sphären, der mit der irdischen Welt nur mittels anderer himmlischer Gottheiten verkehrt. Sbojew identificirt den Sjüldi-tora mit dem Jehova Tzeboat der Hebräer, indem er das Wort sjüldi mit dem tschuwaschischen sjüldir (Stern) vergleicht, folglich einen Sternengott erkennen will. Dem gegenüber leitet Zolotnitzky mit mehr Anrecht dieses Wort von tschuwaschisch sjül = oben, hoch,

[1] Sbojew, den auch Rittich copirt hat, hat als Hauptquelle eine im Nordischen Archiv, Bd. XXVII (1827), anonym erschienene Arbeit benutzt.

ab (vgl. türkisch jola, eventuell jüle = hoch) und übersetzt sjüldi mit höchste.

2) Sjŭd-tunzî-tora[2], der Schöpfer des Lichts und der Wärme.

3) Dschon-sjoradan-tora = Gott der Erschaffer der Seele (vgl. türkisch تكرى يارانقان خان dschan jaratkan tañrî). Die Tschuwaschen glaubten an eine Präexistenz der letztern, und glaubten, dass die menschlichen Seelen auf Anordnung des Sjüldi-tora eben durch den Dschon-sjoradan-tora erschaffen wurden und vor Vereinigung mit dem Körper in einer entzückend schönen, reichen und fruchtbaren Gegend im Südosten des Tschuwaschenlandes sich aufhielten.

4) Asla-addij-tora oder nach Zolotnitzky Asl'adi = Gott des Donners und des Blitzes, der Wortbedeutung nach eigentlich der oberste Vater (von asla = gross und adij = Vater); in der That wird der Begriff donnern im Tschuwaschischen folgendermassen ausgedrückt: asl'adi-awdat = der grosse Vater singt, nicht ungleich dem magyarischen zeng az ég = der Himmel singt, d. h. es donnert.

5) Kebe = Schicksal, richtiger der Gott, der das Los über die Menschen verhängt. Sbojew vergleicht dieses Wort irrthümlicherweise mit dem arabischen kadha قضا = Schicksal, denn es ist rein türkischen Ursprungs und mit dem türkischen kebe, käb, kem = Maass, d. h. was einem zuertheilt wird, identisch. Dem Kebe sind zwei andere Gottheiten untergeordnet, nämlich der Pülüchsi und der Pigambar.

6) Pülüchsi, der nach der Anordnung des Kebe über die Menschen Reichthümer oder Armuth, Glück oder Unglück verhängt. Er ist sowie die obersten Gottheiten Familienvater, denn er hat Weib und Kinder. Pülüchsi stammt vom Verbum pül (türkisch بول böl), theilen, vertheilen, und bedeutet daher der Vertheiler.[2]

7) Pigambar, der auf Geheiss des Kebe den Menschen die geistigen Eigenschaften und den Priestern (jomzja) die Seherkraft verleiht. Früher war er auch Gott des Feuers, doch ist er all-

---

[1] Sjud bedeutet eigentlich Helle und scheint mir vom russischen swjet = Licht abzustammen.

[2] Vgl. das arabische قاسم kasim, eines der 99 Epitheta Gottes.

mählich zum Gott der Hirten und heute schon zum Schutzgeiste des Viehes herabgesunken. Deshalb heisst auch der Wolf bei den Tschuwaschen pigambar-jîttî = der Hund des Pigambar. Man opfert diesem Gott dünne, mit Blut gemengte Eierkuchen (Josman) und Scherbet, indem man betet: „Hab' Gnade, o Pigambar, ich habe dir Josman und Scherbet dargereicht, thue nichts Böses, halte deine Hunde zurück und gib ihnen keine Macht!" Wie dieses Wort, das mit dem persischen پیغمبر pejgambar = Prophet, Ueberbringer einer Botschaft identisch ist, zu den Tschuwaschen gekommen, bedarf noch immer der Aufklärung, aber alt kann diese mythologische Persönlichkeit keinesfalls sein, da dieses Wort erst nach Einführung des Islam in Persien gebräuchlich geworden ist und an der Wolga gewiss erst später eintreffen konnte.

8) Ira-tora, Gott, Beschützer des ehelichen Lebens.

9) Pereget-tora, ebenfalls ein Familienvater, der Gott der Fruchtbarkeit und des Reichthums. Ist jedenfalls erst neuern Ursprungs, da der Name mit dem arabischen Worte برکت bereket = Segen, Reichthum, identisch und nur durch Vermittelung des Kazanisch-tatarischen zu den Tschuwaschen gelangen konnte.

10) Chwel-Tora, Gott der Sonne sammt Weib und Kindern. Chwel ist infolge der Lautveränderung *ĥ* = ch, *w* = uj oder üj, *l* = sch mit dem tschagataischen küjesch, kujasch (Sonne) identisch.

11) Ojich-tora = Gott des Mondes, hat ebenfalls Weib und Kinder.

12) Perterli, soll von per = eins und von taur, teür طور = Form abstammen, daher Gott der Einförmigkeit sein, eine Gottheit, die uns jedoch nicht ganz einleuchten will.

13) Sjülen (nicht sjulan wie bei Sbojew), Gott der Schlangen und Drachen, zugleich auch der Fruchtspender der Frauen, was vielleicht mit der biblischen Sage im Zusammenhange steht. (Sjülen, vgl. یلان jilan.)

14) Sir-asschi, Gott, Schöpfer der Erde, von sir (türkisch یر jir) = Erde und asschi (türkisch یاساجی jasatschi) = Macher, Schöpfer.

15) Sil-tora, Gott des Windes, von sil (türkisch jel) = Wind.

16) Sjüren-tora, der wandernde Gott, der sich in den

Lüften aufhält und zumeist diejenigen beschützt, denen auf der Reise zu Wasser oder zu Lande Unglück droht.

17) Chirle-sir-tora, Gott der rothen, d. h. der fruchtbaren Erde.

18) Churban-tora, Gott der Opfer, eine Gottheit, die bei den Opfern (arabisch قربان kurban) eine vermittelnde Rolle spielt zwischen dem Opferdarbringer und der obersten Gottheit.

19) Alĭk-ozjan-tora (türkisch اچقان تنكرى اشيك), ein Gott, der die Thüren öffnet, d. h. der Portier des tschuwaschischen Olymps.

B. *Irdische Götter.*

1) Sirdi-padscha, Erdenfürst sammt Frau und Kindern, deren Name bei Opferfeierlichkeiten unmittelbar nach dem Namen der höchsten himmlischen Gottheit angerufen wird, weil sie als Repräsentanten der letztern angesehen sind. Sirdi-padscha entspricht nach der tschuwaschischen Lautlehre dem türkischen jirli-padschah.

2) Sjol-tora, Gott der Wege, d. h. Schutzgeist der Reisenden (türkisch يول تنكريسى jol tañrisi).

3) Kilran-tora, Hausgott von kil = Haus.

4) Kardran-tora, Gott der Hausthiere, eigentlich der Schutzgeist des Thierhofes, welch letzteres Wort tschuwaschisch karda heisst (vgl. tatarisch kirta, magyarisch kert = Umzäunung, Garten).

5) Vurman-tora, Gott der Waldungen von vurman (türkisch اورمان urman) = Wald.

6) Chirran-tora, Gott der Felder und der Weideplätze, von chir (türkisch قير kĭr) = Feld.

C. *Die bösen Götter.*

Bei dem in der tschuwaschischen Mythologie vorherrschenden System des Dualismus, indem die ganze Theogonie auf der Existenz eines guten und eines bösen Gottes beruht, darf es nicht befremden, dass letzterer in dem alten Glauben eine wesentliche Rolle spielt und der Dämonologie ein weites Feld geöffnet hat. Ueber den Ursprung der bösen Gottheit wird Folgendes berichtet. Der Sohn des sjüldi-tora soll einst in einer mit Schimmeln bespannten Kalesche auf der Erde herumgefahren sein, um überall Segen und

Reichthum zu spenden. Die von den bösen Einflüssen des Schaitan (Satan) verleiteten Leute sollen ihn gelegentlich dieser Reise todtgeschlagen haben, und um ihr Verbrechen desto besser zu verheimlichen, hatten sie seinen Körper verbrannt und den Staub in die Lüfte gestreut. Wohin nun dieser Staub auf die Erde gefallen, da entstanden plötzlich Bäume und mit diesen trat der Sohn Gottes wieder ins Leben, aber nicht mehr als Personification des Guten, sondern in der Gestalt von zahllosen, dem Menschen feindlich gesinnten Geistern, die fortan an die Erde gefesselt dem fernern Verkehr mit den guten Göttern hindernd in den Weg traten. Diese bösen Götter heissen bei den Tschuwaschen Keremet, ein Wort, das Shojew mit dem bei den Türken moslimischen Glaubens gebrauchten كرامت Keramet, d. h. alles Wunderbare, Uebernatürliche, in Zusammenhang bringen will, in welchem ich den Körmüs oder Körümes, d. h. den bösen Geist bei den Altaiern, entdecken möchte. Jedes tschuwaschische Dorf hatte seinen eigenen Keremet, und wenn eine Gemeinde auswanderte, so soll alsbald zur nächtlichen Stunde der Keremet auf dem Wagen einherfahrend sich eingefunden haben, so unzertrennlich sollen dieselben von den Menschen gewesen sein. Die bekanntesten dieser Keremet sind nach Shojew folgende:

1) Asla[1]-keremet, d. h. der oberste Keremet. Ihm wurden Opfer dargebracht, wenn irgendein Dorf oder eine ganze Gemeinde von einem Elementarunglück, als Dürre, Seuche, Hagel, Brand u. dgl., heimgesucht wurde, wo dann auf Einladung der Jomzen sich alles versammelte und dem bösen Geiste einige Pferde, Kühe oder Schafe, bei denen die weisse Farbe bedingt war, opferte.

2) Kümül-keremet, d. h. der silberne Keremet, von kümül (türkisch كومش kümüsch) = Silber, dem man zumeist beim Unternehmen eines Gewinn verheissenden Geschäfts eine Silbermünze oder einen Bleiring als Opfer darbrachte, natürlich um dem Unternehmen einen glänzenden Ausgang zu sichern.

3) Pilik-tjübe-keremet, d. h. der Fünfhügel-Keremet, indem die Zahl fünf bei den Tschuwaschen geheiligt[2] und dieser

[1] Shojew will dieses asla von dem اصل asl (Ursprung) der Araber ableiten, doch scheint uns dies gewagt, denn اصل und اصيل sind nur im Osmanischen eingebürgert und ein Zusammenhang zwischen dem letztern und dem tschuwaschischen asla wäre schwer anzunehmen.

[2] Fünf ist auch bei andern Türkenvölkern eine beliebte Zahl. Vgl.

Dämon als auf fünf Hügeln wohnend dargestellt wird. Geopfert wurden ihm zumeist weisse Lämmer.

4) Tschirischlawar-keremet, d. h. der Tannenkeremet, dessen angeblicher Sitz in den Tannenwäldern ist, und dem man ein weisses Lamm und eine Gans opfert.

5) Chirle-sir-keremet, d. h. der Keremet der rothen (fruchtbaren) Erde, der im Gegensatz zum Chirle-sir-tora dem Boden die Fruchtbarkeit zu entziehen trachtet.

6) Jiwasch-keremet, der sanfte Keremet, weil er am leichtesten durch dargereichte Spenden sich versöhnen lässt.

7) Chajar-keremet, der boshafte Keremet, die schrecklichste und immer wüthende Gottheit, der man einen Stier, ein Pferd oder Schaf, aber stets von schwarzer Farbe, zu opfern pflegt. Wenn der Tschuwasche seinen Feind verwünschen oder verfluchen will, so ruft er gegen ihn die teuflische Macht des Chajar-keremet an, und nichts ist schrecklicher als die Furcht, welche der Tschuwasche in seinem blinden Aberglauben vor dieser Personification der Bosheit hat. Sbojew's Schilderung von einer Scene, der er in nächtlicher Stille inmitten eines Waldes beigewohnt, wo ein vom Chajar-keremet sich ereilt glaubender Tschuwasche gleich einem Besessenen sich geberdete, ist fürwahr grauenerregend.

Zu den bösen Geistern werden ferner gezählt:

8) Ezrel, der عزرائيل Ezrail der Moslimen, der die Menschen plötzlich mit Qualen tödtet. Die ihm dargebrachten Opfer, zumeist schwarze Lämmer, werden nicht gegesssen, sondern zertheilt und weggeworfen.

9) Ar-sjüri, der Waldteufel, zusammengesetzt aus ar (Mann) und sjüri = gehen, der in den Wäldern umherzieht und den Menschen nicht plötzlich, wie Ezrel, sondern allmählich vernichtet. Den Dörfern wagt er nicht nahe zu kommen, weil er die Hunde fürchtet. Man opfert ihm Pfannkuchen, Getreide, Bier und sonstige Victualien.

10) Jirich, ein böser Geist, der über den Menschen die verschiedensten Krankheiten schickt und dem man Erbsenbrei und Lämmer opfert. Von den Lämmern wird gewöhnlich der Kopf

---

Bischdag = fünf Berge, Name eines Berges im Norden des Kaukasus; Bischowa = fünf Ebenen, Name eines Feldes unweit Erzerum; Beschbulak = fünf Quellen, ein häufig vorkommender Ortsname in Kleinasien.

abgeschnitten, in einen besondern Korb aus Birkenrinde gelegt, welcher mit Bändern, Zweigen und Sonstigem geziert in einem Winkel der Kammer aufgehängt wird. Dieser Talisman erhält nun auch den Namen Jirich und wird als Schutz gegen Krankheiten betrachtet. In diesem Jirich oder Irich ist jedenfalls der Ijik der Altaier und der Irik der Jakuten zu erkennen, dem aber vorzüglich bei den Turkomanen, wo er Ijis[1] heisst, schon eine andere Function zugeschrieben wird, denn hier wird er als Todesengel betrachtet und die zum Heil des Verstorbenen alljährlich gegebene Mahlzeit heisst auch ijis.

11) Ije, ein Hausgott (vgl. ije = häuslich), eigentlich kein böser Geist, sondern vielmehr eine Art Satyr, der sich hinter dem Ofen oder hinter dem Bade aufhält und den Leuten allerlei Possen spielt, indem er sie von der Ofenbank herunterstösst, ihnen die Hände ausrenkt, sie blendet u. dgl. Manchmal thut er auch wol Gutes, indem er das Vieh vermehrt und das Haus vor Feuer schützt. Seine Opfer bestehen aus Brotstückchen, die man hinter den Ofen wirft.

Nach Aufzählung dieser verschiedenen Gottheiten wollen wir zur Beschreibung einiger mit dem alten Glauben der Tschuwaschen zusammenhängenden Sitten und Gebräuche übergehen, und beginnen mit dem Ceremoniell des **Tschukleme**[2], d. h. des Opferns.

Gegenwärtig hat die Sitte der Opferspenden wol mehr die Form einer Danksagung für den erhaltenen Segen Gottes, aber in früherer Zeit waren es Opfer im vollen Sinne des Wortes, die in einer dazu bereit gehaltenen Opferhalle Keremet dargebracht wurden unter Anführung des Jomzja und in Anwesenheit der betreffenden Gesellschaft. Diese Opferhallen waren zumeist aus Holz gebaut in der Form eines Parallelogramms und hatten drei Thüren: eine nach Osten zu, durch welche die Opferthiere hereingebracht wurden, die zweite nach

[1] Infolge der tschuwaschischen Lautlehre, in welcher sich *k* in *s* und *r* in *j* verwandelt, ist die Identität beider Wörter kaum zu bezweifeln.

[2] Sbojew gebraucht die Verbalform tschukles = opfern, und das Wurzelwort tschuk ist nichts anderes als das uigurische juket jok, juk = opfern. Siehe das Wörterbuch in meinen „Uigurischen Sprachmonumenten“ und das „Kudatku-Bilik“.

Norden, durch welche man das Wasser hereinbrachte, und die dritte nach Westen, durch welche die Menschen zugelassen wurden. Der westlichen Mauer entlang befand sich ein Vorhang, hinter welchem das Fleisch des Opferthiers verzehrt wurde, während in der Mitte ein Tisch stand, der so gross war, dass auf demselben das grösste Thier, d. h. ein Kamel, bequem geschlachtet werden konnte. Einer Reparatur wurden diese Opferhallen nicht unterzogen, sondern immer neu erbaut, nachdem man das alte Material vorher verbrannt hatte. Die heute sowol bei Christen wie bei heidnischen Tschuwaschen übliche Sitte des Opferns erstreckt sich zumeist auf das Einsegnen des neuen Brotes, und findet im Tschuk-ojich (Opfermonat, in der zweiten Hälfte des November und in der ersten Hälfte des December) statt. Dieses Fest wird in jeder Familie begangen, und sämmtliche Familienmitglieder und auch Freunde betheiligen sich an demselben. Auf dem Tische stehen zahlreiche Schüsseln mit den neuen Erzeugnissen des Bodens gefüllt. Der Aelteste der Familie hält ein Stück Brot in der Rechten und seine Mütze unter dem linken Arm, und gegen Osten gewendet spricht er bei offenen Thüren und Fenstern das Dankgebet für die erhaltenen Gaben Gottes, indem er zugleich um Regen, Licht, Ruhe und Wohlstand betet. Nachdem er den Anwesenden den Segen ertheilt, wird das Brot unter die letztern in kleine Stücke getheilt. Aehnliches geschieht mit den übrigen in den Schüsseln enthaltenen Kuchen und Gerichten, worauf nun eine reiche Libation von Bier und Branntwein folgt und das Ganze mit einem Tanze geschlossen wird. Von einer ähnlichen Ceremonie ist auch das Einsegnen des neuen Bieres begleitet. Zu diesem Behufe wird ein in der Sitte erfahrener Mann auserkoren, der den Titel Pitschke boslagan = Anfänger (richtiger Anstecker) des Fasses führt und an der Spitze des Tisches Platz nimmt, auf welchem eine Kufe mit Bier, ein Laib Brot aus neuem Korn, Salz und neun Becher mit Bier gefüllt stehen. Der „Anfänger" erhebt sich von seinem Sitz und sagt mit dem vollen Becher in der Rechten und die Mütze unter dem linken Arm haltend, folgendes Gebet: Tor' sîrlach, anbrach! sana azînza pitschke poslas tetper! d. h. Gott sei gnädig und verlass uns nicht! Dir zu Ehren will ich nun das Fass anstecken![1] Hierauf folgen nun der Reihe nach andere

[1] Vgl. Zolotnitzky, S. 219.

Gebete, es wird jedem ein Becher dargereicht, den derselbe austrinken muss. Nach Beendigung der langen Trinkgebete setzt der „Anfänger" seine Mütze wieder auf, man beglückwünscht sich und jetzt kann erst das eigentliche Zechgelage losgehen. In den frühern, d. h. vorchristlichen Zeiten, spielten bei dieser Feierlichkeit die Jomzjas die Hauptrolle. Sie waren es, denen das Hersagen der officiellen Gebete oblag, bei welcher Gelegenheit sämmtliche Haupt- und Nebengötter angerufen wurden; bei dem Namen eines jeden Gottes verneigte sich die Gesellschaft unter dem Ausrufen: sîrlach! an-brach! (erbarme dich unser und verlass uns nicht) und Smelle[1] rufend trank jeder seinen Becher.

Was die eigentlichen Opfer anbelangt, d. h. wenn Thiere geschlachtet werden, so verrichtet der Jomzja zuerst das sogenannte Reinigungsgebet, das Opferthier wird sodann so lange mit Wasser überschüttet, bis es von einem Zittern ergriffen ist; sollte dies jedoch nicht eintreten, so hält man das Thier für opferunfähig, es wird auf die Seite geführt und separat abgeschlachtet. Das zum Opfer würdig befundene Thier wird sofort geschlachtet, in Stücke zerschnitten und mit Fett und Graupen im Kessel gekocht. Bei dem aufsteigenden Dampfe glaubt der Tschuwasche, dass die zu versöhnenden Geister sein Opfer entgegennehmen und sagt die Gebete nach, die der Jomzja nun an die guten und bösen Götter richtet. Ist das Fleisch gekocht, so wird es unter die Anwesenden vertheilt, der Kopf, die Füsse und die Haut werden auf die Bäume aufgehängt, ebenso wie bei den Altaiern, die Beine und Eingeweide aber verbrannt. Es legt nun jeder in die Höhlung eines Baumes irgendeine Geldgabe, während die Frauen, die anwesend sind, aber mit Ausnahme einer Braut nicht beten dürfen, auf den Zweigen irgendeine Handarbeit aufhängen. Von grösster Wichtigkeit sind diese Schlachtopfer gelegentlich der Todtenfeiern (joba), die im Joba-ojich (November) begangen werden, der Natur nach in zeitweilige, occasionelle und gemeinsame zerfallen[2], insgesammt aber aus Gelagen, geräuschvollen Orgien, Musik, Tanz u. s. w. bestehen. Ist das liebe Vieh von irgendeinem Uebel ereilt, oder ist der Tschuwasche auf dem

[1] Smelle stammt von Bismillah بسم الله (im Namen Gottes), mit welchen Worten auch in Centralasien bei frommen Moslimen Speise und Trank verzehrt wird.

[2] Vgl. Rittich, S. 96, und Shojew, S. 135.

Gottesacker von einer Furcht befallen worden, so schreibt man dies dem Einfluss der Verstorbenen zu, die ein Opfer verlangen, das selbstverständlich nun dargebracht werden muss. Am feierlichsten geht es bei der Todtenfeier zu, die am vierzigsten Tage nach dem Hinscheiden eines Mitgliedes der Familie begangen wird, da während dieser 40 Tage die Anverwandten sich jeder Belustigung enthalten müssen. Die Weiber müssen den Umgang mit ihren Männern meiden, sie dürfen nicht spinnen, waschen, die Oefen ausschmieren, keine neuen Kleider anlegen u. s. w., mit einem Worte das Princip des Joramast, d. h. sich nicht freuen, muss vollständig eingehalten werden. Am vierzigsten Tage wird ein Jomzja gerufen, man schlachtet das Thier, welches der Verstorbene noch zur Lebenszeit bestimmt hat, legt die Hälfte des gekochten Fleisches sammt andern Speisen auf das Grab, und nachdem jeder der Anverwandten letzteres mit Branntwein, Bier u. dgl. begossen und ein Gebet verrichtet, beginnt ein unbeschreibliches Geplärr, Geheul und Gewinsel, während dessen die Hunde sich an den auf das Grab gelegten Speisen weidlich gütlich thun, weil nach dem Glauben der Tschuwaschen die Seelen der Verstorbenen in die Hunde übergehen und man im Geheule der letztern die Stimmen der Todten hören soll. Nun erst beginnt das eigentliche Todtenmahl, d. h. die Bewirthung der Gäste, die auch so lange dauert, bis der Speise- und Trankvorrath erschöpft ist. Im Hause der Verstorbenen nimmt das Essen, Trinken, Tanzen und Singen aufs neue seinen Anfang, nur in Begleitung einiger anderen Ceremonien, wie solche bei Sbojew ausführlich geschildert sind, sowie im ganzen genommen die Todtenfeier bei den Tschuwaschen einzig in ihrer Art dasteht, denn die Todtenfeier der Turkomanen, denen ich persönlich beigewohnt, bestehen selbst bei den Reichsten aus einer einfachen Mahlzeit und haben ein viel düstereres Gepräge.

Wie leicht begreiflich, hatten ehedem und gewissermassen auch jetzt noch die Jomzja der Tschuwaschen an diesen mit Opfern verbundenen Feierlichkeiten den Löwenantheil. Das Wort Jomzja stammt von der Silbe jom = türkisch kam (Zauberer, Schamane[1]) und deren Partikel zja, zje = tsche, dschi ab und bedeutet daher einen, der sich mit dem Schamanenthum beschäftigt,

[1] Auch Schaman, dessen erste Silbe scham mit kam und jom analog ist, hat eine ähnliche Abstammung.

wobei wir jedoch bemerken wollen, dass es sowol männliche als weibliche Jomzjas gegeben hat. Ehedem dienten sie als Wahrsager, Zauberer, Aerzte, Vorbeter und Rathgeber des Volkes, ja nur sie allein wurden als Fürsprecher beim Sjüldi-tora und den übrigen Gottheiten gebraucht. Heute jedoch sind sie ihres alten Glanzes und Ansehens allmählich verlustig gegangen, und selbst der Gott Pigambar, von dem sie angeblich ihre Eingebungen erhalten haben sollen, wird nicht mehr als Beschützer des Viehs und als Hüter gegen das Wild betrachtet.[1] Sie ziehen ohne eine specielle Kleidung unter dem Volke einher und beschäftigen sich zumeist mit Zauber- und Wunderdingen aller Art, sie verfassen die Liebe und Hass erregenden Gespräche (uschtagan sivedegen sumachsam), sie laden die Leute zu den Hochzeits-, Begräbniss- und Geburtsfeierlichkeiten ein, und spielen demnach in den drei wichtigsten Lebensmomenten noch immer eine Rolle. Merkwürdig ist es, dass die tschuwaschischen Jomzja, den Zeitverhältnissen sich anpassend, mitunter auch den Bekennern des Christenthums mit Rath beistehen: wieviel und welche Lichter man z. B. diesem oder jenem Heiligen aufstecken soll, um eine Krankheit zu heilen oder ein Unglück abzuwenden. Sie gleichen hierin ihren Berufsgenossen auf der Steppe, nämlich den Bakschirs der Kirgizen, die bisweilen in ihrem Zauberspuk moslimische Religionssitten empfehlen, natürlich zum grossen Aerger der Ischane und Mollas. Im Nothfalle pflegen übrigens die Tschuwaschen sich selbst mit einem oder dem andern Zauber zu helfen und den üblichen Talisman anzuwenden.

Zum Schluss wollen wir noch einiges über die Auffassung der Tschuwaschen von den Himmelskörpern und den Himmelserscheinungen bringen, wie solche bei Zolotnitzky angeführt sind, mit dessen Erörterungen wir im wesentlichen übereinstimmen. Wie wir dies bezüglich der Benennung des Himmels bei den Magyaren nachgewiesen[2], so scheinen auch die Tschuwaschen den Unterschied zwischen einem geistigen und materiellen Himmel gekannt zu haben; wobei sie erstern mit tora (das تنكرى tanri der Türken und tañara der Jakuten), d. h. der höchsten Gottheit, identificirt, letztern aber kwak (vgl. türkisch كوك kök, magyarisch kék = blau), d. h. Blaue, benannten: in tora als im Aus-

[1] Vgl. Zolotnitzky, S. 165.

[2] Siehe meinen „Ursprung der Magyaren", S. 324.

drucke des geistigen Himmels, der Gottheit *par excellence*, ist das türkische tangri, tengri, der Inbegriff der Helle, des Lichtes und des Scheinenden (von tang, ting) zu erkennen und hat, wie wir anderweitig schon nachgewiesen [1], mit dem finnisch-skandinavischen tor nichts gemein, dies um so weniger, als die Tschuwaschen das türkische *a* mit Vorliebe in *o* verwandeln und aus tañri, tari, tora gemacht haben. Die Sonne Chwel, nach den tschuwaschischen Lautgesetzen mit dem kojasch der Türken identisch, wird als ein belebendes Wesen dargestellt, das Weib, Kinder, Ohren, Flügel und Füsse hat und unter dem Namen eines eigenen Gottes (Chwel-tora) figurirt.

Für den Begriff Welt gebrauchen die Tschuwaschen zwei Wörter: 1) Sjandalik, wörtlich Wetter und Sjut-sjandalik = die Welt; 2) Tüntsche oder tünzi, das vom arabischen dunja stammt und so wie ersteres für Lichtwelt, wird letzteres für irdische Welt genommen. Dem Mond, tschuwaschisch ojik, wird bei weitem nicht die belebende Kraft zugeschrieben wie der Sonne, und weil der Volksglaube ihn als eine Himmelskuh und runden Käse darstellt, der zeitweise von den Zauberern aufgezehrt wird, so wird die Mondfinsterniss durch die Umschreibung ojga vubur sjet, d. h. den Mond hat der Zauberer aufgegessen, ausgedrückt. Die Sterne, tschuwaschisch Sjuldîr, haben keine besondere Gottheit, da sie unter Leitung des obersten Gottes stehen. Der schwach schimmernde Stern bedeutet die Geburt eines unglücklichen Menschen, der überaus strahlende die Geburt eines Fürsten. Mit Bezug auf die verschiedenen Sternbilder ist es allerdings auffallend, dass bisjetzt der Name Nordstern unbekannt geblieben. Der Grosse Bär heisst wie im Tatarischen Sjitschtsche-Sjuldîr, d. h. Siebengestirn; die Milchstrasse kajik-chorsjole, d. h. die Strasse der wilden Gänse, mit dem tatarischen kijik-kaz-juli identisch, weil diese Vögel in ihrer Wanderung in der Richtung von Nordost nach Südwest fliegen; die Plejaden, ülgar gleich dem türkischen ülker; der Morgenstern, schorîm-bos-sjuldîri, d. h. Stern der Morgenröthe; der Abendstern, chwel-anîs-sintschi-sjuldîr, d. h. Stern nach Untergang der Sonne; schliesslich gibt es im Tschuwaschischen noch einen Stern Namens kwende-sjuldîr, d. h. Schulterjochstern, in welchem unser Gewährsmann den Orion erkennen will.

---

[1] Vgl. „Primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes", S. 153.

Wir hätten nun, soweit dies in den Rahmen unserer Arbeit passt, die alte oder heidnische Religion der Tschuwaschen in einem kurzen Umrisse dargestellt, und wollen nun untersuchen, ob dieser Glaube in der That der Religion irgendeines alten Culturvolkes nachgebildet, oder ob er ohne fremdes Dazuthun aus dem sämmtlichen Türken gemeinsamen Schamanismus herausgewachsen ist. Es gibt allerdings Forscher, so z. B. Rittich, welche die Religion der Tschuwaschen von der Lehre Zoroaster's ableiten und dem Grundwesen nach einen Dualismus entdeckend den Sjüldi-tora mit Ormuzd, den Ahriman hingegen mit den Keremet vergleichen. Auch Sbojew will im Grundgebäude des Tschuwaschischen den Dualismus erkennen, der nach seiner Ansicht später in Polytheismus überging, indem einzelne Theile des Weltalls verschiedenen Göttern überantwortet wurden. Auf der einen sowol als auf der andern Seite trachtet man das vermeinte Religionssystem mit Beispielen aus der vorliegenden Mythologie zu illustriren, obwol wir von denselben Autoren wieder auf den Umstand aufmerksam gemacht werden, erstens dass die früher erwähnten Gottheiten je nach den verschiedenen Gegenden bei den Tschuwaschen selbst variiren und aller Wahrscheinlichkeit nach bei deren Entstehen die zeitweilige Phantasie der Jomzjas mitgewirkt hat; zweitens hebt der gründliche Kenner dieses Volkes es doch selbst hervor, dass keine wie immer gearteten Monumente vom alten Glauben der Tschuwaschen vorliegen, und dass namentlich seit der Annahme des Christenthums mit Bezug auf ihre mythologischen Angaben arge Verwirrung eingetreten ist, indem vieles vergessen und vieles wieder in eine neue Form gegossen worden sei. Der Pülüchsi wurde zum Erzengel, der Pigambar zum St.-Georg und Frau Sjüldi-tora zur Heiligen Jungfrau qualificirt. Nun scheint uns dies alles ganz natürlich, und weil dem so ist, so halten wir es für höchst gewagt, sich in vergleichende Religionsstudien einzulassen, und für noch gewagter, aus derartigen Resultaten auf den Ursprung dieses Volkes folgern zu wollen. Nichts wäre nach unserer Ansicht verfehlter, als bei Beurtheilung der tschuwaschischen Mythologie den Maassstab der Götterlehre solcher arischen, in der Cultur fortgeschrittenen Völker anzulegen, die in einer Jahrhunderte alten stereotypen Form zu uns gelangt, und wo wir noch obendrein kraft der zahlreichen Literaturbelege, Steinbilder u. s. w. zur Ueberzeugung gelangen, dass dieselbe ins Fleisch und Blut der betreffenden Völker gedrungen, ja die Seele

des geselligen und geistigen Lebens gewesen ist. Von der Götterlehre der Tschuwaschen liesse sich dies nicht so leicht behaupten. Die Annäherungspunkte, die Rittich[1] zwischen der Kosmogonie der Tschuwaschen und der des Zoroaster'schen Glaubens entdecken will, können ebenso gut in der Kosmogonie der Hebräer und der der Altaier gefunden werden, denn ob Jahwe, Ormuzd, Kuda oder Sjüldi-tora, so hat die oberste Gottheit den Menschen überall rein erschaffen und erst später kamen die Verderber in der Gestalt der Ahrimane, Satane, Erlike und Keremete zum Vorschein, und so wie bei den Tschuwaschen das berauschende Opfergetränk, so hat nach der Bibel der Apfel, nach der altaischen Sage die verbotene Speise des Erlik das Unheil angestiftet. Setzen wir nun diese Vergleichung fort, so werden wir finden, dass, so wie der Sjüldi-tora den Sjirdi-padscha (Erdenfürst) zum Vermittler zwischen sich und dem Menschen auserkoren, so auch der Kuda der Altaier den Mai-tere hierzu gewählt hat, und dass demnach der Grundfaden der tschuwaschischen Kosmogonie sich ebenso leicht in der Entstehungsgeschichte der Altaier, deren buddhistischer Ursprung von Schiefner nachgewiesen wurde, auffinden lässt.

Wer daher, ohne von einer speciellen Descendenztheorie der Tschuwaschen eingenommen zu sein, und ohne in besondere theogonische Speculationen sich einzulassen, die Glaubenslehre dieses Volkes objectiv untersucht, der wird sich der Wahrnehmung nicht verschliessen können, dass wir es hier strenggenommen mit einem auf den türkischen Schamanismus gebauten Religionssysteme zu thun haben, das infolge der Zurückgezogenheit, in welcher seine Bekenner von den übrigen stamm- und sinnverwandten Türken gelebt, sich wesentlich erweitert, verändert und umgestaltet hat, ohne jedoch hierin anders beeinflusst worden zu sein als höchstens in der Annahme einiger Fremdwörter und in der Nachahmung einiger Formen. Ueber die Art und Weise, wie diese Modellirung vor sich gegangen, gibt uns der Umstand, dass die Mythologie der Tschuwaschen erst jüngstens zu unserer Kenntniss gelangt und selbst während dieser Zeit einer wesentlichen Veränderung unterlegen ist, den besten Aufschluss. Wir sehen ferner, dass die Gottheiten Pigambar (پیغمبر), Perget (برکت), Churban (قربان) und Ezrel (عزرائیل) nicht durch unmittelbaren

[1] Vgl. S. 83.

persischen oder khazarischen Einfluss, sondern durch enge Berührung mit den moslimischen Tataren und durch theilweise Islamisirung der Tschuwaschen entstanden, und dass es selbst der kühnste Forschersinn nicht wagen dürfte, den Glauben der Tschuwaschen, wie er heute vorliegt, als uralt hinzustellen. Dies beweist unter anderm, dass die Tschuwaschen den Feiertag oder Ruhetag, wie die übrigen Moslimen Mittelasiens, mit dem Namen Arna-gon, d. h. Freitag, bezeichnen, ein Wort, in welchem das آدینه adina oder azna (Freitag) der Tadschiken, Sarten und auch der Özbegen zu erkennen ist[1], und welches schliesslich auch bei den Kumanen üblich war, wie aus dem Petrarca-Codex ersichtlich ist. So wie die Kumanen infolge einer theilweisen Bekehrung zum Islam den Namen dieses Tages annahmen, ebenso ist dies auch bei den Tschuwaschen der Fall gewesen, geradeso wie sie heute den Samstag Schumat heissen, was nicht vom Schabat der Hebräer oder der jüdischen Khazaren, sondern vom Subbota[2] der Russen stammt. Auch dünkt uns die Annahme, dass die tschuwaschische Sitte, nach welcher der jüngere Bruder die verwitwete Frau seines ältern Bruders heirathen muss, mit den חלצה Chalitza des jüdischen Gesetzes identisch und durch khazarische Vermittelung zu den Tschuwaschen gelangt sei, nicht ganz stichhaltig, weil sich eine ähnliche Sitte auch bei andern Türken vorfindet, namentlich bei den Kara-Kalpaken und Turkomanen, wo nicht nur die Frau, sondern auch sämmtliche Sklavinnen des verstorbenen Bruders an den jüngern Bruder übergehen, eine Sitte, die unter dem Namen dschisir (?) bekannt ist, und ohne von der Religion vorgeschrieben oder gebilligt zu sein, bei den türkischen Nomaden überall geübt wird. Ebenso wenig wie wir die Möglichkeit irgendwelcher Ueberreste eines khazarisch-jüdischen Cultureinflusses zugeben können, für ebenso unbegründet halten wir die Annahme bezüglich altpersischer und mongolischer Reminiscenzen. Die persischen Lehnwörter im Tschuwaschischen sind fast ausschliesslich

[1] Sbojew leitet irrigerweise dieses Wort vom tschuwaschischen arzajas = sich von der Arbeit ausruhen, ab, denn adina oder azna ist altiranischer Herkunft. Ebenso irrt auch Rittich, indem er arna-gon mit Samstag, Ruhetag übersetzt, welch letzterer Tag bei den Tschuwaschen Schumat heisst.

[2] Dies ist aus dem beibehaltenen *u* in der ersten Silbe ersichtlich, und aus dem Lautgesetze, nach welchem die Tschuwaschen das *s* mit Vorliebe in *sch* verwandeln. Vgl. tschuwaschisch schogisch, türkisch sagis (Gedanke); tschuwaschisch schu, türkisch su (Wasser).

durch den tatarischen Sprachkanal dahingelangt, ja im Kumanischen ist eine nicht minder grosse Anzahl vorhanden, und was die Sitte des Noruzfestes, d. i. der Anfang des neuen Jahres in den Frühlingsäquinoctien, anbelangt, so hat dieselbe bei sämmtlichen Türken, d. h. bei Özbegen, Kirgizen und Osmanen in gleicher Weise Verbreitung gefunden. Noch weniger kann natürlich vom mongolischen Sprach- oder Cultureinfluss die Rede sein, da die 4000 Mongolen, welche das Reich Dschüdschi's begründeten, gar bald in der grossen Mehrzahl der ihnen unterworfenen Türken verschwanden und in der Goldenen Horde gleich nach den ersten Decennien das türkische Element tonangebend geworden war.

Es kann mithin bezüglich des alten Glaubens der Tschuwaschen nur jene Annahme berechtigt erscheinen, nach welcher wir in demselben eine verbesserte, erweiterte und durch mohammedanisch-christliche Einflüsse veränderte Form des ursprünglichen türkischen Schamanismus entdecken. In Sjüldi-tora ist der Tañri, in den Keremets der Körmüs (der Altaier), im Jirich ist der Ijik und im Tschukleme ist juklama[1] (der Uiguren) wörtlich und bildlich ausgedrückt, ebenso wie die alttürkische Schwursitte mittels eines feierlichen Trunkes[2] noch bis heute unveränderlich geblieben, und so wie die alten Türken für Flur, Wald, Berg, Wild, Feuer u. s. w. je einen speciellen Schutzgeist hatten[3], so haben die Jomzjas der Tschuwaschen dafür gesorgt, dass alle Elemente und jedes Reich der Natur seinen eigenen Tora oder Keremet habe, bei deren Graderhöhung und Definition man nicht besonders gewissenhaft vorgegangen zu sein scheint.

Nachdem wir in den vorhergehenden Blättern die in der Sprache und in der Religion der Tschuwaschen hervortretenden Momente der Divergenz von den übrigen Türken geschildert, können wir um so sicherer zur Ursprungsfrage dieses Volkes übergehen. Bevor wir jedoch die Lösung dieses allerdings schwierigen Problems versuchen, können wir nicht umhin, die diesbezüglichen Meinungen der

---

[1] Im Uigurischen ist juk-et (opfern) gebräuchlich, doch kann auch eine Verbalform jukla angenommen werden.

[2] Rittich, S. 70. Bezüglich dieser Sitte vgl. das áldomás, d. h. Segenstrunk der Magyaren, in meinem „Ursprung der Magyaren", S. 361.

[3] Vgl. „Der Ursprung der Magyaren", S. 351.

betreffenden Autoritäten zu registriren. Frau A. A. Fuchs[1] bemerkt ganz richtig, dass es auffallend sei, dass Nestor, der doch von allen Völkern seiner Zeit spricht, der Tschuwaschen gar keine Erwähnung thut; demzufolge stellt sie denn auch die Hypothese auf, dass die Tschuwaschen mit den Khazaren identisch sein müssen, eine Folgerung, die uns aber keinesfalls einleuchten will, weil aus der Unbekanntheit Nestor's mit diesem Volke dessen khazarischer Ursprung noch lange nicht bewiesen ist. P. S. Sawelew will in den Tschuwaschen die Nachkommen der Wolga-Bulgaren entdecken, ohne jedoch seine Behauptung durch stichhaltige Motive unterstützen zu können. *Last not least* wollen wir die Meinung Shojew's anführen, der die Tschuwaschen mit den Burtasen der arabischen Geographen identificirt, indem er diese seine Ansicht, auf topographische, ethnisch-sociale und linguistische Belege basirend, in elf Punkten verficht. In Anbetracht des Umstandes, dass Mas'udi, Idrisi, Ibn-Chaldun u. A. die Heimat der Burtasen an das rechte Wolgaufer und zwar an den untern Lauf dieses Flusses verlegen, und dass die geographischen Angaben Jakut's mit der Lage der noch heute von Tschuwaschen bewohnten Gouvernements von Saratow und Simbirsk so ziemlich übereinstimmen, wäre es wol schwer, der betreffenden Annahme Shojew's zu widersprechen. Nicht minder plausibel scheint die Homogeneität der Angaben von der Lebensweise beider Völker, denn nach Aussage der Araber waren die Burtasen ausgezeichnete, Ackerbau treibende Leute, und von den Tschuwaschen ist es nachgewiesen, dass sie schon von alters her dieser Beschäftigung oblagen. Diese Congruenz der Thatsachen ist unanfechtbar und hat allerdings viel Verlockendes für sich. Doch können wir nichts Aehnliches von den linguistischen oder, richtiger gesagt, etymologischen Beweisgründen der russischen Gelehrten behaupten.

1) Ist die Identität des برطاس burtas der Araber mit dem tschuwaschischen Verbum burnas (leben, ansässig sein) auch schon deshalb fraglich, weil letzteres richtiger wîrnas (sich unterbringen, türkisch اورونلماش urunlasch) lautet, und weil eine Lautverwechselung zwischen *n*—*l* unbekannt ist.

2) Deutet der burtasische Ortsname سيور siver noch nicht auf tschuwaschischen Ursprung, da dieses Wort mit geringer Va-

[1] Zapiski o Tschuwaschach, S. 32 (nach Shojew citirt).

riation schon den Hunnen und Avaren bekannt gewesen, bei Raschid-ed-din und bei Abulghazi in der Genealogie der Türken häufig vorkommt und mit dem wîras, richtiger wîrtas (übernachten), der Tschuwaschen nichts gemein haben kann.

3) Ist die Vergleichung des Namens Tschuwasch mit dem türkischen dschuwasch = friedlich und tschuwaschischen jiwasch (still) auch schon deshalb nicht thunlich, weil uns bisjetzt kein Beispiel vorliegt, dass ein türkisches Volk sich das friedliche, leise und langsame nenne, weil dies kein Epitheton ist, in dem ein Volk des Alterthums sich gefallen hätte, denn juwasch, d. h. leise, ruhig, hat auch die Nebenbedeutung schwach und feige, und dies hat den türkischen Begriffen von Tugend nie entsprechen können.

4) Beweist das bei Konstantin dem Purpurgeborenen vorkommende, mit ἄσπρον ὀσπιτίον übersetzte Wort Sarkel noch lange nicht die tschuwaschische Herkunft dieses Wortes, wie wir anderseitig nachgewiesen haben.[1]

5) Kann der schon früher bestrittene sprachliche Einfluss der Mongolen auf die Tschuwaschen in keiner Weise zugelassen werden, da die Mongolen selbst im Nordosten Chokands und in Osttürkestan, wo ihr Einfluss intensiver gewesen ist, in der Sprache und den Sitten der dortigen Türken keine wie immer gearteten Spuren ihrer Herrschaft zurückgelassen haben, und was in besagter, von dem mongolischen Elemente begrenzter Gegend nicht möglich war, das kann im fernen Westen ihres Machtgebiets noch weniger angenommen werden.

6) Kann die Identität der Tschuwaschen mit den Burtasen am allerwenigsten infolge der Aussage der arabischen Geographen zugelassen werden, weil diese die Sprache der Burtasen als eine vom Türkischen ganz verschiedene hinstellen. Jakut sagt لاهل برطاس لسان مفرد ليس بتركى die Burtasen haben eine besondere Sprache, sie ist nicht türkisch; Kazwini sagt لهم لغات مغاير لجميع الغات, sie haben eine Sprache, die von allen übrigen verschieden ist; und schliesslich sagt auch El-Belchi لسان البلغا رمثل لسان الخزر و لبرطاس لسان اخر, die Sprache der Bulgaren ist gleich der Sprache der Khazaren, doch die Burtasen haben eine andere Sprache. Ich frage nun: Ist dies eine Sache des Zufalls, dass so viele Autoritäten in Ueber-

[1] Vgl. „Ursprung der Magyaren", S. 84.

einstimmung miteinander die Sprache der Burtasen als nichttürkisch bezeichnen, und darf man die nichttürkischen Burtasen mit den entschieden türkischen Tschuwaschen identificiren?

Falls wir daher in den Tschuwaschen nicht die Burtasen der Araber zu finden glauben, noch weniger aber ihre alte Heimat in die Nähe des Oxus zu verlegen geneigt sind, wie dies Rittich[1] thut, so bleibt wol nichts anderes übrig, als in ihnen einen solchen türkischen Volksstamm zu erblicken, der nicht zur Zeit des mongolischen Einfalls, wie Sbojew annimmt, sondern noch lange vor Auftreten des Islam von seiner südlicher gelegenen Heimat, worauf seine Tradition vom Zuge von den Ufern des Schwarzen Meeres sich beziehen mag, in die nördlich gelegene Waldregion am rechten Wolgaufer verdrängt worden ist. Ob sie diese unwillkürliche Wanderung infolge einer uns unbekannten politischen Umwälzung, die in der Geschichte der Türken so häufig waren, angetreten, oder ob sie in der Mitte des 7. Jahrhunderts durch Uebermacht der Khazaren dahin gedrängt worden sind, darüber wollen wir die Zahl der schon vorhandenen Hypothesen nicht vermehren. Indem sich die Tschuwaschen in unzugängliche, dichte Waldgegenden zurückzogen, waren sie einerseits wol gegen die Gefahren der um sie herumtobenden Kriegswirren sichergestellt, doch konnte andererseits diese Zurückgezogenheit und diese Abgeschlossenheit von den übrigen Stammesgenossen nicht vorübergehen, ohne tiefe Spuren auf ihr Sittenleben, ihre Sprache und Religion zurückzulassen. Hierin ist die Ursache der Fremdartigkeit ihrer türkischen Mundart und ihrer alten Religion zu suchen, und hierin können wir auch Aufklärung finden: warum die Tschuwaschen schon von alters her, folglich schon zur Zeit der ersten arabischen Reisenden, durch eine sesshafte friedliche Lebensweise sich hervorthaten, während die Türken im allgemeinen als unverbesserliche Nomaden in drei Welttheilen umhergetobt und erst in der Neuzeit äusserm Zwange nachgebend, sozusagen mit Gewalt an die Scholle gefesselt wurden.

[1] Vgl. S. 38.

Baschkiren.

Nachdem wir im vorhergehenden Abschnitte von den Tschuwaschen als von einer dem Ursprunge nach räthselhaften Fraction des Türkenvolkes gesprochen, wollen wir nun zu den Baschkiren, über deren Abstammung ebenfalls viel gestritten wurde, übergehen. Wir müssen gleich im vorhinein bemerken, dass, während das ersterwähnte ethnologische Räthsel durch sprachliche, mythologische und ethnisch-sociale Momente so ziemlich begründet ist, daher mit Recht zu mannichfacher Auffassung Anlass gegeben hat, wir im vorliegenden Falle die Streitigkeit der Frage nur den irrthümlichen Anschauungen und der Voreingenommenheit gewisser Gelehrten zu verdanken haben, die ohne genügende Fach- und Sachkenntniss und ohne das in der Ethnographie des Türkenvolkes so vielfach zum Ausdruck gelangte leitende Princip berücksichtigt zu haben, uns gewaltsam ein Räthsel schaffen wollen, dort, wo es im Grunde genommen gar nichts Räthselhaftes gibt, und wo die eigentliche Sachlage sonnenklar vor Augen liegt. Um dies zu beweisen, haben wir daher unser Hauptaugenmerk auf die Ethnologie der Baschkiren gerichtet, können aber nicht umhin, zugleich auch die Ethnographie, wie sie von Herberstein bis Sommier vorliegt, zu berücksichtigen.

Das Volk der Baschkiren bewohnt seit undenklichen Zeiten den südöstlichen Theil des europäischen Russlands, namentlich die beiden Abhänge des Uralgebirges von Jekaterinburg bis nach Orsk, und besonders die Gubernien von Orenburg, Ufa, Wjatka, Perm und Samara. Wir sagen seit undenklichen Zeiten, doch bezieht sich dies nur auf die geographische Lage im weitern Sinne des Wortes, denn es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, dass die von Natur aus

nomadischen Baschkiren ehedem, d. h. bis zu der erst im 15. Jahrhundert dort beginnenden Stabilisirung der ethnischen Verhältnisse, nur die an den Ural grenzenden Steppenregionen, nicht aber die Thäler desselben Gebirges bewohnt, und nur infolge einer von äussern Umständen ihnen aufgedrungenen stabilen Lebensweise nach letztern sich allmählich zurückgezogen hatten. Für diese Annahme spricht vor allem der Bericht der ersten arabischen Reisenden, die auf ihrem Wege von Ürgendsch nach Bolgar die Baschkiren am untern Laufe des Ural, also in der Steppe antrafen. Zweitens die Aussage von Rubruquis und Plan Carpins, von denen der erstere erzählt, dass er nach zwölftägiger Reise vom Flusse Ettilia (Wolga) zu den Baschkiren am Jajik gelangte, die durchwegs Hirten sind, keine Städte und Burgen haben, folglich Nomaden sind, die mit Vorliebe nicht die Gebirgs-, sondern Steppenregion zu ihrem Aufenthalt wählen. Drittens ist die ehedem ausschliesslich nomadische Existenz der Baschkiren durch den Umstand erwiesen, dass sie beim Erscheinen der Mongolen sich eng an die beutelustigen Scharen Dschengiz Chan's anschlossen, denselben wesentliche Dienste leisteten, ungleich den Bulgaren, die, als ein Ackerbau und Handel treibendes Volk, den Eindringlingen aus dem fernen Osten den grössten Widerstand entgegenbrachten und, hierfür hart bestraft, ihre staatliche und nationale Existenz einbüssen mussten; während andererseits die Baschkiren von Batu ausgezeichnet wurden und die übliche Tamga (Siegel) und Tug (Fahne), d. h. die Embleme der nationalen Selbständigkeit, erhielten. Viertens sind selbst aus dem letzten Jahrhundert Andeutungen vorhanden, nach welchen die Heimat der Baschkiren sich ehedem viel südlicher erstreckt haben muss; so z. B. berichtet Klaproth[1], dass sie am Anfange des vergangenen Jahrhunderts am untern Laufe des Jajik wohnten, und dass ihre Weideplätze sich bis zum Ural ausgedehnt hatten; ebenso spricht auch Gmelin von ganzen Districten auf der heutigen Kirgizensteppe, welche von den Baschkiren ehedem verlassen wurden, während Lewchine (S. 145) sagt, dass sie am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts als Nomaden auf den Hochebenen zwischen der Emba und dem Ural umherwanderten.

Angesichts dieser kaum zu beweifelnden Thatsache ist es ganz natürlich, dass die Baschkiren nach einer mehr als dreihundert-

[1] Asia Polyglotta (Paris 1823), S. 220.

jährigen russischen Unterthanenschaft und nach einem, man könnte sagen, fast zweihundertjährigen Kampfe gegen die civilisatorischen Bestrebungen ihrer Besieger, schliesslich dennoch mürbe gemacht, der altherkömmlichen Lebensgewohnheit zu entsagen und feste Wohnsitze anzunehmen sich gezwungen sahen. Dies konnte natürlich nur allmählich von statten gehen. Nach dem Erstarken des Moskowiterthums unter Iwan dem Schrecklichen im Mittelpunkt des Baschkirenlandes, d. h. in Ufa, beengt und an einer Expansion gegen Norden zu verhindert, war an eine Ausdehnung, richtiger an ein Entrinnen gegen Süden und Südosten auch schon deshalb nicht zu denken, weil hier die compacte Mauer der Kirgizen ihnen den Weg versperrte. Wol haben sie es im Verein mit letztern hier und da versucht, die Macht des vordringenden Russenthums zu brechen; als dies jedoch mislang, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich dem Willen des Eroberers unbedingt zu unterwerfen, und 1773, als Pugatschew gegen Katharina II. revoltirte, bekundeten sie schon ihre Anhänglichkeit ans russische Kaiserhaus, ja sie kämpften sogar unter einer besondern militärischen Organisation unter den russischen Fahnen in den Kriegen gegen Schweden, Polen und die Türkei.[1] In den Rahmen der stabilen Existenz hineingepresst, kann der Baschkire von heute eigentlich doch nur mit dem Epitheton „Halbnomade" bezeichnet werden, obwol seine ganze migratorische Neigung sich höchstens auf den bei sämmtlichen sesshaften Türken üblichen Wohnungswechsel für den Sommer über erstreckt, indem zu dieser Zeit die stabile Winterwohnung, Kischlak genannt, verlassen, und, um in der unmittelbaren Nähe des Viehes sich zu befinden, auf den Weideplätzen des letztern eine temporäre Wohnung, Kosch[2] genannt, aufgeschlagen wird. Inmitten eines der erdenklichst buntesten Völkermosaike eingekeilt, welches aus Russen, Kleinrussen, Meschtscherjaken, Teptjären, Tschuwaschen, Mordwinen, Tataren, Kalmüken und Kirgizen besteht, ragen die baschkirischen Ansiedelungen gleichsam als kleine Inseln aus dem sie umgebenden Völkermeer heraus, und es ist auch nur der Druck der benachbarten Sittenwelt, der einen Theil der Baschkiren in Sesshafte umgestaltet. Uebrigens bekundet nichts so sehr den in Fleisch

[1] Youferow, S. 42.

[2] Kosch oder Kousch heisst wörtlich Versammlung, Behausung, und wird in letzterm Sinne auch im Osmanischen gebraucht.

und Blut gedrungenen Hang zum Wanderleben, als eben die heutige Lage der Baschkiren, die, weil gewaltsam von den Grastriften der Steppe zum Ackerbau getrieben, selbst heute noch nicht in die neue Lage der Dinge sich hineinfinden konnten und im Grunde genommen zu den trägsten und ungeschicktesten Bearbeitern des Bodens zählen. Während der Baschkire mit besonderer Vorliebe mit Holzfällen, Fuhrwerk, Bienenzucht, Jagd, namentlich mit Abrichtung von Falken und mit Fischfang sich beschäftigt und obendrein auch als Tagelöhner in den Bergwerken und in den Goldwäschereien zu verwenden ist, hat er es in der Feldarbeit nicht einmal so weit gebracht wie der Özbege in Centralasien, und steht daher hinter seinem Nachbar und Stammesgenossen, dem Tschuwaschen, in dieser Beziehung noch weit zurück. Der anonyme Schreiber des Werkes über die Völker Russlands[1] bemerkt ganz richtig, dass hieran in erster Reihe die träge und leichtfertige Lebensweise des frühern Nomadenthums schuld sei, welche der Baschkire sich noch nicht abgewöhnen konnte. Wenngleich oft im Besitz von 15 Djesatinen[2] urbaren Bodens, was bei jedem andern Bauer der Quell des Wohlstandes wäre, verfällt der Baschkire bei demselben doch zumeist in Armuth und in Elend. Die Viehzucht würde ihrem Geschmack wol mehr zusagen, doch fehlen hierzu die ausgedehnten Weideplätze, und da ihnen allmählich beide Zweige der Existenz abhanden kommen, so macht der Pauperismus unter ihnen riesige Fortschritte. In den letzten Jahren, erzählt der erwähnte anonyme Autor, haben die Russen sich auf den Landankauf in Baschkirien verlegt und die Djesatine guten Bodens für einen, ja bisweilen für einen halben Rubel käuflich an sich gebracht. Der nun aller Liegenschaften entledigte Baschkire muss als Taglöhner sich verdingen, und mehr als einmal kann man einem solchen Haus- und Heimatslosen begegnen, der ohne Hemd, barfuss und barhaupt, den Körper mit einigen Lumpen bedeckt, im harten Kampfe um das Dasein einhergeht, während seine Kinder halbnackt und am Hungertuch nagend hinter ihm folgen. Und dennoch soll es äusserst selten unter ihnen professionelle Bettler geben!

Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts hat die russische Regierung dieser Abneigung der Baschkiren gegen den Ackerbau noch Rechnung getragen, indem sie den damals sich noch stark

[1] Narodi Rossij, S. 306.

[2] Eine Djesatine enthält 2400 □Sashenen.

manifestirenden militärischen Charakter dieses Volkes verwerthete und 1786 einen aus irregulären Baschkiren bestehenden militärischen Cordon gegen die Kirgizen gebildet hatte. Im Jahre 1812 waren es Baschkiren, die im 30. Kozakenregiment im Kriege gegen Napoleon theilnahmen, aus welcher Zeit der ihnen von den Franzosen verliehene Name „die nordischen Amore", eine Anspielung auf den Pfeil und Bogen, den sie bei sich führten, stammt; infolge eines Erlasses vom 26. Mai 1863 wurden sie aber der bürgerlichen Jurisdiction untergeordnet. Hiermit schwand der letzte Schein ihres frühern Glanzes, der sich heute höchstens nur noch in den Medaillen und Abzeichen abspiegelt, die von den alten Kriegern aus jener Zeit aufbewahrt werden.

Bei Leuten, die unter solch herabgekommenen wirthschaftlichen Verhältnissen leben, darf es nicht wundernehmen, wenn die Behausung im allgemeinen im Bilde der Aermlichkeit und Verlassenheit erscheint. Die Dörfer sowol wie die Häuser der sesshaften Baschkiren unterscheiden sich von denen der benachbarten Tataren zumeist durch den Anblick des Halbfertigen und Ruinenartigen. Hier fehlt das Dach von einem Hause, dort wieder das Thor, während beim dritten die halbzerfallenen wirthschaftlichen Gebäude ins Auge fallen, denn überall schaut die Fratze der Nachlässigkeit, der Trägheit und des fehlenden Sinnes für die Häuslichkeit hervor. Die innere Einrichtung des Hauses ist beim ganz Sesshaften ungefähr dieselbe wie die des kazanischen Tataren, bei der Mehrzahl würde jedoch ein Vergleich mit dem Zelt der Kirgizen besser passen. In der Mitte des Zimmers steht der plumpgebaute grosse Tschuwal (Ofen), der zum Kochen, Heizen, Waschen u. s. w. verwendet wird. Die Mauern entlang sind Pferdegeschirre, Waffen und Kleider aufgehängt, mitunter befinden sich daselbst Truhen, Bettzeug und sonstige Utensilien. Die immer nur an einer Seite des Zimmers angebrachten Fenster sind selten mit Glasscheiben, aber desto häufiger mit Büffelblasen versehen. Grenzenloser Schmuz und Unreinlichkeit herrscht hier, und der Insasse dieser erschreckenden Behausung athmet nur dann einigermassen auf, wenn er mit Eintritt des Frühlings, die ärmlichen Mobilien zusammenpackend, in Gottes freie Natur zieht, um dort einen Kosch aufzuschlagen, dessen Bauart und Bestandtheile sich nur wenig von dem Zelte der Nomaden unterscheiden.[1] Moderne Reisende, die

[1] Narodi Rossij, S. 308.

leider ohne Vorbereitung und ohne längern Aufenthalt zu nehmen die Baschkiren am Ural kennen gelernt haben, weichen mitunter in ihren Berichten über die Häuslichkeit dieses Volkes von unserer auf russischen Quellen beruhenden Schilderung ab, doch wäre es schwer, das düstere Bild der Thatsächlichkeit zu beschönigen, da die dunkeln Schattenseiten eine natürliche Folge der ethnischen und politischen Constellationen sind.

Was die äussere Erscheinung des Baschkiren anbelangt, so ist die Annahme der Anthropologen Baudouin de Courtenay und Dr. Maliow, nach welcher die Baschkiren in den Thalgegenden des Ural von ihren Brüdern in der Steppe streng zu unterscheiden sind, wol als die richtigste zu betrachten, da infolge der von Boden, Klima und Lebensweise bedingten Veränderungen der physischen Merkmale zwischen den in den Bergen und Wäldern von den auf der Steppe wohnenden Menschen im Laufe der Zeit jedenfalls eine, wenngleich auf einzelne Momente sich erstreckende Verschiedenheit eintreten muss. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, finden wir es ganz natürlich, dass der Baschkire auf der Steppe von mehr prononcirtem turko-tatarischen Habitus, durch ein grosses und flaches Gesicht, durch eine Stumpfnase, durch ein scharf ausgeprägtes Kinn, mit einem Wort durch einen grossen Kopf und mittlere Statur sich auszeichnet, während sein Bruder in den Waldregionen ein langes Gesicht, ein ovales oder vielmehr convexes Profil, eine rund erhöhte Nase, eine hohe Statur, mit einem Worte solche Kennzeichen hat, die vielmehr an die Asiaten im Kaukasus erinnern.[1] Dieses Zerfallen in zwei Haupttheile scheint den eigentlichen Anlass zur ethnologischen Streitfrage gegeben zu haben, denn während die Verfechter der finnisch-ugrischen Abstammung dieses Volkes in der letzterwähnten Fraction die eigentlichen echten Baschkiren erkennen, wollen die Vertreter der turko-tatarischen Descendenz eben in den Steppenbewohnern den unverfälschten Urtypus erkennen. Zu dieser Frage, die, nebenbei bemerkt, kein allzu günstiges Schlaglicht auf die Grundprincipien der Anthropologie wirft, wollen wir später zurückkehren und hier nur bemerken, wie wenig zuverlässig die auf das allgemeine Physikum der Baschkiren bezüglichen Daten sich ausdehnen.

Und dennoch wollen wir hier drei verschiedene Quellen anführen.

[1] Youferow, S. 54.

Nach dem anonymen Autor des „Narodi Rossij“[1] zeigt die Physiognomie der Baschkiren keine besondern Unterscheidungszeichen von der der Tataren im allgemeinen. Es ist derselbe runde grosse Kopf mit dem runden glatten Gesicht, es sind dieselben grauen oder dunkelbraunen, zumeist flachen und schmalen Augen, eine kleine flache Stirn, ausgebreitete grosse Ohren, der spärliche kurze Bart von dunkelbrauner Farbe, und der Gesichtsausdruck ist gar nicht so unangenehm, sondern bisweilen schön, sodass die häufig verbreitete Ansicht von dem thierischen mongolischen Aussehen dieses Volkes mit Recht zu den Fabeln gehört. Youferow[2] drückt ungefähr eine ähnliche Ansicht aus und bemerkt bezüglich ihrer Aehnlichkeit mit den übrigen Tataren, dass der Baschkire, an die Seite eines Kazaners, Astrachaners oder Krimtataren gestellt, von diesem auch nicht durch das mindeste zu unterscheiden wäre. Sommier[3] hat ebenfalls bei den Baschkiren weniger Spuren von mongolischem Typus als bei den Kirgizen entdeckt und hebt zugleich ihre Aehnlichkeit mit den Kazaner Tataren hervor. Dieser italienische Reisende schildert sie als Menschen mit schwarzen oder dunkeln Haaren, mit dünnem Bart, mit schwarzen Augen, mit stark entwickeltem Kinn, mit nicht besonders hervorstehenden Backenknochen und mit breiter und flacher Stirn. Was schliesslich die Körperhöhe anbelangt, so gibt Sommier, der 74 Baschkiren gemessen hat, die Mittelstatur $1{,}_{66}$, Ujfalvy, der 12 Baschkiren gemessen hat, $1{,}_{70}$, und Youferow nach Baudouin de Courtenay ebenfalls $1{,}_{66}$ an. Mit Bezug auf die sonstigen körperlichen Eigenschaften bemerken die verschiedenen Quellen in Uebereinstimmung, dass der Baschkire, wenngleich zu anstrengenden Arbeiten nicht geeignet, doch ziemlich rüstig und kräftig sei, und dass Fettleibigkeit bei ihnen zu den Seltenheiten gehöre; diesem entgegen findet sich nun allerdings bei Pallas[4] die Behauptung, dass die Baschkiren oft so dick seien, dass sie sich gar nicht bewegen könnten. Wir wollen hinzufügend bemerken, dass Pallas wahrscheinlich von nomadischen Baschkiren spricht, die gleich den Kirgizen infolge des damals üblichen häufigen Reitens zur Wohlbeleibtheit hinneigten. Alles in allem genommen wird aus dem

[1] Narodi Rossij, S. 304.
[2] S. 43.
[3] S. 17.
[4] Vol. I, S. 496.

Physikum der Baschkiren — falls wir die kephalometrischen Angaben der bisherigen Reisenden berücksichtigen, nach denen die Zahl der Brachycephalen vorherrschend ist — ersichtlich, dass sie die unverkennbaren Zeichen einer Mischrasse an sich tragen, wie dies bei den meisten Türken der Fall ist; einer Mischrasse, wo das Grundelement jedoch entschieden hervortritt, wie wir dies weiter unten ausführlicher beweisen werden.

Indem wir nun auf das Sittengemälde dieses Volkes übergehen, können wir nicht umhin, gleich im vorhinein zu bemerken, dass die Art und Weise, wie die bisherigen Forscher die einzelnen Züge dieses Gemäldes bei der Begründung ihrer Theorie verwendeten, indem der eine in der Kleidung, der andere in der Behausung, der dritte wieder in Speisen gewisse Momente der ursprünglichen Verwandtschaft zu den benachbarten Völkerelementen zu finden glaubt, unter keinen Umständen gerechtfertigt ist. Der Fehler besteht zumeist in der nicht genügenden Beachtung des allgemeinen Sittenbildes, das, auf der Grundlage moslimischer Weltanschauung und moslimischer Bildung beruhend, nicht nur Baschkiren, sondern auch Kazanern, Tobolern, Nogaiern, Kirgizen und Mittelasiaten in gleicher Weise eigen ist und war, und dessen etwaige Nuancen nur als eine Folge der modernen politischen Umgestaltung und der kleinern oder grössern Entfernung vom Centrum dieser Bildungswelt zu betrachten ist. Wie es hier im Anfang des geschichtlichen Zeitalters ausgesehen, darüber stehen uns nur einzelne Muthmaassungen zur Verfügung, doch dass seit dem 10. Jahrhundert, d. h. seitdem das Bulgarenreich im Jahre 922 officiell den Islam annahm und Bolgar an der Wolga zum Mittelpunkt der moslimischen Bildung geworden, die Strahlen dieses neuen Bildungslichtes, welche weit über das wolga-uralische Binnenland bis an die Ufer des Tobolflusses reichten, nicht auch zu den Baschkiren gedrungen wären, wäre schwer zu bezweifeln. Es unterliegt dies um so weniger einem Zweifel, da Bolgar, abgesehen von seiner weltbekannten Lederindustrie, auch mit andern Zweigen der Gesittung sogar dem christlichen Europa als Lehrer diente, indem der Handel und die Kunst des Geldprägens in Ungarn z. B. im 12. und 13. Jahrhundert fast ausschliesslich in den Händen bolgarischer Moslimen oder Ismaeliten, wie sie die Ungarn nannten, sich befunden hatte. Mit dem im Jahre 1236 eingetretenen Untergang der Bulgarenmacht und der bulgarischen Bildung trat in der Gesittung dieser Gegenden insofern eine Veränderung ein, dass

der Focus nach Serai an den Hauptsitz der Goldenen Horde verlegt, und dass infolge der inzwischen stattgefundenen grössern Turkisirung Centralasiens auch von Bochara und Chiwa aus einzelne Begriffe der Bildung importirt worden sind. Von jener Zeit angefangen, richtiger seitdem Timur den Islam Asiens unter türkische Hegemonie zu bringen versuchte, begann das Bild einer vom Jaxartes bis zur mittlern Wolga und vom Isker bis zur Krim sich hinziehenden gemeinsamen und homogenen Gesittung in immer mehr und mehr prägnantern Farben hervorzutreten. Man mag diese Gesittung moslimisch-tatarische oder centralasiatische nennen, so viel ist sicher, dass sie sowol von der südlichen, d. h. irano-indischen, als auch von der westlichen, d. h. osmanisch-arabischen Bildung sich bedeutend unterschied, und selbst heute nach eingetretener Veränderung der politischen Sachlage dem innern Wesen nach wol theilweise geschwächt ist, aber noch immer dieselben einen speciell tatarischen Charakter bekundenden Formen beibehalten hat.

Nachdem wir diese Bemerkungen vorausgeschickt, wird es dem Leser einleuchtend sein, dass die Baschkiren in den einzelnen Zügen ihres Sittenbildes von den ihnen benachbarten Tataren und Kirgizen sich wol wenig unterscheiden können. Was die Kleidung betrifft, so trägt der Baschkire dasselbe lange Hemd mit umgeschlagenem Kragen, denselben Tschekmen (Oberrock), Kaftan und dieselben weiten Pluderhosen, wie der Tatare aus Orenburg und Kazan und auch der den bessern Ständen angehörige Kirgize. Den Kopf bedecken sie mit der runden Filzkappe oder mit den auf beiden Seiten aufgekrämpten Hüten, wie dieselbe in grösserer Form noch bei den Kirgizen anzutreffen ist, während ihre Fussbekleidung, streng nach dem Gesetze des Islams, aus Stiefeln von dünnem Leder (Itschik) besteht, über welche die Oberschuhe (Ötük) gezogen werden. Die Aermern tragen Bastschuhe (Tscharik). Auch die Weibertracht unterscheidet sich wenig von der der Tatarinnen. Ueber das lange, am Aermel und Kragen rothgestickte Hemd wird der über das Knie fallende Rock angelegt, im Winter mit, im Sommer ohne Aermel, am Kragen und auf der Brust mit Silbermünzen geziert. Die Mädchen gehen unbedeckten Hauptes sowie die Kirgizin und Turkomanin, aber ungleich der von der islamischen Mode schon mehr beeinflussten Kazanerin. Nur die Frauen legen das sogenannte Kaschbav (vgl. das Choschpu der Tschuwaschen) an, der Wortbedeutung nach

Stirnband, in Wirklichkeit aber eine Haube. Der Kalabasch, aus dem persischen كلەپوش Kelepusch = Kopfkleid stammend, gehört schon zu den seltenen und kostspieligen Toilettenstücken und soll bisweilen, je nach den von demselben herabhängenden Schmuckgegenständen, 1000 Rubel werth sein. Wenn ich nicht irre, scheint dieser Kalabasch auch bei den alten Bulgaren schon in der Mode gewesen zu sein, denn ich halte das قلنس bei Ibn Fozlan für eine orthographische Entstellung des ursprünglichen قلبش Kalabasch.

Die Speisen gleichen in auffallender Weise, sowol was Stoff, Form als auch Benennung anbelangt, den noch heute bei Kirgizen und Centralasiaten im allgemeinen üblichen Gerichten. Das Tschurpara, eine in Wasser gekochte oder in Fett gebackene Mehlspeise, gefüllt mit hachirtem Fleische, ist auch in Mittelasien beliebt und mit dem تاتار بوركى tatar böregi (Tatarenkuchen) der Osmanen identisch. Das Bulamik, in Mittelasien eine Mehlspeise gleichen Namens, besteht bei den Baschkiren aus Fleischbrühe mit Fett oder Käsestückchen; so ist auch das Bischbarmak mit dem gleichnamigen Gericht der Kirgizen und Özbegen identisch[1], was auch bezüglich des Kaimak (Rahm), Katik (saure Milch), Kurut (gedörrte Käse) der Fall ist. Von den Getränken ist dem Airan (Buttermilch) und Buza zunächst der Kîmîs wol das beliebteste, was wieder ein sicherer Beleg dafür ist, dass die Baschkiren vor noch nicht langer Zeit eine streng nomadische Lebensweise führten, denn bei den Özbegen, Kazanern, Krimtataren und bei den noch halbnomadischen Jürüks in Anatolien ist diese Sitte schon längst abhanden gekommen.

Im Familienleben, wo die Bekenner des Islam sich überall an die Regulative der Religionsvorschriften halten müssen, ist wenig zu bemerken, was von den diesbezüglichen Sitten der Kazaner Tataren, die bei den Baschkiren als Prototyp der Bildung gelten, abweicht. Die Ehe wird nach Festsetzung des Kalims geschlossen und die betreffende Summe soll bei den Reichen sich oft auf 3000 Rubel[2] belaufen, während die allerärmsten die zukünftige Lebensgefährtin mit einer Fuhre Holz oder Heu erkaufen müssen. Obwol die Verlobung oft im zartesten Kindesalter stattfindet, so wird die Ehe doch selten bei dem Manne vor dem 18.,

[1] Vgl. meine „Skizzen aus Mittelasien", S. 132.

[2] Narodi Rossij, S. 310.

bei dem Weibe vor dem 16. Jahre geschlossen. Die Hochzeit erfolgt erst nach dem üblichen Anhalten um die Hand des Mädchens bei deren Aeltern und besteht aus ähnlichen Ceremonien wie bei den Tataren, mit dem Unterschiede jedoch, dass die Festlichkeiten mehr denjenigen einer nomadischen Gesellschaft gleichen, indem namentlich zur Sommerszeit Zweikämpfe und Wettrennen nie ausbleiben. Eine besonders hervorragende Stelle nehmen diese in den Saban, Fest des Pfluges, und Dschijin[1] genannten Nationalfesten ein, von welchen ersteres im Frühling, letzteres im Sommer gefeiert wird. Das Publikum nimmt an den Wettkämpfen den regsten Antheil und die Sieger werden mit wilden Ausrufungen von Merdas! Merdas! (vom persischen مردباش merdbasch) d. h. Bravo! begrüsst. Nach Beendigung des Festes geht die Jugend in den Dörfern umher, wünscht jedem Glück zur Ernte und wird dafür reichlich mit Kîmîs, Boza und sonstigen Erfrischungen bewirthet. In den Belustigungen der Baschkiren spielen Musik, Gesang und Tanz eine bedeutende Rolle. Das eigentliche nationale Instrument bildet das Kuraj, anderswo Sipozga genannt, eine Art Flöte mit vier Löchern auf der vordern und mit einem auf der Rückseite, auf welchem der Spieler die melancholisch düstern Töne der nationalen Weisen hervorbringt. Von den Liedern wird weiter unten bei Erörterung der Sprache die Rede sein, nur bezüglich des Tanzes wollen wir bemerken, dass dieser in manchen Stücken dem tschuwaschischen, demnach auch dem magyarischen Tanze ähnlich ist. Mit langsamen, gemessenen Bewegungen beginnt der Tänzer seine Schritte, mit der wachsenden Leidenschaft nimmt aber die Schnelligkeit der Bewegungen zu, und während er mit der einen Hand schnalzend in der Luft herumfährt, hält er die andere an die Lenden gestützt. Uebrigens ist dem Islam und dem Türkenthum im allgemeinen der Tanz verpönt und wird als Zeichen der Uncultur betrachtet.

Wie bereits erwähnt, scheinen die Baschkiren die mohammedanische Religion schon früh angenommen zu haben, und wenn sie trotz alledem die Satzungen des Korans nicht mit jener Strenge befolgen wie die Kazaner und Centralasiaten, so ist hieran hauptsächlich die verhältnissmässig grössere Entfernung von den Mittelpunkten islamischer Gelehrsamkeit, nicht minder aber der Um-

[1] Wir folgen hier der russischen Quelle, obwol wir in Dschijin das kazaner Dschüjün, osmanische Düjün = Fest im allgemeinen verstehen (vgl. S. 437).

stand schuld, dass sie erst in der Neuzeit der sesshaften Lebensweise sich zugewendet haben, daher weder durch besondern Fanatismus sich auszeichnen, noch jene theils prophylaktischen, theils naturwidrigen Einschränkungen sich gefallen liessen, gegen welche der Nomade bisher überall energischen Widerstand geleistet. Zu diesen gehört die strenge Absonderung der beiden Geschlechter, indem bei den Baschkirinnen die Sitte des Verschleierns ebenso wenig als unbedingtes Erforderniss gehalten wird wie bei den Turkomanimnen und Kirgizimnen. Die Baschkiren beobachten nicht streng die Vorschriften der Waschungen und Speisen, sprechen auch schon häufig dem Wodki zu und sind im allgemeinen infolge eines intensivern Verkehrs mit den benachbarten Christen so ziemlich laxe Befolger des Islams. Nur in einer Hinsicht haben die Mollas vermocht einen wohlthuenden Einfluss auszuüben, und das ist der ausnahmsweise starke Schulbesuch, demzufolge die Zahl der des Schreibens und Lesens Kundigen eine aussergewöhnlich grosse ist, was den sonst materiell zu Grunde gerichteten Baschkiren neben dem ignoranten Muschik, der den eigentlichen Civilisator repräsentiren sollte, in einem sehr günstigen Licht erscheinen lässt.[1] Da nach dem officiellen statistischen Ausweis auf 633 Moslimen eine Moschee kommt, mit welcher immer eine Schule verbunden ist, und da es ausserdem noch separate Elementarschulen gibt, so entfällt nach den statistischen Angaben auf je 15 Seelen ein Schüler, ein Verhältniss, dessen vielleicht selbst das gebildete Europa sich nicht überall rühmen kann, das in den centralasiatischen Städten aber auch noch günstiger gestellt ist. Also in Baschkirien und in der Tatarei ist die Schulfrequenz eine bessere als an vielen Orten des Abendlandes? mag so mancher in Verwunderung ausrufen. Ja, das ist auch so, nur dass die Schule hier sich ausschliesslich aufs Koranlesen beschränkt und jede weltliche Wissenschaft von derselben streng ausgeschlossen ist, sodass bisjetzt auch alle Versuche, diese Anstalten in eine Stätte der Bildung und Civilisation nach europäischem Zuschnitt umzugestalten, fehlgeschlagen sind.

Nach dem Gesagten darf es keinesfalls befremden, dass die Baschkiren in Literatursachen noch lange nicht auf dem Standpunkt der kazaner Tataren sich befinden. Mit Ausnahme einiger Schulbücher, die eher dem kazanischen Dialekt angehören, besteht die Literatur der Baschkiren eigentlich nur aus Volkspoesie, zumeist

[1] Youferow, S. 53.

vierstrophigen Liedern, in welchen Liebesgram, Ritterlichkeit, Anhänglichkeit an den heimatlichen Herd ihren Ausdruck finden, und bei welchen viel weniger die alte Schablone persisch-arabischer Dichtkunst, als der eigentliche baschkirische Volksgeist tonangebend ist. Hierin unterscheidet sich der Baschkire wesentlich von dem Kirgizen im Süden, wie auch von dem Turkomanen und den übrigen ihm fernstehenden Stammesgenossen. Die Bilder seiner Muse beziehen sich auf die Berge, auf die Steppen, auf die Flüsse seiner Heimat, auf das Pferd, auf seine Liebe zur Jagd und nur selten auf die melancholischen, düstern Gefühle des Nirwana, welches als erkünsteltes Product moslimischer Weltanschauung den übrigen Türken gewaltsam beigebracht wird. Um dem Leser einen Begriff von der baschkirischen Muse zu geben, wollen wir einige Gedichte folgen lassen[1]:

O Liebchen mein, deine Augenbrauen
Gleichen dem noch dünnen Neumonde!
O Liebchen mein, deine Brüste
Gleichen den noch warmen Butterknollen.

Auf hohen Bergen habe ich Feuer angezündet
Und es brannte die Flamme den Berg entlang,
Auf deine rechte Wange hab' einen Kuss ich gedrückt
Und die linke Wange erbebte davon.

Ich habe mein flüchtiges Ross bestiegen
Und dann am Röhricht angebunden,
Wenn im Schlummer, so erwachst du sicherlich
Auf meine liederähnliche Stimme.

Es scheint die Sonne in den Garten
Und in bunten Farben reift das Obst heran,
Und wenn in hellen Farben herangereift,
So fallen einem die holden Mädchen ein.

Auf hoher Berge Gipfel
Auf Steinen umherzusteigen ist schwer.
O Holde! ohne euern Anblick
Drei Stunden auszuhalten, ist wol schwer!

---

[1] Siehe „Zapiski" der Orenburger Section der kais. russ. Geographischen Gesellschaft von 1870 (Sbornik baschkirskich i tatarskich pjesen, von Eminow), S. 151—229. Einen grössern Auszug aus dieser Gedichtsammlung habe ich in den „Nyelvtudományi közlemények" von 1883 und zwar im 8. Bande in Begleitung von Text, Noten und Glossen veröffentlicht.

Gäbe es Apfelbäume,
So würde ans Gesträuch ich mich nicht anlehnen,
Wäre meine Geliebte bei mir,
So würde an Fremde ich mich nicht wenden.

Den Kalmasch entlang schreitet jemand einher,
Mit buntem Bande ist sein weisser Kalpag geziert,
Willst du zu ihm dich gesellen, so schliesse dich an,
Willst du nicht, so täusche ihn doch nicht!

O Blonde, Blonde, allerliebste Blonde,
In meinen Träumen hab' ich dich gesehen,
Im Traume hab' ich mich in dich verliebt
Und bis zu meinem Tode verlass' ich dich nicht.

Das Paradies dieser Welt
Ist wol die Zelle des Collegiums,
Als zweites Paradies dünkt mir jedoch,
O Liebchen, deine Umarmung.

Wenn man eine Schwalbe gefangen, lass' sie los,
Solche That hat viel Verdienst,
Wenn du mich gefangen nimmst und einmal küssest,
So ist dafür die Erlaubniss wol vorhanden.

Was den allgemeinen Charakter dieses Volkes anbelangt, so finden wir bei ihnen all die guten und schlechten Eigenschaften, durch welche die meisten Türken, die erst jüngst aus der primitiven nomadischen Existenz zu einer ganz oder halb sesshaften Lebensweise übergetreten sind, sich auszeichnen. Die Gastfreundschaft ist ein noch aus den guten alten Zeiten übriggebliebener Zug. Mit diesem Hand in Hand geht die Liebe zum *dolce far niente* und die Gewohnheit stundenlang vor sich hinzubrüten und in der Trägheit selbst durch die dringende Noth sich nicht stören zu lassen. Dabei fehlt es diesen Leuten keineswegs an geistiger Fähigkeit und sie zeichnen sich neben den übrigen Nachbarn ugrischer Abstammung durch Rührigkeit und Umsicht aus. Neben einer merklichen Schärfe des Gesichts und Gehörs — eine evidente Spur des ehemaligen Lebens auf der Steppe — thut sich der Baschkire, trotz aller Widerwärtigkeit, welche auf seinem Stamme lastet, demnoch durch Frohsinn, vielleicht richtiger Leichtsinn hervor, worin er entschieden dem Kirgizen gleicht, nur dass ihm die Schlauheit des letztern abgeht. Bei den Verbrechen, welche die Criminalstatistik ihm nachweist, spielt der Pferdediebstahl die Hauptrolle. Er ist weder besonders rach- noch ränkesüchtig, und

als Curiosum wird berichtet, dass zwei Gegner zur Schlichtung ihres Processes beim Bezirksgericht die grösste Reise auf einem und demselben Wagen oder Schlitten unternehmen. Sie sind mit einem Wort friedlich gestimmte, unterwürfige und ruhige Unterthanen des Zaren, und wenn russische Schriftsteller[1], hierüber ihrer Verwunderung Ausdruck gebend, bemerken, dass es kaum glaublich sei, in den heutigen Baschkiren die Nachkommen eines ehemaligen wild-kriegerischen Stammes zu entdecken, so brauchten sie vor allem nicht zu vergessen, dass die Trennung von der heimatlichen Steppe und das harte Joch der moskowitischen Herrschaft wol noch sprödere und härtere Elemente ganz mürbe gedrückt hat, und dass der Mensch, ob Ural-Altaier, Semit oder Iranier, bei eintretenden klimatischen, politischen und socialen Veränderungen auch seinen Habitus und seine moralischen Eigenschaften verändern müsse. Der Widerstand ist wol eine Zeit lang, aber nicht für die Dauer möglich!

Und weil dem so ist, erblicken wir in dem von den Russen gestellten Prognostikon bezüglich einer baldigen Russificirung der Baschkiren keine allzu sanguinische Hoffnung. Heute wäre es wol noch gewagt, die Baschkiren auf den Aussterbeetat zu setzen, doch angesichts des stark umsichgreifenden materiellen Niedergangs ist an einen nationalen Fortbestand, geschweige denn Entwickelung unter keinen Umständen zu denken. Hätte der Islam hier so wie bei den Kazaner Tataren tiefgehende Wurzel zu fassen vermocht, und wäre der Uebertritt vom Nomadenthum zur sesshaften Existenz von günstigern Resultaten begleitet gewesen, so könnten die Chancen bezüglich der Zukunft dieses Volkes sich besser gestalten, doch der Pauperismus zieht den moralischen Verfall nach sich, und da letzterer wieder den russischen Bekehrungen ein günstiges Feld öffnet und von der russisch-orthodoxen Kirche zur Russificirung nur ein sehr kurzer Weg führt, so ist in der That nicht abzusehen, wie lange das heute von allen Seiten her durch die Russen umschlossene Volkselement der Baschkiren gegen die unvermeidliche Absorption durch die herrschende Rasse sich zu wehren im Stande sein wird. Die heutige Lage der Meschtscherjaken und Teptjeren liefert kein ermunterndes Beispiel für den Fortbestand der Baschkiren.

---

[1] Vgl. u. a. Narodi Rossij, S. 304, und Youferow.

Nachdem wir die eigentliche ethnographische Schilderung dieses Volkes beendet, wollen wir zu dem jedenfalls interessantern Theil unserer Arbeit übergehen, nämlich zur Erörterung der ethnologischen Frage, und mit Hinblick theils auf die vorhergehenden Daten, theils auf die bisherigen Aeusserungen der betreffenden Fachgelehrten reflectirend untersuchen, ob die Baschkiren finnisch-ugrischer oder turko-tatarischer Abstammung seien, oder ob sie etwa zu den in dieser Gegend häufig vorkommenden Mischrassen gehören. Um dies folgerichtig zu thun, d. h. um das vorhandene Quellenmaterial zur Eruirung des eigentlichen Sachverhalts zu gebrauchen, wollen wir in erster Reihe die Geschichte und dann die physischen Eigenschaften und die Sprache dieses Volkes untersuchen, in der Hoffnung, dass eine dermassen erlangte dreifache Evidenz das ethnologische Räthsel der Lösung näher bringen werde.

In geschichtlicher Beziehung hat die Ursprungsfrage der Baschkiren den wesentlichen Vortheil über andere derartige Probleme, dass wir in ziemlich weite Entfernung zurückgreifen können, indem uns der aus dem Jahre 309 (925) stammende Bericht des seitens des Khalifen Muktedir Billah nach Bolgar an der Wolga geschickten Religionsboten Ahmed ben Fozlan, kurzweg Ibn Fozlan genannt, zur Verfügung steht, der auf seiner Reise nach letztgenannter Stadt auch das Gebiet der Baschkiren, richtiger die von denselben bewohnte Steppe passirte und von besagtem Volke Folgendes berichtet: „Wir gelangten ins Land eines türkischen Volkes, Baschkird genannt, vor dem wir besonders auf unserer Hut waren, denn es ist dieses das böseste aller Türkenvölker, das im Kampfe als das heftigste und verwegenste bezeichnet ist . . .“ — Nachdem Ibn Fozlan der ekelhaften Sitte Erwähnung thut, nach welcher die Baschkiren das Ungeziefer an ihrem Körper verzehren, was allerdings ins Reich der Fabeln gehört, da Viehzüchter und Besitzer von Tausenden von Schafen und Kamelen doch nicht auf das Verzehren von Ungeziefer angewiesen sind, geht er zur Schilderung ihres Glaubens über, wo wir den bekannten hölzernen Götzen begegnen, an die der Baschkire in der Noth sich wendet, obwol er eigentlich zwölf specielle Gottheiten, nämlich die des Winters, des Sommers, des Regens, des Windes, der Bäume, der Menschen und Füllen, des Wassers, der Nacht, des Tages, des Todes, des Lebens und der Erde hat, eine Angabe, in welcher wir die Schutzgeister der Altaier und Tschuwaschen erkennen, und wo die Zahlenangabe allerdings nicht buchstäblich zu nehmen ist.

Ausserdem soll es noch Baschkiren geben, die Schlangen, Fische und besonders Kraniche anbeten, welch letzterwähnter Vogel auch noch heute in der Steppe mit vielem Aberglauben in Zusammenhang gebracht wird.

Obwol wir in diesem Bericht sehr wenig über die Baschkiren erfahren, so ist der Umstand, dass es auf dem Wege zwischen Ürgendsch und der Bulgarenhauptstadt, folglich östlich von der Wolga, ein türkisches Volk gegeben, das sich baschkird, baschkurt oder baschkir[1] nannte, immerhin von grosser Bedeutung für das in Frage stehende ethnologische Problem, denn wir finden hierin die Bestätigung, dass die Baschkiren von alters her in der unmittelbaren Nähe ihrer heutigen Heimat gewohnt, dass ihre ethnische Individualität unter den übrigen Bruderstämmen sich am längsten erhalten hat, und dass sie ungleich den Bulgaren, Khazaren, Petschenegen, Uzen und Kumanen trotz aller politischen Umwälzungen, denen sie ausgesetzt waren, immer Baschkiren geblieben sind.

Nur der zu alten Zeiten ihnen benachbarte türkische Volksstamm der Magyaren kann sich eines ähnlichen Vortheils rühmen, indem auch dieser seit geschichtlicher Erinnerung immer unter demselben Namen bekannt ist, woraus aber noch lange nicht

---

[1] Es ist nicht ohne Interesse zu bemerken, auf welch verschiedene Weise man bisher dieses Wort sich etymologisch erklären wollte. Während die centralasiatische Etymologie mit dem Namen dieses Volkes eine Religionsfabel verbindet und drei moslimische Missionare in der Steppe sich verirren und dann von einem Wolf gegen den Ural geleiten lässt, daher basch = Oberhaupt und kurt = Wolf, wollen Klaproth, Castrén etc. in basch = Oberhaupt und kurt = Biene eine Anspielung auf die mit Vorliebe getriebene Bienenzucht dieses Volkes finden. Sommier will im Lande selbst die Etymologie von basch = Kopf und ir = Mann (indem er basc nach italienischer Transscription schreibt) gehört haben, fügt aber hinzu, dass die Ableitung von baschkir = Rothkopf wahrscheinlicher sei. Erman übersetzt baschkir mit baschkir—gamen = ich schere den Kopf, weil die Baschkiren sich den Kopf rasiren (?). Youferow will sogar ein türkisches basch = Kopf und kurt = Ungeziefer, Laus entdecken, weil die Baschkiren eben durch Unreinlichkeit sich hervorthun. Wie ersichtlich, war die etymologische Speculation nicht besonders träge, und wenn wir trotzdem in diesem Worte die geographische Anspielung auf das Land dieses Volkes entdecken wollen und baschkir ad normam ortakir (Mittelsteppe) mit obere Steppe übersetzen, so geschieht dies aus dem einfachen Grunde, weil die Kirgizen noch heute den Baschkiren den Namen istjak (üst = oben, jak = Gegend), d. h. Oberländer geben.

auf die Identität beider Völker gefolgert werden kann, wie dies bisher geschah, indem man auf Grund falscher Etymologie, richtiger eines orthographischen Fehlers, die Bezeichnungen baschgird und madschgar voneinander ableitete. Dieser irrigen Anschauung ist in einer unserer frühern Arbeiten ausführlich Erwähnung gethan[1], und es erübrigt hier nur noch, auf jene Ursachen hinzudeuten, welche die spätere Verwirrung hervorgerufen haben, indem bekanntlich die arabischen Geographen nach Ibn Fozlan sowie auch noch die ersten christlichen Reisenden in jenen Gegenden, wie Plan Carpin und Rubruquis, theils die Sprache der Baschkiren und Magyaren miteinander verwechselten, theils letztgenanntes Volk von erstern geradezu ableiteten. Was die arabischen Schriftsteller, wie Mas'udi, Al Bekri und Kazwini anbelangt, die insgesammt von einem im Westen befindlichen, einflussreichen Volke der Baschkiren sprechen, dort, wo eigentlich nur von Magyaren die Rede sein kann, so liegt ihrem Irrthum nur die unmittelbare Nachbarschaft der Baschkiren und Madscharen zu Grunde, welche beide im Binnenland der Wolga und des Urals lange nebeneinander gewohnt und infolge der nahen ethnischen Verwandtschaft häufig miteinander verwechselt wurden. Einen nicht unwesentlichen Theil an dieser Verwechselung mag auch der Religionsegoismus gehabt haben, indem man in den im Frankenlande so siegreich aufgetretenen Asiaten gern Glaubensgenossen entdeckte, da man unter Baschkiren, die von Bolgar aus schon früh bekehrt wurden, im Osten und im Süden Moslimen verstand, ja sogar noch einige Jahrhunderte später diese Begriffe miteinander verwechselte. Nur so ist es erklärlich, dass Jakut 1220 in Aleppo einem zahlreichen Haufen (طايفه كثيره) von Baschkiren begegnete, die für Unterthanen des Königs von Ungarn sich ausgaben, im Grunde genommen aber nichts anderes als Moslimen aus dem ehemaligen Bulgarenreiche waren, d. h. Ismaeliten, wie Hunfalvy mit Recht annimmt[2], die bekanntlich den mittelalterlichen Handel in jenen Gegenden an sich gerissen und schon früh in das Königreich von Ungarn einzuwandern begonnen hatten.

Es ist nun allerdings höchst charakteristisch für den damals zwischen Europa und Asien bestandenen geistigen Verkehr, dass die irrige Anschauung von der Identität zwischen Baschkiren und

[1] Vgl. „Ursprung der Magyaren", S. 116.

[2] Vgl. „Ethnographie von Ungarn", S. 219.

Magyaren von der moslimisch-asiatischen Bildungswelt auch auf die Christen überging, und dass Plan Carpin und Rubruquis, weil in Magna Hungaria des Mittelalters auch Bascardia inbegriffen war, beide Nationalitäten für identisch erklärten, ja sogar den Gebrauch einer gemeinsamen Sprache ihnen zuschrieben; eine Angabe, die nur behauptet, aber nicht erwiesen ist, da die guten Mönche weder der einen noch der andern Sprache mächtig waren, und ein Beweis auch gar nicht hätte geliefert werden können.[1]

Wir können, die Frage von der engern Verwandtschaft zwischen Baschkiren und Magyaren hier beiseite lassend, constatiren, dass die allererste geschichtliche Erinnerung die Baschkiren als Türken bezeichnet, und dass sie als solche auch bei den spätern moslimischen Geschichtschreibern vorkommen. Etwas complicirter wird die Erörterung des Problems, wenn wir die physischen Merkmale der heutigen Baschkiren ins Auge fassen, aus welchen, wie schon erwähnt, der starke Mischcharakter dieses Volkes hervorgeht, und bezüglich dessen aus den von Ujfalvy, Maliew, Baudouin de Courtenay und Sommier gebrachten anthropologischen Daten das ganz natürliche Verhältniss eines in seiner historischen Entwickelung von benachbarten Völkerelementen stark beeinflussten Volkes ersichtlich wird. Volle Rechnung tragend der Divergenz in den Angaben der verschiedenen Anthropologen, nach welchen z. B. Ujfalvy bei 12 Orenburger Baschkiren einen Breitenindex von 84 gefunden, folglich dieselben als Brachycephalen hinstellt, während Maliew auf Grund des Mittelmaasses $79^1/_6$ bald von Mesoticephalen, bald wieder von Halb-Brachycephalen spricht, so dürfen wir doch bei Sommier, der regelrechte Messungen an 74 Baschkiren vorgenommen, von denen er 61 als Brachycephalen, 9 als Mesoticephalen und 4 als Sotto-Dolichocephalen bezeichnet, auch schon deshalb zur Ueberzeugung gelangen, dass wir es mit einem seinem Physikum nach türkischen Volke zu thun haben, weil andere hierher gehörige Evidenzen ebenfalls diese Theorie unterstützen. So sind z. B. von den 74 Baschkiren der Haarfarbe nach[2]

schwarz oder schwärzlich	45
dunkelbraun	13
braun	8
hellbraun	2
blond	3

[1] Vgl. „Der Ursprung der Magyaren", S. 121.

[2] Fra i Baskiri, S. 36.

folglich 71 dunkelhaarig. Der Augenfarbe nach zeigt sich ein ähnliches Verhältniss; desgleichen kann auch von der Statur behauptet werden, die nach Sommier das Mittelmaass von $1{,}_{66}$, nach Ujfalvy $1{,}_{70}$ (der jedoch nur 12 Baschkiren aus dem Orenburger Regiment gemessen hat) gibt, sodass Youferow ziemlich recht hat, wenn er behauptet, dass ein Baschkire von einem Kazaner, Astrachaner und Krim-Tataren, was die physische Charakteristik anbelangt, kaum zu unterscheiden ist. Eine solche Aehnlichkeit kann allerdings trotz der nahen Verwandtschaft zwischen Baschkiren und Kirgizen heute nicht mehr nachgewiesen werden, doch liegt die Ursache in der verschiedenen Lebensweise beider Völker, denn letztere sind urwüchsige Nomaden, und erstere sind schon längst ganz oder halb ansässig, welcher Umstand, wie wir anderswo nachweisen, nicht nur auf die moralischen, sondern auch auf die physischen Verhältnisse der Völker von bedeutendem Einfluss ist. Was daher Clio nur in schwachen Umrissen vermuthen lässt, nämlich den Mischcharakter der Baschkiren, das ist durch das Zeugniss der Anthropologie ganz ausser Zweifel gestellt, und da dieses Zeugniss zugleich auch den vorwiegend türkischen Typus dieses Mischvolkes nachweist, so kann die Annahme vom türkischen Ursprung der Baschkiren auch schon deshalb nicht bestritten werden, weil das dritte Moment der Beweisführung, nämlich die Sprache, sich ebenfalls in diesem Sinne ausspricht.

Obwol der finnische Gelehrte Europaeus nicht mit Unrecht auf den türkischen Sprachcharakter der von alters her bekannten geographischen Nomenclatur des Baschkirenlandes hinweist, so glauben wir selbst in der heutigen Sprache der Baschkiren noch solche Spuren entdecken zu können, die einerseits in der Form einzelner Ringe in der vom obern Irtisch bis zur mittlern Wolga sich hinziehenden türkischen Sprachkette sich darstellen und andererseits eben für den schon alten Bestand einer speciell baschkirischen Mundart sprechen. Während z. B. die Bildung des Optativs mittels tschi als bolsam-tschi = wenn ich wäre, entschieden ans Tobolskische erinnert, finden sich andererseits wieder Belege für eine Annäherung ans Kirgizische, so z. B. dschürekter (= die Herzen) statt dchürekler, schehirding (= der Stadt) statt schehirning u. s. w.; mit einem Worte, solche lautliche und grammatikalische Eigenheiten, die uns beweisen, dass das Baschkirische von jeher einen selbständigen Dialekt gebildet, einen Dialekt, der durch geistigen Einfluss von Kazan her in seiner dialektischen Entfaltung wol

stark beeinträchtigt worden ist, ohne jedoch den speciell baschkirischen Charakter verloren zu haben. Nur ein Punkt ist es, in welchem dieser Dialekt von den übrigen sich einigermassen unterscheidet, und das ist die allerdings leise Spur von ugrischer Spracheinwirkung, die erstens in einigen lautlichen Verhältnissen, wie die Verwandelung des *s* in *h* (vgl. baschk. höz — türk. söz [Wort]; baschk. hezmek — türk. sezmek [ahnen]; baschk. höndürmek — türk. söndürmek [erlöschen] u. s. w.); zweitens im Wortschatze sich wahrnehmen lässt, in welchem solche Redeelemente sich befinden, deren ugrische Provenienz ausser allem Zweifel steht. Diese, wir sagen ausdrücklich leise Spur ist keinesfalls geeignet, in jene weitgehende Combination sich einzulassen, nach welcher man den Baschkiren einen wogulischen oder ostjakischen Ursprung zuschreibt, wie dies Ujfalvy thut, und wie auf Grund zweifelhafter historischer Daten und misverstandener physischer Kennzeichen Fraehn, Klaproth und Humboldt gethan, denn obwol das Baschkirische uns heute in allen seinen Theilen noch nicht bekannt ist, so ist die Annahme vom Vorhandensein fremder, nichttatarischer Elemente, wie schon Georgi in seiner 1783 erschienenen Ethnographie Russlands (S. 169) schreibt, und wie in der Neuzeit der russische Forscher Ignatiew in seinem in der Zeitung von Ufa 1877 veröffentlichten Aufsatze sich äussert, noch keinesfalls gerechtfertigt. Diese sprachlichen Beweise müssten viel prägnanter und viel zahlreicher sein, um den intensivern Einfluss eines fremden ethnischen Elements beweisen zu können.

Nach alledem, was wir hier hinsichtlich der Ursprungsfrage der Baschkiren vorgebracht, kann daher mit Sicherheit angenommen werden, dass diese Fraction des türkischen Volkes, deren Existenz in ihrer heutigen Heimat schon im Anfang des 10. Jahrhunderts geschichtlich nachgewiesen ist, in ethnischer Beziehung immer zu den Turko-Tataren gehörte, dass sie aber als äusserster nördlicher Vorposten auf dem türkischen Völkergebiete mit den benachbarten ugrischen Elementen schon früh in Berührung gestanden, und dass infolge dessen auf dem gebirgigen Theile des Baschkirenlandes eine sporadische Vermischung mit Ugriern in solchem Maasse stattgefunden, in welchem dieser Process eben mit den nördlichen Nachbarn, d. h. mit den Kirgizen angenommen werden kann. Hier so wie dort waren es nur einzelne Tropfen, kleine Bruchtheile, deren zeitweilige Beimischung wol nicht zu leugnen ist, ohne dass hiervon auf die Turkisirung eines ehedem ugrischen

Volksstammes gefolgert werden könnte. Wir können daher die Ursprungsfrage der Baschkiren mit folgenden Worten Ahlquist's, der aus Autopsie spricht, schliessen: „Dass sie (die Baschkiren) noch vor wenigen Jahrhunderten eine Art Finnen oder Ungarn gewesen sein sollten und während ihres einsamen Nomadenlebens tatarisirt wurden, kann nur der glauben, der keinen Begriff davon hat, wie schwer es einer Nation oder auch nur einem grössern Menschenhaufen wird, Sprache und Nationalität zu wechseln.“ [1]

[1] Unter Wogulen und Ostjaken. Reisebriefe und ethnographische Mittheilungen von August Ahlquist (Helsingfors 1883), S. 69.

Meschtscheren und Tepteren.

Wenn es eine offene Frage in der Ethnographie der Völker Südrusslands gibt, so ist es der genetische Ursprung der unter dem Namen Meschtscheren (oder Meschtscherjaken) und Tepteren bekannten kleinern Völkerschaften, die heute in den Gubernien von Kazan, Ufa, Perm, Penza und Saratow wohnen, und von welchen die Zahl der erstgenannten auf 140000[1], die der letztern auf 130000 Seelen sich beläuft. Hier haben wir es mit einem Mischvolke zu thun, das unverkennbare Spuren der ugrischen Rasse an sich trägt und in den Rahmen unserer Arbeit nur deshalb aufgenommen worden ist, weil es der Mehrzahl nach der türkischen Sprache sich bedient und türkische Sitten angenommen hat, obwol sie im Grunde genommen keine Türken sind; ebenso wenig wie die türkisch sprechenden Sarten Centralasiens, deren arischer Urprung ausser allem Zweifel steht. In frühern Zeiten sollen die Meschtscheren ein eigenes Gebiet (Meschtscherskaja Oblast) bewohnt haben, das einen Theil des heutigen Guberniums von Rjazan nördlich vom Flusse Oka, die nördlichen Districte von Tambow und die westlichen Districte von Penza ausgemacht hat. Ausserdem sollen die Meschtscheren ehedem noch an den Grenzen des Fürstenthums von Kazan, in dem heutigen Gubernium von Penza und Simbirsk am rechten Wolgaufer, gewohnt haben, von wo sie

[1] Georgi schätzt die Zahl der Meschtscherjaken in seiner 1783 erschienenen Ethnographie Russlands auf 2000 Familien, folglich auf ungefähr 10000 Seelen, eine jedenfalls viel zu niedrige Zahl, da eine derartige Zunahme während 100 Jahren doch kaum anzunehmen ist. Auch die Tepteren schätzt Georgi nur auf 33,656 Seelen.

nach dem Falle dieses Fürstenthums sich ins Reich der Baschkiren geflüchtet hatten. So kam es, dass ein Theil unter die Obrigkeit und den geistigen Einfluss der Tataren gerieth und tatarisirt wurde, während der andere Theil, unter russischer Herrschaft verbleibend, nicht nur die Religion, sondern auch die Sprache der Russen angenommen hatte. Nach der uns vorliegenden russischen Quelle[1] sind die Meschtscheren von Penza, über 30000 Seelen stark, heute schon total russificirt; sie haben ihre Sprache schon gänzlich vergessen, sprechen nur Russisch und unterscheiden sich vom russischen Bauer höchstens nur durch einzelne Nuancen im Sittenleben und in der Aussprache des Russischen, wo sie an Stelle von *tsch* ein *tz* gebrauchen. Sie befinden sich auf der letzten Stufe der Russificirung und werden bald im Gros des Moskowitenthums aufgegangen sein, wie so viele andere ihrer Stammesgenossen des ehemaligen meschtscherischen Gebietes, bei denen schon Zeichen der Amalgamirung anzutreffen sind. So nennen sich noch die Bewohner im nördlichen Theile des Bezirkes von Spassk, an den Ufern des Pri, Meschtscheren, obwol sie in Sitten, Sprache und Religion von den Russen sich nicht im mindesten unterscheiden. Aehnliches ist auch mit den Meschtscheren im Gubernium von Kazan der Fall, die nach Rittich's Angaben 2684 Seelen stark in sechs Dörfern wohnen, und von deren Abkunft heute fast gar nichts bekannt ist. Sie sprechen eine Mittelsprache zwischen dem Tschuwaschischen und Tatarischen, wollen sich aber zu keiner dieser Nationalitäten bekennen.[2]

Uebrigens ist es leicht erklärlich, dass, wie die Tschuwaschen am rechten Wolgagebiete infolge des intensivern Drucks der in Kazan concentrirten russischen Herrschaft dem geistigen Einflusse der Eroberer keinen Widerstand zu leisten vermochten und theilweise zur russischen Religion übergingen, die an Zahlenbestand bedeutend schwächern Meschtscheren dieser Gegend wol noch weniger sich wehren konnten und nicht nur den Glauben, sondern auch die Sprache ihrer Herren annahmen. Was daher über das Sittengemälde der Meschtscheren in den russischen Quellen sich vorfindet, hat hauptsächlich auf den schon russificirten Theil dieses Volkes Bezug und ist vom türkisch-ethnographischen Standpunkte auch schon deshalb unerheblich, weil aus demselben der slawische

[1] Narodi Rossij, S. 311.

[2] Materiali dlja Ethnografij Rossij, S. 39.

Ursprung der einzelnen Sitten und Gebräuche allzu stark hervorleuchtet und an national-meschtscherischen Zügen viel zu arm ist. Ihrer Lebensbeschäftigung nach sind sie zumeist Ackerbauer, nur die Meschtscheren im Gubernium von Penza betreiben ein specielles Gewerbe, nämlich die Erzeugung des Hanföls. Was die zahlreichere mohammedanische Fraction der Meschtscheren anbelangt, so leben diese heute inmitten der Baschkiren nach der ethnographischen Karte von Youferow in der Nähe von Menzelinsk, Birsk, Bjelebei, Sterlitamak und Werchne-Uralsk, und sollen in ihren Sitten und ihrer Lebensweise von ihren tatarischen Nachbarn sich noch weniger unterscheiden als die christlichen Meschtscheren von den Russen. Den Baschkiren gegenüber, von denen sie die „Zugelassenen oder Geduldeten" genannt werden, unterscheiden sie sich durch grössere Reinlichkeit und Wohlstand, da sie gleich den Tataren für fleissige und tüchtige Bearbeiter des Bodens gelten. Worin ihr nichttürkischer Ursprung am meisten hervortritt, das ist ihre äussere Erscheinung. Sie haben der Mehrzahl nach ein längliches Gesicht, blondes Haar und hellblaue Augen, und haben selbst trotz häufigen Vermischungen mit den Tataren diese Kennzeichen beibehalten.[1]

Die Tepteren oder Teptjären, wie die Russen schreiben, der Wortbedeutung nach Landstreicher — vom Verbum tepte = umhertreten, herumziehen — treten nirgends in einem speciellen Typus auf und sind wahrscheinlich aus einer Vermischung von Tataren mit Mordwinen, Tschuwaschen, Wotjaken und Tscheremissen hervorgegangen, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts nach der Zerstörung von Kazan im Ural sich niedergelassen, richtiger dahin geflüchtet und im Laufe der Zeit ein solches Völkeramalgam gebildet haben, dessen ursprüngliche ethnische Bestandtheile heute nur schwer herauszufinden sind. Sie leben heute ungefähr 130000 See-

[1] Nach Weljaminow-Zernow (vgl. Geschichte der Kasimiden. I, 31) soll der alte Name dieses Volkes Matscharin gelautet haben, welcher neben Madschar, Modschar in den russischen Annalen des Mittelalters so vorkommt. Aus diesem letztgenannten Volke, welchem ein finnischer Ursprung zugeschrieben wird, sollen die Mischer, Mescher oder Meschtscherjaken der Neuzeit entstanden sein, mit starker Zumischung mongolischen Blutes; ein Umstand, an den wir aus schon oft betonten Gründen nur schwer glauben können. Ebenso gewagt dünkt uns die Hypothese, aus erwähnter Etymologie des Wortes Mischer, Mescher, Madschar auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Madscharen = Magyaren schliessen zu wollen.

len[1] stark zerstreut in den Gubernien von Orenburg, Ufa, Wjatka und Perm, zumeist in solchen Gegenden, die früher den Baschkiren eigen waren, und zerfallen in moslimische und heidnische Tepteren, obwol es in der Neuzeit auch schon einige Christen unter ihnen gibt. Es ist leicht begreiflich, dass mit Hinblick auf die Religionsverschiedenheit diese beiden Fractionen in den Sitten und Gebräuchen, ja sogar in den physischen Merkmalen so ziemlich voneinander getrennt sind, denn die Religion ist nicht nur der Hauptfactor des gesellschaftlichen Lebens, sondern sie befördert z. B. im Islam auch die Rassenvermischung, indem sie jegliche nationale Schranke aufhebt. Im Physikum des moslimischen Tepteren ist daher das bunteste Gemisch der turko-tatarischen und finnisch-ugrischen Rassen zum Ausdruck gelangt, und etwaige Züge der Specialität sind nur in seinen moralischen Eigenschaften zu entdecken. Obwol seit lange her ansässig, zählen die Tepteren selbst zu den trägsten, nachlässigsten und schlechtesten Bearbeitern des Bodens. Ihre Dörfer sind höchst unregelmässig gebaut und schmuzig, ihre Häuser verfallen und nur die besonders Wohlhabenden können sich einer halb bewohnbaren Räumlichkeit rühmen. Haufenweise vor den Thüren ihrer elenden Hütten herumlungernd, fällt der Teptere eher der drückendsten Armuth anheim, als dass er durch Arbeit in dem sonst fruchtbaren Boden seiner Felder für sich und die Seinigen Nahrung suchen würde. Dabei soll er aber besonders prunksüchtig sein, und wenn es gilt, auf irgendeinem Gastmahle oder bei einem Besuche zu erscheinen, wozu er sofort bereit ist, so wird er, um die nöthigen Kleider und Putzgegenstände sich zu leihen, nicht nur im eigenen, sondern auch im benachbarten Dorfe Haus für Haus umhergehen, und um ein Gewand geborgt zu bekommen, pflegt er selbst das grösste Opfer nicht zu scheuen. Nur im Handel weiss der moslimische Teptere sich einigermassen zurechtzufinden, aber auch in diesem Stande thut er sich durch besondere Zudringlichkeit hervor, und er sättigt sich gern durch die Gastfreundschaft anderer, indem er für das genossene reiche Mahl ein unbedeutendes Geschenk von einigen Hellern zurücklässt.

Der nichtmoslimische Teptere bildet in seinem Charakter einen

[1] Rittich in seinem Aufsatze „Die Völker Russlands“ (Geogr. Mittheil. 1877, S. 147) fasst die Tepteren mit den Bobilen zusammen und schätzt ihre Gesammtzahl auf 126023 Seelen.

vortheilhaften Gegensatz zu seinem moslimischen Stammesgenossen, indem er, ohne einen bestimmten Charaktertypus zu repräsentiren, die moralischen Eigenschaften jener Elemente bewahrt hat, aus denen er hervorgegangen, und demnach so manches mit den Tscheremissen, Tschuwaschen, Wotjaken und Mordwinen gemein hat. Wenn dies thatsächlich der Fall ist — denn wir folgen hierin den Angaben unserer russischen Quelle [1] — so bestätigt sich aufs neue der alles nivellirende Einfluss des Islam, dessen gesellschaftliche Normen bei Tepteren und Baschkiren ähnliche Resultate hervorgebracht, d. h. weil er nicht tief genug ins Leben dieser Völker einzudringen vermochte, auf das Leben seiner Bekenner von denselben Nachtheilen ist, die wir bei andern Völkern Asiens wahrnahmen, die, ohne den alten Glauben und die alte Weltanschauung gänzlich verloren zu haben, den Islam nur der äussern Form nach angenommen haben. Die heidnischen Tepteren sind verhältnissmässig gute und fleissige Ackerbauer. Armuth kommt bei ihnen ebenso selten vor wie Reichthum bei ihren mohammedanischen Brüdern. Ihre Dörfer sind reinlich, ihre Häuser grösser und bequemer, obwol die Reinlichkeit, da eben die prophylaktischen Gesetze des Islam fehlen, viel zu wünschen übriglässt. Ihre äussere Erscheinung macht keinen besonders günstigen Eindruck, sie sind von mittlerer Statur, schwächlichem Körperbau und eckigen Formen. Sie haben ein ovales Gesicht, kleine, ewig röthliche Augen, eine schwache Stimme, vorwiegend rothe Haare, einen zugestutzten keilförmigen Bart und einen hinterlistigen und mistrauischen Blick. Diese Angaben finden sich bei dem anonymen Autor des Narodi Rossij, während Ujfalvy im 3. Bande seines Werkes gerade im Gegensatze zu dem Gesagten die Tepteren von hoher und kräftiger Statur und als fleissige, thätige Menschen schildert. Was die Religion der heidnischen Tepteren anbelangt, so zeigt dieselbe Spuren des alten tschuwaschischen Cultus, denn sie glauben an die Existenz eines im Himmel wohnenden höchsten Wesens, in dessen Macht der Mensch sowol als die Keremet, d. h. die bösen Geister, sich befinden, welch letztern sie alle Krankheiten und alles Unglück, das den Menschen trifft, zuschreiben. Vom jenseitigen Leben haben sie verworrene Begriffe. Sie glauben, dass der Mensch auch noch im Grabe fortlebt, daher sie dem Verstorbenen eine Gerte mitgeben, damit er mit derselben gegen die Hunde, die ihn jenseits verzehren

[1] Narodi Rossij, S. 316.

wollen, sich wehren könne. Ihre Religionsgebräuche bestehen aus Opfern, die sie jährlich einmal den Keremets zu Ehren darbringen. Bezüglich des Sittenlebens sei noch erwähnt, dass bei ihren Eheschliessungen der Mädchenraub gang und gäbe ist, ohne dass äussere Umstände, wie Unfähigkeit den Kalim zu bezahlen, hierzu zwingen würden.

In welchem Verhältniss die Bobilen oder Babilen, die Pauli in seinem Werke neben den Tepteren erwähnt, zu diesen Mischvölkern stehen, ist mir nicht ganz einleuchtend. Man begegnet diesen Namen auch in den russischen ethnographischen Werken, ohne dass es mir bisjetzt gelungen ist, erklärende Einzelheiten zu erfahren. Köppen[1] nennt die Bobilen keine Nation, sondern einen Stand (sostojanie), ein Mittelding zwischen den kaiserlichen Bauern und der baschkirisch-meschtscherjäkischen Miliz, da man im Gouvernement von Orenburg unter Bobilen finnische Flüchtlinge, im Gouvernement von Perm wieder Tataren versteht; ebenso verhält es sich mit dem nach Rittich 1443 Seelen starken Volke der Bessermänen, die unter den Wotjaken leben und nur durch ihr islamisches Glaubensbekenntniss sich von letztern unterscheiden. Dieses ist übrigens in ihrem Namen ausgedrückt, denn Bessermän ist eine Verdrehung des türkischen Wortes Busurman, das aus Musurman — Musulman, d. h. Muselman, entstanden ist. Dieses Besermen oder Basarman hat sich auch in Basarban umgestaltet, und unsere mittelalterlichen Schriftsteller haben mit diesem Worte die von Moslimen bewohnten Gegenden des Pontus bezeichnet, und weil in der heutigen Moldau im 11. und 12. Jahrhundert zum Islam sich bekennende Türken (Kumanen) wohnten, so wurde dieser Theil Basarbanien oder Basarabien, Besarabien genannt. Auch die Ungarn haben im Mittelalter die aus Bulgar eingewanderten moslimischen Türken böszörmény geheissen, ein Wort, welches, mit dem kirgizischen Busurman, d. h. Musulman identisch, in Basarban oder Basarman sein Analogon findet.[2] Mit dem Namen der Bessermänen wären wir wol im klaren, doch nicht so mit ihrer Abstammung. Georgi scheint von der Aehnlichkeit der Namen Biarmier und Besarmier irregeleitet worden zu sein und rechnet

[1] Peter Köppen, Ob etnografitscheskoi kartje jewropeiskoi Rossij (St. Petersburg 1853), S. 21.

[2] Vgl. die interessante Schrift: Magyar pénzverő Izmáeliták és Bessarabia von L. Réthi (Arad 1880).

sie zu den Permiern und Zyrjänen. Sjögren nennt sie Mohammedaner, die wotjäkisch sprechen; desgleichen äussert sich auch Th. Korilow in seiner Beschreibung des Slobodskoer Bezirkes, der von ihnen erzählt, dass die Tataren sie geringschätzen, und dass sie hauptsächlich des Wotjäkischen als Umgangssprache sich bedienen. Auf diese Aussagen sich stützend, hat Köppen, dem wir obige Daten entnehmen, sie zu den Wotjäken gerechnet, worin er jedoch nicht folgerichtig vorgegangen ist, denn der Wahrheit am nächsten steht wol die eben von Köppen citirte Angabe des ehemaligen Fiscusbeamten A. D. Ignatiew, nach welcher die Bessermänen, ein ursprünglich tatarisches Volk, unter Iwan dem Schrecklichen gewaltsam zum Christenthum bekehrt und deshalb Bessermän, d. h. Musulman genannt wurden, weil sie lange Zeit, selbst nach Annahme des Christenthums, ihre alttatarischen Sitten beibehielten. Was ihre Sprache anbelangt, berichtet Ignatiew an Köppen, so sprechen die in der Nähe von Wotjäken lebenden Wotjäkisch, während die mit Tataren benachbarten Tatarisch reden. Ein ähnliches Gemisch repräsentirt auch ihr Sittenbild und ihre Tracht.[1] Köppen schätzt ihre Gesammtzahl im Gouvernement von Wjatskoe auf 4545.[2]

---

[1] Vgl. Köppen, a. a. O., S. 22.

[2] A. a. O., S. 30.

IV.

Pontus-Türken.

Krim-Tataren.

Trotz der riesigen Umwälzungen und der mannichfachen Schicksalsfälle, welche über die Krim seit geschichtlicher Erinnerung hereingebrochen, können wir dennoch die heute dort angesiedelten Tataren als alte Bewohner, wenngleich nicht als Autochthonen dieser Halbinsel betrachten. Wie mangelhaft unsere Kenntnisse von den ethnischen Verhältnissen der Pontusländer im Alterthume auch immer sein mögen, da die griechischen Geographen nur bezüglich der Erdkunde einigen Aufschluss geben, wird es doch schwer sein zu verkennen, dass vom Steppengebiete im Osten des Azowschen Meeres und jenseit des Don, als vom alten Sitze turko-tatarischer Völkerschaften, schon früh einzelne Stämme gegen das linke Uferland des Dnjepr sich ausgebreitet haben und von da in südlicher Richtung nach den triftenreichen Thälern und Ebenen der Krim gezogen sein müssen. Diese Annahme wäre um so mehr gerechtfertigt, als, wie wir andererseits schon hervorgehoben haben[1], es kaum einem Zweifel unterliegt, dass dem Gros des turko-tatarischen Völkerelements seit dem Auftreten der Hunnen unter den verschiedenen Namen von Hunnuguren, Kuturguren, Bulgaren, Khazaren, Petschenegen, Magyaren und Kumanen, die nördlichen Regionen des Pontus bis nach Bessarabien hin als Tummelplatz gedient hatten, und eine partielle Diversion nach der südlichen Halbinsel zu schon vor Zeiten stattgefunden haben muss. Abgesehen vom türkischen Sprachcharakter der noch aus griechischen Quellen stammenden geographischen Nomenclatur in den Pontusländern, so z. B. Burat (Pruth), Sarat (Sereth), Burlik u. s. w., deutet selbst der alttürkische Name von Kertsch,

[1] Vgl. „Ursprung der Magyaren", S. 97 und 178.

nämlich Tamatarcha[1], entschieden auf türkischen Ursprung hin. Da diese Nomenclatur laut Angaben des Porphyrogenitos vorliegt, der bekanntlich im 10. Jahrhundert schrieb, und da es fernerhin bekannt ist, dass Magyaren und Petschenegen sich hier schon im 9. Jahrhundert gegenseitig gedrängt, und erstere nach Aussage Ibn-Dasta's mit den griechischen Colonien in der Krim verkehrt haben, so sehen wir nicht ein, warum man in den nördlichen Pontusländern ein anderes herrschendes Völkerelement im Alterthume als das türkische vermuthen sollte.

Um so sicherer ist dies bezüglich der Krim anzunehmen, die als ein integrirender Theil des Khazarenreiches noch im Mittelalter unter dem Namen Ghazaria bekannt war, und wo zur Blütezeit der Khazaren, nämlich im 7. und 8. Jahrhundert, es gewiss schon Türken gegeben hat. Hier hatte natürlich das Türkenthum, zumal der sesshafte Theil desselben, schon sehr früh mit den dort vorgefundenen heterogenen Elementen, als Griechen, Gothen, Armeniern und Juden sich vermischt; später hatten diesem Amalgam noch Zigeuner, Russen, Polen, Rumänen und Bulgaren sich beigesellt, und wenn die Tataren in der Krim trotz alledem heute noch unverkennbare Spuren ihres nationalen Typus aufweisen, so kann dies nur dem Umstande zugeschrieben werden, dass sie trotz des bunten Völkermosaiks mit geringer Unterbrechung bis gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts die politische Herrschaft ausübten, und dass sie durch eine stete Verbindung mit den türkischen Bewohnern der untern Wolga und der Nogai-Steppe in Taurien den Nationalkörper stets aufzufrischen im Stande waren. Da dieser Zufluss nur von Norden her stattfinden konnte, so ist es leicht begreiflich, dass die türkische Bevölkerung auf den nördlichen Ebenen der Halbinsel diesseit der Landzunge von Perekop den Urtypus in vollster Reinheit bewahrt habe, während die Gebirgstataren, d. h. die Bewohner der nördlichen Abhänge des Krimgebirges, wie auch die nahe am Meeresufer wohnenden, theils infolge der klimatischen und territorialen Bedingungen, theils auch wegen der starken Beimischung fremden, namentlich arischen Blutes, das wunderbare Gemisch von typischen Eigenheiten darstellen.[2]

---

[1] Vgl. das Petschenegische Wortregister in meinem „Ursprung der Magyaren", S. 107—114.

[2] Vgl. den Aufsatz über die Kirgizischen Tataren nach dem Russischen

Mit unserer Ansicht vom starken Mischcharakter der heutigen Krim-Tataren übereinstimmend bemerkt daher Herr W. Köppen[1] bezüglich der Schädelfunde in der Bin-Basch-Koba (Tausend Köpfe-Höhle) mit vollem Rechte, dass wir aus diesen Funden keineswegs schliessen dürfen, dass diese Menschengerippe aus der Zeit nach der tatarischen (mongolischen?) Einwanderung stammen müssen, da die alte Bevölkerung der Krim aus einer Mischung von Tauriern, Skythen, Gothen und Griechen mit den aus der nahen Steppe versprengten türkischen Völkerschaften hervorgegangen.

Was die Benennung Krim-Tataren anbelangt, so ist dies allerdings viel mehr ein politischer als ethnischer Begriff, den die Europäer dieser Fraction des Türkenvolkes gaben, nachdem die Krim unter Hadschi Girai-Chan als selbständiger Staat mit den benachbarten christlichen Mächten in Verkehr getreten war, und nachdem Mengli Girai 1478 vor der Pforte die Investitur erhalten hatte. Dies war und ist ein officieller Name, denn von den übrigen Asiaten hat man diese Türken mit dem Namen „Tatar" bezeichnet.

Um das Physikum der Krim-Tataren zu beschreiben, müssen wir daher drei verschiedene Klassen aufnehmen:

a) Die eigentlichen Steppenbewohner, irrthümlich Nogaier genannt, sind von mittlerer Statur und kräftigem Körperbau, ihre Gesichtsfarbe ist dunkelgelb, die Backenknochen ragen merklich hervor, ihr dunkles Auge hat einen schmalen und schräg hinlaufenden Schnitt, die Nasenflügel sind breit, die Ohren gross und herabhängend, die Kopfhaare schwarz und der Bartwuchs äusserst schwach.

b) Die Gebirgstataren und deren in den Thälern wohnende Brüder unterscheiden sich wesentlich von ihren früher erwähnten Stammesgenossen. Wie die meisten Montagnarden haben sie einen hohen Wuchs von starker, leichter und zierlicher Gestalt, ihre Gesichtsfarbe nähert sich der der Kaukasier; sie haben grosse und dunkle Augen, dichtes Kopf- und Barthaar von schwarzer Farbe, und stellen im allgemeinen einen schönen Menschenschlag vor.

---

von Radde im „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland", XVII, 48—103.

[1] Vgl. „Russische Revue", XI. Jahrg., 4. Heft, S. 371: Anthropologisches aus der Krim von Dr. W. Köppen.

c) Die littoralen Tataren, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Gemisch der schon früher dort eingedrungenen Türken mit den von alters her dort wohnenden Griechen, Römern und den später infolge Sklaverei dahin gelangten Tscherkessen, Polen, Rumänen, Deutschen und Magyaren, repräsentiren das erdenklichst bunteste Bild physischer Merkmale und haben unter dem südlichen Himmel dieses „russischen Italiens" des nationalen Urtypus sich beinahe gänzlich entkleidet. Sie zeichnen sich durch hohen und starken Körperbau aus, haben ein sonnengebräuntes ovales Gesicht mit schönen funkelnden Augen glanzvolle schwarze Haare, und die längliche Nase thut sich bisweilen durch einen feinen römischen oder griechischen Schnitt hervor. Was die Frauen anbelangt, so begegnet man namentlich in den zwei letzterwähnten Fractionen der Krim-Tataren nicht selten vollkommenen Idealen der Frauenschönheit, wie dies auch in der europäischen Türkei der Fall ist, nur dass sie hier so wie dort infolge des frühen Heirathens und wegen der anstrengenden Arbeit, der sie unterworfen sind, recht früh altern und verwelkten Matronen ähnlich sehen. Wollten wir uns in Einzelheiten einlassen, so müssten wir hervorheben, dass die Tataren des flachen Landes, von kleiner untersetzter Gestalt, zumeist eine dunkelgelbe Farbe, schwarze Augen, eine kleine und flache Nase sowie dunkles Haar und einen dünnen Bart haben. Von diesen grundverschieden sind die Tataren in den Bergen, auf den Steppen und in den Thälern, denn sie zeichnen sich durch einen hohen Wuchs, durch helle Gesichtsfarbe, durch grosse dunkle Augen und durch einen reichen Haar- und Bartwuchs aus. Sie haben viel Aehnlichkeit mit den Tschirkassiern und verdienen die Bezeichnung „ein schöner Menschenschlag". Schliesslich müssen die südlichen Tataren erwähnt werden, aus deren brauner Gesichtsfarbe, langer Nase und grossem Auge die starke griechische und theilweise römische Blutmischung sich leicht erkennen lässt.

Die Wohnungen der Krim-Tataren sind selbstverständlich nach den klimatischen Verhältnissen der verschiedenen Gegenden in den Ebenen aus Ziegeln, in den Bergen aus Steinen gebaut, und gleichen in der Bauart wol mehr den Häusern in Anatolien als den Saklis (Haus) der Kaukasier. Dächer aus rothen Ziegeln kommen nur bei den Reichern vor, bei der Mehrzahl jedoch ist hier die Terrasse vertreten, die, wie sonst in den asiatischen Ländern, bald zur Aufbewahrung gewisser Hausutensilien, bald

wieder als Erholungsort dient, indem einzelne mit Gras bewachsen und mit Blumen geziert sind. Auf dem terrassenartigen Dache des Hauses trocknet man Früchte, Wäsche u. s. w.; hier versammelt man sich zur Belustigung, hier werden Besuche empfangen, und der Anblick der in bunte grellfarbige Kleider gehüllten Tataren und Tatarinnen bietet, von der Ferne aus gesehen, bisweilen einen recht malerischen Anblick. Das Innere der Häuser ist zumeist in drei Theile getheilt, in Küche, Empfangszimmer und Harem. Im Zimmer fällt sofort der in Form einer sechs- oder achteckigen Pyramide und mit einer Kuppel gekrönte Ofen auf, dessen oberster Theil mit Arabesken und Blumen geziert ist, während auf dem schrankartigen Gesims das Kaffeegeschirr und sonstige kleine Effecten aufgestellt sind, gerade so wie diese Sitte noch heute bei dem ungarischen Bauer üblich ist, der auf das Gesims als Zierath seiner Wohnung eine beträchtliche Anzahl von Krügen und sonstigen buntfarbigen Thongeschirren aufhängt. Die Wände sind gewöhnlich in Stuccatur mit säulenartigen Verzierungen geschmückt, mitunter mit primitiven Malereien versehen, welche irgendeinen Baum vorstellen, dessen Zweigenden in Blumen, Vögel oder sonstige Thierköpfe auslaufen. Einen eigentlichen Plafond gibt es nicht und auf den in das Auge fallenden Balken werden Kleidungsstücke, Säcke und Körbe mit Wolle und Gespinst, sowie Stricke, Peitschen u. s. w. aufgehängt. Die Diele ist bei den Aermern mit Filz, bei den Reichern mit Teppichen bedeckt, während an den Wänden herum Kissen in der Form von Divans gelegt sind, die bei den Reichern mit geblümten hellfarbigen Kattun- oder Seidenstoffen überzogen sind. Das Frauengemach unterscheidet sich insofern von dem Empfangszimmer, dass hier der grelle Farbenschmuck augenfälliger wird, und namentlich ist es die reichverzierte, mitunter kunstvoll geschnitzte Wiege, die besonders gleich ins Auge fallen muss, wobei wir der farbigen Truhen nicht vergessen wollen, die an die „tulipántos láda“, d. h. mit Blumen gezierten grellfarbigen Truhen der Magyaren erinnern; eine uralte Sitte, die vom Wolgagebiet bis tief in Anatolien vorherrschend bei sesshaften Türken anzutreffen und wahrscheinlich von den Ugriern zu den Türken übergegangen ist. Im allgemeinen zeichnen sich die Wohnungen der Krim-Tataren durch Ordnung und Reinlichkeit aus.

Denselben Eindruck gewährt der Anblick des ganzen Hofes, der von einer Steinmauer oder von einem nach aussen hin mit

Lehm überklebten Zaune umgeben ist, und in welchem auf einem abgesonderten Platze das Vieh während der Nacht untergebracht wird, damit der als Brennmaterial gebrauchte Dünger (tizek) desto leichter gesammelt werden könne. Stallungen werden selten angetroffen, da viele das Vieh selbst im Winter auf offenem Felde lassen.

Wie die Behausung der Tataren in der Krim durch merkliche Neigung zum Glanz und Prunk sich auszeichnet, was von den Wohnungen ihrer Brüder an der Wolga nicht behauptet werden kann, so ist dies um so mehr bezüglich der Kleidung der Fall, die nur in einzelnen Details von der des Anatoliers und Rumeliers sich unterscheidet. Die Männer tragen über dem Hemde einen bis über das Knie fallenden Rock mit kurzen Aermeln, ungefähr gleich dem Entari der Türken oder Araber, der vorn mittels kleiner Knöpfe zugeknöpft und um die Lenden mit einem Shawl befestigt wird. Die Schalwaren (Pumphosen) sind wol weit, aber nicht so kurz wie bei den Osmanen, und werden nicht wie von letztern über, sondern unter dem Rocke getragen. Die Kopfbedeckung besteht zumeist aus einer Mütze aus Lammfell in der Höhe von einem oder einem halben Fuss; das Fez, nach der Art, wie dies zur Zeit Sultan Mohammed's II. in der Türkei getragen wurde, kommt wol seltener vor. Die Beschuhung ist ganz dieselbe wie in der Türkei, Strümpfe, Stiefel aus Saffianleder mit krummgebogenem Schnabel, worüber beim Ausgehen die plumpen Galoschen gezogen werden. Die Stelle des Oberkleides vertritt der Tschekmen und im Winter der Schafpelz. Bei den Aermern wird der Tschekmen aus einem groben filzartigen Tuche angefertigt, nicht unähnlich dem Szür der Magyaren, und so wie der Bauer in Ungarn die Aermel des letztern unten zubindet, so thut dies der Tatare mit dem ganzen Rocke, indem er denselben mit Getreide anfüllt, und gleichsam als einen vollen Sack auf den Schultern trägt. Der Anzug der Frauen unterscheidet sich wenig von dem der Männer. Der untere Theil ihrer Hosen, d. h. vom Knie bis zum Knöchel, wird aus einem besondern hellfarbigen Stoffe gemacht, wie in Mittelasien, und der Rock gleicht dem Frauenentari der Türkei, nur dass die Schösse viel kürzer sind. Ueber dem Rock wird das Beschmet angelegt, ein am Saume mit Bordure oder Schnüren reichverziertes Kleid mit kurzen Aermeln, um die Lenden mit einem silbernen Gürtel befestigt. Bei den Aermern wird dieser Gürtel aus Seide oder Flachs ver-

fertigt, bei den Reichern ist er noch obendrein mit Edelsteinen geschmückt. Beim Ausgehen legt die Frau, so wie in der Türkei, den Feredsche genannten weiten Ueberwurf an, die Jüngern jedoch das Mehreme, einen langen, über den Kopf geworfenen Schleier, durch welchen das kokette Augenspiel freien Lauf hat. Der Kopfputz, durch welchen sich eigentlich die Mädchen von den Frauen unterscheiden, besteht darin, dass letztere das Haar nur an beiden Seiten in Locken herabhängen lassen und über diese Coiffure einen zierlich gewundenen Turban (Tschalma) anlegen, dessen eines Ende am Rücken herabhängt, ungefähr wie bei den Frommen Mittelasiens während des Gebets oder wie bei den Afghanen, während den Mädchen die Haare in mehrern Zöpfen auf den Rücken und auf die Schultern herabfallen; auf dem Kopfe tragen sie ein schmuckes, mit Münzen oder sonstigen Ornamenten versehenes Fez, von welchem in der Form eines Gehängsels auf Stirn, Schläfe und Hinterhals mannichfache Verzierungen herabfallen. Was die sonstigen Toilettensachen anbelangt, so spielt das Henna حنّا (Lawsonia inermis) hier eine wichtigere Rolle als in der Türkei, indem die Frauen, wie in Persien und im Kaukasus, mit diesem das europäische Geruchsorgan beleidigenden Farbestoff nicht nur Augenbrauen, Nägel, Hand und Hals, sondern bisweilen auch das schwarz funkelnde Haar roth anstreichen, eine Sitte, die von alters her im moslimischen Osten beliebt war und schon von Herodot bei den Skythen erwähnt wird, deren Weiber aus zerriebenem Cedern- und Weihrauchholz sich eine Schminke bereiteten.

Die Speisen und Getränke der Krim-Tataren sind selbstverständlich mehr denen der Osmanen als denen der Stammesgenossen im Norden ähnlich. Hier erfreut sich schon der Pilaw einer besondern Beliebtheit, so auch die verschiedenen Arten der süssen Mehlspeisen (tatlik) und Kuchen (börek), von welch letztern der Tschirtschir-börek, eine Art mit hachirtem Fleisch gefüllte und in Schaffell gebackene Mehlspeise, ein besonderes Lieblingsgericht bildet, von wo es auch zu den Osmanen gelangte, die dasselbe tatar-böregi (Tatarenkuchen) heissen. Ein Gericht, das sie mit letztgenanntem Volke gemeinsam haben, bilden die verschiedenen Gattungen von Sarma's, d. h. in Rebenblätter, Kohl oder sonstiges Grünzeug gewickeltes Fleisch mit Reis vermischt[1], das in Fett

[1] Auch die Ungarn haben dieses Gericht unter dem Namen Szárma von den Turken entlehnt.

oder Oel gebacken oder gekocht den eigentlichen Leckerbissen bildet, ganz so wie die Dolmas in der Türkei. Im allgemeinen wird Fleisch, namentlich während des Sommers, nur in geringer Quantität genossen, um so mehr die verschiedenen Gartenfrüchte und besonders Gurken, Zwiebeln und Knoblauch. Für den Winter werden hauptsächlich zwei Gattungen Fleischvorräthe bereitet, nämlich das Kak-asch (قاق اش), d. h. dürres Fleisch und Pastirma (پاستورمه), d. h. gepresstes Fleisch; letzteres ist auch bei den Türken Anatoliens beliebt. Zu den Delicatessen gehören wie überall im Osten der Pekmez, eine aus Pflaumen, Trauben oder Marillen bereitete Latwerge, ferner Helwa, Rahatlokum (richtiger Rahat-Holkum رحت حلقوم = Behagen des Schlundes), Leblebi (geröstete Erbsen), Kischmisch (gedörrte Trauben) u. s. w. Als ein speciell tatarisches Getränk wollen wir anführen das Tschardeng (چهاردنك), einen in Wasser aufgelösten Abguss von säuerlichen Früchten, und das Jazma, d. h. mit Wasser verdünnte saure Schafmilch, eins der wirksamsten Mittel zum Stillen des Durstes. Der Kaffee, bei den Wolga-Tataren in Mittelasien und in Persien unbekannt, hat hier infolge einer langen Berührung mit der Türkei schon längst Verbreitung gefunden, geistige Getränke sind jedoch nur wenige gebraucht, und der Steppenbewohner hält es sogar für eine Sünde, einen Weingarten zu halten.

So wie die Kazaner Tataren hauptsächlich dem Handel ergeben sind, so bildet der Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Krim-Tataren. Hier stehen sie allerdings auf der niedrigsten Stufe, denn die Widerwärtigkeiten des Klimas, wie häufige Dürre, Frühlingsfröste, Heuschrecken u. s. w., würden selbst bei dem emsigsten Bebauer des Bodens den Ertrag der Arbeit als problematisch hinstellen, und Fleiss und angestrengte Thätigkeit können nicht den Tataren als Tugenden angerechnet werden. Bei all den Vorzügen des Bodens, auf welchem die verschiedensten Früchte eines südlichen Himmels gedeihen, kann doch nur die künstliche Bewässerung als Haupterforderniss betrachtet werden, und da die Bewässerungskanäle seitens der russischen Regierung nicht in vollem Maasse unterstützt werden, wie dies ehedem seitens der einheimischen Fürsten geschah, die, wie alle Asiaten, auf diesen Zweig der Volkswirthschaft besondere Sorgfalt verwendeten, so war die Verarmung der Krim-Tataren, seitdem sie unter Russland gelangten, aussergewöhnlich fortgeschritten. Von dem frem-

den christlichen Herrscher weniger bedrückt als ihre Brüder an der Wolga nach der russischen Occupation, stand hier die allen Südländern eigenthümliche Trägheit einem kräftigen Erwachen störend im Wege. Hierzu gesellte sich noch der Umstand, dass sie infolge der unmittelbaren Nähe der Türkei im Laufe dieses Jahrhunderts haufenweise auswandern und jene Widerstandsfähigkeit auch nicht besitzen konnten, vermöge welcher die Kazaner trotz aller gegnerischen Versuche des russischen Elements prosperiren, denn während man an der Wolga der vergangenen nationalen Herrlichkeit sich erinnert, ja von einer Wiederbelebung derselben noch träumt, erwecken die Ruinen von Bagtsche-Sarai fast gar kein patriotisches Gefühl mehr bei den Krim-Tataren, und sie haben ihre Girais, die Zeit ihrer mächtigen Eingriffe in die Geschichte Russlands, Polens, Ungarns und Siebenbürgens schon längst vergessen.

Mit erstaunlich wenigem zufrieden, zieht der heutige Nachkomme dieses einst wildkriegerischen Volkes es vor, im *dolce far niente* stundenlang hinzustarren und bisweilen auch zu hungern, als durch geringe Arbeit sich seine Existenz zu verbessern. Selbst die Horticultur, von deren Erträgniss in der Krim man fabelhafte Angaben zu lesen pflegt, ist beinahe ganz vernachlässigt, und hat es z. B. eine gute Nussernte gegeben, von deren Erträgniss der Tatare das ganze Jahr hindurch sich erhalten kann, so ist er vollauf zufrieden. Dasselbe traurige Bild soll auch die Viehzucht gewähren, trotzdem wir es mit ehemaligen Nomaden zu thun haben, und obschon es an reichen ausgedehnten Weiden nicht mangelt. Nach Angaben unserer Quelle[1] besteht der Viehstand bei der Mehrzahl der Tataren höchstens aus 2—3 Stück Rindern oder Pferden und ebenso viel Schafen, und nur die Allerreichsten, zumeist aber die russischen Viehzüchter, besitzen grössere Heerden. Wie in den Alpengegenden Europas, so werden auch in der Krim die Schafheerden bei Beginn des Frühlings auf die triftenreichen Anhöhen der Berge, namentlich des Tschatir-dag (Zeltenberg), getrieben und stehen daselbst unter der Aufsicht der Schafhirten, Tschoban, die eine specielle Klasse der Bevölkerung bilden. Ihre sämmtlichen Kleider, d. h. Rock, Hose und Mütze, sind aus Schaffell verfertigt und nur auf den Füssen tragen sie eine Art Bindschuhe aus Büffelleder. Ungefähr 2000 Schafe bilden

[1] Narodi Rossij, S. 287.

eine Heerde, otar, an deren Spitze der Ataman, d. h. der Alte oder Greis, steht. Auf diesen folgt der Kaschibar, eine Art Adjunct, der Wortbedeutung nach Beistand[1], in welcher Einrichtung man ein Analogon zur Verfassung des Hirtenwesens in den Niederungen Ungarns findet, wo die ebenso grosse Heerde unter Aufsicht eines Juhász (Schäfer) und dessen unmittelbaren Untergeordneten Bojtár[2] (Gehülfe) gestellt ist. Dort so wie hier besteht die Bezahlung der Hirten weniger in Geld als in Naturproducten und in dem Rechte, eine gewisse Anzahl von Schafen auf eigene Rechnung halten zu dürfen, oder von einer bestimmten Anzahl der Schafe seines Herrn zwei oder drei Wochen lang Milch und Butter zu nehmen. Merkwürdigerweise wird in Ungarn ebenso wie in der Krim dieselbe Gattung Schäferhunde zum Hüten der Heerden verwendet, und sind sie hier so wie dort von grösster Wichtigkeit für den Hirten, indem sie die auf der Weide zerstreuten Schafe zusammentreiben, gegen Wolf und Diebe Schutz leisten, und den Commandoruf des Hirten strengstens befolgen. Letzterer verwendet auch auf das ihm anvertraute Vieh die grösste Sorgfalt und Zärtlichkeit; er kennt jedes einzelne Stück, und wenn der Kaschibar bei eintretender Abenddämmerung auf seiner Flöte (kuraj) irgendein melancholisches Liedchen pfeift, wobei der Hund ruhig an seiner Seite liegt, so wird bald die ganze Heerde sich um ihn versammeln, als wenn sie, den primitiven Nationalweisen lauschend, mit ihrem Führer zugleich die Abendruhe geniessen wollte. Ja, das Hirtenleben in der Krim hat so manche auffallende Züge der Aehnlichkeit mit dem Hirtenleben auf den ungarischen Steppen, und zweifellos rührt das betreffende Sittenbild aus einer gemeinsamen Quelle und aus jener Zeit noch her, als Petschenegen und Magyaren als friedliche Nachbarn nebeneinander lebten!

Wir werden einzelne Punkte der Sittenähnlichkeit noch weiter hervorheben und wollen gelegentlich bemerken, dass bei den Krim-Tataren wie bei den Magyaren der Zigeuner den Musikanten und eigentlichen Lustigmacher spielt, und dass ohne ihn gar keine Unterhaltung denkbar ist. Die beliebten Instru-

---

[1] Von kasch = neben, bei, und bar = existirt, folglich ein Beistehender, Helfer.

[2] Das magyarische bojtár ist dem persischen pajdar = Gefährte entlehnt.

mente sind Geige, Flöte und Trommel, der Gesang ungefähr derselbe wie in der Türkei, nämlich die langgedehnten, melancholischen traurigen Weisen, und so wie der Ungar nach dem Satze:

„sirva vigad a magyar“,

d. h. weinend unterhält sich der Magyare, nur an den weinenden Tönen der Geige oder an den kläglich düstern Arien seiner Lieder sich erheitert, so pflegt der Tatare mit wahrem Entzücken den näselnden, monotonen, elegieartigen Arien der Sänger zuzuhören. Nur nach längerm Anhören der Musik und des Gesangs erwacht im Tataren die Lust, der Terpsichore zu huldigen, und der Nationaltanz, den er sich von den Klängen des beliebten Nationalliedes „Warilatsch“ begleiten lässt, soll, was die graziösen Tournuren und die ausdrucksvollen Bewegungen anbelangt, unvergleichlich dastehen. Wenn wir an anderer Stelle den Csárdás der Magyaren mit dem Nationaltanz der Tschuwaschen verglichen, so können wir dies mit um so mehr Recht bezüglich des Tanzes der Krim-Tataren thun. Der Tänzer beginnt hier, so wie in Ungarn, mit gesenktem Haupte, gelassen, aber höchst anmuthvoll die Glieder zu bewegen. Das Feuer nimmt stufenweise zu. Die Hände erheben sich immer mehr und mehr, der Kopf richtet sich auf, das Auge begeistert sich und fängt an Funken zu sprühen, und in demselben Maasse wächst die Behendigkeit in jedem Gliede der Beine, bis er endlich, vom Freudentaumel ergriffen, gleich dem Wirbelwinde sich umherdreht und unter dem Beifallklatschen der Zuschauer halbermüdet zurückzieht. Natürlich ist das Bild wesentlich dadurch beeinträchtigt, dass es keine Tänzerin gibt, da der Islam dies nicht gestattet, doch scheint es dieser Tanz zu sein, der auf der ganzen geographischen Breite vom Norden des Kaspisees bis an die Donau turko-tatarischen Völkern von alters her eigen war, und heute allerdings am reinsten bei den Magyaren sich erhalten hat. Schliesslich wollen wir noch bemerken, dass ebenso wie der Rosshirt auf den magyarischen Puszten von dem sonngebräunten Sohne Indiens sich aufspielen lässt und nur beim Klange der melancholisch-düstern Weisen ein Lied singt, ebenso kann der tatarische Hirt nur dann seiner Fröhlichkeit die Zügel schiessen lassen, wenn der Zigeuner auf dem Kobuz (Violine) ihm die beliebten, uns allerdings höchst monoton klingenden Nationallieder aufspielt.

Was die Religion der Krim-Tataren anbelangt, so können wir mit Recht annehmen, dass der Islam hier schon in den ersten Jahrhunderten nach seinem Entstehen Verbreitung gefunden hat, indem einzelne Missionare, wie Al-Bekri und andere arabische Reisende des Mittelalters berichten, bei den Petschenegen und Kumanen schon im 9. Jahrhundert ein williges Ohr fanden und die Lehre Mohammed's verbreiteten. Es darf ferner nicht übersehen werden, dass der Islam auch unter den Khazaren zahlreiche Anhänger zählte, und dass angesichts der khazarischen Herrschaft über die Halbinsel, wie auch infolge des regen Handelsverkehrs zwischen der Wolgagegend und Transkaukasien, der Islam wie auch das Christenthum hier, wenngleich sporadisch, doch schon früh Eingang gefunden hatten. Trotz alledem konnte die junge Pflanze der moslimischen Lehre hier nicht besonders erstarken, und zwar infolge der Minderzahl und des Indifferentismus der Bekenner, vielleicht auch wegen der Verschiedenheit der Culturelemente, die in der Krim um die Herrschaft rangen, denn das griechische Christenthum an den Küsten, der Mosaismus der Khazaren, von welchem die Karaiten als ein Ueberbleibsel betrachtet werden, nicht minder auch der Katholicismus während der Herrschaft der italienischen Colonien, scheinen dem Islam bis zum Auftreten der Mongolen das Terrain streitig gemacht zu haben. Als nach der gänzlichen Vertreibung der Genuesen und Venetianer die Chane der Krim unter dem Schatten der aufkeimenden Macht der Goldenen Horde den Grund zu einem moslimischen Staatswesen gelegt hatten, da war wol die günstige Gelegenheit geboten, dem Islam hier jene Grundlage zu verschaffen, die er an der Wolga, am Oxus und am Bosporus gefunden, doch war dies aus folgenden Gründen unmöglich:

1) Waren die Moslimen der Krim, in welchen die einzelnen Fractionen der pontischen Türken aufgegangen waren, von jeher von einem allzu wilden kriegerischen Geiste beseelt, und hatten inmitten ihrer ununterbrochenen Kriege mit Russen, Polen, Rumänen und Magyaren wol mehr an Beute und Sklaven als an die Consolidirung und Ausbreitung des Islams gedacht.

2) Waren sie infolge der allzu weiten Entfernung von den eigentlichen Centren der mittelalterlichen Islamwelt auch nicht von jenem intensiven Religionseifer berührt, der damals das Innere Asiens beherrschte. Der belebende Geist, den Bagdad und später Bochara oder Ürgendsch auf Bolgar und später auf Kazan

ausübten, war in der Krim stets vermisst. Vom Norden, Westen und Osten her von christlichen Elementen umringt, konnte an eine continuirliche und unmittelbare Berührung mit einer moslimischen Gesellschaft nur nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken gedacht werden, doch die osmanischen Herrscher kümmerten sich wenig um die laxen Religionsverhältnisse ihrer Religions- und Stammesgenoessn in der Krim; sie begnügten sich mit dem Vasallenthum der Chane, und waren zufrieden, wenn die Unterthanen derselben in um so grössern Haufen als Ilgare, d. h. Avantgarde, in den Kriegen gegen Polen und Ungarn sich betheiligten, und ihren Islam nicht in der Pflege der moslimischen Wissenschaft, sondern im Ghaza (Religionskrieg) bekundeten.

So ist es gekommen, dass die Krim-Tataren in Kenntniss und in Ausübung der mohammedanischen Religion von jeher weit hinter ihren Brüdern an der Wolga zurückstanden, und dass Kazan, wie wir schon hervorgehoben, trotz der christlichen Fremdherrschaft heute an Bochara sich anreiht, während Bagtscheserai, dem geistigen Verfall schon längst preisgegeben, nur den Glanz der Vergangenheit in den Ruinen seiner Moscheen und öffentlichen Bauten bewahrt. Der Tatare in der Krim hält wol noch an den Formen des Islam, dem selbst in geschwächtem Zustand das Christenthum nicht beikommen kann, doch mit seinem Religionseifer ist es nicht weit her. Es kommt bisweilen auf je 3—4 Dörfer eine Moschee, und während ein des Schreibens und Lesens unkundiger Kazaner zu den Seltenheiten gehört und von den Seinigen verachtet und verspottet wird, begegnet man in der Krim oft ganzen Dörfern, wo ausser dem Molla niemand den Koran lesen, geschweige denn schreiben kann. Mit dieser Vernachlässigung des Schulwesens geht auch Hand in Hand der Mangel an Ansehen für die Mollawelt, deren Einkommen überdies sehr gering ist, denn das ganze Wakufvermögen, aus dem die Besoldung der Chatibe (Prediger), Molla (Lehrer) und Muezzin (Gebetausrufer) der Moscheen bestritten werden sollte, beläuft sich in der Krim auf nur 30000 Desjatinen Landes, vielleicht ein Zehntel des ehemaligen Vermögens der Moscheen, von welchen der russische Staat neun Zehntel an sich gerissen hat. Auch die übrigen üblichen Abgaben für die Geistlichen sollen sehr spärlich einfliessen, denn die grosse Mehrzahl der moslimischen Bewohner der Halbinsel befindet sich unter dem Banne der grössten Armuth, da es

zum Ackerbau, wie schon erwähnt, sowol an Befähigung als auch an Fleiss fehlt, und der Handel, diese Hauptquelle des Unterhalts bei den Tataren von Kazan, in der Krim ebenso wenig wie von den Türken des ottomanischen Reiches betrieben worden ist. Wem es an einem Garten oder an einem zu seiner Nahrung hinreichenden Stück Land fehlt, der verdingt sich lieber als Kutscher oder Hirt, oder auch als Hausknecht, ohne jedoch einer anstrengenden Arbeit sich zu unterwerfen, denn bei all der geistigen Begabtheit kann der ewig träge und mit erstaunlich wenig zufriedene Tatare es selten zu etwas bringen, er naht auch materiell dem Verfall und theilt das Los aller jener Türken, die früher durch eminent kriegerischen Sinn sich hervorgethan hatten und nach dem Verluste ihrer politischen Selbständigkeit, des Pfluges entwöhnt, der Industrie unkundig, nur zum langen Hinsiechen verurtheilt worden sind.

Erst ganz in der Neuzeit macht sich eine leise nationale, richtiger religiöse Bewegung fühlbar, indem ein bemittelter Krim-Tatare, Namens Ismail Mirza, in Bagtscheserai eine Buchdruckerei gegründet, welche die Herausgabe gemeinnütziger Werke beabsichtigt und vorderhand durch Veröffentlichung eines Salnameh, d. h. Jahrbuches, sich verdient gemacht hat. Dieses Unternehmen seitens eines Privaten ist allerdings sehr lobenswerth, doch angesichts des kläglichen Zustandes des moslimischen Unterrichtswesens in der Krim, wo es im ganzen doch nur elf ärmlich dotirte Medresses gibt, kann kein bedeutender Erfolg erwartet werden. Mehr verspricht die Herausgabe der tatarischen Zeitung Terdschüman, d. h. Dolmetsch, die von Bagtscheserai aus unter den Tataren eine immer stärkere Verbreitung findet und national-religiöse Tendenzen verfolgt.

Was die sonstigen Züge des Sittenlebens dieses dem Untergange sich nähernden Volkes anbelangt, so verdienen die mit der Ehe verbundenen Gebräuche in erster Reihe unsere Aufmerksamkeit. Der Mann, der hier selten vor dem 30. Lebensjahre zum Heirathen sich entschliesst, muss wie überall bei den Türken Innerasiens seine Zukünftige mittels des üblichen Kaufpreises (Kalim) sich erwerben, und da die Wahl oder Zustimmung des Mädchens nur wenig Berücksichtigung findet, so hat der Freier nur an den Vater sich zu wenden, der die Verheirathung seiner Tochter vom geschäftlichen Standpunkte aus erörtert und dieselbe in thunlichster Weise zu seinem Vortheile ausbeutet. Bisweilen dauert

die Unterhandlung ein ganzes Jahr, und nur im Falle einer exorbitanten Forderung oder bei absoluter Mittellosigkeit des Werbers wird zum Mädchenraub Zuflucht genommen, in welchem Falle der Vater sich nachgiebiger zeigen muss und das Geschäft zumeist nach Wunsch des jungen Mannes seine Erledigung findet. Die Zeit zwischen der Verlobung und Trauung variirt je nach den Umständen, die Hochzeitsfeierlichkeiten dauern jedoch hier so wie überall einige Tage lang und werden im Hause des Bräutigams begangen, welch letzterm die Pflicht obliegt, die Hochzeitsgeschenke von den Gästen einzusammeln, da es zu den unerhörten Dingen gehört, ohne Spenden, deren Werth von 3—50 Rubel sich beläuft, bei einer Hochzeit sich einzufinden. Die Gäste versammeln sich früh morgens und theilen sich in drei Gruppen, d. h. in Alte, Jünglinge und Frauen. Man servirt meist Kaffee, die Männer zünden ihre Pfeifen an, und inmitten des dicken Rauchqualms verbringt man in Gesprächen vertieft den Tag. Nur gegen Abend werden Speisen verabreicht, auf welche die verschiedenen Getränke folgen. Diese Reihenfolge wird auch am zweiten Tag beobachtet, bis endlich die Kunde anlangt, dass der Wagen (Madschar), auf welchem die Braut eintrifft, im Anzuge begriffen sei. Die jungen Leute besteigen nun ihre mit Bändern und bunten Tüchern gezierten Pferde und eilen, verschiedene Reiterübungen vollziehend, der Braut entgegen. Voran reiten zwei Jünglinge, ein auf zwei langen Stäben befestigtes Tuch vor sich tragend, und hinter diesen die übrigen Reiter, die um die Wagenreihe in kühnen equestrischen Evolutionen sich umhertummeln und als Belohnung ihrer Reitkunst von den Frauen mit Tüchern oder Bändern beschenkt werden, welche Siegespreise vom Kopfzeuge der Pferde herabflattern. Diesen eilen nun die minder Glücklichen nach, um ihnen die Preise gewaltsam abzunehmen, was ein heftiges Ringen und Kämpfen zur Folge hat, das erst vor dem Hause der Festlichkeit endet. Ist die Wagenreihe im Dorfe angelangt, so wird dieselbe schon beim ersten Hause mittels Barrikaden angehalten und erst nach Verabreichung von Geschenken weiter gelassen. Endlich hält der Wagen der Braut vor dem Hause des zukünftigen Gatten an; sie wird von den Männern, die mit dem Rücken gewendet ihr nahen, um sie nicht zu sehen, in Empfang genommen, während ihre weiblichen Begleiter im wilden Zank und Hader sich herumbalgen, um das von den Jünglingen auf Stangen einhergetragene und mittlerweile in den Wagen

geworfene Tuch zu erhaschen. Die Braut selbst wird auf einer Art Bahre oder Sänfte in das Zimmer getragen, worauf nun aufs neue die Schmausereien und Trinkgelage unter den betäubenden Tönen der Musik beginnen und bis spät in die Nacht fortdauern. Die eigentliche Trauung und die erste Begegnung der Vermählten ist beinahe dieselbe wie bei den Tataren in Kazan. Zum Schluss sei hier noch bemerkt, dass das Abholen der Braut mittels Wagen, die Vertheilung der Damenpreise an geschickte Reiter und das Schmücken der Pferde mit bunten Tüchern auch zu den magyarischen Hochzeitsfeierlichkeiten gehört.

Als von den Krim-Tataren in directer Linie abstammend wollen wir hier nach Pauli (Peuples uralo-altaïques, S. 35) der sogenannten Lituanischen Tataren erwähnen, die ungefähr 8000 Seelen stark in den Kreisen von Minsk, Wilna, Grodno, Kowno und im Süden des Königreichs Polen leben. Sie waren theils ursprüngliche Kriegsgefangene, die Vitold 1395 hier angesiedelt, theils auch freiwillige Krieger im Solde des Fürsten von Polen. Mit Polinnen aus dem niedern Adel vermählt, haben diese Tataren ihre Sprache schon längst verloren, sind aber dessenungeachtet bis heute noch Mohammedaner geblieben, trotzdem sie den Koran nur in polnischer oder russischer Uebersetzung lesen und das Russische sowol wie das Polnische mit tatarischen, richtiger arabischen Buchstaben schreiben. Solange diese Tataren, und dies war bis zur Neuzeit der Fall, den von ihrem Ursprunge ererbten militärischen Charakter zu bewahren vermochten, erfreuten sie sich eines gewissen Wohlstandes und Ansehens; als jedoch das sogenannte Konnotatarski-Polk (d. h. tatarisches Cavalerieregiment) aufgehoben wurde, verfielen sie allmählich in Armuth und fristen heute nur noch eine ärmliche Existenz. Ihre Hauptbeschäftigung bildet die Gerberei, ein Ueberbleibsel der alten Nationalindustrie, die bekanntlich im alten Bolgar geblüht hatte. Uebrigens werden sie als redliche, ruhige und brave Leute geschildert.

Nogai-Tataren, Kunduren, Kumüken und Karatschais.

Was wir bezüglich des Ursprungs der Krim-Tataren und deren ethnischen Beziehungen zu den übrigen Türken im Norden des Pontus und des Kaspisees gesagt, kann im grossen und ganzen auch auf die Nogai-Tataren angewendet werden. Hier wie dort birgt der Name eine politische Bezeichnung, eine jener Stammesbenennungen, welche das türkische Volk als natürliche Folge der politischen Revolutionen so häufig angenommen und auch so lange bewahrt hat, bis nicht neue grössere Umwälzungen den bestehenden Rahmen auseinandergeworfen und dem von alters her bestandenen ethnischen Körper nicht neue Formen verliehen hatten. Hätte das stets leicht bewegliche Meer türkischer Völkerelemente seit Erstarkung der moslimischen und christlichen Bildungswelten sich eine gewaltsame Stabilisirung nicht gefallen lassen müssen, so wäre der Wechsel der ethnischen Nomenclatur wol viel bunter ausgefallen; nach der Begründung des Chalifats, besonders aber nach der allmählichen Consolidirung der Macht des Abendlandes war dies nicht mehr möglich, die politischen Benennungen nahmen einen stereotypen Charakter an, sie wurden der Aussenwelt geläufig, und eine solche Benennung repräsentirt der ethnisch-politische Begriff „Nogai", der Name eines Grossenkels Dschengiz-Chan's, auf den der Besitz dieses Theiles der Goldenen Horde fiel. Vom Besitzer ging der Name auch auf das ihm unterworfene Volk über, gerade wie die Seldschukiden nach Seldschuk, die Ottomanen nach Osman und die Özbegen nach Özbeg-Chan sich benannt hatten.

Es ist nur dem Kriegsglück dieses 1259 sich zuerst bemerkbar machenden mongolischen Prinzen zu verdanken, dass so viele

Türkenstämme, vom Irtisch angefangen bis zur Krim, theils freiwillig, theils gewaltsam unterworfen den Namen Nogai annahmen. So geschah es, dass man bis an die südlichen Grenzen des Türkenthums sämmtlichen Türken am Pontus, am Kaspi und an der Wolga den Sammelnamen Nogai gab — in Stambul und in Bochara wird der Kazaner und Ufaer noch heute so genannt — und dass die Geschichte von dem genannten Zeitpunkte an bis in die Neuzeit, während der bunten politischen Begebenheiten, die in jenen Landstrecken sich zutrugen, immer von Nogaiern zu berichten weiss, die bald mit Russen und Byzantinern vereint, bald untereinander, bald wieder mit den verschiedenen Nachbarn, als Cirkassiern, Kirgizen, Baschkiren, Kalmüken u. s. w. im Kampfe begriffen, überall anwesend und nirgends zu Hause gewesen zu sein scheinen. Wir übertreiben daher nicht im mindesten, wenn wir die Behauptung wagen, dass unter sämmtlichen Türkenvölkern der Erde gerade die Nogaier es waren, die von den Schicksalsfällen, welchen die kriegerischen Nomaden von jeher ausgesetzt waren, am schwersten heimgesucht wurden. Eine Uebersicht der hierauf bezüglichen fleissigen Arbeit des englischen Gelehrten Howorth[1] wird uns hierüber am besten belehren und uns die Ueberzeugung verschaffen, dass wir in den Nogaiern dem Urwesen nach einen Theil jener türkischen Wandervölker zu vermuthen haben, die von der geschichtlichen Periode angefangen bis zum Einfall der Mongolen in dem ethnischen Rahmen der Kanglis, Uzen und Petschenegen sich befanden, ohne dass uns ihre ältern generischen Beziehungen näher bekannt wären. Die Namen der heutigen Unterabtheilungen als Tochtamisch, Mansur, Kiptschak, Karamurza, Nouruz u. s. w. sind verhältnissmässig neuern Datums, d. h. sie datiren von der Zeit des mongolischen Einfalls, ebenso wie der Gebrauch des Wortes Murza (vom persischen Mirza) statt des sonst üblichen Bai, Bi oder Bey, als Bezeichnung des Stammesoberhauptes erst nach dem Feldzuge Timur's bei ihnen üblich geworden zu sein scheint. Nur so viel ist sicher, dass trotz ihres sporadischen Vorhandenseins am Jaik, an der Jemba und am Irtisch — denn nach Fischer stammen selbst die sibirischen Chane von einem Nogaihäuptling[2] — die grosse Mehrzahl des unter diesem Namen bekannten Theils der türkischen Nomaden

[1] Vgl. History of the Mongols, II, 1011—1056.

[2] Vgl. Fischer, Geschichte Sibiriens, S. 148.

mit Vorliebe auf den Steppen vom Norden und Nordosten des Kaspisees bis zur Krim sich herumtrieb, und dass sie eben infolge dieser geographischen Lage den zeitweiligen harten Schlägen der benachbarten Nomaden, am meisten aber der nach dem Süden vorwärtsdrängenden Russenmacht ausgesetzt, zersprengt, gebrochen, und in die heutige Lage der Ohnmacht, ja des Aussterbeetats versetzt worden sind.

Aus diesem Grunde wird es leicht erklärlich, wenn es schwer, ja geradezu fast unmöglich ist, die von den Nogaiern in den vergangenen Jahrhunderten innegehabten Oertlichkeiten genau zu bestimmen. Während am Anfange des 17. Jahrhunderts eine Fraction dieses Volkes an der mittlern Jemba sich aufhielt, von wo dieselbe durch den Kalmücken Ajuka-Chan weiter gegen Westen gedrängt und von Peter dem Grossen zu ihren Brüdern in die Steppe am Kuma und Kuban versetzt wurde[1], finden wir ihre Anwesenheit im Westen des Azowschen Meeres und im Norden der Krim schon im Anfange des 15. Jahrhunderts geschichtlich sichergestellt; ja sie figuriren zu den verschiedensten Zeiten und auf den verschiedensten Punkten dieses Länderstriches, und man muss, wie gesagt, in den Nogaiern solche Türken sehen, die gleich den Özbegen einen aus verschiedenen Familien und Zweigen bestehenden ethnischen Körper repräsentiren, der je nach den Völkerverhältnissen seinen Wohnsitz und seine Lebensweise verändert hat, und die in Sprache und Sitten sich manifestirenden Bande der Zusammengehörigkeit nur deshalb einigermassen zu wahren vermochte, weil er eben spröder und rauher als die übrigen Türken den benachbarten Cultureinflüssen minder zugänglich gewesen ist. Vor einem Jahrhunderte noch konnte Georgi von vielen grössern und kleinern Horden sprechen und zwar:

---

[1] Vgl. Georgi, S. 119. Eine Fraction derselben Nogai-Tataren wanderte damals nach der Türkei aus, von wo sie aber 1770 wieder zurückkehrte und am linken Ufer des Kuban von der Stanitza Batalpascha bis zur Mündung der Laba, und am rechten Kubanufer, in den Auen von Tochtamisch den Bischtau entlang, bis in die Nähe von Pjätigorsk, sich niederliess. In den 60er Jahren ist wieder ein beträchtlicher Theil von ihnen nach der Türkei ausgewandert. Heute sind sie daher am zahlreichsten im Gouvernement von Stawropol, südlich von der Kuma bis zum Gebiet der Tereker Kosaken anzutreffen. (Vgl. den russsischen Bericht des dritten Internationalen Congresses der Orientalisten in St.-Petersburg [1883], S. 296.)

a) von Nogaiern am Azowschen Meere zwischen dem Don und Kuban, die er auf 70000 Bogen schätzt;

b) von der Krimschen Horde;

c) von der Astrachanischen Horde, die 1715 noch 12000 Familien stark, 1772 aber nur 2000 zählte, weil sie theils nach dem Kaukasus und in die Krim, theils zu den Baschkiren auswanderte;

d) von den Kassai- und Nouruzstämmmen am Kuban und besonders an der Laba, und schliesslich

e) von den Kunduren am Flusse Aktöbe (Achtuba), einem Arm der Wolga, ungefähr 1000 Zelte stark.

Klaproth spricht auf seiner 1807 und 1808 gemachten Reise von den Nogaifamilien Kaz-bulat, Kiptschak, Mangit, Irdisan, Dschanbulat, Jedischkul und Nouruz, denen er am Kuban und an der obern Kuma, 5849 Zelte stark, begegnete, und die nach seiner Aussage von den Chanen der Krim früher in die Steppe zwischen dem Dnjepr und Dnjestr versetzt waren, 1788 aber wieder zurück über den Kuban zogen. Heute hat sich diese Vertheilung der Nogaier bedeutend verändert. Der anonyme Autor der Ethnographie Russlands theilt sie in Nogaier im Gouvernement Stawropol, in Nogaier zwischen der Laba und dem Kuban, und in Nogaier auf der Kumükischen Steppe, zusammen auf 80000 Seelen, was dem eigentlichen Zahlenbestand keinesfalls entspricht, denn wir finden bei Rittich[2], dessen statistische Daten mit Recht für die zuverlässigsten gehalten werden können, bezüglich der Nogaier im Gouvernement Stawropol, am Terekgebiet und in Daghestan, in welchen Gegenden das Gros dieses Volkes sich aufhält, folgende Vertheilung:

Stawropol	84622
Terekgebiet . . .	8428
Daghestan	1991
Zusammen	95041 Seelen,

eine Zahlenangabe, die allerdings wesentlich verschieden ist von der Pauli's, bei welchem wir von nur 50000 Seelen lesen und worin die der Kumüken, von Rittich auf 71968 Seelen geschätzt, noch nicht inbegriffen ist. Fügen wir daher zur Angabe Rittich's

[1] Reise in den Kaukasus, I, 282.

[2] Geographische Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 54, S. 11.

noch die Zahl der in Taurien sich aufhaltenden Nogaier hinzu, so werden wir wol leicht die runde Summe von 100000 Nogaiern erhalten.

Angesichts der verschiedenartigen und zahlreichen Schicksalsschläge, welche die Nogaier heimgesucht, und namentlich in Anbetracht der vielen verwandten und fremden Elemente, die durch die Berührung mit Baschkiren, Kalmücken, Kaukasiern, Russen, Polen, Rumänen und Ungarn sich ihnen beigesellt, wird es in der That noch auffallen müssen, dass dieses Volk mit Bezug auf sein Physikum sich im Grunde genommen verhältnissmässig reiner zu erhalten vermochte als so viele andere seiner Schicksals- und Stammesgenossen. Hierunter verstehen wir natürlich nicht die vom kaukasischen Blute schon stark untermischte halb oder ganz sesshafte Bevölkerung, sondern vielmehr die dem Nomadenleben treu gebliebenen sogenannten Karai-Nogaier, deren untersetzte breite Gestalt, mit dem grossen Kopfe, kleinen Augen und schwachem Barte noch stark an den türkischen Urtypus erinnert, während erstere infolge der erwähnten starken Vermischung mit Kaukasiern in vielen Punkten sich letztern nähern. Auf diese prägnanten Spuren des Türkenthums ist der Nogaier nicht wenig eingebildet; er rühmt sich mit Stolz seiner grössern Rasseneinheit gegenüber dem Kazaner- oder Krim-Tataren, und die geschichtliche Rolle, die er in der Vergangenheit gespielt, soll durch Sagen und Lieder noch ziemlich frisch in Erinnerung gehalten werden. Was Pauli (S. 32) vom civilisirenden Einfluss der deutschen Mennoniten auf dieses Volk berichtet, bezieht sich allerdings nur auf jene Nogaier, die als Bruchtheile der ehemaligen sogenannten Kleinen Horde in Taurien und zwar heute schon in geringer Zahl wohnen, nicht aber auf ihre Brüder, die im Gebiete von Stawropol am rechten Ufer der Kuma wohnen, wo die Bodenbeschaffenheit dem Hang zur nomadischen Lebensweise noch Vorschub leistet und wo der häufige Verkehr mit den Kalmücken der endgültigen Ansiedelung noch im Wege steht. Wol bieten die Nogaier auch hier lange nicht mehr das Bild jenes verstockten Nomadenthums, in welchem die Kirgizen und Turkomanen verharren, sie beschäftigen sich aber noch immer mit Vorliebe mit der Viehzucht, und ihre Wohnungen bestehen entweder aus armseligen Lehmhütten oder Filzzelten, wie sie auch in ihrer Nahrung den Fleischgerichten den Vorzug geben. Das Airan, Kimis, Katik und die verschiedenen Gattungen von Käse sind bei ihnen ebenso sehr

beliebt wie bei den Steppenbewohnern im Osten des Kaspisees. Unter allen Getränken spielt bei ihnen der Ziegelthee die bedeutendste Rolle. Wie der Europäer ohne Brot, so kann der Kara-Nogaier ohne Ziegelthee nicht leben, eine Gewohnheit, die aus dem Verkehr mit Kalmücken zu ihm gelangt sein mag, da es sonst nicht erklärlich ist, wie gerade der Genuss dieser nur bei Mongolen, Kalmücken und Kirgizen beliebten, den Turkomanen sowol als den übrigen Westtürken unbekannten Theegattung bei den Nogaiern Eingang finden konnte.

Ihre Kleidung zeigt schon starke Spuren vom Einfluss des nahen Kaukasus, nur die Frauentracht nähert sich mehr der in Kazan und bei den Wolga-Tatarinnen herrschenden Mode, so z. B. die kolossale Kopfbedeckung, das Tragen von langen, mit Bändern durchflochtenen Zöpfen, von Colliers aus Münzen und namentlich von Nasenringen, während die Männerwelt in der Kopfbedeckung der wulstigen Schaffellmütze (Kalpak) treugeblieben ist.

Was die Wohnung anbelangt, so ist das Haus des ganz oder halb Sesshaften ärmlich, schmuzig und eng; dasselbe gilt auch von den Zelten des nomadisirenden Theiles der Nogaier, indem es seinen Bewohnern zur Zeit der rauhen Winterstürme bei weitem nicht jenen Schutz gewährt, den der Kirgize und Turkomane unter seiner schmucken, wohlverwahrten Filzbehausung findet.

In ihrem Religionswesen reihen die Nogaier sich mehr den Nomaden als den ganz oder halb sesshaften Türken an. Sunniten dem Namen nach, hat weder das geistige Centrum zur Zeit der Chane der Krim, noch das von Kazan auf sie einen besondern Einfluss auszuüben vermocht, denn auf ihre Stammesgenossen in den genannten Gegenden haben sie immer mit einem Blick von Geringschätzung herabgesehen, und merkwürdigerweise, wie ich seinerzeit persönlich zu erfahren Gelegenheit hatte, standen die Mollas aus der turkomanischen Steppe, und namentlich die aus Chiwa und Bochara, bei ihnen in viel grösserer Achtung, ja ich erinnere mich ganz genau gehört zu haben, dass Religionsjünger aus Mittelasien einen Ausflug nach Temirchan-Schura und Kizlar für den am meisten lohnenswerthen hielten. Ungeachtet dieser Schlaffheit in Religionssachen werden den Nogaiern nur wenige Laster aber so manche moralische Vorzüge nachgerühmt. Diebstahl, namentlich Viehdiebstahl kommt bei ihnen wol häufig vor, doch ist Raub und Mord unerhört und der Waffe bedienten sie sich nur zum Schutze ihrer Heerde gegen Raubthiere und Feinde.

Sie haben unbedingte Achtung vor ihren Vorgesetzten, und Beispiele des blinden Gehorsams, von welchen Baron Tott in seinen Memoiren[1] unter dem Titel „strenge Bestrafung“ erzählt, nach welchem ein Nogaier auf Befehl des Chans die Mittel des grausamen Foltertodes sich selbst zurechtmacht, gehören selbst heute nicht zu den Seltenheiten. Sie sind mässig im Genusse und dem Branntwein weniger ergeben als ihre Brüder an der mittlern Wolga und in der Krim, nur das Laster der Polygamie soll bei ihnen stärker verbreitet sein, was Pauli dem Mangel an Dienern zuschreibt, wol aber auch von der frühern steten Kriegführung herrühren kann, in welcher dieses Volk sich ehedem befand und die den Raub von Sklavinnen erleichtert hatte. Die Ehe wird bei ihnen früh geschlossen, wie bei den übrigen Türken, und die Hochzeitsgebräuche weisen im allgemeinen wenig Charakteristisches auf. Die Braut wird, wie bei den Krim-Tataren, auf einem Wagen abgeholt, auf welchen auch die Aussteuer geladen ist; nur bei reichern Mädchen pflegt man auf dem Wagen ein Brautzelt aufzuschlagen, und von einer muntern Reiterschar und Musikanten begleitet hält sie Einzug in die Behausung ihres Zukünftigen. Heute nehmen die Nogaier ihre Frauen zumeist von den sesshaften Tataren der Krim, und zwar ist der Preis des Kalim 30 Kühe, d. h. ungefähr 170 Rubel für eine Frau, mitunter auch geringer, denn die Lebensgefährtin wird als gekauftes Object einer Sklavin gleich behandelt und hat keine der Vorrechte, die ihre Geschlechtsgenossin unter den Turkomanen und Kirgizen geniesst. Der Nogaier würdigt seine Frau nur selten einer freundlichen Ansprache, wie er im ganzen auch ein auffallend stiller und schweigsamer Charakter ist, ein Prototyp der alttürkischen Tugend, die sich nur im tiefen Ernst gefällt und welcher alles Leichtfertige und Muntere verpönt ist.

Bemerkenswerth ist die kurze Lebensdauer, welche den Nogaiern zugeschrieben wird, und namentlich soll der Tod viele nach dem Eintritt ins Mannesalter wegraffen, was mit der entgegengesetzten Behauptung Tavernier's, welcher sagt: „Les tartares vivent longtemps“[2] stark im Widerspruche steht. Als Ursache

---

[1] Vgl. Baron von Tott's Nachrichten von den Türken und Tataren (Wien 1788), II, 279.

[2] Les six voyages de Jean Baptiste Tavernier. Premiére Partie, S. 387 (Paris 1692).

dieser Kurzlebigkeit kann in erster Reihe die Armuth und die mit derselben Hand in Hand gehende Unreinlichkeit sowie Mangel an gesunden Nahrungsmitteln angesehen werden. So berichtet auch Klaproth[1], dass man bei ihnen noch jetzt die Krankheit findet, von der Herodot bei den Skythen erzählt, nämlich den Enäreismus, d. h. Mangel an Virilität, und Reiwegg soll der erste Europäer gewesen sein, der dieses Uebel bei den Nogaiern wiederfand, nur mit dem Unterschiede, dass er die Krankheit nicht für angeboren, sondern für eine Entkräftigung nach überstandener Krankheit hielt. Potocky, der 1797—98 die Kumasteppe bereiste, fand nun schon einen Fall dieser Krankheit vor, und weil diese Enäreer den Namen Choss, richtiger Chass führten, so wäre ich geneigt, in diesem Worte das türkisch-arabische خاص Privatdiener, Eunuch, zu entdecken und diese weiblich aussehenden Nogaier einfach für gewaltsam entmannte Menschen zu halten. Uebrigens, da eben von Klaproth die Rede ist, wollen wir bemerken, dass dieser Reisende die Nogaier für die den Mongolen in Gesichtsbildung und Gestalt ähnlichsten Türken gefunden hat, aber die Gewohnheit dieses Volkes, ihre Zelte auf Wagen zu laden, wie Georgi berichtet, schon als abgekommen bezeichnet. Dass diese Sitte, die Tavernier gesehen und ausführlich geschildert hat[2], noch in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts bei den Nogaiern bestanden, ist übrigens höchst charakteristisch und stimmt merkwürdigerweise mit der Angabe Herodot's von den Skythen dieser Gegend überein, die ebenfalls ihre Zelte auf Wagen luden; in dieser Angabe findet die Muthmaassung ihre Bekräftigung, dass die Nogaier, was auch immer ihr früherer Name gewesen sein mag, seit uralter Zeit in dieser Gegend wohnen. Es darf übrigens nicht übersehen werden, dass diese Sitte, wenn wir nicht irren, auch nur bei den Pontus-Türken existirte, denn bei den Türken im Osten und Süden ist davon keine Spur anzutreffen, wofür auch das arabische Lehnwort für diesen Begriff, nämlich Araba[3], spricht.

---

[1] Klaproth, „Reise in den Kaukasus", II.

[2] A. a. O., S. 386.

[3] Unter den Krim- und Nogai-Tataren heisst der Wagen Madschar, d. h. Magyar oder Ungar, ein Wort, welches, wie der ungarische Reisende J. Besse sich erklären liess, noch als Erinnerung an die im 9. Jahrhundert in dieser Gegend lebenden alten Magyaren sich erhalten haben soll. Dies

Das Wagenzelt der Nogai-Tataren scheint übrigens die Stelle der Kedschewe oder Paleki (die Sitzkörbe auf dem Rücken der Kamele oder Maulesel) vertreten zu haben und war jedenfalls nur auf den Wanderzügen in Gebrauch. Auch die Mongolen bedienten sich dessen unter Dschengiz und seinen Nachkommen, doch nur in den Wolgaländern und nicht in der Heimat. Das Wagenzelt der Frauen war mit Blumen geziert, und die Mädchen durften dasselbe vor der Heirat nie verlassen. Es war eine Art von Harem, aus welchem die Frauen um so häufiger entwischten, um Liebesabenteuern nachzugehen. Gezogen wurden diese Zeltwagen zumeist von einem Kamel, und die heutige ähnlich bespannte Telega zwischen Orenburg und Taschkend erinnert stark ans Wagenzelt der Nogaier.

Die auf Geburt und Tod bezüglichen Sitten haben auch nicht den geringsten Zug der Specialität, ebenso wie ihr heutiges Sittenbild im allgemeinen nicht einmal den Schatten jener urnomadischen Existenz widerspiegelt, von welcher wir bei Tavernier, also gegen Ende des 17. Jahrhunderts, lesen, und die in grossen Zügen in der Beschreibung des Plan Carpin und Rubruquis von dem Leben der unter dem Sammelnamen Kumanen benannten Nomaden Südrusslands zu finden ist. Das bei Tavernier entworfene Bild von der Pferdezucht der Nogaier, ihrer täglichen Beschäftigung, ihrer Kost und Kleidung stimmt auffallend mit dem unverfälschten Bilde des kirgizischen und turkomanischen Nomadenthums. Besonders urtypisch ist die physische Schilderung der Nogaier, und wir gehen kaum fehl, wenn wir annehmen, dass die Nogaier im 17. Jahrhundert ein treueres Bild des türkischen Nomadenthums repräsentirten, als wir heute bei Kazak-Kirgizen, Kara-Kirgizen und Turkomanen antreffen.

Von den gegenwärtig gänzlich herabgekommenen Nomaden der Vergangenheit wollen wir nun zu jenen türkischen Völkerfragmenten übergehen, die theils in unmittelbarer Nachbarschaft der Nogaier leben, theils in directer Linie von ihnen abstammen,

---

ist jedoch höchst unwahrscheinlich, da der Wagen, wie wir bei Herodot lesen, auch andern Nomaden dieser Gegend eigen war und daher nicht als Specialität der alten Magyaren gelten kann. Viel wahrscheinlicher klingt die Annahme, dass die Krim- oder Nogai-Tataren des 16. und 17. Jahrhunderts mit diesem Vehikel auf ihren Raubzügen in Ungarn Bekanntschaft gemacht und ihm daher diesen Namen gegeben haben.

ohne jedoch unter dem Worte „Nogai“ sämmtliche Türken des Kaukasus zusammenfassen zu wollen, wie dies unter andern der anonyme Autor des Narodi Rossij gethan.

Als mit den Nogaiern engverwandt wollen wir die Kunduren[1] oder Kundrowen, wie die Russen schreiben, erwähnen, die sich selbst Kara-agatsch, d. h. Schwarzbaum, nennen, und die sich von den Nogaiern der Grossen Horde gelegentlich jener Nomadenbewegung losgerissen haben, die 1740 nach dem Rückzuge der Kalmücken gegen Dzungarien zu stattgefunden hatte. Als nun die Kalmücken 30 Jahre später, d. h. 1770, das untere Wolgagebiet gänzlich verliessen, blieben die Kunduren im Kreise Krasnojarsk des Gouvernements von Astrachan zurück, liessen sich im Wolga-Delta an den Ufern der Flüsse Ak-töbe und Bereket in der Umgebung der Orte Seid (russisch Seitowka) und Chodscha-tai (russisch Kodschatajewka) nieder, wo sie in der Nachbarschaft mit den Kirgizen der Bükej-Horde und der Kalmücken eine halbnomadische Existenz fristen, indem sie den Winter über in besagte Orte sich zurückziehen und während des Frühlings, Sommers und Herbstes am linken Ufer des Ak-töbe nomadisiren. Was ihre Zahl anbelangt, so variiren die verschiedenen Angaben so ziemlich untereinander. Georgi[2] schätzt sie auf 1000 Jurten, d. i. auf 5000 Seelen, während Pauli und nach ihm Wahl von 11000 Seelen (7000 Männer und 4000 Frauen) spricht. Es ist leichtbegreiflich, dass eine jahrzehntelang dauernde Nachbarschaft und reger Verkehr mit den Kalmücken auf diese Fraction der Nogaier von bedeutendem Einfluss gewesen ist und in prägnanten Spuren sich erhalten hat. Zu letztern gehört in erster Reihe der auffallende kalmückische Typus in den Gesichtszügen der Kunduren, trotzdem sie früher bezüglich der physischen Merkmale sich mehr den Kabardinern näherten; ferner die Bauart ihrer Zelte, welche anstatt der bei den übrigen türkischen Nomaden

---

[1] Wir schreiben Kundur aus dem einfachen Grunde, weil aus dieser türkischen Form des Wortes das russische Kundrowski entstanden, und weil in dessen Wortbedeutung der eigentliche Ursprung dieses Volkes am besten ausgedrückt ist. Kundur heisst auf türkisch jemand ansiedeln lassen, und unter kundrowski tatar muss der Sinn „zugelassene Tatar oder Nogai“ verstanden werden, d. h. jene Fraction der Nogais, denen die Ansiedelung an der Kuma und am Terek seitens der dort wohnenden Türken gestattet wurde.

[2] Vgl. S. 121.

üblichen runden Form mehr länglich und enger wird. Auch was den Schmuz und die auffallende Trägheit anbelangt, gleichen sie viel mehr den Kalmücken als den Nogaiern, nur in der Sprache und einigen Sitten haben sie einzelne Züge des Türkenthums bewahrt, denn erstere, soweit aus der vergleichenden Tabelle bei Klaproth[1] sich urtheilen lässt, reiht sich entschieden an das Nogaische und nicht an das Türkische, welches im Kaukasus und in Persien gesprochen wird, obwol der geistige Einfluss letzterwähnten Landes sich nicht verkennen lässt, wenn wir erwägen, wie Pauli berichtet, dass die Kunduren noch heute zur schiitischen Sekte des Islams sich bekennen. Erwähnung verdient die aussergewöhnliche Summe von 50—100 Rubeln, welche dem Kunduren ein Weib zu kosten pflegt, ein Umstand, den Pauli der grossen Schwierigkeit zuschreibt, die die Gründung und Erhaltung einer Familie kostet, indem eine aus fünf Personen bestehende Familie jährlich mindestens 100 Rubel braucht zur Deckung der allernöthigsten Ausgaben, ohne die 15 oder 20 Rubel Jahressteuer.

Viel ausführlicher berichtet über die Kunduren oder Kundrower Tataren der russische Ethnograph Nebolsin[2] in einem im Wjestnik der Petersburger Geographischen Gesellschaft vom Jahre 1851 veröffentlichten Aufsatz. Nach diesem stammt der Name Karagasch, d. h. Ulme, davon her, dass eine Fraction der Nogais wegen ausgebrochener Zwistigkeiten im Stamme Kasai von den Ufern des Kuban und aus der Umgebung vom Berge Bischtau (Pjatogor) in der Nähe des russischen Waldes, wo die genannte Baumgattung zahlreich vorhanden war, sich niedergelassen hatte; dies klingt um so wahrscheinlicher, als noch heute (1851) nahe am Bischtau im Aul von Baimirza Nogaier leben, die anverwandt mit den Kundrower Tataren sind. Nach Aussage einiger Graubärte hat diese Auswanderung vor 110 Jahren, also 1740, stattgefunden. Am ciskaspischen Ufer des astrachaner Gebiets haben die Kunduren sich zu den Kalmücken gesellt, wo sie zwei Jahre unter der Obrigkeit Dunduk-Ambo's gestanden haben. Der Nachfolger des letztern, Dunduk-Daschi-Chan, herrschte 17 Jahre über sie, und unter Ubusch-Chan standen sie fernere 11 Jahre. Nach einem dreissigjährigen Zusammenleben mit den Kalmücken, und

[1] Reise in den Kaukasus, II, 273—282.

[2] Vgl. Wjestnik imperatorskago russkago geografitscheskago obschtschestwa, 2. Thl., V. Abschnitt, S. 1—30, von P. J. Nebolsin.

nachdem letztere aus dem russischen Reiche entflohen waren, nahmen sie im Jahre 1771 die russische Unterthanenschaft an. Im Verlauf der darauf folgenden 15 Jahre versahen sie den Postdienst zwischen Astrachan und Kizljar, und unterstanden 1785 der Stadtverwaltung von Krasnojar, worauf ihnen dann die Sommer- und Winterquartiere an der Wolga angewiesen wurden.

Ihrer Eintheilung nach zerfallen die Kunduren oder Karagatschen, wie sie sich selber nennen, in zwei Hauptabtheilungen, und zwar in die Geschlechter von Kasai und Kaspulat, welche beide als Söhne Eddigej's und als Enkel des Nogaifürsten Ismail ehedem über das ganze Nogaivolk geherrscht hatten. Das Geschlecht von Kaspulat theilt sich in folgende Zweige:

1) As in der Umgebung von Chodschai-tai, mit den Unterabtheilungen von Schatuk und Kultas;

2) Töbetpes, auch Dschangi-Naiman (Neu-Naiman) genannt, leben zusammen mit erstern und zeichnen sich dadurch aus, dass sie von adeliger Abkunft sind und einen Fürstenstempel haben;

3) Naiman, leben in der Umgebung von Seitowka, mit den Unterabtheilungen Dschagaibaili, Baganali und Schobalatschi.

Das Geschlecht der Kasai theilt sich in folgende Zweige:

1) Mangit,
2) Kügüs,
3) Ergenekli,
4) Altiajak,
5) Baigundi und
6) Temirchodscha.

Von einzelnen dieser Zweige führt unsere Quelle auch noch Unterabtheilungen an. Ausserdem existiren noch ohne genaue Eintheilung in die erwähnten beiden Geschlechter die Fractionen Saldschigit und Tok, die theils zu Chodscha-tai, theils zu Seid (Seitowka) zuständig sind, indem nach den officiellen Angaben der astrachaner Behörde an erstgenanntem Orte 2803 männliche und 3478 weibliche = 6281, an letztgenanntem Orte 2124 männliche und 2752 weibliche = 4876, folglich alles in allem 11157 Seelen leben.

Mit Bezug auf die physische Erscheinung der Kundrower Tataren stimmen die Angaben Nebolsin's mit unsern frühern Andeutungen überein, indem auch er den tiefeingedrungenen Einfluss des kalmückischen Typus zugibt, während er andererseits den nicht selten auftretenden kabardinischen, d. h. rein tscherkessischen Typus hervorhebt. Mit Hinblick auf das längere Zusammenleben dieses Volkes, einerseits mit Kaukasiern am Bischtau, andererseits mit Kalmücken und in neuerer Zeit wieder mit Kirgizen,

ist die Mischung wol leicht erklärlich; um so befremdender scheint uns aber doch die verhältnissmässig kurze Zeit, in welcher diese vor 100 Jahren noch urwüchsigen Nomaden trotz der steten Berührung mit Kalmücken und Kirgizen sich heute dennoch schon in der halbnomadischen Lebensweise gefallen und nur den Sommer über der allerdings beschränkten Wanderlust am linken Ufer der Aktöbe sich hingeben. Auf diesem beim ersten Vorboten des Frühlings unternommenen Zuge — eine Festlichkeit gleich der dem Auftriebe der Alpenhirten — steht das liebe Vieh an der Spitze, zuerst die Pferde, dann das Rindvieh und zuletzt die Schafe oder Ziegen, auf diese folgt die mit den Hausgeräthschaften, Weibern, Greisen und Kindern beladene Wagenreihe, während die Arrièregarde von berittenen Männern gebildet wird. Das Zelt selbst, von kalmückischem Schnitt und Anordnung, zeigt nur wenig Spuren von dem primitiven Glanze dieser Räumlichkeit in Centralasien, denn mit Ausnahme des altherkömmlichen Feuerheerdes ist es mit den aus der Winterwohnung mitgebrachten Möbelstücken angefüllt, und nur bei den Reichern sind Industrieerzeugnisse Persiens und Bocharas anzutreffen. Derselbe Zug der Aermlichkeit kennzeichnet auch ihre feste Wohnung, ein zumeist viereckiges Gehöfte (deren man im ganzen 800 zählt), das mit einem Rohrzaun umringt ist und in dessen Winkel das einem Viehstall ähnliche Wohnhaus sich befindet. Dies ist in mehrere Theile getheilt, und in den schmuzig aussehenden Zimmern nimmt der plumpe grosse Ofen den Hauptplatz ein; an den kahlen Wänden sind Kleider und Geräthschaften aufgehängt und die Fenster mit kleinern und grössern Glasscherben versehen.

Die Kleidung der Kundrower Tataren besteht aus dem bis zum Knie reichenden Hemde, über welches der Beschmet und das Arkaluk, beides kaftanähnliche Kleider, angezogen werden. Als Oberkleid dient der Tschapan, ein Gewand, in Schnitt und Form dem gleichnamigen Gewande Chiwas ähnlich, aus welchem Lande es auch zumeist importirt wird. Die Kopfbedeckung ist gleich der der kaukasischen Bergbewohner, nämlich eine mit Pelz verbrämte Tuchkappe, während die Winterkappe wieder der kirgizischen Mode entlehnt ist. Die Frauenkleidung unterscheidet sich wenig von der der Männer, nur dass hier die Frauen keinen Kökrek, d. h. Brustfleck tragen, und dass die ältern Weiber einen mit Münzen und sonstigem Zierath behängten hohen Hut aufsetzen, während die Mädchen eine Kappe aus Seide oder Sammt

anlegen, von welcher die mit Münzen oder Glaskorallen gezierten Haarflechten auf den Beschmet herabrollen.

In ihrer Nahrung gleichen die Kunduren wol mehr den Nomaden als der sesshaften Bevölkerung, denn dieselbe besteht hauptsächlich aus Fleisch- und Milchspeisen. Nur dass bei ihnen Kuhmilch und Kuhfleisch mehr gebräuchlich sind als bei den Kirgizen, und dass Brot bei ihnen nicht so selten ist wie bei letztern. Die Wohlhabendern ergötzen sich auch bisweilen an einem Pilaw. Unter den Getränken spielt der Ziegelthee eine bedeutende Rolle, mit dem sie wahrscheinlich infolge ihres Zusammenlebens mit den Kalmücken Bekanntschaft gemacht haben, und auch der Kumis wird nicht verschmäht. Wie weit der russische Branntwein bei ihnen Verbreitung gefunden hat, darüber habe ich nichts erfahren können.

Was Nebolsin Weiteres über das Sittenleben dieser am Wolgadelta wohnenden Tataren berichtet, ist nicht von Belang, d. h. es enthält keinen nennenswerthen speciellen Zug. Die Ehe basirt hier wie überall auf dem Kalim, dessen Minimalsumme 50 und dessen Maximalsumme 1000 Rubel ist, und der nicht auf einmal erlegt zu werden braucht. Als Entgelt für den Kalim bringt die Braut ins Haus ihres Zukünftigen gewisse Möbelstücke, ein Zelt, ein Paar Ochsen und sonstige Werthsachen mit. Das Heimführen der Braut ist mit denselben Ceremonien verbunden wie bei den Krim-Tataren und Nogais.

Auch in ihren Belustigungen gleichen sie den letztern, namentlich ist es der Tanz, der unsere Aufmerksamkeit verdient, und der bekanntlich bei der benachbarten Türkenwelt, d. h. bei den Kirgizen, nicht mehr anzutreffen ist. Der Tanz der Kundrower Tataren gleicht dem der Krim-Tataren und gewissermassen auch dem Csárdás der Magyaren. Die Tänzerin bewegt sich auf einen Platz stehend leise, während der Tänzer mit heftigen Bewegungen der Arme sie umspringt und dabei Lieder singt und grelle Freudentöne ausstösst. Uebrigens ist das Leben dieser Leute auf der astrachaner Steppe ein ödes und der Kampf um die Existenz so ziemlich hart, denn wie unser Gewährsmann versichert, bedarf eine, wenngleich nur aus zwei Personen bestehende Familie zum Jahresunterhalt mindestens 135 Rubel; um dies zu erschwingen, muss der Kundure mindestens 1 Kamel, 2 Pferde, 1 Stier, 2 Kühe, 5 Ziegen und 5 Schafe verkaufen, wobei selbstverständlich die vor 30 Jahren um Astrachan herrschenden Preise maassgebend waren.

Was schliesslich bei dieser kleinen Fraction des Türkenvolkes uns von Interesse dünkt, ist sein schiitisches Glaubensbekenntniss, dessen Ursprung uns eben so räthselhaft scheint, als der Umstand seines Aufrechthaltens inmitten einer rein sunnitischen Bevölkerung befremden muss. Bei der Annahme, dass ein Theil der Kundrower Tataren aus dem Kuban stammt und dort mit den übrigen sunnitischen Nogais zusammengelebt hat, so hatte die Bekehrung zur schiitischen Sekte doch nur später, d. h. zur Zeit ihres Aufenthalts an der Kuma und Terek, stattfinden können, und zwar durch Einfluss des iranischen Türkenthums im Kaukasus, das der Mehrzahl nach ebenfalls dieser Sekte angehört. Ist daher die in dieser Weise stattgefundene Einführung des Schiismus erklärlich, so kann der Fortbestand dieser Sekte in der nächsten Nähe der Kirgizen und der fanatischen Wolga-Tataren nur jenem Umstande zugeschrieben werden, dass die Kundrower Tataren höchst lauwarme Befolger des Islams im allgemeinen sind, und dass in Anbetracht der sechs Stück Mollas, die ihr gesammtes Religionsleben leiten, es sie wenig kümmert, ob Ali oder Abubekr der rechtmässige Nachfolger Mohammed's gewesen ist. Nomaden und Halbnomaden haben sich nie und nirgends als Religionsmänner hervorgethan.

Was die Sprache der Kunduren anbelangt, so neigt sich dieselbe in mancher Beziehung viel augenfälliger zum Kirgizischen als zum Nogaischen hin. Dies ist namentlich in Bezug der Laute *sch* anstatt *tsch* und *s* statt *sch* der Fall, während in anderer, namentlich grammatikalischer Beziehung die Verwandtschaft ausser Zweifel steht. Zu einer genauen Bezeichnung dieser sprachlichen Beziehungen fehlt es uns an Sprachmaterial, mit Bezug auf das ethnische Verhältniss bietet jedoch die Nomenclatur der Geschlechter und Zweige einen sichern Anhaltepunkt dafür, dass die Kunduren, somit auch die Nogais Bestandtheile des kirgizischen Volkes bildeten. So finden sich unter anderm die Namen Naiman, Mangit und As bei den Kazak-Kirgizen, ebenso die Namen der Unterabtheilungen Dschalbaili, Baganali, Ergenekli, Kireit u. s. w., wie dies aus einem Vergleich der von Nebolsin gegebenen Benennungen mit den bei Radloff (Ethnographische Uebersicht, S. XLII—XLIII) und bei Lewchine hierauf bezüglichen Daten hervorgeht.

Den Kunduren zunächst können wir auch die Kumüken wenigstens theilweise als Verwandte der Nogai-Tataren hinstellen.

Wir sagen theilweise, denn eine Fraction dieses Volkes scheint die heutige Heimat noch zur Zeit der Khazaren innegehabt zu haben, daher ihr ethnologisches Verhältniss bisher auch verschiedene Auslegung gefunden. Die Kumüken, die am nordöstlichen Kaukasus, in dem Gouvernement von Daghestan, namentlich die Westküste des Kaspisees entlang von Schamchal-Jengijurt bis nach Dschenikent und landeinwärts von den Ufern des Ak-sai bis zum Gebiete der Awaren und Lesghier wohnen, scheinen, so wie die Karatschaier, schon früh in die kaukasischen Berge verschlagen worden zu sein. Ein Theil von ihnen bewohnt daher die Thalsohle der Berge, während ein anderer auf den Sandebenen am untern Sunscha und am Terek sich aufhält.[1] Sie mögen, wenngleich nicht directe Nachkommen der Khazaren, wie Klaproth[2] vermuthet, doch schon zur Blütezeit dieses Volkes, d. h. im 8. Jahrhundert, in diese Gegend gekommen sein, denn Derbend hatte zu jener Zeit schon die Grenzscheide zwischen Ariern und Türken im Kaukasus gebildet, und die so weit nach dem Süden vorgeschobenen Vorposten des Türkenthums mögen Bestandtheile desjenigen nomadischen Elements gewesen sein, das von Itil, der Hauptstadt der Khazaren, über die Steppe und Ebenen des rechten Wolgaufers bis zum Don und Dnjepr sich herumtrieb. Wir können dies allerdings nur als Hypothese aufstellen, denn die auf das Terekgebiet und auf Daghestan entfallenden 71968 Kumüken, die 1819 unter Russlands Herrschaft geriethen, haben selbstverständlich in ihrer äussern Erscheinung nur wenige Spuren von ihrer türkischen Abkunft bewahrt. Die Kumüken[3], die schon lange zu den Culturvölkern des Kaukasus gerechnet werden, übten ehedem einen starken Einfluss auf die benachbarten Bergvölker aus, von denen viele ihre Sprache und Sitten annahmen, ebenso

[1] Vgl. Georgi, S. 134.

[2] Vgl. meine Reise in den Kaukasus, S. 272.

[3] Der Name Kumück, der den türkischen Lautgesetzen zuwiderläuft, sollte richtiger Kîmîk heissen, wobei wir die Stammsilbe kîm = sich rühren, sich bewegen, annehmen. Kîmîk, der Wortbedeutung nach rührsam, beweglich, behend, steht augenscheinlich mit dem in der mythischen Urgeschichte des Türkenvolkes vorkommenden قيماق kîmak in Zusammenhang. Der ethnische Name Kumük stammt übrigens vom Orte Kumuch, Gumuch, welchen Namen die sich selbst Lak nennenden kaukasischen Gebirgsbewohner mit dem Epitheton Gazi, daher Kazikumük, erhalten haben. Vgl. Baron P. von Uslar's „Kazikumükische Studien" (St.-Petersburg 1866), S. 1.

wie wir dies bezüglich der vom Süden nach dem Norden her vorgedrungenen Azerbaidschaner wahrnehmen, die nach ihrem Erscheinen die autochthone iranische Bevölkerung zum Islam bekehrten, und derselben auch allmählich die türkische Sprache aufgedrungen hatten.

Neben dieser Hypothese von der Abstammung eines Theils der heutigen Kumüken darf eine hierauf bezügliche Tradition der Nogai-Kumüken selbst auch schon deshalb nicht unberücksichtigt bleiben, weil sie von einer gleichen Richtung der Einwanderung spricht und auf jene Fraction der Kumüken sich bezieht, die in directer Linie von den Nogais abstammen, daher erst nach dem Einfall der Mongolen sich an die Westküste des Kaspisees zurückgezogen haben. Nach dieser Tradition[1] leiten die kumükischen Nogais ihre Abstammung in directer Weise von der Horde Mamai-Chan's ab. Mamai hatte mehrere Brüder, von denen zwei zu besondern Rufe gelangten, nämlich Altschagir, der Vater Deli-Urak's, der unter Anführung Mamai's die Krim verwüstete, und Ismail-Chiledschi, der nach dem Tode des kinderlosen Mamai zum Herrscher der Mamai'schen Horde wurde. Karasai und Kazi, die Söhne dieses Deli-Urak's, sollen es nun gewesen sein, die aus Furcht vor Ismail und den Krimern mit ihrem Volke von der Wolga nach den Ufern des Kaspisees sich ausbreiteten, und mit Adil-Sultan, dem Chan der Krim, sich aussöhnten, letztern sogar im Kampfe gegen den Perserkönig Rabber (?) unterstützten. Von Karasai und Kazi stammen die Murzas der Terek-Nogais ab, und als zur Zeit Dewlet Girai-Chan's Astrachan gefallen war, und die Russen die Festung Terki erbauten, da unterwarfen die dortigen Nogais sich der russischen Botmässigkeit. In dem Maasse, als die Russen ihre Macht ausbreiteten, siedelte ein Theil der Nogais auf das Gebiet der Kumüken über, ein anderer wieder auf das Gebiet von Schamchal, während ein Theil in die Steppe auswanderte. Der letzte Murza (Fürst) dieser nogaischen Kumüken war Baschik-baz-Kanpulat, der Sohn Schah-Murza's, nach dessen Tode sie immer schwächer wurden und ans linke Ufer des Terek sich zurückzogen, wo sie noch heute unter dem Namen Kara-Nogai bekannt sind.

---

[1] Vgl. Sbornik Swjedjenij o terskoi oblastij, Wîpusk I (Wladikawkaz 1878), S. 314.

Aus Vorhergehendem wird daher zur Genüge ersichtlich, dass die Kumüken, was den Grundstock des Volkes anbelangt, als solche Ureinwohner des Landes zu betrachten sind, die zur Zeit der Khazaren, ja eventuell noch vor denselben aus den nördlichen Steppen hierher gelangt sind, im Laufe der Jahrhunderte jedoch neue Ankömmlinge aufgenommen haben, und sozusagen den Kern jenes Türkenthums darstellen, um welchen die einzelnen Fragmente sich angesammelt, und die bis zur Turkisirung des östlichen Transkaukasien die ethnische Grenze zwischen Iraniern und Türken gebildet hatten. Später, nach dem Einfalle der Mongolen, als das Türkenthum vom Süden her zuströmte, war die Verbindungskette zwischen den Türken im Norden und Süden des Kaukasus wol einigermassen hergestellt, doch das Band der Einigkeit hatte die Azerbaidschaner und Kumüken nie umschlingen können, da der Unterschied im Sektenwesen und in Sitten und Gebräuchen immer als Scheidewand zwischen beiden gestanden. Die Azerbaidschaner, als verhältnissmässig neue Ankömmlinge, hatten infolge des iranischen Cultureinflusses immer zu Iran gehört, während die Kumüken als nächste Nachbarn der kaukasischen Bergbewohner, als: Awaren, Kazi-Kumüken, Tschetschenzen und Darginer, von jeher in der Lebensweise streng zu den Kaukasiern hielten.

Unter diesen Umständen würden wir daher in der äussern Erscheinung oder im Sittenleben des Kumüken wol vergebens nach Zügen des echten Türkenthums forschen. In physischer Beziehung unterscheidet er sich wol vom Daghestaner, namentlich durch einen grössern Kopf und durch einen mehr gedrungenen Körperbau, doch verräth er bei weitem nicht so viel Spuren des türkischen Nationaltypus wie sein Türkenbruder an der Kura und am linken Ufer des Terek. In den Sitten und Gebräuchen ist dies natürlich noch mehr der Fall. Jahrhundertelang sesshaft, dem Ackerbau, der Bienenzucht und gewissen Industriezweigen ergeben, ist der Kumüke bezüglich seiner Tracht und seiner Nahrungsweise vom benachbarten Daghestaner nur wenig zu unterscheiden; er wird im ganzen genommen als fleissiger und friedliebender Mensch geschildert, und selbst das Müridenthum soll zur Zeit Scheich Schamil's in Chassaw-Jurt, dem Hauptsitze dieses Volkes, nie besonders viel Anhänger gehabt haben. Infolge der alten Nachbarschaft mit den sunnitischen Bergbewohnern finden wir im Sittenbilde, soweit dessen Einzelheiten uns bekannt sind, zumeist solche Züge, die nur letztern eigenthümlich sind. Hierher

gehören die Spiele, Belustigungen und Gesänge, über die wir nach den Aufzeichnungen des russischen Ethnographen J. P. Golowinsk im „Magazin der Nachrichten des Tereker Gebiets“[1] einiges erfahren. Solche sind z. B. die Nationaltänze Wararisch genannt, ähnlich der Lesginka, oder die Bulka, d. h. Zusammenkunft, die von ärmern Kumüken oder Kumükinnen veranstaltet werden und gelegentlich deren sie Gaben sammeln. Zu den Spielen gehören unter andern das Süjdüm-Tajak, d. h. Liebesstock, welches meistens bei Hochzeiten und von Unverheiratheten gespielt wird und wobei die Verliebten, indem sie sich gegenseitig mit einem Stabe leise auf die Schulter schlagen, Dialoge theils sarkastischen, theils erotischen Inhalts wechseln. Als das amusanteste wird das Sarin genannte Spiel geschildert, das der Wortbedeutung nach Neckerei heisst, aus Dialogen von neckischem Inhalte besteht, mitunter aber auch hübsche poetische Gedanken verräth, wie z. B. folgendes:

Jüngling.

Es ziehen die grauen Hirsche flüchtig über das Feld
Und die reizend schönen Mädchen schäkern mit ihnen.
O sage, wie wär's, wenn ich einen Kuss dir gäbe?

Mädchen.

Wenn du mich zu küssen dich entschliessest,
Will in ein weisses Täubchen ich mich verwandeln,
Ich fliehe gen Himmel. — Was fängst du dann an?

Jüngling.

Wenn du als Taube gen Himmel auffliegst,
Will ich als grauer Habicht sofort dir nachjagen,
Und dort dich erhaschen. — Was fängst du dann an?

Mädchen.

Solltest du unter dem Himmel mich nun erhaschen,
So verwandle ich mich in einen Fisch, und entgleite deinen Händen
In des Meeres Tiefen hinab. — Was fängst du dann an?

Jüngling.

Gelingt es dir ins Meer zu entfliehen,
So werde ich ein eiserner Haken, tauche in die Tiefe hinab,
Und küsse dich dort. — Was fängst du dann an?

[1] Vgl. Sbornik swjedjenij o terskoi oblasti, I, 290—297.

Mädchen.

Wolltest am Meeresgrund du mich erwischen,
So werde ich zur Hirse auf dem Grase hingestreuet,
Sage, was fängst du dann mit mir an?

Jüngling.

Wirst du zur Hirse auf dem Grase hingestreuet,
So werde ich ein Hahn und lese die Körner auf,
Sage, was fängst du dann an?

Mädchen.

Und wenn du unter dem Himmel, im Meere und auf dem Grase
Mich stets verfolgst, so bleibt nur eins mir übrig,
Ich sterbe, verberge im feuchten Grabe mich,
Wo Verwandte und Freunde mich nicht mehr sehen.

Jüngling.

Wenn du einst gestorben und Freunde und Gefährten
Dich nicht mehr sehen, so sterb' ich auch und lege
Ins feuchte Grab zu dir mich nieder, um dort als Entgelt für alles
Ewig vereint mit dir zu bleiben.

Was die culturellen Beziehungen der Kumüken anbelangt, so haben wir eingangs bemerkt, dass viele der kaukasischen Bergvölker von derselben beeinflusst sich die kumükische Sprache angeeignet haben und in Religionssachen von den Kumüken unterrichtet worden sind. Kumükisch verstehen und theilweise auch sprechen die kabardinischen Gebirgsbewohner von Balkar, Bezengij, Tschehem, Chulam und Urusbi.[1] Auch ein Theil der Tschetschenzen und Lesghier versteht diese Sprache, und wenn die Russen sich heute wundern, dieser türkischen Mundart noch nicht den Rang abgelaufen zu haben, so scheinen sie wahrscheinlich zu vergessen, dass sie erst Neulinge im Lande sind, während die Kumüken, indem sie den Islam angenommen, schon im Mittelalter unter den heidnischen Bergbewohnern eine Missions- und Culturrolle gespielt haben. Dass diese Bildung nach Erstarken der schiitischen Lehre nur aus den centralasiatischen Centren sich genährt hat[2], ist höchst wahrscheinlich; dass jedoch die Kumüken

[1] Vgl. den Artikel „Gorskija Naretschja" (Gebirgssprachen) im Sbornik swjedjenij o terskoi oblasti, S. 315, nämlich die Karatschai (vgl. S. 563).

[2] Nach meinen eigenen persönlichen Erfahrungen hat es selbst in der

schon im Alterthume sich hier einer gewissen Cultur erfreuten und die südlichsten Vorposten des Türkenthums im Norden der iranischen Grenzscheide von Derbend gebildet haben, unterliegt keinem Zweifel.

Wir haben bisher die unter dem Sammelnamen angereihten und mit denselben gewissermassen verwandten Kunduren und Kumüken erwähnt, können aber nicht umhin zu bemerken, dass, obschon wir bei den Kunduren oder Karagatschen eine Mischung von Kumüken und Kara-Kirgizen[1] mit eigentlichen Nogaiern zugeben, wir diese Karagatschen jedoch nicht mit den **Karatschai-Türken** verwechselt haben möchten, wie dies Howorth[2] thut, wahrscheinlich irregeleitet durch die Aehnlichkeit von dem ersten Theile des türkischen Wortes Karagatsch und Karatschai, zwei solche Geschlechtsnamen, die nichts miteinander gemein haben, denn während die Karagatsch oder Kunduren dem Ursprunge nach Nogaier sind, gehören die Karatschai-Türken im Quellengebiete des Kubanflusses, von den Tscherkessen tatar-kusch-ha = Gebirgstataren genannt, ganz entschieden den ehemaligen Uzen oder Kumaniern an, und sollen, wie Klaproth ausführlich berichtet, aus der Kumasteppe und zwar aus der nächsten Umgebung des alten Madschars in die kaukasischen Berge gedrängt worden sein. Obwol nach allen Seiten hin von Circassiern umschlossen, haben sie dennoch bis heute ihr türkisches Idiom bewahrt, das sich in auffallender Weise dem Türkischen des sogenannten kumanischen Codex aus dem Jahre 1303 nähert, was von der Sprache der Nogaier, die vom Türkischen Innerasiens stark imprägnirt ist, schon nicht mehr gesagt werden kann. Nach Klaproth, der in seiner „Reise im Kaukasus" von diesem Volke ausführlich spricht, wohnen sie am Fusse des Elbruz, den sie Mingi-tau (= Himmelsberg von Ming, meng = Himmel, und tau = Berg) nennen, sowie an den Flüssen Kursuk, Kuban und Teberde.

Neuzeit zwischen Temir-Chan-Schura und Chiwa einen ununterbrochenen geistigen Verkehr gegeben, den selbst das russische Passwesen nicht zu verhindern vermochte.

[1] Georgi erwähnt (S. 121), dass bei den Kunduren ein Theil von den Buruten oder Kara-Kirgizen sich befindet, der 1758 aus der Dzungarei zu den Kalmücken sich hierher flüchtete und auch hier verblieb.

[2] History of the Mongols, II, 1054.

Ihre beiden Hauptdörfer waren zur Zeit Klaproth's, folglich vor 70 Jahren: Karatschai am Einfluss des Kursuk in den Kuban, ungefähr 250 Häuser, und Teberde, 50 Häuser gross. Nach ihrem Aeussern gehören sie wol weniger den Tataren als den Georgiern zu, denn sie sind gut gebaut, haben grosse schwarze Augen, eine weisse Haut und können zu den schönsten der Kaukasier gerechnet werden, folglich ebenso untürkisch wie die Osmanen und Azerbaidschaner. Auch ihre Sitten sind, wie das bei der Alpennatur ihrer Heimat auch nicht anders vorauszusetzen ist, von denen ihrer Stammesgenossen im Norden und im Süden grundverschieden, denn sie erhalten sich zumeist vom Ackerbau, erfreuen sich einer bedeutenden Hausindustrie und sind von den kriegerischen Gewohnheiten ihrer Brüder schon längst abgekommen. Spuren des türkischen Sittenlebens sind in ihrer Liebe zum Pferdefleisch, in der Leidenschaft des Biertrinkens (da das Bier, wie bei den Tschuwaschen noch heute, bei sämmtlichen Pontus-Türken des Alterthums beliebt war) und ferner in einigen Zeichen speciell ürkischen Aberglaubens vorhanden; vor allem ist es aber die dialektische Charakteristik ihrer Sprache, aus welcher sich annehmen lässt, dass die Karatschaier nicht vom Süden, auch nicht vom Osten, sondern vom Nordwesten herstammen.

Johann von Besse[1], der 1829 auf seinem abenteuerlichen Ausfluge behufs Aufsuchens der alten Heimat der Magyaren den Kaukasus bereiste, will in den Karatschais die nächsten Verwandten der Magyaren entdeckt haben, und zwar auf Grund der Aussage dieser türkischen Bergbewohner, die sich ebenfalls als zur alten Rasse der Magyaren angehörig ausgaben und bezüglich ihres Ursprungs folgende Mittheilung machten. Ihre Ahnen, so berichtet die noch heute unter ihnen lebende Tradition, hätten in den Steppen sich aufgehalten, wo heute die Kosaken wohnen, und um der Bedrückung eines mächtigen Nachbarvolkes auszuweichen, dem sie nach jedem Hause eine schwarze oder eine weisse Kuh und in Ermangelung einer solchen drei gewöhnliche als Steuer zu entrichten hatten, hätten sie sich ans linke Ufer des Kuban in die unzugänglichen Berge zurückgezogen. Diese Wanderung hätten sie unter Leitung eines Häuptlings, Namens Karatschai (= Schwarzbach), zurückgelegt, sodass nun das ganze Volk diesen Namen an-

[1] Vgl. dessen „Voyage en Crimée, au Caucase, en Georgie en Asie-Mineure et à Constantinople“ in den Jahren 1829—30 (Paris 1838), S. 66—73.

genommen habe. Ausser ihnen existiren aber noch fünf Völkerschaften in den Dörfern Oruspié, Bizingi, Chuliam, Balkar und Dugur, die ebenfalls magyarischen Ursprungs seien, und die eine von den benachbarten kaukasischen Mundarten ganz verschiedene Sprache reden. Was Herr von Besse noch weiter über diese kaukasischen Abkömmlinge der alten Magyaren, namentlich der Duguren, sagt[1], trägt allerdings nur blutwenig zur Begründung seiner vermeintlichen Entdeckung bei, da die Sprache der Duguren ebenso entschieden iranischen, als die der Karatschais türkischen Ursprungs ist. Von einigem Interesse ist die Legende vom magyarischen Prinzen, die der Karatschaichef Mirza-Kul dem ungarischen Reisenden mitgetheilt, die von Amedée Thierry mit der Csaba-Sage der alten magyarischen Chronisten verglichen wurde, und die, sonderbar genug, in so manchen Episoden mit der bei Radloff in seinen Proben der Volksliteratur Südsibiriens gebrachten kazak-kirgizischen Sage übereinstimmt. Ohne dieser Congruenz in der Sage dreier heute voneinander so weit entfernt lebenden Völker eine besondere ethnologische Wichtigkeit zuzuschreiben, können wir doch nicht umhin, in den Karatschais eventuelle Verwandte der alten Magyaren zu vermuthen, und zwar um so mehr, als:

1) der Name Madschar in Verbindung mit den gleichnamigen Ruinen bei den Völkern im Norden des Kaukasus eines hohen Rufes sich erfreut und in ihren Volkssagen sehr häufig mit den Thaten heroischer Persönlichkeiten in Verbindung gebracht wird;

2) weil die Karatschais thatsächlich aus der Kumasteppe, und zwar aus der nächsten Nähe der Ruinen des alten Madschar in ihre heutige Alpenheimat gedrängt worden sind;

3) weil, wie Konstantin Porphyrogenitos berichtet, ein Theil der alten Magyaren nach ihren unglücklichen Kämpfen mit den Petschenegen in Lebedien dem Gros ihres Stammes nicht nach Etelkuzu, respective nach Pannonien gefolgt, sondern gegen Persien sich zurückgezogen hat, worunter im 9. Jahrhundert der Kaukasus, wo Derbend die Nordgrenze des iranischen Elements bildete, verstanden wurde. Wir geben dieser Hypothese um so eher Raum, weil nach unserm Dafürhalten das herrschende Element der alten Magyaren der türkischen Nationalität angehört

[1] A. a. O., S. 160—167.

hat, wie wir dies in unserer Studie über den Ursprung der Magyaren nachgewiesen haben; und was schliesslich den dialektischen Charakter der heutigen Karatschais anbelangt, so datirt diese Umgestaltung aus der Zeit des Zusammenlebens mit andern Pontus-Türken her. Sie haben zufällig ihre Muttersprache, wenngleich in veränderter Form, erhalten, während andere aus der Kumasteppe in die kaukasischen Berge verdrängte Völkerfragmente im dortigen Sprachenbabel spurlos verschwunden sind.

Ausser den Karatschais, die nach den neuesten statistischen Angaben[1] auf 19800 veranschlagt werden, erwähnt J. von Besse, wie wir oben mittheilten, noch die fünf verwandten, ihren Ursprung gleichfalls von den alten Magyaren ableitenden Türkenstämme, von denen N. von Seidlitz jedoch nur drei, und zwar die Tschehem, Balar und Urusbi kennt, und deren Zahl er auf 13600 veranschlagt, wonach die Gesammtzahl der Kabardinischen Türken 33400 ausmacht.

Um unsere Skizze von den im Norden des Kaukasus lebenden Türken, deren Hauptmasse wol die Nogais repräsentiren, möglichst vollständig zu machen, wollen wir noch der Truchmenen erwähnen, die am untern Laufe des Kalaus und der Kuma[2] nomadisiren und nach der neuesten Zählung auf 6550 Seelen sich belaufen. Truchmen ist eine russiche Verdrehung des ursprünglichen Turkmen, d. h. Turkomane, welcher Nationalität diese Nomaden auch thatsächlich angehören, wie aus dem dialektischen Charakter ihrer Sprache ersichtlich ist. Die Zeit, in welcher sie sich von ihren Brüdern an der Ostküste getrennt haben, ist nicht bekannt, doch kann dies noch nicht lange her sein, da sie sonst ihre ethnische Eigenheit wol kaum hätten bewahren können.

---

[1] Vgl „Die Völker des Kaukasus nach ihrer Sprache und topographischen Verbreitung", Russische Revue, X. Jahrg., 8. Heft.

[2] N. von Seidlitz, Russische Revue, X. Jahrg., 8. Heft, S. 128.

V.

Westtürken.

Iranische Türken oder Azerbaidschaner.

Unter Iranischen Türken verstehen wir im weitern Sinne des Wortes jene Fraction des Türkenvolkes, die bis heute auf dem Gebiete des alten Iran, worin auch Transkaukasien bis Derbend inbegriffen ist, zerstreut leben. Den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem der Einfluss dieses fremden Elements auf iranischem Boden begonnen, ist schwer, wenn nicht geradezu unmöglich. Wie ich in der Einleitung dieses Buchs nachgewiesen habe, muss der Nordrand Irans, d. h. Chorasan, das südliche Kaspiufer und Transkaukasien schon seit undenklichen Zeiten dem Einfall einzelner Türkenstämme und Türkenhaufen ausgesetzt gewesen sein, und zwar solchen kriegs- und beutelustigen Nomaden, die von der nackten Steppe aus in den benachbarten Culturrayon sich angezogen fühlten und ihre ärmliche Existenz an der Frucht des Fleisses der sesshaften iranischen Bevölkerung zu mildern suchten. Ohne hier aus dem noch nicht geklärten ethnischen Verhältniss der Parther besonders schliessen zu wollen, können wir doch nicht umhin, die Annahme zu wagen, dass einzelne Fragmente aus dem benachbarten Türkenvolke, namentlich aus der Hyrkanischen Steppe und aus den Niederungen an der untern Wolga, schon im hohen Alterthum in Iran Eingang fanden und wenigstens in den Grenzgebieten sich zeitweise aufgehalten haben. Hierfür sprechen vor allem die in der altiranischen Sage enthaltenen Schreckensbilder von den aus dem Norden hereingebrochenen Barbaren, ja der ganze Mythenkreis des iranischen Heldenalters, in welchem der Heldensinn, die geistige und materielle Kraft des iranischen Menschen an seinem Erbfeind, dem Turanier, sich erprobt und zum Lorber der Unsterblichkeit gelangt. Dies beweist, wie schon erwähnt (vgl. S. 56), der türkische Spracheinfluss im Persischen,

und schliesslich sind es auch historische Belege, allerdings in der Form schwacher Lichtfunken, die uns zur Aufklärung des Dunkels einigermassen die Hand bieten. Ob die Angabe des armenischen Geschichtschreibers M. Kagankatwadzi bezüglich des 450 v. Chr. stattgefundenen Einfalls der Khazaren in Agwanien (das Albanien der Römer im östlichen Kaukasus) wirklich jenen Glauben verdient, den ihr die neuern Forscher schenken, und ob die Choziren des Moses von Chorene, die 193—213 n. Chr. über Derbend verheerend und verwüstend einfielen, mit den Khazaren an der Wolga identificirt werden dürfen, das wollen wir nicht untersuchen. Es gehört zu den unbestreitbaren Thatsachen, und es muss als Folge der ethnischen und geographischen Verhältnisse betrachtet werden, dass die unter dem Sammelnamen Skythen bekannten Nomaden im Norden des Kaukasus gewiss schon vor Christi Geburt in Kaukasien und von da in Iran einfielen. So erfahren wir aus Priscus, dass schon der Hunnenkönig Attila einen Feldzug nach Persien zu unternehmen beabsichtigte, woraus sich auf eine frühe Bekanntschaft der Türken mit den Cultursitzen im Kaukasus und dem Nordwesten Irans mit Sicherheit schliessen lässt. In schärfer ausgeprägten Zügen hat uns die Geschichte das Bild vom Einfluss türkischer Elemente in Transkaukasien und dem heutigen Azerbaidschan nach dem Erscheinen des Islams hinterlassen. Das türkische Volk der Khazaren lag während des ganzen 8. Jahrhunderts, wie wir aus dem Derbendnameh ersehen, fast ununterbrochen im Streite mit den verschiedenen Armeen der Chalifen, und im Jahre 717 n. Chr. wollen gegen 20000 Khazaren bis tief in Azerbaidschan vorgedrungen sein.[1] Dies geschah während der Regierung des Chalifen Hischam-ben-Abdulmelik, während aus der Regierungszeit Harun-al-Raschid's bekannt ist, dass die Khazaren aufs neue in Schirwan einfielen und 10000 Gefangene mit sich schleppten. Angesichts dieses häufigen und regen Verkehrs zwischen den Grenzposten der iranischen Bevölkerung und der Ural-Altaier im Norden des Kaukasus, ist die Annahme wol gestattet, dass einzelne Türkenstämme wol schon sehr früh auf den Steppen Schirwans, Mugans und Karabags, mit einem Worte auf den Ebenen entlang der Kura und des Araxes sich herumtrieben, und dass es demnach schon in den ersten Jahrhunderten christlicher

[1] Dorn, „Nachrichten über die Khazaren", citirt nach von Seidlitz, Russische Revue, XV, 224.

Zeitrechnung im östlichen Kaukasus theils rein türkische Elemente gegeben, theils solche, die aus einer Blutvermischung mit den dortigen Ariern hervorgegangen, zum Entstehen des ethnischen Kunterbunts, welches den heutigen Kaukasus charakterisirt, wesentlich beigetragen haben. Von jenen türkischen Elementen mögen eventuell die Kumüken abstammen, andere, wie z. B. die türkischen Einwohner des alten Chanats von Schirwan, mögen aus einer Mischung mit Iraniern oder den benachbarten kaukasischen Völkern hervorgegangen sein[1], doch das Gros des Türkenthums im heutigen Transkaukasien ist zweifelsohne aus dem Süden nach dem Norden vorgedrungen, d. h. sie repräsentiren Bruchtheile jener türkischen Krieger, die, vom Auftreten der Seldschuken angefangen bis zur völligen Besitzergreifung Russlands, d. h. bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts, von den politischen Begebenheiten aus Azerbaidschan und von der Ostküste des Kaspisees dahingeworfen, erst eine nomadische Existenz gefristet und dann sich allmählich niedergelassen haben.

Als Beweis liesse sich unter andern die dialektische Beschaffenheit des Türkischen in Transkaukasien anführen, einer Sprache, die in den meisten Beziehungen sich strengstens an den in Azerbaidschan gesprochenen Dialekt anreiht, vom Kumükischen aber, soweit dies aus der von Klaproth gebrachten Wortsammlung sich beurtheilen lässt, in so manchen grammatikalischen und lexikalischen Eigenheiten abweicht, woraus sich nun schliessen lässt, dass die Gemeinsamkeit der Sprache wol weniger von dem jahrhundertelang herrschenden iranisch-moslimischen Einfluss als von dem gemeinsamen ethnischen Ursprung herrührt, denn wäre dies nicht der Fall, so müssten die Spuren dieses Cultureinflusses wol auch bei den Kumüken bemerklich sein[2], was aber nicht behauptet werden kann, da die Sprache der letztern in vielen Punkten zum Dialekt der Nogai-Tataren hinneigt. Einen zweiten Beweis möchten wir eben in der Gemeinsamkeit eines Theils der

[1] Seidlitz geht entschieden zu weit, wenn er in seinem schon erwähnten vorzüglichen Aufsatze (Russische Revue, XV, 499) die Mehrzahl der heutigen Tataren für tatarisirte altansässige Bewohner der heutigen Gegend hält.

[2] Seidlitz will im Azerbaidschanischen Momente der Verwandtschaft mit dem Nogaischen, Kumukischen und sogar mit dem Tschagataischen entdecken, eine Ansicht, die wir aus linguistischen Gründen keinesfalls theilen können.

Nomenclatur der einzelnen Stämme und Geschlechter erkennen, die einerseits heute in Transkaukasien unter russischer Herrschaft, andererseits auf iranischem Gebiete unter Botmässigkeit des Schah von Persien sich befinden. So z. B. gibt es Schasewens in der Umgebung von Baku wie auch in der Provinz von Teheran, Fars und Chamseh; wir finden Kadscharen im Dorfe Kadschar im Schemachaschen Kreise wie auch in Mazendran, wo eigentlich ihr Hauptsitz ist; den Stamm Lek auf der Kuraebene im Kreise von Göktschai[1] wie auch in vielen Theilen Persiens; schliesslich den Stamm Kengerlu[2] in den Kreisen von Göktschai und Kuba wie auch in der Provinz von Teheran u. s. w. Ein dritter Beweiss liesse sich in den physischen Merkmalen der transkaukasischen Türken beibringen, deren Physiognomie und sonstige somatische Beschaffenheiten einen prägnanteren Stempel der iranischen Blutvermischung an sich tragen, als die Kumüken und sonstigen auf dem nördlichen Abhange der grossen Kaukasuskette befindlichen Türken, in welch letztern gewisse Spuren des eigentlich ural-altaischen Typus häufiger vorkommen.

Also wie gesagt, wir betrachten die heutige türkische Bevölkerung Transkaukasiens in Uebereinstimmung mit Seidlitz als solche, die aus dem Süden zur Zeit der Einfälle der Seldschukiden, Mongolen, der Türken des Schwarzen und Weissen Hammels, der Sefiden und der Kadscharen in die Niederungen der Kura und des Araxes eindrangen und in ihren generischen Beziehungen der überwiegenden Majorität nach turkomanischer Abkunft sind, d. h. nicht ausschliesslich solche Turkomanen, die wir heute an der Ostküste des Kaspisees kennen, sondern solche Fractionen dieses Volksstammes, die unter Seldschukiden, Dschengiziden und Sefiden von Azerbaidschan aus dahin gelangten und dort blieben. Wann und wie im heutigen Azerbaidschan, dem Atropatene des Alterthums, das altiranische Volkselement durch das Türkenthum verdrängt worden wäre, ist schwer zu entscheiden. Spiegel[3] meint, dass diese Einwanderung erst in die neuere Zeit

[1] Seidlitz, a. a. O., S. 496.

[2] Seidlitz will in diesen Kenger die Kangar (Κάγκαρ) des Porphyrogenitos erkennen, eine allerdings vage Hypothese, der wir auch deshalb nicht beistimmen können, weil dieser Theil der Petschenegen im 9. Jahrhundert am Pruth ansässig war, später nach Pannonien zog und in den Magyaren aufging.

[3] Spiegel, Erânische Alterthumskunde (Leipzig 1871), S. 352.

fällt, denn noch im Mittelalter soll, wie aus Jakut zu entnehmen ist, in Azerbaidschan ein eigener iranischer Dialekt, Äderi genannt, gesprochen worden sein. Dass mit der türkischen Leibgarde der Chalifen von Bagdad, aus welcher später das türkische Heer heranwuchs, einzelne türkische Nomadenscharen schon im 9. Jahrhundert in Westasien erschienen waren, das steht ausser Zweifel. Doch kann die Einwanderung grösserer Massen von Türken nur mit dem Auftreten der Seldschukiden ihren Anfang genommen haben, und zwar muss es schon jener Türkenstamm gewesen sein, der, von Kök-Alp-Chan abstammend, reich an Vieh und sonstiger Habe, noch zur Zeit als Mahmud Sebüktekin das Haus Seldschuk mit 100000 Türken nach Chorasan brachte, in Armenien, namentlich in der Umgebung von Achlat sich niederliess. Ein Theil dieser Türken war 616 (1219), also 170 Jahre nach ihrer Einwanderung, von den Mongolen gedrängt, weiter nach dem Westen gezogen, wie dies Neschri berichtet[1], doch blieb ein Theil an den Grenzen Armeniens, folglich im heutigen Azerbaidschan zurück, an den sich spätere, mit den Mongolen hereingebrochene Türken anschlossen und somit den eigentlichen Kern jenes türkischen Volkselements bildeten, um den einzelne zur festen Lebensweise mehr geneigte kriegerische Nomaden sich gruppirten und das von Mongolen hart mitgenommene iranische Element ersetzten. Selbstverständlich ist der Turkisirung des nordwestlichen Theils Irans dadurch um so mehr Vorschub geleistet worden, dass die Mongolen ihren Herrschersitz in Tebris aufschlugen, denn wie aus der Geschichte der Ilchane in Persien ersichtlich, war die Hofsprache noch vor dem Regierungsantritt Ghazan's türkisch, und in dieser Sprache sind auch die Würdenamen, wie auch aus jener Epoche stammende geographische Benennungen zu uns gelangt.[2] Gegen Ende des 13. Jahrhunderts scheint am nordwestlichen Theile Irans das türkische Element schon vorherrschend gewesen zu sein, und wenngleich die Feldzüge Timur's nicht Ursache eines neuen Zuwachses gewesen, so hatten die Kämpfe zwischen den Turkomanenstämmen

[1] Vgl. Nöldeke, „Auszüge aus Neschri's Geschichte", Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XIII, 188.

[2] Beispielsweise will ich hier den im heutigen Schirwan gelegenen Jagdort Chalisse anführen, den Ghazan in Kusch-Kojun umtaufte, weil er daselbst auf Schwäne, Türkisch kusch-kojun, gejagt hatte. Hammer, Geschichte der Ilchane in Persien, II, 113.

des Schwarzen und Weissen Hammels, d. h. der Karakojunlu und Akkojunlu, wie man richtiger schreiben sollte, sehr viel dazu beigetragen, das letzte stärkste Contingent von Turkomanen aus der Steppe am Nordrande Irans nach Azerbaidschan und Transkaukasien zu verpflanzen. Einzelne kleinere Zuzüge haben noch während des vergangenen Jahrhunderts stattgefunden, doch gehen wir keinesfalls fehl, wenn wir annehmen, dass schon zur Zeit Uzun Hasan's, folglich in der Mitte des 15. Jahrhunderts, das türkische Element in Iran dermassen vertheilt gewesen, wie wir es heute vor uns sehen.

Indem wir nun auf diese Vertheilung übergehen, wollen wir erst der Türken in Transkaukasien und dann der in Iran Erwähnung thun. Vom südlichen Abhange der grossen Kaukasuskette bis zum Araxes, d. h. bis zur Grenze des eigentlichen Iran sind die Türken am zahlreichsten im russischen Gouvernement von Baku anzutreffen, zu welchem das alte Chanat von Schirwan gehört, wo sie nach Seidlitz[1] 304049 Seelen, folglich 57,45 Procent der Gesammtbevölkerung ausmachen. Hier verbreitet sich das türkische Element über das Tiefland der Flüsse Kura und Araxes bis zum Wilasch-tschai im Lenkoranischen Kreise. Sie wohnen ferner im Kubaschen Kreise auf der Ebene zwischen den Flüssen Samur und Ata-tschai; im Gouvernement von Eriwan bis Sürmeli am obern Laufe des Araxes. Am dichtesten aber sind sie, wie gesagt, auf der zwischen Schamacha, Nucha und Schuscha sich erstreckenden Ebene vertreten, was sich dadurch erklären lässt, dass hier im alten Chanate von Schirwan noch zur Zeit der Mongolen, noch mehr aber während des Kampfes zwischen den Akkojunlu und Karakojunlu, der eigentliche Brennpunkt des türkischen Lebens in Transkaukasien bestand, und daher dem Zufluss neuer Ankömmlinge aus der Steppe am stärksten ausgesetzt war. Hier hat die türkische Bevölkerung Transkaukasiens sich auch am frühesten angesiedelt, was sich auch historisch nachweisen lässt, wenn wir Chanikoff's Forschungen in den Alterthümern des moslimischen Kaukasus in Betracht ziehen, nach welchen um Schirwan herum sich viel ältere Momente der moslimischen Cultur vorfinden als z. B. in der Umgebung von Eriwan[2], woraus sich

[1] A. a. O., S. 494.

[2] Chanikoff, „Mémoire sur les inscriptions musulmanes du Caucase", Journal Asiatique, 5. Serie, XX. Bd.

denn auch auf das zeitliche Erscheinen der moslimischen Türken schliessen lässt.

Was nun das eigentliche Iran anbelangt, so finden wir das türkische Element in folgenden Gegenden vertheilt:

1) In Azerbaidschan, und zwar vom Araxes angefangen in südlicher Richtung der Grenze Kurdistans entlang über Urumia bis Kermanschah. Hier ist das Türkenthum am dichtesten vertreten, indem es sich an die Stammesgenossen in Transkaukasien, von denen es heute nur politisch getrennt ist, in Continuität anschliesst und daher den Hauptsitz dieses Völkerelements in Iran bildet.

2) In Chamseh, d. h. in dem zwischen Azerbaidschan und Teheran liegenden Districte, namentlich in der Umgebung von Zendschan.

3) Im Districte von Teheran, und zwar in den Thälern des Demawend und in der nächsten Umgebung der Hauptstadt.

4) Kerman, und zwar in dem an Fars angrenzenden Theile.

5) Irak, und zwar in und um Hamadan.

6) Fars, wo sie je nach dem Sommer- und Winteraufenthalt bald bis an die Grenzen von Isfahan, bald wieder bis an die Seeküste ziehen.

7) Chorasan, wo sie am zahlreichsten um Nischapur, Kutschan, Dschuvein und Kelati Nadiri herum wohnen.

Was die Clanverhältnisse, richtiger die Stammeseintheilung der Iranischen Türken anbelangt, woraus man auf ihre Beziehungen zu den nächstverwandten Türken Centralasiens schliessen könnte, so bieten uns die vorhandenen Daten nur einen sehr schwachen Anhaltepunkt zur Erörterung dieses Verhältnisses. Wenn wir nämlich die vorhandene Nomenclatur der türkischen Stämme in Iran ins Auge fassen und dieselbe mit der ihrer nächstverwandten Brüder, d. h. der Turkomanen, vergleichen, so wird es sich herausstellen, dass einzelne dieser Namen allerdings einen historischen Werth haben, insofern sie schon in der Zeit der Mongolen vorkommen, so z. B. die der Kaschkai in Fars, von denen es bekannt ist, dass sie schon während der Herrschaft der Ilchane nach dem Süden Persiens kamen. Andere wieder zeugen klar, dass der Stammesname, dem sie entsprungen, noch heute unter den Turkomanen existirt, so z. B.:

Iranische Türken:	Turkomanen:
Chodscha-ali in Karabag,	Chodscha-ali bei den Sariken,
Begdilli in Karabag,	Begdili bei den Tekkes,
Kenger in Transkaukasien,	Köngör bei den Tekkes,
Kara in Kerman,	Kara um Andchoi herum,
Bajat um Nischapur herum,	Bajat bei den Saloren u. s. w.,

was entschieden darauf hinweist, dass diese Stämme Iranischer Türken mit den gleichbenannten Turkomanen verwandt waren, ja von denselben in directer Linie abstammten. Ausser diesen gibt es noch eine dritte Klasse von Stammes- und Geschlechtsnamen, die, obwol turkomanischen Ursprungs, heute sich nicht auf der Steppe vorfinden, wie z. B. die Auscharen[1] (fälschlich Afschar geschrieben), bei Urumia und um Kelati Nadiri herum, die gänzlich schiitisch geworden sind, d. h. zu Persien übertraten, oder die der Kadscharen, die früher in der an Astrabad grenzenden Steppe wohnten und heute zerstreut in Iran leben, und schliesslich solche Namen, die den aus der Steppe nach Persien übersiedelten und in den Dienst der Könige von Persien getretenen Türken erst zur Zeit ihres Uebertritts verliehen worden, daher neuern Datums sind, wie z. B. die Schasewen, d. h. die den Schah lieben, folglich Parteigänger der Könige von Persien sind.

Wir wollen hier die theils auf persönlicher Erfahrung, theils auf den Daten Sir Justin Sheil's[2] beruhende Sammlung der türkischen Stammesnamen im Folgenden geben: Kadschar, Afschar, Schahsewend, Begdilli, Kara-Papakh, Kaschkai, Allahwerdi, Dschanbeglu, Usanlu, Abulhassanlu, Kengerlu, Dscherruz, Kellekuh, Schekaki, Kurtbeglu, Beharlu, Inanlu, Kilidsch und Dschelair. In den vergangenen Jahrhunderten und namentlich zur Zeit des Auftretens der Sefiden scheinen die Clanverhältnisse ihre Bedeutung noch nicht eingebüsst zu haben, und die einzelnen Geschlechter scheinen, wie aus dem Laufe der geschichtlichen Begebenheiten ersichtlich, in compacten Massen beisammengelebt zu haben und

---

[1] افشار Afschar ist eine ebenso falsche Transscription mit arabischen Lettern wie افغان Afghan, was eigentlich Augan heissen soll. Auschar ist ein türkisches Wort in der Bedeutung von Sammler, von auscha = sammeln.

[2] Glimpses of Life and Manners in Persia by Lady Sheil, mit werthvollen Noten versehen von Sir Justin Sheil (London 1856), S. 396—401.

auch an gewisse Oertlichkeiten gebunden gewesen zu sein. Heute kann weder das eine noch das andere behauptet werden. Erstens legen nur die bedeutendern und mächtigern Stämme ein besonderes Gewicht auf ihre generische Abstammung, während die kleinern Fractionen, wie ich selbst in Erfahrung gebracht, bezüglich ihrer Abkunft sehr im Dunkeln sind. Es ist dies eine Folge der durch Kriege, Parteiwirren und Abenteuergelüste stattgefundenen Zersprengung und Verbreitung der einst starken Stämme über das grosse Gebiet vom Paropamisus bis zum Gebirge Kurdistan und von der Hauptkette des Kaukasus bis zum Persischen Meerbusen, sodass wir, wie schon früher erwähnt, Angehörige eines und desselben Stammes im Kaukasus, in Hamadan, in Kerman und in Chorasan antreffen. Eine Ausnahme machen nur folgende grössere Stämme, die, minder zerrissen, hier und da noch ihre ältern Sitze beibehalten haben:

1) Die Kadscharen, die heutige Fürstenfamilie Persiens, leiten ihre Abkunft von Sertak Nojan ab, der als Atabeg in Persien zu Ansehen gelangte und dessen Sohn Kadschar dem ganzen Stamme den Namen verlieh.[1] Zur Zeit Abusaid's hatten diese Kadscharen im Verein mit andern Türken an den Grenzen Syriens gewohnt, als jedoch Timur im Jahre 803 (1400) gegen Damascus zog, zwang er sie zur Rückkehr in die alte Heimat, nämlich nach Turkestan. Sie brachen daher auch auf, doch liessen sie sich unterwegs in Azerbaidschan, Gendsche und Irak nieder, und als die Herrschaft der Timuriden in Verfall gerieth, da gelangte Hasan Beg, das Oberhaupt des Stammes der Akkojunlu, der mit den Kadscharen in Verwandtschaft stand, 871 (1466) zur Herrschaft und mit ihm auch der Stamm der Kadscharen.[2] Bis zur Zeit Schah Abbas' des Grossen verblieben sie auch in Transkaukasien, doch war dieser Monarch theils auf ihren allzu grossen Einfluss in Transkaukasien eifersüchtig geworden, theils wollte er sich ihrer als Schutzmauer gegen die räuberischen Turkomanen bedienen, und er hiess sie gewaltsam an den Ufern des Görgen am Norden von Astrabad wie auch in der Umgebung von Kutschan ansiedeln, wodurch er gegen die Gefahr ihrer Uebermacht sicher gestellt war, auch den Turkomanen und Özbegen einen

[1] Kadschar, richtiger katschar, heisst auf türkisch Flüchtling.

[2] Vgl. تاريخ قاجاريه Tarichi Kadscharije, lithographirte Ausgabe von Teheran, S. 6.

Damm entgegengesetzt hatte. Die heutige Dynastie Persiens stammt von den Kadscharen oberhalb Astrabads.

2) Die Schasewen, d. h. die den Schah lieben, richtiger Parteigänger der Könige von Persien, ein Name, der noch aus der Zeit des ersten Sefviden Schah Ismail herrührt und auf jene Zerklüftung sich bezieht, die damals zwischen den Türken dieser Gegend stattgefunden, indem die für die schiitische Sekte und für die Sache der Akkojunlu eintretenden Türken sich das Epitheton Schasewen beilegten. Chanikoff's Behauptung, dass es irrthümlich sei, in diesem Volksstamme eine besondere ethnische Fraction zu entdecken, ist daher ganz richtig, denn die Schahsewen sind aus den verschiedensten Stämmen der Türken Azerbaidschans und des Kaukasus hervorgegangen, und der Stammesrahmen ist daher nur verhältnissmässig neuern Datums. Das Gros der Schahsewen wohnt heute im Sommer auf den Abhängen des Berges Sawallan bei Erdebil, im Winter aber in der Zahl von 3490 Zelten (17450 Seelen) auf der Muganssteppe.[2] Ausser diesen befindet sich aber noch eine bedeutende Fraction in Iran, namentlich zwischen Kum, Teheran, Kazwin und Zendschan, deren Zahl Sheil[3] auf 9000 Zelte angibt. Sie scheinen im allgemeinen das unruhigste Türkenelement Irans zu repräsentiren und fristen zumeist eine halb oder ganz nomadische Existenz.

3) Die Kaschkai und Allahwerdis in Südpersien, d. h. in der Provinz Fars, sind mit geringer Ausnahme Nomaden. Der Grundstamm dieses Volkes ist zur Zeit der Atabegs hier eingewandert und der Name Kaschkai, den Polak[4] irrthümlich für eine Corruption des ursprünglichen Kaschgari hält, ist ein alttürkisches Wort und bedeutet „Ein auf der Stirn mit einem weissen Flecke versehenes Pferd" und wird noch heute als Clanbezeichnung bei den Turkomanen angetroffen. In der neuesten Zeit ist der Stamm der Kaschkais vom englischen Reisenden Col. Oliver St. John besucht worden, namentlich in ihren Winterquartieren auf der 3000 Fuss hoch gelegenen Ebene unweit des

---

[1] Mémoire sur l'ethnographie de la Perse par N. Chanikoff (Paris 1866), S. 10.

[2] Vgl. Seidlitz, a. a. O., S. 497. Die Bemerkung, dass die Schahsewen den Sommer auf der Murgansteppe zubringen, scheint ein Druckfehler zu sein.

[3] Vgl. Sheil, S. 397.

[4] Specialkatalog der Ausstellung des persischen Reiches (Wien 1873), S. 106.

Dorfes Faraschbend, und ich bedauere sehr, dass die ethnographischen Notizen des St. John mir nicht zugänglich gewesen sind.[1]

4) Die Karakojunlus in der Umgebung von Choi, aller Wahrscheinlichkeit nach Abkömmlinge jenes in der Geschichte berühmten Turkomanenstammes, gegen den der mächtige Timur in wilder Blutrache während seines ganzen Lebens einen Ausrottungskrieg geführt, und von welchem Stamme sich heute dennoch eine beträchtliche Anzahl erhalten hat. Diese Leute haben merkwürdigerweise, wol nicht in ihrem Typus und in ihrer Sprache, sondern im Sittengemälde die meisten Spuren ihrer ehemaligen turkomanischen Abkunft bewahrt.

Nach dem, was wir vorstehend über Abstammung und die politische sowie sociale Vergangenheit der Iranischen Türken gesagt, wird es wol begreiflich sein, dass hier von eminent türkischen typischen Eigenheiten nur schwer die Rede sein kann. Angesichts des durch den Import weiblicher und männlicher Sklaven schon jahrhundertelang vor sich gehenden Processes der Vermischung mit den benachbarten arischen Elementen, als: Kaukasiern, Kurden, Armeniern und Iraniern, ist dies auch gar nicht anders denkbar. Hierzu müssen wir noch das bedeutende Factum des intensiven klimatischen, religiösen und socialen Einflusses hinzufügen und wir werden zur Ueberzeugung gelangen, dass wir im besten Falle nur einen starken Mischtypus vor uns haben, dessen Substrat allerdings noch markante Spuren der echt türkischen somatischen Beschaffenheiten an sich trägt. Nur unter solchen Umständen kann und darf von einem speciell iranisch-türkischen Physikum gesprochen werden, ein Physikum, welches die Aufmerksamkeit des Forschers sofort auf sich lenkt, sobald er eben den Azerbaidschanen inmitten von relativ echt iranischen Typen, wozu ich den Schirazer rechne, ins Auge fasst. Hier wird und muss die iranisch-türkische Charakteristik sofort auffallen und sie manifestirt sich mit den Worten des Dr. J. E. Polak, des gründlichen Kenners von Land und Leuten Persiens, folgendermassen: „Der Schädel des Turko-Tataren (in Iran) ist im Vergleich zu dem des Iraners weniger oval, das Gesicht ist breiter und weniger ausdrucksvoll, die Brauen sind weniger gewölbt,

[1] Vgl. Report of the 52th Meeting of the British Association for the Advancement of the Science (London 1883), S. 628.

nicht über die Nase zusammengewachsen, die Augen sind nicht so fein geschlitzt, die Lider dicker, die Iris braun, die Nase ist kurz und dick, sowol an der Wurzel wie auch an den Flügeln, die Backenknochen und das Kinn breiter, die Muskulatur daselbst entwickelter, die Lippen fleischiger, die Extremitäten weniger elegant, das Skelet massiver. Die Statur ist gewöhnlich höher als die des Persers, der Knochenbau und die Muskulatur stärker."[1] Von ähnlicher Natur sind die Bemerkungen von Seidlitz bezüglich der Türken Transkaukasiens, in deren Aeussern er nichts Gemeinsames, Typisches entdecken kann. Sie repräsentiren in leicht begreiflicher Weise das bunteste Gemisch der echt türkischen und rein indo-europäischen Physiognomie, und erstere ist nur äusserst selten vertreten.[2] Hiermit stimmen auch meine eigenen Erfahrungen überein, nur möchte ich hinzufügen, dass längs der ganzen Nordgrenze Irans die Türken in Azerbaidschan und in Chorasan viel mehr Spuren des Nationaltypus bewahrt haben als z. B. die Kaschkai in Südpersien, deren hagere Gestalt, längliche Nase, feurige Augen und durchweg pechschwarzes Haar schon stark an den sonngebräunten Südländer erinnern. Was die fachmässig vorgenommenen anthropologischen Messungen anbelangt, so enthalten die hierauf bezüglichen Daten des Commandanten Duhousset in der Abhandlung „Études sur les populations de la Perse", welche in der „Revue Orientale et Américaine" erschienen ist, wol mehr Anhaltspunkte für die Kraniologie als für die sonstigen somatischen Eigenheiten des Iranischen Türken.

In ihrer Lebensweise theilen sich die Iranischen Türken in zwei Klassen, nämlich in Sesshafte und Nomaden oder Halbnomaden. Zu erstern gehören jene Anwohner Azerbaidschans, Chamses, Teherans, Iraks und theilweise auch Chorasans, die seit dem Einfalle der Seldschukiden und vielleicht sogar früher noch die Lebensweise des iranischen Elements angenommen, in Städten und Dörfern sich niedergelassen und dem Handel, der Industrie und dem Ackerbau sich hingegeben haben. Es ist namentlich der letzterwähnte Erwerbszweig, dem sie in jenen Gegenden obliegen, da sie auf der natürlichen Stufe der Viehzucht zu demselben gelangt sind, während sie auf dem commerziellen und in-

[1] Vgl. Polak, Persien. Das Land und seine Bewohner (Leipzig 1865), I, 16.

[2] Vgl. Seidlitz, a. a. O., S. 498.

dustriellen Gebiete von dem in ihrer Nachbarschaft lebenden Perser übervortheilt und verdrängt werden. Auf dem ganzen nordwestlichen Theile Irans ist die Landbevölkerung ausschliesslich türkisch, in Azerbaidschan und Chamse ist dies auch hinsichtlich der Städte der Fall, während an andern Orten die Städtebewohner gemischt, aus Türken und Persern bestehen. Dieses Verhältniss scheint jedoch erst seit dem Auftreten der Sefiden, noch mehr seit der Herrschaft der Kadscharen um sich gegriffen zu haben, indem die aus Türken bestehende Kriegs- und Beamtenklasse, von der gemächlichen Lebensweise angelockt, immer mehr und mehr an feste Wohnsitze sich gewöhnte und in Friedenszeiten das Schwert mit dem Pfluge vertauschte. Leicht scheint diese Umgestaltung keinesfalls vor sich gegangen zu sein, denn in Azerbaidschan und Chamse huldigt der Türke noch heute, wenn thunlich, der Sitte des Jajlak, d. h. der Landlust in seinen Gärten und auf den Feldern, und die Hälfte der Städte scheint im Sommer wie verlassen und ausgestorben. Was die Nomaden und Halbnomaden anbelangt, so dürfen wir keinesfalls in denselben solche Leute entdecken, die etwa erst in der jüngsten Vergangenheit von der Steppe in die iranische Culturzone gelangt sind und aus Mangel an urbarem Boden hier ein Wanderleben treiben. Nein, ihr Nomadenthum datirt schon von Jahrhunderten her, und ist theils den Wechselfällen der Geschichte, theils wieder dem stärker ausgeprägten türkisch-nationalen Widerwillen gegen die sesshafte Lebensweise zuzuschreiben, indem, wie wir in der Geschichte sehen, gewisse Türkenstämme eigentlich nie zur Ruhe kommen können. Das Migrationsgebiet dieser türkischen Nomaden Irans, oder türkischen Ilats[1], wie sie kurzweg genannt werden, lässt sich daher nur in den Hauptzügen feststellen. So finden wir z. B. die Schahsewen am stärksten in Transkaukasien an den früher erwähnten Orten, andererseits aber auch in Chamse und im Districte von Teheran; die Stämme Chodscha Ali, Begdilli und Scheichlu in Karabagh; die Mahmudlu in Maragha, die Dschanbeglu, Imamlu, Auscharen und Usanlu in Mazendran; die Kadscharen in Mazendran, und schliesslich die Kaschkais und Allahwerdis im Süden Persiens. Zu diesen rechnet ein persischer Autor[2]

[1] Das Wort Ilat stammt vom türkischen il = Volk, Leute, wozu man im Persischen das arabische Pluralsuffix at gegeben hat.

[2] Mehemmed Dschaafar Chormudschi aus Schiras in einer 1271 (1857)

noch die Kara-Gözlü, Baharlu und die Inanlu, indem er die Nomadenstämme folgendermassen detaillirt. Die Kaschkais theilt er in Kaschkai und in Chaladsch und schätzt ihre Zahl auf 60000 Seelen. Die Inanlu zerfallen in Inanlu und Tschihardeh-Tscherig, in der Gesammtzahl von 12000 Seelen, während er schliesslich die Baharlu auf 12500 Seelen veranschlagt. Obwol insgesammt als Ilat, d. h. Nomaden bezeichnet, habe ich doch gefunden, dass sie in ihrer Lebensweise so ziemlich voneinander abweichen. Der Titel „Nomade" im centralasiatischen Sinne des Wortes passt eigentlich auf keine Fraction der iranischen Wandervölker, denn vor allem fehlt es hier an ausgedehnten Weiden und Triften, und auch ihr Viehstand ist verschwindend, wenn mit dem Maassstabe der kirgizischen oder turkomanischen Heerden gemessen. Sie ziehen zumeist Schafe, weniger Kamele und noch weniger Pferde. Die Schafe bilden eine Abstufung zwischen dem mittelasiatischen Fettschwanz und dem Schaf in Anatolien, während ihre Pferde, eine Mischrasse des ursprünglichen Steppenpferdes mit dem der Araber, in Behendigkeit und Ausdauer den Originalen weit nachstehen. Des Besitzes der besten Pferde rühmen sich die Schahsewen, Kadscharen und Auscharen.

Im ganzen genommen macht der Anblick des türkischen Nomaden Irans einen kläglichen Eindruck auf den Beschauer. In dem langhingestreckten niedern Zelte aus Rosshaargewebe, welches die Orientalen das Zelt Abraham's heissen, das von uns aber das „Zigeunerzelt" genannt wird, starrt uns nur das Bild der Armuth und des Elends entgegen. Kein zierlicher Filzteppich, kein künstlich geschmückter Zeltengurt, kein flatterndes Symbol neben dem Pfeiler, nichts, ja nichts entzückt hier das Auge, und tritt man erst in gebückter Stellung in das von Rauch geschwärzte Innere, wo wir vergebens nach bunten Teppichsäcken, reichen Kleidungsstücken und zierlich geschnitzten Hausgeräthen suchen, so muss es sofort klar werden, dass wir solche türkische Nomaden vor uns haben, deren Wanderungsgebiet schon seit Jahrhunderten eingeengt, und die daher infolge der sie umgebenden sesshaften Bevölkerung, ohne die ewige Wanderlust aufzugeben, den eigentlichen Geist der primitiven Lebensweise schon längst eingebüsst haben.

---

in Teheran lithographirten Schrift über die Geographie von Fars. Diese Arbeit ist bezüglich Südpersiens interessant und der Aufmerksamkeit unserer Gelehrten würdig.

Den Sommer über jagen sie sozusagen auf jedem einzelnen Stück Weide, in den Bergschluchten und auf Felsrücken umher, der Ertrag der Viehzucht ist gering und keine Spur ist von dem muntern Gepräge im Leben anderer Nomaden bei ihnen zu entdecken. Nur die Clanverhältnisse und der blinde Gehorsam vor dem an der Spitze befindlichen Il-chani (Stammesoberhaupt) hat sich bei ihnen noch einigermassen erhalten, und weil auf dessen Aufgebot sämmtliche waffenfähige Männer zur Waffe greifen, ist es dem Il-chani der Kaschkais gelungen, bis in die Neuzeit der persischen Regierung Furcht einzuflössen. Dies ist auch im Norden Irans der Fall. Die Chane der dortigen Türken stehen bei ihren Stammesgenossen noch immer in höherer Achtung als der zeitweilige Schah von Persien, der sich wohl hüten wird, in die innern Angelegenheiten der einzelnen Stämme sich zu mischen, und an deren patriarchalischer Verfassung man in Iran, ja selbst auf russischem Gebiete bisjetzt nur wenig zu verändern vermocht hat.

Bei einem Volke, das, seit mehr als acht Jahrhunderten vom Gros seiner Stammesgenossen getrennt, inmitten einer von altiranischem Geiste beseelten Gesellschaft lebt, und auf dessen Bildungswelt der Religionspartieularismus der schiitischen Sekte noch obendrein einen starken Einfluss ausgeübt, bei einem solchen Volke muss es als ganz natürlich betrachtet werden, dass das speciell türkische Sittengemälde bedeutenden Veränderungen unterworfen war. So wie der Türke in seinen physischen Merkmalen vom echt iranischen Autochthon durch breitere und plumpere Formen und durch Schwerfälligkeit sich unterscheidet, ebenso kann dies bezüglich seiner geistigen Eigenschaften wahrgenommen werden. Eine jahrhundertelang dauernde Polirung und Verfeinerung hat wol manche rauhe Kante seines Nationalcharakters abgeschliffen, und im Vergleich zu seinen Stammesgenossen im Nordosten und im Westen präsentirt sich der iranische Türke entschieden als ein Mann von Bildung und feinern Manieren. Er hat so manche Schablone der Höflichkeitsformen angenommen, und in seinem Umgange ist ein gewisser Schliff nicht zu verkennen, doch erstreckt sich dies zumeist nur auf Aeusserlichkeiten, und man braucht nur ein wenig die Hülle zu lüften und der Türke kommt sofort zum Vorschein. Trotz aller Redeschwulst und Höflichkeit in der Umgangssprache, trotz all der angestrebten Eleganz in Tracht, Gesticulation und Sitten wird der

Türke vom südlichen Iranier sofort auffallen und alle seine Mühe, sich geschmeidig, listig und geistreich zu geberden, geht neben der ihm angeborenen Plumpheit und Offenherzigkeit verloren. Diese Wahrnehmung kann man selbst an den Städtebewohnern von Tebriz, Teheran und Hamadan, trotz des unmittelbaren Einflusses der iranischen Bildungscentren, machen, während der Landbewohner vom türkischen Nationalcharakter noch viel prägnantere Spuren bewahrt hat, ja in seinem Sittengemälde mitunter an den Turkomanen auf der Steppe recht lebhaft erinnert.

Diese Aehnlichkeit erstreckt sich auf gewisse Gebräuche im Familienleben, so z. B. auf gewisse Segenssprüche, die beinahe ganz identisch lauten, auf das Ceremoniell bei der Geburt eines Kindes, beim Heimführen der Braut, und namentlich in den Gesetzen der Gastfreundschaft, die der iranische Türke viel gewissenhafter beobachtet als der Perser. So ist auch das Wort des Türken viel zuverlässiger und selbst seine Lüge wird infolge der Plumpheit und Ungeschicklichkeit minder gefährlich als die des überaus glatten und schlauen Persers. In der Sucht nach eitlem Tand und verfänglichem Luxus mag es dem Perser hier und da gelingen, sich ein Ansehen zu verschaffen, doch wahre Manneswürde und imponirende Fertigkeit ist nur dem Türken eigen. Diesen Eigenschaften verdankt er auch schon seit Jahrhunderten die Herrschaft in Iran, wo er das eigentliche kriegerische Element repräsentirt, da die ganze Armee des Schahs der überwiegenden Mehrzahl nach aus Türken besteht.

Dieses passt noch mehr auf die nomadische Fraction der iranischen Türken. Schon der Umstand, dass einzelne Stämme, ungeachtet der localen Schwierigkeit und des mächtigen socialen Einflusses, der sesshaften Lebensweise abhold geblieben, spricht am besten für das Urtürkenthum dieser Leute, von denen nur die obersten Spitzen von der persischen Cultur beleckt, die Massen aber nur im Habitus, nicht aber in der Denkungsweise und in den Sitten von ihren Stammesgenossen auf der Steppe sich unterscheiden. Ihr Hang nach Abenteuern ist unbändig, Krieg und Raubzüge sind das Ideal ihres Lebens, und in der Monotonie des tage- und monatelang dauernden Müssigganges gibt ihnen nur die Sorge um das Pferd und um die Waffen einige Zerstreuung. Wol führen sie die Weisheitssprüche Saadi's, Hafiz' und anderer persischer Dichter im Munde, in ihrem Innern jedoch sind die alttürkischen Kernsprüche eingegraben und diese befolgen sie als Norm

ihrer Handlungen und Lebensweise. Dieses krampfhafte Anklammern der Türken an ihre altherkömmlichen Sitten und Gebräuche kann im allgemeinen als eine merkwürdige Erscheinung auf dem Gebiete der Völkerkunde betrachtet werden, wenigstens liegen wenige Beispiele vor, nach welchen eine 600jährige intensive und ununterbrochene Berührung zweier heterogener Volkselemente auf die Minorität von solch geringer Wirkung gewesen wäre, wie wir dies mit Bezug auf die Türken in Iran wahrnehmen. Selbst nach vielen Jahrzehnten wird der Türke das Persische nur mit fremdem Accent und oft fehlerhaft sprechen, eine Regel, von welcher selbst der jetzt regierende Schah keine Ausnahme macht, und obwol durch die Bande eines gemeinsamen Glaubens und politischer Interessen aneinander gebunden, so hassen sie sich doch gegenseitig. Der Perser sieht im Türken noch immer den alten Barbaren und den hässlichen Unmenschen, wie er im Schahnameh gezeichnet ist, während der Türke wieder den Perser als Feigling verachtet; ja das azerbaidschanische Sprichwort sagt ganz treffend: „Du magst Türken und Perser in kleine Stücke zerhacken, sie in einen Kessel werfen und monate-, ja jahrelang kochen lassen, sie werden doch nicht eins und du wirst stets den einen vom andern unterscheiden können."

Was die Sprache und Literaturverhältnisse der Iranischen Türken anbelangt, so ist an letztern, wie leicht erklärlich, der bildende Einfluss des Neupersischen am meisten zu erkennen, d. h. in Composition, Gattung und Metaphern ist das Persische viel vorherrschender als im Turkomanischen und im Osmanischen. Bezüglich des dialektischen Charakters jedoch steht das Azerbaidschanische in nächster Verwandtschaft zum Osmanischen, namentlich zu dem in Anatolien gesprochenen Dialekt; eine Verwandtschaft, die in den vergangenen Jahrhunderten jedoch markanter gewesen als heute, sodass man annehmen kann, dass während des 12. und 13. Jahrhunderts zwischen diesen heute voneinander getrennt stehenden Mundarten gar kein Unterschied existirte, indem Iranische Türken und Osmanen damals in der That Mitglieder eines und desselben Stammes und die Nächstverwandten der heutigen Turkomanen waren. Die Richtigkeit dieser Annahme ist übrigens durch die vorhandenen Sprachmonumente am besten zu beweisen. Wenn wir nämlich einerseits das von Wickerhauser in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XX, 576, veröffentlichte, aus dem 13. Jahrhundert datirende seldschu-

kische Gedicht mit der Sprache des Historikers Neschri, welcher in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gelebt, vergleichen und diesen beiden türkischen Sprachproben das heutige Azerbaidschanische gegenüberstellen, so wird es dem mit der türkischen Sprache auch nur flüchtig Bekannten sofort klar werden, dass die beiden erwähnten ältern türkischen Texte in grammatikalischer und lexikalischer Beziehung dem heutigen Dialekt der Iranischen Türken auffallend nahe stehen. Mit der Zeit natürlich hat das Osmanische infolge specieller Cultureinflüsse und einer separaten Weiterentwickelung vom gemeinsamen Dialekt sich immer mehr und mehr entfernt, während das Azerbaidschanische in seinem Grundwesen stationär geblieben, d. h. das Osmanische hat sein Lautsystem gewissermassen verfeinert und einzelne heute nur noch im Uigurischen nachweisbare Formen beibehalten, während das nie besonders gepflegte Azerbaidschanische theils rauhere Kehl- und Zischlaute, theils wieder solche Formen bewahrt hat, die es zum Uebergangspunkt zwischen Ost- und Westtürkischem machen, und ihm den speciell dialektischen Charakter verleihen. So z. B. klingt das *k* der Osmanen im Munde der Azerbaidschaner durchweg wie *ch*, denn er sagt bach (sieh), tschoch (viel) anstatt bak und tschock, anstatt des gelmisch (gekommen), görmüsch (gesehen) der Osmanen gebraucht er in der Umgangssprache gelib-men, görüb-men, anstatt der negativen Form gelmem, görmem sagt er gelmerem, görmerem u. s. w., mit einem Worte lauter solche Eigenheiten, die im Grunde genommen das beiderseitige Verhältniss dieser Mundarten nur als Plattsprache erscheinen lassen, und in der That ist die Verständigung zwischen Osmanen und Azerbaidschanern viel leichter als zwischen letztern und Turkomanen. Dass bei den Iranischen Türken angesichts des starken Einflusses der persischen Literatur von rein national-türkischen Erzeugnissen nur schwer die Rede sein kann, braucht wol kaum gesagt zu werden. Erstens ist die Zahl der türkischen Schöngeister und Gelehrten Irans eine verschwindend kleine, und zweitens pflegen dieselben, um dem herrschenden Bildungston zu entsprechen, sich zumeist der persischen Sprache zu bedienen. Eine Ausnahme hiervon bilden einige Dichter, wie Fuzuli, Bidil, Meschreb, einige Elegien- und Passionsspieldichter und jene Gattung von Sängern, deren Dichtungen Adolf Bergé[1]

[1] Vgl. Dichtungen transkaukasischer Sänger des 18. und 19. Jahrhun-

gesammelt und veröffentlicht hat. Natürlich sind dies nur die zufällig bekannt gewordenen Barden aus dem 18. und 19. Jahrhundert; dass es deren aber von jeher gegeben hat[1], wird aus dem Umstande ersichtlich, dass die schriftkundigen Chane der einzelnen Stämme ihre poetischen Ergüsse fast ausschliesslich in der Muttersprache veröffentlichen, indem sich nur wenige in der persischen Sprache und Verskunst heimisch genug fühlen. Einige ihrer Compositionen tragen den Stempel der centralasiatischen Bildungswelt, so z. B. die Werke Fuzuli's und Allah-Jar's, die denn auch unter den Turkomanen, nachdem sie dialektisch umgestaltet wurden, ihre Leser gefunden; andere hingegen haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Volksdichtungen der anatolischen Türken. Eine wesentliche Ausnahme machen jedoch die unter dem Namen Köroglu bekannten Heldensagen, von denen weiter unten die Rede sein wird, und die theils eine mehrere hundert Jahre alte Composition und nur sprachlich umgestaltet sind, theils, mit neuern Zugaben versehen, den Stempel des echt turkomanischen Volksgeistes tragen. Von diesen Dichtungen wollen wir hier einige Beispiele geben; die erstern sind einer handschriftlichen Gedichtsammlung entnommen, die ich auf meiner Reise durch Persien im Bazar von Choi gekauft, und die auch gegenwärtig unter meinen Manuscripten sich befindet.

1. Warsaki.

Ej erenler bu gün bir dschemal gördüm
Tedschelli imlasi ol zata beñzer
Sümbül mesaniniñ luhin ochudum
Desti kudret jazmisch ajete beñzer

d. h.:

O Männer, heute hab ich eine Schönheit gesehen
Der göttlichen Offenbarung gleicht ihre Person,

derts in azerbaidschanischer Mundart, gesammelt von Adolf Bergé (Leipzig 1868).

[1] Bergé gibt die Liste folgender Dichter Transkaukasiens aus dem 18. und 19. Jahrhundert: 1) Achund Mollah Penah Wakif, gest. 1747; 2) Kasim Bek Schakir, geb. 1789; 3) Messiha, Zeitgenosse Wakif's; 4) Kamber (nicht Kenber) lebte in den zwanziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts; 5) Kerbelai Abdullah Dschani starb zu Anfang der dreissiger Jahre; 6) Baba Bek, Zeitgenosse Kasim Bek's; 7) Mehdi Bek; 8) Mirza Feth Ali Achundow, geb. 1812; 9) Aschik Peri, eine Dichterin von aussergewöhnlicher Begabung, gest. 1833.

Ich sah ihr hyacinthenähnliches Wunderbild
Und es gleicht einer Zeichnung von Gottes Hand.

2. Ghazeli Kaljan.

Kaljan almisch eline ej gözüm ol jari gör
Hemneschin olmusch oturmusch jar ilen agjari gör
Od ve su toprak ve jeldir tschunki isbati numuñ
Özine nisbet kajirmisch adami huschijari gör

d. h.:

O Auge! sieh die Holde, die eine Pfeife in die Hand genommen,
O sieh doch, wie Freund und Nebenbuhler sich traulich zu mir gesetzt,
Feuer und Wasser, Erde und Wind sind deren Beweise,
O sieh die Nüchternheit, die der Mensch sich zum Muster genommen!

3. Warsaki.

Dschanimde bugün dschanile dschanan birikibdir
Hemdem oluban derdile derman birikibdir
Ben rütbei fanus oluban wadi' aschkde
Jandirdi beni nale we figan birikibdir

d. h.:

Heute hat bei mir sich Seele und Liebe vereint,
Sich befreundend haben Schmerz und Heilmittel sich vereint.
Ich ward eine Fackel im Thale der Liebe,
Sie entzündete mich, Klag' und Seufzer haben sich vereint.

Wie aus diesem Texte ersichtlich, ist die Sprache dieser in Azerbaidschan stark verbreiteten Verse von dem Osmanischen fast gar nicht verschieden, mit Ausnahme etwa einiger Lautdifferenzen und des Wortes وارساقی Warsaki[1] = Gedicht, Ghazel, welches nur im Osttürkischen vorkommt.

Was nun die letzterwähnte Poesie, nämlich die epische Sammlung der Lieder des zugleich Nationalhelden und Nationalbarden Köroglu anbelangt, so habe ich dieselben von der Turkomanensteppe bis ans Mittelländische Meer in der verschiedensten Weise singen hören, indem Köroglu bald als Schiite, bald als Sunnite gefeiert wird, bald als Steppensohn, bald im Dienste des Schah, bald wieder als Kämpe der Sultane von Konstantinopel, aber

[1] Budagow versucht dieses Wort, das ihm zuerst durch meine „Çagataischen Sprachstudien" bekannt geworden, vom Persischen وزن und سنگ = Gleichgewicht abzuleiten. Ich kann dieser Etymologie nicht beistimmen, obwol ich es ebenfalls für ein Lehnwort halte. Warsaki kommt übrigens schon bei Newai vor.

immer als Prototyp des Urtürkenthums und als wahrer Repräsentant des turanischen Heldensinns auftritt. Dass der Grundstoff dieser Heldensage, die Chodzko[1] bezüglich der Verbreitung mit Recht dem Schahnameh zur Seite stellt, vom gemeinsamen Stamme der nach dem Westen gezogenen Türken schon aus der Steppenheimat mitgebracht worden sei, steht ausser allem Zweifel. Sie stammt keinesfalls aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie Chodzko annimmt, denn Köroglu ist auch bei Özbegen und Turkomanen in Chiwa, bei den Kazaken am Aralsee und im Nordosten des Kaspisees stark verbreitet, ja die neuere ähnliche Composition „Ahmed Jusuf", von welcher ich Probestücke in meinen „Cagataischen Sprachstudien" gebracht habe, scheinen nur dem Köroglu nachgebildet worden zu sein. In sprachlicher Beziehung ist die vom mittlern Oxus bis nach Syrien hin bei den Türken stark verbreitete Heldensage wol nur von geringem Werthe, doch um so wichtiger ist sie vom Gesichtspunkte der Nationalcharakteristik, und die Herausgabe des von Chodzko gesammelten Textes wäre für einen angehenden Turkologen eine um so lohnendere Arbeit, da der sonst verdienstvolle Orientalist diese Dichtungen viel zu frei und nicht immer richtig übersetzt hat. Dies wird aus dem S. 521 gebrachten Originaltexte ersichtlich, den wir nach unserer Uebersetzung hier mittheilen wollen. Diese arabisch schlecht transscribirten Originalstücke beziehen sich auf den Grauschimmel (Kirat) des Helden und lauten folgendermassen:

1.

Kiratsiz dünjalar sana haramdir
Inan Köroglu!
Kirat ki elinden gitti
Wur baschini Köroglu!
Kirati Allahdan iste
Kiratim kujrugi güldeste

d. h.:

Ohne Kirat musst du diese Welt meiden,
O glaube es, Köroglu!

[1] Specimens of the popular poetry of Persia as found in the adventures and improvisation of Kurroglu, the bandit-minstrel of Northern Persia, and in the songs of the people inhabiting the shores of the Caspian Sea, by Alexander Chodzko (London 1842), S. 4.

Kirat ist deinen Händen entnommen
Zerschlage den Kopf dir, o Köroglu!
Kirat kannst du nur von Gott dir erbitten
Kirat, dessen Schweif ein wahrer Rosenstrauss.

2.

Turkistan ilinde eli saldigim
Ümrüm nen besledigim Kirat gel!
Sen düschmenin bir Tekkenin elinde
Ümrüm nen besledigim Kirat gel!
Bir Batman demirden tschektim demini
Adschuklan ütsch gün jemez jemini,
Kirk agatschdan bilindirmez nemini
Ümrüm nen besledigim Kirat gel!

d. h.:

O du, den ich in Turkestan bekommen,
Den ich mit meinem Leben genährt, o Kirat, komm!
Du, der du in die Hand eines feindlichen Tekke gerathen,
Den ich mit meinem Leben genährt, o Kirat, komm!
O du, dessen Zaum einen Centner schwer,
Der drei Tage hungernd, ohne Futter bleibt,
An dem man den vierzig Meilen langen Marsch nicht kennt,
Den ich mit meinem Leben genährt, o Kirat, komm!

Neben diesen Liedern des Köroglu gibt es noch Hochzeitsgesänge, Weltgesänge, Parabeln und Sprüche, die im Munde der Iranischen Türken leben, und die insgesammt auf turkomanischen, respective centralasiatischen Ursprung zurückzuführen sind, denn so wie der iranische Einfluss auf das Physikum stets nur von äusserlicher Wirkung gewesen, ebenso hat die jahrhundertealte persische Lehrerschaft auf das Sittengemälde und auf die Denkungsweise nur oberflächlich zu wirken vermocht. Trotz all der bittern Feindschaft zwischen schiitischen Türken und ihren sunnitischen Brüdern im Nordosten, trotz all des grenzenlosen Fanatismus, welcher diese beiden Sekten seit 400 Jahren zerfleischt, steht der Iranische Türke dennoch viel näher zu seinen mittelasiatischen Stammesgenossen als der Osmane. Er wird daher von letztern wegen seiner Rauheit in Sprache und Sitten bekrittelt und verspottet, doch braucht er dessen sich nicht zu schämen, denn in rein ethnischer Beziehung ist er seinem Ursprunge treu geblieben, was vom Osmanen wol nicht behauptet werden kann. Allerdings hat der iranische Cultureinfluss auf die Sitten und auf die Denkungsart auch verfeinernd gewirkt, und namentlich ist dies in

manchen Volksdichtungen zu bemerken, bei welchen die primitive Natur der schlichten türkischen Muse mit iranischer Kunst gepaart, reizende Compositionen geschaffen hat, wie z. B. die folgende:[1]

Text.

1. Aj dolanir batmaka
Juchum gelir jatmaka
Ellerimi ögrenibdir
Memelerni ojnatmaka.

2. Aj dögülüm, ildizim
Gelin dögülüm, kizim
Kapuda duran oglan
Gel itscheri jalkizim.

3. Araktschini jan kojar
Götörüb o jan kojar
Bir öpüschdün ötürü
Üregime kan kojar.

4. Bu dagnñ o jüzünde
Dschiran otar düzünde
Men jarimi tanirem
Koscha hal war üzünde.

Uebersetzung.

1. Der Mond bewegt im Kreise sich, um unterzugehen,
Ich bin schläfrig und möchte gern schlafen gehen.
Meine Hände die haben es erlernt,
Deine Brüste tanzen zu lassen.

2. Ich bin kein Mond, ich bin ein Stern,
Ich bin keine Braut, bin eine Jungfer nur;
O Jüngling, der du am Thore stehst,
Komm herein, ich bin allein!

3. Das Käppchen hat sie seitwärts aufgesetzt
Und legt es schelmisch bald auf die andere Seite hin;
Ach, ob eines einzelnen Kusses,
Hat sie das Herz in Blut mir gebadet.

[1] Dieses Gedicht und manche andere Notizen über die Azerbaidschaner verdanke ich meinem ausgezeichneten Freunde Herrn Emil Bernay, französischen Consul in Tebris, einem Mann von seltener Bildung, der über Land und Leute in Persien so viel Erfahrungen gesammelt hat, wie vielleicht kein zweiter Europäer der Gegenwart.

4. Das Muttermal auf deinem Gesicht
Gleicht der auf der Steppe weidenden Gazelle,
Ja ich kenne meine Holde genau,
Denn ein Doppelmal hat sie im Gesicht.

Bezüglich der Zahlenverhältnisse der Iranischen Türken wird es dem Leser einleuchten müssen, dass hier, in Anbetracht des absoluten Mangels an statistischen Daten im eigentlichen Iran, wo eine Volkszählung bisher weder unternommen, ja auch nicht einmal versucht worden ist, nur von den unter russischer Verwaltung befindlichen Türken in Transkaukasien die Rede sein kann. Nach den neuesten Angaben des Herrn N. von Seidlitz[1] beträgt die Zahl der Iranischen Türken:

im Daghestan		19700
„ Gouvernement Baku		304800
„ „ Jelisawetpol . .		357900
„ „ Eriwan. . . .		213900
„ „ Tiflis		63700
„ Bezirk Sokatal		15700
	Summa:	975700

folglich nahezu eine Million Seelen, wozu selbstverständlich die in religiöser und nationaler Beziehung mit den Azerbaidschanern engverwandten Karapapak = d. h. Schwarzmützen, eine halbnomadische Bevölkerung zwischen Alexandropol und Kars, ungefähr 6500 Seelen stark, so wie die Terekme, bei N. von Seidlitz fälschlich Tarakama genannt, mit eingerechnet sind. Diese Terekme, in numerischer Beziehung zum mindesten so stark wie die Karapapak, treiben sich zwischen Achalzich und Alexandropol herum, dehnen aber ihre Streifzüge oft bis in das Gebiet der ottomanischen Kurden aus, und gehörten ehedem zu den gefürchtesten Raubrittern dieser Gegend. Wie aus ihrem Namen (Terekme, richtiger Terakeme تراكمه, der arabische Plural von تركمان Turkman) ersichtlich, sind sie Turkomanen von Ursprung, die vor nicht langer Zeit, etwa im vergangenen Jahrhundert, in den südwestlichen Kaukasus verschlagen wurden und je nach den Umständen bald die russische, bald die persische Botmässigkeit anerkannten. Ihren turkomanischen Ursprung bekundet erstens ihre Sprache, die stark an die Mundart der Jomuten erinnert, zweitens ihre

[1] Russische Revue, X. Jahrg., 8. Heft.

Religion, da sie zum grössten Theile sich noch heute zur sunnitischen Sekte bekennen, trotzdem sie überall von Schiiten umgeben sind. In ihrem Physikum gleichen die Terekmes den Turkomanen um Diarbekr herum.

Was nun das Zahlenverhältniss der auf iranischem Gebiete lebenden Türken anbelangt, so stehen uns allerdings nur sehr vage Muthmaassungen zur Verfügung, doch sind dies Muthmaassungen, die von der Geschichte und von den herrschenden Principien in den ethnischen Configurationen ihre Berechtigung finden. Es ist nämlich ausser allen Zweifel gestellt, dass in der nördlichen Hälfte Irans, vom Einfall der Mongolen bis zur Gegenwart, das türkische Element vorherrschend gewesen, wenngleich die Hauptstädte Chorasans, wie Meschhed, Nischabur, Sebzewar u. s. w., ihren iranischen Charakter zu bewahren gewusst haben. Diese Wahrnehmung hat schon Chardin im 17. Jahrhundert gemacht, und selbst die italienischen Reisenden des 15. und 16. Jahrhunderts[1] lassen in ihren Berichten Aehnliches merken, und da dies bis in die Gegenwart so geblieben ist, so glauben wir keinesfalls zu irren, wenn wir die Gesammtzahl der Türken in Iran, wozu der König sammt Familie gehört, auf 2 Millionen, oder unter Hinzurechnung der kaukasischen Azerbaidschaner auf 3 Millionen Seelen veranschlagen.

[1] Vgl. folgende werthvolle Publicationen der Hakluyt Society: *a*) A Narrative of Italian Travels in Persia in the 15th and 16th Century; *b*) Travels to Tana and Persia by J. Barbaro and A. Contarini (London 1873).

Osmanen.

1.

Diese zumeist nach dem Westen vorgeschobene Fraction des Türkenvolkes, in welcher das Abendland zuerst den Türken kennen gelernt, gehört dem ural-altaischen Volksstamme eigentlich nur dem Namen, nicht aber dem Wesen nach an, denn für den Ethnographen repräsentirt der heutige Osmane einen solchen Menschen, in dessen Adern ein verschwindend kleiner Theil türkischen Blutes fliesst, dessen Physikum auch nicht die geringste Spur des typischen Türken aufweist, und dessen türkische Nationalität daher eigentlich nur im politischen Sinne des Wortes zu nehmen ist. Dort, wo wir eine politische und keine ethnische Nation vor uns haben, kann die ethnologische Forschung nur auf dem Gebiete der politischen Geschichte sich bewegen, indem wir vor allem jene geschichtlichen Begebenheiten kennen müssen, aus welchen die in Frage stehende Gesellschaft als ein gemeinsamer politischer Körper hervorgegangen und als politische Nation sich constituirt hat. Bei den Osmanen müsste als Ausgangspunkt unserer hierauf bezüglichen Forschungen jener Zeitpunkt genommen werden, in welchem Er-tograul, richtiger sein Sohn Osman, den Grund zum spätern osmanischen Staate gelegt hatte. In diesem Falle würden wir die Urssprungsgeschichte des ottomanischen Staates am richtigen Punkte begonnen haben; doch da wir angesichts unserer ethnologischen Aufgabe uns nicht mit Osmanen, sondern mit Türken beschäftigen, d. h. nicht den Beginn des osmanischen Staats, sondern das erste Auftreten der Türken in Kleinasien vor Augen haben, so müssen wir um circa 200 Jahre in der Geschichte zurückgreifen und das Erscheinen der Seldschukiden als jenen Zeitpunkt betrachten, in welchem das türkische Volkselement in grössern Massen auf den Gefilden Ar-

meniens, Anatoliens und Nordsyriens zuerst seinen Einzug hielt, wobei wir selbstverständlich die auf müssigen Combinationen beruhenden Hypothesen vom Vorhandensein der Türken in Kleinasien noch im vergangenen Jahrtausend ganz ausser Acht lassen wollen.

Was die orientalischen Geschichtsquellen über die Stammesverhältnisse und über die frühere Heimat der unter Anführung Seldschuk's auf die Bühne der Begebenheiten nach Westasien gelangten Türken berichten, ist viel zu unbestimmt, theils zu sehr fragmentarisch, um uns als Leuchte in der Dunkelheit dienen zu können. Mirchond bezeichnet, auf die Autorität des Melik-Namch (Königsbuch) gestützt, das Deschti-Khazar (Khazarensteppe), d. h. die nordöstlichen Regionen des Kaspisees, als den Ort, aus welchem diese Türken hervorgegangen, und führt des weitern die Umgebung von Dschend im Norden Bocharas an, von wo aus Seldschuk seinen Marsch gegen Samarkand gerichtet.[1] Neben diesen örtlichen Angaben finden wir bei den meisten orientalischen Schriftstellern die seldschukischen Türken als den Oguzen angehörig dargestellt, einem türkischen Volksstamme, von dem schon früher die Rede gewesen, und dessen Identität mit den im vorgeschichtlichen Zeitalter zuerst nach dem Westen gezogenen Türken wir ausser Zweifel gesetzt.[2] Diese in historischer Beziehung noch unsichern Andeutungen im Verein mit der sprachlichen Evidenz des seldschukischen Dialekts berechtigen uns dennoch zur Annahme, dass das Gros der Türken, die sich unter Seldschuk und seinen Nachkommen über Nordpersien nach Kleinasien ergoss, die nächsten Anverwandten, ja die leiblichen Brüder der heutigen Turkomanen waren, der Turkomanen, die, wie wir an anderer Stelle schon nachgewiesen, im 11. Jahrhundert und noch früher das Steppengebiet am Nordosten des Kaspisees bis zur Wolga innehatten, deren Hauptmassen unter dem generischen Namen Seldschuk mittels einer Diversion über das Samanidenreich am Oxus im iranischen Culturrayon gelangten und von da weiter auf Veranlassung der Chalifen von Bagdad ins Byzantinische Reich einfielen. Es war dies namentlich Kutulmusch, ein Enkel Seldschuk's, nach

[1] Vgl. Mirchondi Historia Seldschukidarum. Persice edidit Dr. J. A. Vullers (Giessen 1837), S. 4.

[2] Vgl. S. 386.

Neschri's Angabe der früher erwähnte Kök Alp-Chan (= Fürst Grünheld), der 170 Jahre vor dem Auftreten Dschengis-Chans nach Armenien hinzog. Als nun Sintai Bahadur Persien überfiel, flüchtete Suleiman, der Sohn Kök Alp's, nach Rum und nomadisirte mit 50000 Wanderfamilien in den Bergen zwischen Erzerum und Erzingian, bis sie endlich in Ermangelung von Weideplätzen auf der Suche nach einer bessern Heimat gegen Osten zu wenden sich genöthigt sahen. Auf diesem Wege nun starb Suleiman eines plötzlichen Todes, bei Dschaabar an den Grenzen Syriens am Ufer des Euphrat, und der Ort, wo er begraben wurde, hiess noch zur Zeit Neschri's Mezari-Türk (das Türkengrab). Suleiman hinterliess vier Söhne: Sonkar-tigin, Güntogdu, Er-toghrul und Dundar[1], von denen die beiden letztern mit 400 Familien nach Sürmeli am obern Euphrat sich begaben, während die übrigen theils in die Wüste von Syrien sich zurückzogen, deren Nachkommen noch heute als Turkomanen sich dort aufhalten, theils aber nach Osten hin sich gewendet hatten. Von Er-toghrul speciell wird berichtet, dass er infolge der Dienste, die er dem von den Mongolen hart bedrängten Sultan Ala-eddin geleistet, mit dem Bezirke von Kardscha-Dag (der Rehberg)[2] belehnt worden; er war es, der den Grundstein zur osmanischen Herrschaft gelegt, obwol die Dynastie und das Staatsgebäude nach seinem Sohne Osman benannt worden war.

Wenn wir daher das erste Auftreten der eigentlichen osmanischen Türken unter Suleiman Schah auf das Jahr 611 (1214) oder auf 616 (1219) setzen, so darf doch nicht übersehen werden, dass andere, d. h. seldschukische Türken schon unter Toghrul Beg, dem Enkel Seldschuk's, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Kleinasien einfielen und unter der Regierung Alp Arslan's nach einem über Romanus Diogenes erfochtenen glänzenden

---

[1] Diese Namen werden zumeist falsch geschrieben. سنقور soll richtiger Schonkar = Falke, ار طغرول Er-toghrul = der Männerzerstückler heissen. Gün-togdu = Sonnenaufgang ist auch der Name eines uigurischen Prinzen, wie aus dem Kudatku Bilik ersichtlich ist.

[2] Karadscha wird bei Zinkeisen (Geschichte des Osmanischen Reiches, I, 61) fälschlich mit Schwarzenberg übersetzt, in welchen Fehler auch Nöldeke in seiner Uebersetzung von Neschri verfällt, wo wir (Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XIII, 193) قراجه = Schwarzburgen lesen, während och karadscha auf türkisch Reh heisst.

Sieg sich daselbst festgesetzt hatten. Es waren dies allerdings nur Nomadenheere, richtiger militärische Colonien, die von Kriegslust gegen die Kafirs im fernen Westen des damals gigantischen Seldschukenreiches, von Habsucht und Beute geleitet, auf den Gefilden von Konia (Ikonium), Kaisarijeh (Cäsarea) und Isnik (Nicäa) sich eingefunden hatten; Abenteurer, die bald mit den abendländischen Rittern des Kreuzes, bald mit den Byzantinern sich gemessen hatten, bald wieder untereinander im Bruderkampfe nach echt turkomanischer Sitte ihre Schwerter erprobten und die lieben Gewohnheiten des Steppenlebens eine geraume Zeit auf dem classischen Boden Anatoliens fortsetzten; geradeso wie dies Jahrhunderte später ihre Blutsverwandten, die Özbegen, in den Oxusländern thaten. Die mit Recht gerühmte Glanzperiode der Seldschukiden in Persien hatte weder auf die Türken in Iran und noch weniger auf deren Brüder im Westen irgendeine Spur zurückgelassen; sie gefielen sich am besten im rauhen Handwerke des Krieges, und nach anderseitigen Beispielen zu urtheilen kann man die Behauptung wagen, dass während der ganzen Periode der seldschukisch-türkischen Herrschaft über Kleinasien das eigentlich türkische Element nur in Waffen und unter Zelten geblieben, nur mit Viehzucht sich beschäftigte und den Ackerbau theils den in den Kriegen gemachten Sklaven, theils den griechischen und armenischen Einwohnern des Landes überlassen hatte. Was das türkische Element Anatoliens in dieser Lebensweise bekräftigte, das war einerseits die tiefe Kluft der Religion, durch welche sie von den sesshaften Autochthonen getrennt waren, sodass sie von ihnen in Cultursachen und in der Weltanschauung sich nicht so leicht unterrichten liessen, andererseits aber der stete Zufluss nomadischer Stammesbrüder aus dem Osten, unter welchen die mit Suleiman Schah gekommenen und später Osmanen genannten Türken keinesfalls die einzigen und letzten waren. Nach der schon in der frühesten Periode der osmanischen Geschichte bestandenen Turkisirung der griechischen Städtenamen zu urtheilen, scheint der türkische Spracheinfluss in Anatolien früh genug verbreitet gewesen zu sein, doch hat die eigentliche Turkisirung nur dann erst ihren Anfang genommen, als nach dem Verfall der Seldschukiden auf die im Anfang des 14. Jahrhunderts existirenden zehn türkischen Oligarchen [1] die Alleinherrschaft der Osmaniden gefolgt war, und

[1] Vgl. Zinkeisen, I, 56.

als nach einem beinahe 200jährigen Kampfe der griechischen Kaiser gegen das Türkenthum die Grundlage der griechischen Kirche und Nationalität stark erschüttert worden und der letzte Hoffnungsstrahl auf Befreiung von den rauhen Fremdlingen aus dem Osten gänzlich geschwunden war.

Leider geben uns weder die moslimischen noch die byzantinischen Geschichtschreiber jener Zeit auch nur den kleinsten Anhaltepunkt, um bezüglich der Art und Weise oder der Zeitdauer der Turkisirung Anatoliens sich nur einigermassen orientiren zu können, und jede hierauf bezügliche Hypothese beruht nur auf Folgerung von andern ähnlichen, uns besser bekannten Umgestaltungsprocessen. Im ganzen genommen waren es Armenier und Griechen, welche der Turkisirung am meisten ausgesetzt waren, während das semitische Element im Süden, die Kurden im Osten, und die Kaukasier im Norden nur als geringere und später angelangte Bestandtheile zu betrachten sind. Selbst bezüglich der ersterwähnten zwei christlichen Völkerschaften müssen wir bemerken, dass Gross- und Kleinarmenien, indem es theils wegen der mehr gebirgigen Natur seines Bodens, theils auch, weil es im Norden bis zur Kura an das in Sprache und Glauben verwandte starke ethnische Element sich anlehnen konnte, trotz der häufigen Einfälle grosser Türkenhaufen, der gewaltsamen Umgestaltung weniger zugänglich gewesen sind, als die griechische Einwohnerschaft des alten Mysiens, Bithyniens, Lydiens, Kariens, Phrygiens, Pamphyliens und Ciliciens, die im Verlauf von kaum hundert Jahren der Turkisirung mit riesigen Schritten entgegeneilten, und 1334 konnte Sanudo schon die Behauptung machen, dass im ganzen westlichen Kleinasien Philadelphia allein griechisch geblieben sei.[1] Unter den Ursachen dieser ausserordentlichen Erscheinung wollen wir in erster Reihe der traurigen politischen und religiösen Verwahrlosung erwähnen, in welcher Kleinasien unter der verkommenen Herrschaft von Byzanz zur Zeit des ersten Erscheinens der seldschukischen Türken sich befand. Die häufigen und schmählichen Niederlagen der kaiserlichen Heere, die schrecklichen Verheerungen der osmanischen Kriegshorden, vor denen der arme griechische Bauer sich theils in die festen Städte, theils gegen die See hin geflüchtet hatte, mussten auf die griechische Bevölkerung in hohem Maasse entmuthigend wirken, ebenso wie der

[1] Vgl. Dr. W. Heyd, Geschichte des Levantelhandels, I, 587.

nach den ersten Kreuzzügen stark erkaltende christliche Glaubenseifer den Ideen der orientalischen Geisteswelt den Weg zu den Gemüthern der Eroberten immer leichter und leichter gebahnt hatte. Was war denn auch die christliche Bildung Anatoliens im Vergleich zur aufkeimenden persischen Culturperiode unter den Seldschukiden, unter deren Aegide die altpersische Bildung die Fesseln der verhassten arabischen Geisteswelt zu brechen anfing und in Literatur und Kunst zu einem neuen Leben sich aufgerafft hatte? War es doch das Licht dieser Bildung, welches die Augen der frommen Kreuzfahrer aus Europa blendete! Kein Wunder daher, wenn der Grieche Anatoliens, nachdem er von Byzanz aus weder moralisch gekräftigt, noch materiell unterstützt worden, diesem Lichte um so leichter sich zuwendete und wenn er mit der Zeit auf die Herrschaft der Seldschukiden, und der ersten Osmaniden in Anatolien nicht mit jenem Schrecken und Grauen sah, wie dies in den darauffolgenden Jahrhunderten und in Europa der Fall war. Im alten Byzanz, im Centrum der oströmischen Bildungswelt erschien der Türke als barbarischer Heide und als Repräsentant des verabscheuten und gefürchteten Asiatismus, während er in den entfernten Provinzen Kleinasiens mit den imponirenden Waffen asiatischer Staats- und Militärkunst wenngleich nicht die Sympathie, doch die Achtung der vom Asiatismus stärker angehauchten christlichen Anatolier sich leichter verschaffen konnte.

Von den mit solchen Vortheilen erschienenen Türken hatten sich allerdings zuerst nur die Spitzen der Gesellschaft in den festen Städten niedergelassen und mit ihnen zugleich der Tross der Handwerker und Beamten, während auf dem an einzelne Häuptlinge als Lehngut vertheilten Lande die Feldarbeit ausschliesslich von den importirten Sklaven und besiegten Christen besorgt wurde. Es entstand ein unmittelbarer Einfluss auf die Massen, die, gar bald angelockt von den Privilegien, welche die Annahme des Islams gewährte, zum Glauben ihrer Herrscher übertraten, denn wie schwach es mit dem christlichen Glaubenseifer dieser Leute bestellt war, ist am besten dadurch bewiesen, dass selbst höhere griechische Offiziere, so z. B. der Statthalter von Chirmenkia, Namens Michail Köse[1], vom ehemaligen erbitterten Feinde zum Glaubensgenossen und eifrigen Parteigänger der Osmanen

[1] Köse heisst auf türkisch dünnbärtig, und dieses Epitheton ist besag-

wurden. Die zum Islam übergetretenen Griechen hatten allerdings eine Zeit lang ihre Sprache und Sitten bewahrt, und wir finden selbst heute noch moslimische Griechen, die in der Sprache Homer's den arabischen Propheten verherrlichen[1], doch wo das türkische Element stärker vertreten war, da war an einen längern und zähern Widerstand um so weniger zu denken, weil eigentlich erst nach dem Auftreten der Osmanen die gewaltsame Bekehrung grössere Dimensionen angenommen hatte, indem mit dem Siege dieser Dynastie die von den einzelnen türkischen Parteiführern früher gewährte Toleranz allmählich aufgehört hatte. Abgesehen daher von der Schaffung des Janitscharencorps, das bekanntlich aus jungen Christen bestand, waren es nicht so sehr die seldschukischen, sondern die osmanischen Herrscher, die das Werk der Turkisirung mit Energie und mit Erfolg betrieben, denn bei ihnen hatte die Idee einer Staatenbildung im Westen Asiens eine festere Form angenommen als bei den Nachkommen Seldschuk's, die in cultureller und politischer Beziehung immer an dem Osten hingen. Dadurch, dass ein Theil der griechischen Bevölkerung noch zur Zeit Osman's vor den verheerenden Einfällen der Türken zuerst an die Küste und von hier ins europäische Festland sich geflüchtet hatte, wurde das Innere Anatoliens stark entvölkert[2], und als diese Lücken später mittels gewaltsamer Ansiedelungen aus Europa und aus andern neuern Eroberungen der Osmanen ausgefüllt wurden, da konnte bei den neuangekommenen ethnischen Elementen nur die türkische Nationalität tonangebend werden — das Türkenthum, welches mit dem Islam gleichbedeutend war, und kraft der streng militärischen und hierarchischen Verfassung in auffallend kurzer Zeit nivellirend wirken musste.

Wäre das griechische Element Kleinasiens von seinen Glaubens- und Stammesgenossen im Westen nicht durch die See getrennt gewesen, und hätte es sich an die ununterbrochene Kette glaubensverwandter Elemente anlehnen können, wie dies in Grie-

---

tem Griechen von den Türken verliehen worden. Von Michail Köse ist später die einflussreiche osmanische Familie Mihaloglu (Michailssohn) entstanden.

[1] Solche Orte sind z. B. Isparta, im Bezirk von Adalia, deren griechische Einwohner nicht nur Mohammedaner, sondern fanatische Anhänger dieses Glaubens sind.

[2] Vgl. Zinkeisen, I, 80.

chenland der Fall gewesen, so hätten die Osmanen das Werk der Turkisirung gewiss nicht so leicht vollführen können. Dies beweist ferner das Schicksal der Slawen in Europa, die wol scharenweise dem Islam zuströmten, ja dessen eifrigste Verpflanzer in Ungarn wurden, und dennoch ihre ethnische Individualität und ihre Sprache intact zu bewahren im Stande waren, weil der türkische Einfluss an den nordwestlichen Gemarken des riesigen Reiches nicht so intensiv gewesen, und weil der Anprall der Janitscharen, die selbst nur Pseudotürken waren, auf die dichten Massen von Bulgaren und Bosniaken, die obendrein mit den kroatisch-slowenischen und serbischen Brüdern in Fühlung blieben, keinen entnationalisirenden Einfluss auszuüben vermocht hatte. In Anatolien war dies ganz anders. Hier war das Werk der ethnischen Umgestaltung schon durch die Seldschukiden zur Genüge vorbereitet, und als der Nationalkörper des Osmanenthums das erdenklichste Kunterbunt arischer und semitischer Rassen, als: Kurden, Perser, Araber, Abessynier, Sudaner, Cirkassier, Armenier, Lazen, Georgier u. s. w. in sich aufnahm, da musste das Griechenthum im wilden Chaos dieser zusammengewürfelten Völkerschaften gar bald untergehen, und es ist keine allzu kühne Hypothese, wenn wir annehmen, dass Anatolien schon am Ende des 14. Jahrhunderts in solchem Maasse turkisirt gewesen, wie wir es heute vor uns sehen. Aber auch in Europa hat die durch die Osmanen herbeigeführte ethnische Umgestaltung schon früh ihren Abschluss gefunden. Wenn man nämlich bis zum Ausbruch des letzten russisch-türkischen Krieges in der europäischen Türkei die Zahl der eigentlichen Türken auf 700000 veranschlagte, so kann man ganz getrost die Behauptung wagen, dass diese Zahl auch in der Vergangenheit nie grösser gewesen, weil über Adrianopel und Philippopel hinaus nur der Islam aber nicht das Türkenthum Wurzel zu fassen vermochte, da das Türkenthum in Europa sich nie heimisch gefühlt, daher mit Vorliebe auf asiatischem Boden verblieben war.

2.

Nach vorausgesandten Bemerkungen über den ersten Anfang und Verbreitung des Türkenthums in Kleinasien, wird es wol überflüssig sein hervorzuheben, dass wir in den Osmanen, diesem westlichsten Ringe der grossen türkischen Familienkette, von

der dem Türkenvolk eigenen physischen Charakteristik wol wenig zu suchen haben, ja, dass wir dieselben als eine solche Mischrasse betrachten müssen, bei welcher der ural-altaische Urtypus, auf den die fremd-ethnischen Elemente aufgepfropft wurden, sich schon dermassen verwischt hat, dass die einzelnen Repräsentanten dieses Volksstammes entweder als Arier und Semiten von reinem Schlage, oder als solche Mischtypen erscheinen, in denen wir nur äussert selten auf die eine oder andere Spur der primitiven ural-altaischen Rasse stossen werden. Abgesehen daher vom absoluten Mangel eines einheitlichen Typus, konnte man im höchsten Falle nur die markantern Spuren der Verschiedenheit registriren, und zwar jener Verschiedenheit, die mit Hinblick auf die ethnischen Gebiete des Alterthums in der zwischen Türken und den betreffenden Ariern und Semiten stattgefundenen Amalgamirung zu Tage tritt. Eine eingehendere Prüfung der physischen Erscheinung der Türken Kleinasiens wird uns nämlich die Ueberzeugung verschaffen, dass das Physikum der Osmanen, die auf dem Gebiete des alten Armeniens, namentlich von Kars angefangen bis nach Malatija und bis zum Karadschagebirge wohnen, vorherrschende Spuren des arischen, respective des kurdischen Typus an sich tragen. Ihre Gesichtsfarbe ist zumeist dunkel, und obwol von einer mehr gedrungenen Gestalt und von minder länglichen Gesichtszügen, d. h. fleischigern Backen, breiterm Stirnbein und Kinn, als die Kurden, ist es schwer zu verkennen, dass letztere es waren, welche hier als Basis zur ethnischen Umgestaltung gedient haben.

Aehnlicher Natur werden unsere Wahrnehmungen sein bei einem Vergleich der entlang der Nordgrenze Syriens wohnenden Osmanen mit dem Araber, denn ungeachtet des Unterschieds zwischen dem Beduinen und dem arabischen Stadtbewohner weichen die physischen Merkmale des letztern von dem des Osmanen im Norden Syriens wesentlich ab. Nur im eigentlichen Anatolien, d. h. in den Provinzen Aidin, Engürü, Konia, Kastamuni und Siwas, zeigt sich bei der Mehrzahl der osmanischen Bevölkerung ein gewissermassen einheitlicher Typus von unverkennbaren Spuren griechischer Grundlage, da hier die geringe Zahl der eingewanderten Türken in der überwiegenden Zahl der griechischen Urbevölkerung dermassen aufgegangen war, dass die heutige Gesammtheit, trotz der später dazu gelangten fremden Elemente, in den Einzelheiten der physischen Merkmale einen speciellen

griechisch-türkischen Mischtypus repräsentirt, in welchen selbstverständlich der Gräcismus in dem Maasse zunimmt, in welchem wir uns der Küste nähern. Was schliesslich die europäische Türkei anbelangt, so repräsentirt Stambul selbst das erdenklich bunteste Gemisch der vorderasiatischen, kaukasischen und griechisch-slawischen Typen, ein Gemisch, welchem nur die Eigenart der Tracht, der Kopfbedeckung, des rasirten Hauptes und des Bartes eine speciell osmanische, richtiger moslimische Charakteristik zu verleihen vermag. Es ist eigentlich nur die Phantasie, welche hier eine ethnographische Scheidewand aufstellt, denn der Osmane am Bosporus kann sofort in einen Griechen oder regelrechten europäischen Südländer umgestaltet werden, wenn man ihm in ein europäisches Costüm steckt und die orientalische Kopftracht mit einer europäischen vertauscht hat; eine Bemerkung, die auch auf die übrigen Osmanen der europäischen Türken passt, nur dass bei diesen der südslawische und albanesische Typus vorherrschend ist.

In ähnlicher Weise äussert sich hierüber Dr. Riegler[1], indem er behauptet, dass „der Original-Osmanli im Laufe der Jahrhunderte vielfache Kreuzungen eingegangen, welche in der Mehrzahl derselben den Typus so verwischten, dass man die alten Charaktere seiner physischen Bildung schwer oder gar nicht mehr nachweisen kann . . ., daher begegnet man derzeit unter Türken Wesen von dem hässlichen affenartigen Gesichtsschnitt in stufenweiser Erhebung und Veredelung bis zu zarter feiner Gesichtsbildung mit sphärischem Schädelbau, zart gebauter Hirnschale, erhobener Stirn, grossem Gesichtswinkel, schön geformter Nase, quer stehenden, üppig bewimperten, schwellenden Lidern, kleinern lebhaften Augen, aufwärts gebogenem Kinn, zartem Knochen- und Muskelbau, schwarzem, leicht gekraustem Haarwuchs; jedoch gibt es auch blonde und rothhaarige Türken."

Eine Ausnahme, aber eine verhältnissmässig geringe Ausnahme machen hiervon die ganz- oder halbnomadischen Türken Kleinasiens, die unter den Namen Jürük, Türkmen oder Götschebe, auch Götschemen bekannt sind und hauptsächlich in den Districten von Aidin, Marasch und Diarbekr sich herum-

[1] Die Türkei und deren Bewohner, in ihren naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhältnissen von Dr. Lorenz Riegler (Wien 1852), I, 149—50.

treiben, obwol sie andererseits den ganzen südwestlichen Theil Kleinasiens, ja zuweilen bis nach Amasia und Engürü, durch ihre Räubereien unsicher machen.[1] Diese Verschiedenheit der Benennung hat die europäischen Geographen bisweilen irregeleitet, indem sie in diesem zwei oder drei besondere Völkerfragmente vermuthet haben; und die Jürüken für Nomaden, die Turkomanen hingegen nur für Halbnomaden halten; doch ist dem nicht so, denn jürük und götschebe sind nur Synonyme für den Begriff Wanderer, Nomade[2], und sind selbstverständlich diesen unverbesserlichen Türken von ihren sesshaft gewordenen Brüdern verliehen worden, denn sie selbst haben sich stets Türk oder Türkmen[3] genannt. Im 13. Jahrhundert und gewissermassen noch früher hat der ganze von Türken bewohnte Theil Kleinasiens den Namen Türkmenien geführt, wenigstens Marco Polo spricht (Kap. II) von den Gebieten Konias, Kaisarias und Siwas als von Turkmenien. Aehnliches thun auch Hayton und sonstige mittelalterliche Reisende, indem sie die Türkmen, der richtigen Wortbedeutung nach, als einen Sammelnamen auffassen, die Nation, nicht so sehr das Land, Türkmen heissen, dem einzelnen Individuum aber den Namen Türk[4] geben. Dieser alte und ganz correcte Sprachgebrauch hat sich auch so lange erhalten, bis irgendeine Fraction des westlichen Türkenvolkes sich niedergelassen und durch Amalgamirung fremder Elemente ihr primitives Türkenthum eingebüsst hat, wie dies aus dem gegenseitigen Verhältnisse zwischen Osmanen, Azerbaidschanern und den steppenbewohnenden Turkomanen noch heute der Fall ist.

Viel interessanter scheint uns aber die Frage, wie es gekommen, dass einzelne Türkenstämme bis in die Neuzeit dem Nomadenleben treu bleiben konnten, während ihre Brüder, von den Culturbewegungen allmählich fortgerissen, zur Sesshaftigkeit schon früh gezwungen worden sind. Die Geschichte gibt uns keine hierauf bezügliche positive Antwort. Wir haben gesehen, wie Neschri die Existenz der Turkomanen am Nordrande Syriens

---

[1] Vgl. Travels in Asia Minor von Rev. Henry J. van Lennep (London 1870), II, 294.

[2] Vgl. jürü = umherziehen, gehen, und götsch = aufbrechen, umherziehen.

[3] Vgl. den Ursprung dieses Wortes, S. 384.

[4] Vgl. Yule's Ausgabe von Marco Polo, I, 44.

erklärt; von derselben vagen Natur sind auch die Andeutungen Scherefeddin's, d. h. des Biographen Timur's, bezüglich der durch den Welteroberer gewaltsam übersiedelten Tataren aus der Umgebung von Diarbekr, aus denen eigentlich nur so viel hervorgeht, dass es unter den Osmanen im 14. Jahrhundert so wie heute Wanderstämme gegeben, eine Erscheinung, in der wir eine blosse Sache des Zufalls erblicken, indem einzelne Fragmente der seldschukischen und osmanischen Heere sich allmählich niedergelassen und, von den Stammesgenossen getrennt, nach Absorbirung der andern friedlichen Bevölkerung selbst sesshaft geworden sind, während die sogenannten Jürüken, Turkomanen und Götschebes aus unbekannten Gründen der sesshaften Lebensweise getrotzt und, wahrscheinlich von später nach Anatolien gelangten Türkenhaufen vermehrt, bis auf die Neuzeit unverbesserliche Wanderer oder Vagabunden geblieben sind. Dass diese Jürüken nun in physischer Beziehung mehr Spuren des echten Türkenthums aufzeigen als ihre sesshaften Brüder, die Osmanen, braucht wol kaum gesagt zu werden. Nach meinen allerdings nur beschränkten persönlichen Erfahrungen zu urtheilen — denn ich habe nur wenige Jürüken zu Gesicht bekommen — machen sie auf den ersten Anblick den Eindruck eines verwilderten, und im Vergleich zu den Osmanen eines mehr asiatisch aussehenden Menschen. Sie haben eine breitere Stirn, ein breiteres Kinn, der Kopf ist grösser, die Form des Auges etwas länglich, aber selten schräg, Bart und Haarfarbe vorwiegend braun und schwarz und der ganze Körperbau viel gedrungener als beim Osmanen. Sie gleichen mit einem Worte viel mehr den Azerbaidschanern, namentlich den sogenannten Terekme und Karapapak in Transkaukasien[1], sowie auch ihre Sprache in dialektischer Beziehung sich dem Azerbaidschanischen auffallend nähert, so z. B. der Gebrauch der harten Gutturale *ch*, *k* dort, wo der Osmane nur *k* oder *g* spricht, als auch in einer bedeutenden Anzahl von alttürkischen Wörtern, die im Osmanischen modernisirt oder durch arabisch-persische Lehnwörter ersetzt worden sind.

Wie stark die Zahl dieser Nomaden Kleinasiens sei, ist bei den kläglichen Zuständen türkischer Statistik leider kaum zu ergründen. Scherzer[2] gibt die Zahl der Jürüken im Districte von

[1] Vgl. S. 592.

[2] Vgl. Geographische Mittheilungen, 1874, S. 312.

Aidin auf 200000 Seelen an, während Ubicini, Baker und Andere die Gesammtzahl der Turkomanen, inclusive der Jürüken, um Smyrna auf 300000 veranschlagen. Gleich den übrigen Nomaden legen sie ein besonderes Gewicht auf ihre Eintheilung in Stämme, Zweige und Familien, und nach den mir vorliegenden Daten[2] halten in Aidin sich folgende Stämme auf: Selge-Kadschar, Keles-Kadschar, Kara-Tekkeli, Sari-Tekkeli, Satschi-Karali, Eski-Jürük, Farsach, Kizil-Ketscheli, Kara-Ketscheli, Khorgun, Burkhan, Jel-Aldi, Karin-Karali, Kara-Agatschli, Kirtisch, Ak-Daghli, Narindschali, Dschabar, Dasch-Ewli, Tschepni u. s. w. Bei diesen Familien- oder Clannamen ist es interessant wahrzunehmen, dass einige derselben, so Burkhan, Narindschali und Kirtisch[2], noch heute unter den Turkomanen vorkommen, während Kadschar, wie bekannt, der am Throne Persiens befindlichen Türkenfamilie gehört; ein Umstand, welcher den engern Nexus dieser Nomaden mit den Steppenbewohnern im Norden Persiens ausser allen Zweifel setzt. Uebrigens lebt diese Wanderung noch in der Tradition der Turkomanen selbst, da ich am Görgen seinerzeit erzählen hörte, „dass ein Theil ihrer Brüder vor alten Zeiten sich nach Rum (Westen) begeben hätte und noch heute beim Sultan in grossen Ehren stände". Es ist allerdings schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, den Zeitpunkt dieser Migration anzugeben, doch beruht unsere Annahme vom turkomanischen Ursprunge der Jürüken und Götschebes auf einer um so sichern Basis, denn Turkomanen waren, wie schon oft erwähnt, sämmtliche Angehörige Suleiman's und Ertogrul's, und der wesentliche Unterschied zwischen Osmanen und Jürüken besteht nur darin, dass erstere, durch Niederlassung und Amalgamirung mit den fremden Elementen in physischer Beziehung jeder Spur des nationalen Typus entkleidet, dem moslimischen Cultureinfluss stärker ausgesetzt waren als die mit ihren Heerden umherirrenden Stammesgenossen. An die Jürüken haben überdies bis zum 15. Jahrhundert und vielleicht auch gelegentlich der türkischen Feldzüge in Transkaukasien sich noch

---

[1] Diese Daten verdanke ich meinem Landsmanne Herrn Simon Stab, einem seit mehrern Decennien in Smyrna wohnenden Gutsbesitzer, dem ebenso gründlichen Kenner der Landessprachen als der ethnischen, wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse des Osmanischen Reiches.

[2] Bokan und Narindschali ist der Name eines Clans unter Jomuten, während Kirtisch, wenn ich nicht irre, bei den Saloren vorkommt.

frische Nomaden angeschlossen, daher sie denn auch in typischer und sprachlicher Beziehung sich reiner erhalten konnten. Einzelheiten aus ihrem Sittenleben sind mir nicht bekannt, doch stimmen ihre Hochzeitsgebräuche mit denen der Azerbaidschaner vollkommen überein. Merkwürdig bleibt es immerhin, dass ihre Zelte nicht die iranische, sondern die runde centralasiatische Form beibehalten[1] haben, und dass ihre Volkspoesie mehr der Production der Osttürken als der Westtürken gleicht.

Ganz anders verhält es sich mit den sogenannten Kizilbasch-Türken, die von einigen irrthümlich zu den Jürüken oder Türkmen gerechnet werden, denn es sind dies zumeist die Nachkommen solcher iranischer Türken aus Azerbaidschan und Transkaukasien, die während der Kriege der Pforte mit den Sefiden theils gewaltsam transportirt worden sind, theils freiwillig unter türkischen Schutz sich gestellt haben. Sie sind bis heute ihrem schiitischen Glauben treu geblieben und führen nur eine halbnomadische Existenz, da sie den Winter über in armseligen Hütten wohnen, und hier und da auch Ackerbau treiben. Die Jürüken sind von einem mehr ausgesprochenen nomadischen Charakter, denn ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, und nur die in der Provinz von Aidin lebenden geben mit dem Roden der Wälder und mit dem Holzhauen sich ab, weshalb sie den Beinamen Tachtadschi, d. h. Bretermann, führen, ein Name, der keine generische Bedeutung hat, wie zuweilen angenommen zu werden pflegt.

Andere kleinere Fractionen halb oder ganz nomadischer Türken sind die Afscharen im Anti-Taurus, die nach ihrer eigenen Tradition aus Chorasan stammen, und wahrscheinlich mit den dort noch heute lebenden Afscharen, aus deren Mitte Nadir-Schah hervorgegangen, verwandt sind. Sie hatten den Ruf kühner Wegelagerer, und sind selbst noch heute ganz wilde Kerle.[2] Ferner die Nogais um Adana herum, ehedem ungefähr 20000 Familien stark, die nach dem letzten Krimkriege aus Russland sich dort angesiedelt haben, heute aber nur noch 2000 Familien zählen.

Nach dem von Oberst Wilson entworfenen allerneuesten ethnographischen Bilde Anatoliens soll es mit Ausnahme der Nomaden

---

[1] Man vergleiche die Abbildung in van Lennep, a. a. O., II, 216.

[2] Vgl. Notes on the geography of Asia Minor made during journeys in 1879—82 by Col. Sir Charles Wilson. In den „Proceedings of the Royal Geographical Society", Juni 1884.

eigentlich gar keine Menschen türkischen Ursprungs in Kleinasien geben. Diese Behauptung ist jedoch nicht ganz gerechtfertigt, denn zugestanden, dass der ethnische Grundstoff der Ansässigen griechisch oder armenisch gewesen, so dürfte und könnte höchstens von einer Mischrasse die Rede sein, d. h. von Menschen, die aus der Kreuzung der Türken mit den vorgefundenen Autochthonen hervorgegangen sind; eine Mischung, zu welcher aber im Laufe der Zeit eine ganz beträchtliche Anzahl von Stocktürken sich gesellt hat; ja eine Mischung, der in gleichem Maasse die ethnische Bezeichnung „Türke" zusteht, wie wir z. B. Franzosen, Engländer, Russen, Magyaren, ja fast allen europäischen Völkern ihren betreffenden ethnischen Namen geben. Die Fluctuation in den ethnischen Zuständen Anatoliens dauert allerdings ununterbrochen fort und hat besonders in der Neuzeit durch den Zufluss kaukasischer, lazischer, rumelischer und bosnischer Elemente sogar zugenommen, doch existirt dessenungeachtet ein durch Stereotypie sich auszeichnendes Bild, dessen einzelne Züge schon viele hundert Jahre alt sind und weder verwischt noch ignorirt werden können. Es existirt nämlich ein unverkennbarer Typus localer Beschaffenheit, nach welchem, wie Wilson[1] richtig bemerkt, man den hellbraunen Galatiaer mit seinen blauen oder grauen Augen vom schwarzhaarigen Kappadocier mit dem schmalen Gesichte und der eigenthümlichen Nase sofort unterscheiden kann. Durch das seit undenklichen Zeiten bis heute fortbestehende Migrationsgelüste der jüngern Männerwelt, die häufig mit Frauen aus verschiedenen Gegenden heimkehrten, ist der Process der Rassenkreuzung noch immer im Fortgange begriffen, und es ist um so mehr zu bewundern, dass das vorher erwähnte stereotype Bild uns dennoch hier und da einen Einblick in die Entstehungsgeschichte dieses ethnischen Kunterbunts gestattet. Wie gewöhnlich wird auch hier das Licht durch die sprachlichen, richtiger dialektischen Verhältnisse verbreitet, und soweit dieselben bisher erforscht und bekannt geworden sind, können wir das vorhandene ansässige Türkenthum Kleinasiens in Kastamboler (nördlich), Chudawendkiarer (westlich) und Karamaner (südlich) eintheilen. Bei einem gegenseitigen Vergleiche der Dialekte dieser drei Districte wird es sich herausstellen, dass z. B. der ethnische Grundkern des ersten und zweiten vorwiegend, ja vielleicht ausschliesslich grie-

[1] A. a. O., S. 311.

chisch gewesen, während beim letztern die Majorität der elementaren Bestandtheile entschieden türkisch war. So wie der Grieche in der Türkei selbst heute noch das türkische *ö* und *ü* nicht auszusprechen vermag, und harte mit weichen Vocalen verwechselt, ebenso hören wir im Dialekte von Kastamuni[1] den Stocktürken noch heute bojuk, okuz u. s. w. statt böjük, öküz sprechen. ein Umstand, durch welchen der griechische Ursprung der fraglichen Türken am besten bewiesen ist. Ein anderer Umstand von ethnologischer Bedeutung ist ferner, dass es in diesen Dialekten, namentlich in dem von Karaman, eine beträchtliche Anzahl solcher Wörter gibt, die stark an das Türkische Centralasiens erinnern, d. i. ein Wortschatz, der dem entnationalisirenden Cultureinflusse der arabischen und persischen Literatur weniger ausgesetzt war als der Wortschatz der osmanischen Schrift- und Efendisprache, der mithin diese aus der alten Heimat mitgebrachten Denkmäler länger zu bewahren im Stande gewesen ist. Bis heute ist das Studium der türkischen Dialekte Kleinasiens noch nicht in genügender Weise gewürdigt worden, doch sobald dies geschehen, d. h. sobald die einzelnen Mundarten genau untersucht sein werden, wird das Verhältniss bezüglich der Qualität und Quantität der zu den Autochthonen Kleinasiens sich gesellenden türkischen Elemente sich leicht erklären lassen.

3.

Wenn wir sonach bei den osmanischen Türken aus vorerwähnten Gründen den einheitlichen Charakter des Physikums gänzlich verneinen, so kann dies keinesfalls mit Bezug auf sein Sittenleben, d. h. auf seine gesellschaftlichen und geistigen Eigenschaften behauptet werden. Die jahrhundertelang ununterbrochen thätige moslimische Cultur hat hier gleich vom Anbeginn eine solche Bildungswelt geschaffen, die, von der seldschukischen, und noch mehr von der osttürkischen verschieden, in solchem Maasse Form und Gestalt einer speciell westtürkischen oder osmanischen Bildung annahm, in welchem einerseits die klimatischen Verhältnisse der neuen Heimat, andererseits die zahlreich in den Nationalkörper aufgenommenen griechischen Elemente dem Geistesleben eine

[3] Vgl. Joseph von Thury's, „A kasztamuni-i török nyelvjárás", eine im Ungarischen erschienene Abhandlung über den türkischen Dialekt von Kastamuni (Budapest 1885).

neue Richtung geben mussten. Trotz der tiefen Kluft, welche Moslimen von Christen getrennt, haben erstere sich vergeblich bemüht, dem Cultureinflusse der Byzantiner sich zu entziehen. Solange die Gesellschaft im Zustande der nomadischen Krieger verharrte, konnten die Spitzen derselben, d. h. die Anführer der von den Seldschukiden und den ersten Osmaniden inaugurirten persisch-türkischen Geistesrichtung, von welcher Konia und später Brussa das Centrum geworden, ungestört verharren; mit dem Erscheinen der Türken auf europäischem Boden und beim massenhaften Zuströmen griechisch-christlicher Neophyten konnte jedoch das Grundgebäude der echt moslimisch-asiatischen Bildung nicht lange unversehrt bleiben. Die klimatischen Verhältnisse Anatoliens erheischten die Annahme zweckentsprechender Kleidung und Kost, auch in der Architektur gab der byzantinische und nicht der persisch-mittelasiatische Stil den Ausschlag, und die Fremdartigkeit der westlichen Glaubensgenossen hatte schon zur Zeit Timur's die östlichen Stammesgenossen dermassen überrascht, dass dieser Fürst Gärtner, Maurer, Goldarbeiter und sonstige Handwerker aus Rum (Westen) nach seiner Hauptstadt am Zerefschan gewaltsam transportirt hatte. Als ein hierauf bezügliches Beispiel sei hier die bei den Osmanen schon längst gebräuchliche kurze Jacke, Salta genannt, angeführt, ein Scheusal in den Augen des Befolgers der moslimischen Kleidergesetze, nach welchen man nur Aba, Dschubbe, Hirka und sonstige bis an die Knöchel reichende und die Contouren gewisser Körpertheile sorgsam verhüllende Oberkleider tragen soll. Ebenso verhält es sich mit dem Abrasiren des Bartes, eine von Sultan Selim I. eingeführte Sitte, an welcher die übrigen Mohammedaner und insbesondere die Türken Mittelasiens den grössten Anstoss finden, und die in den Augen der Rechtgläubigen geradezu für Apostasie angesehen wird. Diesen reihen sich noch andere Sitten und Gebräuche an, die nur dem griechisch-byzantinischen Einfluss zugeschrieben werden müssen.

Es sind drei Hauptströmungen, die im Sittenleben der osmanischen Türken sich nachweisen lassen. Die erste hat einen stark prononcirten persischen Charakter und reicht bis zum Erstarken des ottomanischen Staates, namentlich bis zur Eroberung Syriens. Während dieser Periode hat in der Literatur und im Alltagsleben der seldschukisch-iranische Einfluss sich Geltung verschafft, als dessen Ueberbleibsel unter anderm die Sitte, beim Eintritt in die Frühlingsäquinoctien sich gegenseitig mit Süssigkeiten zu beschenken,

zu betrachten ist; eine Sitte, die vom Noruzfeste herrührt und heute nur bei der höhern Gesellschaft üblich ist. Zu den persischen Reminiscenzen gehört der Fürstentitel Chan und Hünkiar, eine Abkürzung von Chudawendkiar, sowie die Vorliebe für persische Wörter und Redensarten, welche das erste Stadium der osmanischen Literatur kennzeichnet. In dem Maasse, wie die Osmanen das arabische Element sich unterwarfen, nimmt der arabische, richtiger moslimische Einfluss in der Sprache und im Sittenleben immer mehr und mehr zu. Die Gesellschaft nimmt einen streng moslimischen Zuschnitt an, und selbst in der Volkssprache werden die gebräuchlichsten Begriffe mit arabischen Worten wiedergegeben. Dies ist die zweite Periode der osmanischen Bildung, während die dritte mit dem Festsetzen in Europa ihren Anfang genommen. Zu jener Zeit war die obere Gesellschaft schon dermassen vom griechischen Elemente durchzogen, dass nicht nur in den Adern einzelner Grossvezire, sondern auch einflussreicher Ulemas hellenisches Blut geflossen war; hatte doch ein beträchtlicher Theil der byzantinischen Intelligenz an die Sieger sich angeschlossen, und nicht nur in der politischen Verwaltung, sondern selbst im kirchlichen Leben waren solche Institutionen und Würden entstanden, die mit dem eigentlichen Geiste der moslimisch-asiatischen Welt im Widerspruch standen und von den Mohammedanern im Osten als gesetzwidrig verpönt werden. Nur die Macht und das Ansehen, welches die Osmanen der Lehre des Propheten in Europa verschafften, haben es vermocht, diese Ueberschreitungen und sündigen Neuerungen in den Augen der Fanatiker im Osten zu beschönigen, im Grunde genommen aber haben Araber, Perser, Inder, Afghanen und Centralasiaten die Osmanen stets als solche Glaubensbrüder betrachtet, in deren Sitten und Gebräuchen sie immer genug des Fremdartigen und Ueberraschenden fanden, ohne dass sie von der Natur und den Ursachen dieser Divergenz sich Rechenschaft zu geben vermochten.

Angesichts der strammen Centralisation, welche Stambul, der Hauptsitz dieser Bildung, auf die entferntesten Provinzen des ottomanischen Kaiserreiches seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgeübt, darf es gar nicht wundernehmen, wenn dieses aus dem bunten Mosaik der Culturepochen verschiedener Völker bestehende Sittenbild sich ungehindert verbreitet und so viele Züge aus der nationalen alttürkischen Gesittung schon vernichtet hatte. Eine Gesellschaft, die im geborgten Prunke fremder Geisteserrungen-

schaften sich gefällt, wird selbstverständlich auf die einfachen und schlichten Momente ihrer eigenen und alten Bildung nur mit Geringschätzung blicken. In den Augen der Osmanen war daher das Türkenthum (türklük) schon im Anfang des 16. Jahrhunderts verächtlich, und der Begriff „grob, ungeschliffen" war identisch mit dem Epitheton „Türke und türkisch". Der Islam war von jeher und überall stark in seinen Tendenzen der Entnationalisirung, nirgends hat er aber mit grösserm Erfolg gewirkt als bei den osmanischen Türken. Wenn wir daher im Sittengebilde der heutigen Osmanen nach einzelnen Zügen der aus der Steppenheimat mitgebrachten Gebräuche forschen, so werden wir auf folgende spärliche Erinnerungen stossen. Im Innern Anatoliens, und namentlich bei den Türken von Tokat, Siwas und Engürü wird bei der Geburt das Kind noch immer mit Salz bestreut oder mit Fett geschmiert, wie bei den Kirgizen; auch die Art des Einwindelns ist dieselbe, nur dass die in Kindesnöthen liegende Frau nicht durch Flintenschüsse und sonstigen Lärm geängstigt wird, wie in Azerbaidschan oder auf der Steppe, wo man mit diesem infernalen Getöse die bösen Geister verscheuchen will. Beim Ceremoniell der Hochzeit begibt die junge Frau sich mit derselben Feierlichkeit ins Haus des jungen Mannes, doch nicht mehr zu Pferde, sondern in einer Sänfte, und wie unter den Kirgizen so ist auch hier der Schwiegertochter strengstens verboten, ihr Gesicht dem Schwiegervater zu zeigen oder ihn und die Schwäger beim Namen zu nennen. Sprüche und Gesänge der Hochzeit gleichen denen in Azerbaidschan, doch vom Kalim (Brautpreis) ist schon längst auch die leiseste Spur verschwunden. Im Hausgeräthe spielt der Kessel (kazan) noch immer die wichtige Rolle wie bei den Nomaden; bei den Janitscharen war er ein Gegenstand allgemeiner Verehrung, und so wie der Nomade Centralasiens sich hütet, im Zelte mit dem Rücken dem Kessel oder dem Herde zugewendet zu stehen, ebenso galt es in den Augen der Janitscharen als grösste Beleidigung, wenn jemand ohne Verbeugung vor dem Kessel des Corps (Bölük-kazani) vorübergegangen war. Auch die Vorliebe für das Waffenhandwerk und für das Pferd, besonders aber für die Viehzucht ist eine Erinnerung an die alte Lebensweise, und der durch und durch grăcisirte Osmane weidet in den Thälern Karamans noch immer dieselbe Schafgattung, die seine turkomanischen Vorfahren von den Ufern des Jaxartes und des Tedschend mitgebracht, und die

selbst nach sechs Jahrhunderten ihre Vorzüglichkeit nicht eingebüsst hat.[1]

Was aber im heutigen Osmanen besonders den Türken charakterisirt, das ist das Gesammtbild seiner moralischen Eigenschaften, aus welchem, trotz der stark hervortretenden Nuancen moslimischer Weltanschauung, die Grundfarbe der echt turko-tatarischen Lebensweisheit überall hervorleuchtet, und wo das Türkenthum über das heterogene Element der ethnischen Bestandtheile in unzweifelhafter Weise den Sieg davongetragen hat. Ob in seinen Gesichtszügen und im körperlichen Habitus dem Griechen, Armenier oder Cirkassier ähnlich, ob das bunteste Gemisch eines ethnischen Amalgams repräsentirend, wird der Osmane in seinem Blick und in seinem Auftreten, in seinen Gesticulationen und Manieren immer den Stocktürken verrathen. Er ist schwerfällig und behäbig, von eiskaltem Ernst und von einer Gesetztheit, die wir nur beim Zeltbewohner auf der Wüste Innerasiens antreffen. In dieser Eigenschaft ist der Türke mit zugestutztem Bart, im feinen europäischen Tuchrocke mit Glacéhandschuhen und Lackstiefeln seinem in grosse Pelzmütze und gestreiften Aladscha gekleideten dünnbärtigen, schiefäugigen, wildaussehenden Bruder bis aufs Haar ähnlich. Ohne von dem heissblütigen und leichtbeweglichen Griechen und Cirkassier zu sprechen, wird selbst der Araber, trotzdem er ebenfalls das Gepräge des islamischen Nirwanas in allen seinen Handlungen trägt, minder ernst und viel aufgeweckter erscheinen als der Osmanli, nach dessen Begriffen von Manneswürde und Tugend lachen, singen, springen, tanzen, schreien, sich eilen oder ereifern und besonders das Vielreden als höchst unschicklich bezeichnet oder gar verpönt ist. Mit dieser Auffassung Hand in Hand geht der echte Biedersinn und die Redlichkeit, worin der Osmane (ausgenommen die in Erbschaft des Byzantinismus getretene Efendiklasse Konstantinopels) in ganz Vorderasien und auch in Europa ohnegleichen dasteht. Das herrliche und entzückend schöne Bild eines anatolischen Landmannes, der fleissig seine Aecker bestellt, der mit Lammesgeduld alle Injurien einer verkommenen Beamtenklasse erträgt, der seit Jahr-

[1] Das Fleisch der Karamanschafe ist ebenso gut und schmackhaft wie das des mittelasiatischen Fettschwanzes. Die Dömbelli der Azerbaidschaner sind zwar von derselben Gattung, doch bei weitem nicht so gut, was ich eben der minder reichen Weide in Iran zuschreiben würde.

hunderten ohne Murren Gut und Blut für Fürst und Glauben opfert, der sanft und bescheiden am häuslichen Herde, auf dem Schlachtfelde den Ruf des „besten Soldaten der Welt“ sich erworben hat; ja das Bild dieses anatolischen Landmannes, der mit seiner Nüchternheit selbst dem auf seine Cultur so stolzen christlichen Abendländer zum Muster dienen kann, steht im moslimischen Asien unvergleichlich da, wenn wir vielleicht den biedern und grundehrlichen Özbegen Chiwas ausnehmen. Wie gern erinnere ich mich an die Gastfreundschaft, die ich auf meinen Reisen in Anatolien bei Türken genossen! Mit stiller und inniger Freundschaft empfangen, wird der Reisende mit Ehren überhäuft, was gut und theuer ist wird auf den Tisch gestellt, jung und alt ereifert sich, dem Gaste gefällig zu sein, und nur wenn man am nächsten Morgen das wohlgefütterte und gesattelte Pferd besteigt, tritt der Hausherr schüchtern mit der Frage heran: „Wer bist du, woher kommst du und wohin gehst du?“ Ein Entgelt für das Genossene anzubieten wird für die grösste Beleidigung gehalten.

In diesen und in andern vorzüglichen Eigenschaften ist der Türke Kleinasiens seinem Stamme treu geblieben, und dieser Turkismus war und ist es, den keine wie immer geartete Blutvermischung und kein fremder Cultureinfluss zu vernichten vermochten. Es ist dies um so mehr zu bewundern, da der Islam auf die Sprache und Literatur der Osmanen in solch zersetzender Weise gewirkt hat, wie wir dies bei keinem andern Zweige des Türkenvolkes wahrnehmen. Bei ihrem Erscheinen in Kleinasien bedienten die Osmanen sich noch jenes innerasiatischen Türkendialekts, welcher mit geringer Abweichung sämmtlichen vom Thien-Schan bis zum Ural wohnenden Türken eigen war, und der in vieler Beziehung mit dem Uigurischen verwandt gewesen ist. Dies lässt zich aus den damals üblichen Personennamen nachweisen, denn Urchan, Er-tograul, Güntokdi, Sari-Jajli, Turgut-Alp, Kongus-Alp, Aigir-Alp[1], Ai-togdi und die übrigen von

[1] Diese Namen sind uns von den mit arabischen Lettern geschriebenen Texten sehr oft fehlerhaft übermittelt worden. So z. B. steht صارى بالى sari bali statt صارى ياپلى Sari-Jajli = der gelbe Bogen, ار طغرول statt ار طغراول Er-tograul, ايغد الپ Ajgit-Alp statt Ajgir-Alp (ايغير Ajgir bedeutet nämlich Hengst und Ajgit ist gar nicht türkisch), سنقور sonkur statt schonkar (Falke) u. s. w.

den ersten osmanischen Geschichtsschreibern aufbewahrten alttürkischen Eigennamen kommen als solche im Kudatku Bilik und bei den Chronisten der Ghaznewiden ebenfalls als türkische Eigennamen vor. An Literaturproben aus jener frühen Periode des osmanischen Staates fehlt es uns wol gänzlich, denn die ältesten türkisch geschriebenen Geschichtswerke, wie das Tewarichi Ali-Seldschuk und die Geschichte Aaschik-paschazade's, datiren aus der Zeit Sultan Murad's II. und enthalten, obwol von den spätern Türken als kaba türktsche = grob türkisch verrufen, im Grunde genommen blutwenig, was auf höheres Alterthum Anspruch haben kann. Höchstens sind es einige heute ausser Gebrauch gerathene Worte, wie بوی boj = Geschlecht, اوڭ öñ = Lob, قات kat = bei, اولو ulu = gross u. s. w. oder einige grammatikalische Formen, die heute auffallen, denn sonst ist der Text minder türkisch als das heutige Azerbaidschanische, woraus sich schon auf eine bedeutende Umgestaltung schliessen lässt, sodass wir es ganz erklärlich finden, wenn der osmanische Dialekt schon im 15. und 16. Jahrhundert in der Schriftsprache sich jener ungeheuern Menge arabisch-persischer Lehnworte bediente, die bis in die Neuzeit ihm eigen war. Infolge dieses literarischen Vandalismus hat das fremde Lehngut selbst in der Form von Partikeln und bei den unentbehrlichsten Wörtern in der Volkssprache sich eingebürgert, und die Kluft zwischen der Sprache des Volkes und der des Gebildeten hatte sich derartig erweitert, dass Schreiber dieser Zeilen oft Zeuge war, wie in der Gesellschaft von Efendis irgendeine geheime Conversation geführt werden konnte, ohne dass die anwesenden türkischen Diener die türkische Sprache ihrer Herren verstanden hätten.

Dass unter solchen Verhältnissen von einer Volksliteratur keine Rede sein konnte, ist leicht verständlich. Die Lektüre der untersten Volksschicht Anatoliens besteht, ausser dem برکوی Birgewi und sonstigen Religionsschriften, zumeist aus den Dichtungen der Aaschik-Garib und aus den Erzählungen Hikjaet, der sogenannten Meddahs, die in der Composition wol schlicht und einfach, in der Sprache jedoch minder echt türkisch sind als die Umgangssprache der Bauern von Tokat, Siwas und Engürü, in sprachlichem Werth daher hinter die Literaturproben des azerbaidschanischen Dialekts zu stellen sind. Was den Inhalt dieser Volksdichtungen anbelangt, so ist das Sujet zumeist ähnlichen arabischen und persischen Compositionen entnommen und nur

ausnahmsweise wird irgendein nationaler Landstreicher vulgo Besche[1] verherrlicht; oder es gilt den Schwänken des Chodscha Nasreddin, dieses türkischen Eulenspiegels, während die kampflustige Jugend in den Erzählungen des Köroglu Vergnügen findet, der selbstverständlich hier als eifriger Sunnite debutirt und in Heldenthaten gegen die schiitischen Ketzer sich hervorthut. Wir müssen hier hervorheben, dass Tschamlu-Bel[2], die notorische Gebirgsscene der Heldenthaten Köroglu's, eigentlich in Kleinasien sich befindet, und dass der Eingang der Kurdischen Berge auf der Strasse von Erzerum nach Bajezid noch heute den Namen „Köroglu kapîsî", d. h. das Thor Köroglu's, führt.[3] Nur in den Volksliedern der Türken Anatoliens, zumeist vier- oder achtversigen Gedichten, hat der Stempel des türkischen Volksgeistes sich einigermassen erhalten; noch mehr aber in den Sprichwörtern und Parabeln, von denen viele so unverfälscht geblieben sind, dass sie bei den Turkomanen und bei den Özbegen Chiwas noch heute wortgetreu sich wiederfinden.

Die geringsten Spuren des eigentlich türkischen Nationalgeistes verrathen aber die sogenannten Scharkis, Volkslieder, richtiger Liebeslieder, die theils von Poeten herrühren, theils aber auch, von begabten Mitgliedern des Harems gedichtet, in den Volksmund übergehen, also im Grunde genommen nicht zu den poetischen Erzeugnissen des Volkes selbst gehören. Wörtlich bedeutet Scharki das Oestliche, das aus dem Osten kommende, eine allerdings charakteristische Anspielung auf Geist, Tendenz und Composition dieser Dichtungen, die ähnlichen Erzeugnissen der Araber und Perser nachgebildet, folglich orientalisch und nicht türkisch ist. Bei Zechgelagen werden diese Scharkis in Begleitung irgendeines Musikinstruments, wie Kanun (Psalter) und Keman (Geige), sonst aber bei den Taktschlägen eines Deff oder Dömbek (Halb- oder Ganztrommel) gesungen; letzteres ist zumeist bei tanzenden Mädchen der Fall. Die Musik selbst ist rein

[1] Besche ist eine Variante des türkischen Wortes Pascha und bedeutet Häuptling, von Basch = Kopf. Eine ähnliche Lautverschiebung ist auch in der Sprache der Tarandschis am Ili zu bemerken, die ebenfalls besch statt bascha sagen. Vgl. S. 345.

[2] Tschamlu-Bel (die Fichtenlinde) heisst die Gebirgskette, die in südwestlicher Richtung von Tokat hinläuft.

[3] Vgl. meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien (Pest 1867), S. 21.

orientalischen, d. h. persischen Ursprungs, denn alttürkische Weisen kommen nur noch bei den Jürüken vor, deren näselnd vorgetragene, melancholisch düstere Arien stark an die Gesangsweise der Turkomanen und Kirgizen erinnern. Dass demgemäss die Sprache dieser Scharkis von fremden, d. h. arabisch-persischen Wörtern wimmelt, braucht wol kaum gesagt zu werden, und trotzdem dieselben im Munde des Volkes leben, so sind einzelne seltenere Ausdrücke selbst heute noch unverständlich geblieben, und so manche Strophen werden nur maschinenmässig nachgesungen.

Wir wollen hier einige Proben dieser Scharkis folgen lassen:

1. Text.

Bir schuchi sitemkiar beni saldi jene derde
Kojdu schu benim baschimi bin türlü kederde
Tschün görmüsch idi didelerim wakti scherde
Bir misli melek zat peri dschinsi bescherde.

Refrain.

Ah! Handa dir ol nazeninim, gelmedi nerde!
Sewdim ne dejejim terk edemem chair ü scherde.

Uebersetzung.

Ein grausamer Schelm hat ins Elend mich gestürzt
Hat in tausend Ungemach mich geworfen,
Denn als mein Aug' in früher Morgenstunde sie gesehen,
Da schien sie ein Engel, ein Peri mir in menschlicher Gestalt.

Refrain.

Ach! wo ist sie, meine Schöne, wo denn, dass sie nicht gekommen?
Ich liebe sie, was nützt's, und kann in Glück und Unglück sie nicht verlassen!

2. Text.

Aschk chli maaschuk sewmez idi, tschün ajb olsa,
Bu derde dewa ejlejemez, bin tabib olsa
Aglar schu benim halima, bin gharib olsa
Bir gördü gözüm bir daha görmek nasib olsa.
Refrain u. s. w.

Uebersetzung.

Wäre es eine Schande, so würde der Liebe wol niemand fröhnen,
Denn es ist ein Uebel, das tausend Aerzte nicht heilen.
Weinend beklagt mein Zustand selbst der Fremden Schar,
Die ich einmal gesehen, o wäre das Wiedersehen mir nur noch einmal beschieden!
Refrain u. s. w.

3. Text.

Bülbül güle medschbur iken, gülzarini bekler,
Perwane dahi jammaga aschk narini bekler
Kul kendisinin wak'ida jarini bekler
Bir chaili zeman oldu göñül jarini bekler.
Refrain u. s. w,

Uebersetzung.

Die Nachtigall, die für die Rose schmachtet, sehnt nach der Rosenflur sich,
Der Falter, um zu verbrennen, sehnt nach der Liebesflamme sich,
Der Liebessklave sehnt im Traume nach der Theuern sich,
Und so sehnt mein Herz schon lange Zeit nach der Theuern sich.
Refrain u. s. w.

4. Text.

Kaschi-keman sin nu dschiwan
Dschan u dschihansin Alaman!
Sen raks ejle ej gülfidan!

Uebersetzung.

O holde Jungfer, bogengleich sind deine Brauen,
Leben und Welt bist du. Ach! Ach!
So tanze doch du mein Rosenzweig!

5. Text.

Bulunmaz sewdigim misli akranin,
Bir elmas pare durri danemi sen,
Hep alem esiri nalanin senin
Sen bir afet zemane mi sen?

Uebersetzung.

Meine Geliebte, du hast nicht deinesgleichen unter den Zeitgenossen,
Bist ein Stück Diamant oder Perle etwa du?
Wild klagt die Welt, die du in Fesseln geschlagen,
Bist ein bethörendes Wunder der Welt etwa du?

Allerdings gibt es ausser diesen Kunstproducten der Poesie auch hier und da namentlich unter den Jürüken und Turkomanen sowie unter der Landbevölkerung in Karaman einige originelle Volksdichtungen oder versificirte Erzählungen von Heldensagen oder Religionsgeschichten, doch wimmelt auch hier die Sprache von persisch-arabischen Brocken, und von der durch ihre Einfachheit anmuthenden Volkspoesie der Türken, die doch selbst unter

den iranischen Türken sich zu erhalten gewusst hat, sind hier fast keine Spuren mehr anzutreffen.

Die grösste Schwierigkeit, die der Ethnograph bei Beschreibung der osmanischen Türken antrifft, ist entschieden die Feststellung der numerischen Stärke dieses Volkes, eine Frage, deren Lösung von der türkischen Regierung bisher nie versucht worden ist, und die denn auch von den europäischen Schriftstellern über die Türkei nur auf Grund vager und unsicherer Informationen beantwortet werden konnte. Dies gilt besonders von der noch immer maassgebenden statistischen Angabe Ubicini's bezüglich der 14,020000 Türken des ottomanischen Kaiserstaates, einer Angabe, die der betreffende Reisende in Pfortenkreisen gehört, wo man über die Seelenzahl der Unterthanen türkischer Nationalität auch schon deshalb nicht unterrichtet sein konnte:

1) weil bisher keine regelrechte Volkszählung vorgenommen wurde;

2) weil man im besten Falle bei der Klassifikation der verschiedenen Unterthanen nur nach Religionsdifferenz und nicht nach Nationalitäten vorgehen würde, und

3) weil auf etwaige statistische Angaben in Anbetracht der aussergewöhnlichen Fluctuation der Bevölkerung kein Verlass sein kann. Unter diesen Fluctuationen verstehen wir die im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte stattgefundene Einwanderung der Türken und Tataren aus den an Russland abgetretenen Theilen der ehemaligen Türkei, eine Einwanderung, die bisweilen einen grössern Umfang angenommen und dem osmanischen Türkenthum jenen zeitweiligen Zuwachs verliehen, der in den vergangenen Zeiten der politischen Grösse es genährt und gekräftigt hat. Dies ist auch bezüglich der eingewanderten Tscherkessen der Fall, von denen allerdings bisweilen 75 Procent untergehen, der Rest aber, wie die Erfahrung lehrt, im Türkenthume aufgeht. Wenn wir daher die grosse Blutsteuer — denn die Armee besteht zumeist aus Türken — und die in erschreckender Weise zunehmende Verarmung der Türken Anatoliens in Betracht ziehen, so werden wir trotz des problematischen Gewinnstes der Einwanderug die oben erwähnte Zahlenangabe Ubicini's bedeutend herabsetzen müssen und etwa nur 10 Millionen Türken annehmen können.

Ob diese Zahl in der Vergangenheit, d. h. während der Glanzperiode der osmanischen Macht, viel grösser gewesen, kann blos vermuthet, aber nicht sichergestellt werden. Die Einverleibung

der heterogenen Völkerfragmente moslimischen Glaubens in das herrschende Element des osmanischen Türkenthums war seit dem Erstarken der Macht der ersten Osmaniden fortwährend im Zuge und mag zur Zeit eines Mohammed II. und Suleiman I. gewiss grössere Dimensionen angenommen haben, obwol die Grundbedingungen der Gesellschaft selbst damals nicht im Türkenthum, sondern im Islam ihre Hauptstütze fanden. Nur in der militärischen Verfassung und im Staatsleben hat das Türkenthum als belebender Geist gewirkt. Hier sind die Vorzüge jener Weltanschauung und jene glänzenden individuellen Eigenschaften, welche das echte Türkenthum charakterisiren, zu vollem Ausdruck gelangt, sodass auch hierdurch so ausserordentliche Resultate zu Tage gebracht wurden, die den Geschichtsforscher mit Recht in Verwunderung setzen. Wir können es nicht für eine Sache des blossen Zufalls halten, dass es einigen abenteuerlustigen Kriegern gelungen, mittels Waffengewalt ein Reich zu gründen, das in seiner Ausdehnung über drei Welttheile und in seinem Machtgebote über Völker verschiedener Zunge, Glauben und Farbe, selbst den römischen Staat während seiner Glanzperiode übertroffen hat. Nein! Der Erfolg ist hier in der Vereinigung der herrschenden Ansichten zweier Weltanschauungen zu suchen, denn so wie die Rassenkreuzung zur Veredelung und Vervollkommnung des Physikums beiträgt, ebenso hatte die Verschmelzung der moslimisch-asiatischen Civilisation mit der christlich-abendländischen Bildung einen in der That aussergewöhnlichen Erfolg erzeugen müssen. Die Osmanen, die von ihrer Steppenheimat die Tugenden des Ural-Altaiers, als Tapferkeit, Schlichtheit und patriarchalischen Sinn mitgebracht und das Jugendalter sozusagen unter der Aegide der moslimisch-persischen Bildung verlebt, sind bei ihrem Auftreten auf der Bühne der Weltbegebenheiten durch Absorbirung so vieler griechisch-slawischer Elemente dem Geiste der abendländischen Bildungswelt viel näher getreten, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Die leitende Rolle der Michail-Köse, Ewrenose, Sokolli und Ibrahime, die ihre christliche Abstammung und Erzeugung nie verleugnen konnten, und von denen einer sogar mythologische Statuen aus der Königsburg in Ofen nach Stambul transportirte, hatte im gesellschaftlichen und staatlichen Leben nicht spurlos vorübergehen können. Die Efendiklasse, d. h. die Beamtenwelt, oder die höhere Schicht der Gesellschaft, war schon zur Zeit Suleiman's I. so mancher Momente des

alttürkischen Charakters ledig, jenes türkischen Nationalcharakters, der zur Staatengründung befähigt, die Kunst der Staatenerhaltung aber nie besessen hat, und der selbst im besten Falle dem Andrange des zum Leben erwachenden europäischen Geistes nicht hätte widerstehen können. Während die in den vergangenen Jahrhunderten aus der mittelasiatischen *Officina gentium* gegen den Westen Asiens vorgedrungenen nomadischen Reiterhaufen nur in der Gestalt verheerender Orkane über die Culturländer des Morgenlandes hinwegstürmten, ohne eine bleibende Spur ihrer Macht zurückzulassen, ist es den Osmanen gelungen, mit Hülfe der einverleibten arischen Völkerelemente jenes gigantische Staatsgebäude zu errichten, das an Grösse selbst das römische Kaiserreich übertraf und das die vereinte Macht des christlichen Abendlandes nur nach einem jahrhundertelangen Kampfe zu Fall bringen konnte. Hätte das türkische Reich der Osmanen, anstatt der langwierigen Kämpfe mit Ungarn, Deutschen und Italienern, seine Aufmerksamkeit auf die Sammlung und Kräftigung der im Rücken gelassenen zerstreuten Verwandten türkischer Zunge verwendet und das Gesammtvolk der Türken, angefangen von Thien-Schan und dem Altai bis zur Krim und bis zur Donau, in seinen Interessenkreis hineinzuziehen vermocht, so wäre das jedenfalls die grösste Streitmacht, die je die Welt gesehen, und die verhängnissvollste Coalition gegen die abendländische Bildung geworden. Doch hierzu hat es den Osmanen an staatsmännischer Einsicht gefehlt; unter dem Einfluss des entnationalisirenden Islams hatten sie an ihre Brüder im Osten nie gedacht, ja dieselben kaum gekannt, und da die Osmanen, als die am weitesten nach dem Westen vorgeschobenen Posten des türkischen Nationalkörpers, vom Mutterlande abgeschnitten, durch geistige Communication und zeitweilige Nachschübe sich nicht zu kräftigen vermochten, so mussten die zur Staatenerhaltung unentbehrlichen Lichtseiten des Türkenthums auch allmählich schwinden, und mit dem Türkenthum musste auch das staatliche Ansehen und die Macht des Osmanenthums untergehen.

Wenn wir in den Osmanen daher dasjenige Türkenvolk sehen, das durch seine einstige politische Machtstellung den Glanz dieses ganzen Volksstammes am meisten erhöhte, so müssen wir andererseits in ihm wieder jenen Zweig der Türkenfamilie erkennen, dessen Geschicke sozusagen den Schlusspunkt in der weltgeschichtlichen Bedeutung dieses Volkes bilden. Wenn wir

nämlich die Gesammtzahl der Türken auf 24 Millionen rechnen, so werden wir finden, dass die Hälfte von ihnen der politischen Selbständigkeit verlustig ist, unter Führerschaft Russlands einer solchen Bildungswelt entgegengeführt wird, die mit dem Geiste der bisher angestrebten moslimischen Cultur im Widerspruch steht, daher auf einem solchen Wege sich befindet, der theils eine Absorption durch das Russenthum, theils wieder eine Stabilisirung der heutigen Bildungszustände, aber keinesfalls eine türkisch-nationale Entwickelung bezwecken wird. Nicht viel glänzender ist das Zukunftsbild der andern, heute noch in politischer Unabhängigkeit lebenden Fraction der Türken, da die von der europäischen Uebermacht hart bedrängten Osmanen und Azerbaidschaner, nachdem sie jahrhundertelang im Bann der moslimisch-asiatischen Weltanschauung gelegen, heute weder den Willen noch die Macht besitzen, sich aufzuraffen und durch Assimilirung an den alles überwältigenden Geist des Abendlandes sich vom Untergange zu retten. Ihnen steht das Los ihrer schon unter fremde Herrschaft gelangten Brüder bevor, und wie das Kleid auch immer aussehen mag, in welchem die Modernisirung und Europäisirung sich bei ihnen vollziehen wird, von türkisch-nationaler Farbe wird es keinesfalls sein.

Der Ethnograph des Türkenvolkes kann daher am Schlusse seiner Schilderung nicht die Bemerkung unterdrücken, dass er das Bild eines solchen Menschengeschlechts gezeichnet, das mit all der weltgeschichtlichen Bedeutung in der Vergangenheit, mit all den riesigen Umwälzungen, die es hervorgerufen, unfähig, seine nationale Existenz zu begründen, nun theils einer gänzlichen Vernichtung, theils einer wesentlichen Umgestaltung entgegeneilt. Und diesem grausamen Schicksal wird das Türkenvolk wol schwer entgehen. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen unter den Völkern des Alterthums als die Repräsentanten des steten Krieges und der rohen Gewalt auftretend, haben die Türken ihre Machtstellung in drei Welttheilen nur so lange zu behaupten gewusst, bis die Lichtstrahlen der neuen bessern Weltordnung die dunkeln Schatten staatlicher und gesellschaftlicher Verkommenheit nicht zum Weichen gebracht, und in dem Maasse, als diese Lichtstrahlen an Intensivität zunahmen, musste ihre Rolle auch zu Ende gehen.

REGISTER.

A.

Aaschik-Garib 615.
Aaschik-paschazade 615.
Abakanthal 95.
Abbasiden 84.
Abdullah Chan 115.
Abis 120.
Ablai Girai 145.
Abulchair Chan 311.
Abulghazi über Turkomanen 389. 392. 395. 398. 399. 400; von der Sitte der Opferschalen 31.
Abuskun 383.
Adat 305.
Afschar 402.
Afscharen 576; n Kleinasien 607.
Aga-Manap 266.
Ahlquist (citirt) 59.
Aib 305.
Airan 208.
Ai-Sid 157.
Ai-Tojon 156.
Ajuka Chan 545.
Akhsi-ket 57.
Akkojunlu 574. 577.
Ak-söngek (Adel) 287.
Aktscha 111.
Aladscha Chan 284.
Alaman 405.
Alanen 68.
Albasti 213.
Albochari 359.
Al-Hadisa bei Mas'udi 19.
Alîk-ozjan-toru 480.
Allahwerdi 578.
Almys 136.
Altaier (eigentliche) 95; ihre Religion 116. 119.
Altaische Sage von der Erschaffung der Welt 130; — Sprache 138; — Sprichwörter 139.
Altinsarin (citirt) 237.
Alti Schehr 327.
Altschagir 557.
Amirga, Abirga 125.
Ammianus Marcellinus (citirt) 66.
Amogoi 149.
Ana-kazuk 205.
Ar-sjüri 482.
Ar-Tojon 157.
Aschik = Spiel 191.
Asla-addij-tora 478.
Aspelin (citirt) 52.
Aspidschab 19.
Assik (Geschlecht) 264.
Atalar sözi (Sprichwort) 227.
Ataman 280. 436.
Atschamaj 218.
Awaren (ihre Nationalität) 66.
Azerbaidschan als Sitz des Türkenthums 575.
Azerbaidschaner, s. Iranische Türken.

B.

Badgir 337.
Bagtscheserai 81.
Bajan, türkischer Name im Berichte des Zemarchos 15.
Bajan's Schwur 122.
Baksai 297.
Balamik 505.
Balar 566.
Balta 220.
Barabiner 103.
Baranta 306.
Bari 150.
Baschik-baz-Kanpulat 559.
Basch-kazuk 205.
Baschkird 511.
Bachkiren, ihre Heimat 496. 497; ihre Geschichte 498; Behausung 500;

äussere Erscheinung 501; Physiognomie 502; Sittengemälde 503; Kleidung 504; Speisen 505; Familienleben 505; Feste und Religion 506; Schulbesuch 507; Lieder 508; Charakter 509; Ursprung 514—517; Etymologie dieses Wortes 512.
Baschlik 105.
Batir 306.
Baurkurtu 193.
Baursak 210.
Begdilli 576.
Bei-kend 57.
Beketow 164.
Benaketi 2.
Berezin, sein Versuch zur Lesung der uigurischen Aufschrift 39.
Bergé (citirt) 586.
Bernay, Emil 594.
Besarabien, Ursprung dieses Wortes 523.
Besche 616.
Beschmet der Krim-Tataren 532.
Bessermänen 523.
Besse, J. von, über Karatschais 564.
Bet-aschar 238.
Bije Bagladi 186.
Bin-Basch-Koba-Höhle und deren Schädelfunde 529.
Birgewi 615.
Birindsch = Reis (Culturwort) 49.
Bisch-barmak 210. 309.
Bischkonak 186.
Blocqueville (citirt) 404.
Blutegelfang 107.
Blutgeld 231.
Bobilen oder Babilen 523.
Bogdan, Bodan 379.
Bojtár 536.
Bolschoi Tschertoi (citirt) 280.
Böses Auge 216.
Böszörmény 523.
Branntwein 109.
Bronz (Culturwort) 51.
Buchtarma-Fluss, Schriftzeichen daselbst 37.
Buddhismus, seine Spuren auf die türkische Cultur 50; unter den Uiguren 324.
Bugu 263.
Bukan, ein türkischer Name bei Zemarchos 15.
Bulgar (Stadt) 419. 420.
Bulgaren (türkische Nationalität) 67.
Bulka 561.
Bulytschew (citirt) 151.
Burat (Pruth) 527.
Burjäten 149.
Burlik 527.
Burut 261.
Burut-kesimi 269.
Byzanz und Byzantiner in ihren Beziehungen zu den Osmanen 598. 599.

C.

Castrén über Kaibalen 97; über Sojoten 99.
Centralasiatische Türken 85.
Chamse 575.
Chaschpa 446.
Chijmallu 450.
Chinesen, ihr Cultureinfluss auf die Türken 49.
Chirchiz 23.
Chirle-sir-tora 480.
Chirran-tora 480.
Chodscha-tai 552.
Chodschas unter Kara-Kalpaken 380.
Chodzko (citirt) 589.
Choldirmatsch 447.
Chondemir 2.
Chormudschi (citirt) 581. 582.
Choschunen 101.
Choss 550.
Choton 102. 334.
Christen (unter sibirischen Türken) 113.
Christenthum unter den Uiguren 325.
Christliche Tataren, s. Kereschen.
Chuda = Gott (Culturwort) 53.
Chudawendkiar 611.
Chudawendkiarer 608.
Chui-sa und Chui-chui 333.
Chulgasajak 448.
Churban-tora 480.
Chwel-tora 479.
Csaba-Sage 565.
Csárdás, verglichen mit dem Tanze der Tschuwaschen 456.
Culturmomente, ihr Zeugniss in der Geschichte 45. 46.

D.

Da 102.
Daik-Jaik-Ural 16.
Dajimolla 359.
Dargon (tarchan) 219.
Dassik 101.
Deb 410.
Derja = Strom (Culturwort) 49.
Deschti-Khazar 595.
Deö, Dao oder Diw 368.
Dewlet Girai 145.
Diko-kameni-kirgiz 260.
Diw (Culturwort) 54.

Dizabulus 13; Bedeutung dieses Eigennamens 15; sein Hof 13.
Dömbelli (Note) 613.
Dschada = Zauber (Culturwort) 51.
Dschaman-su 284.
Dschatak 312.
Dschaurundschi 304.
Dscheti-ata (Ahnen) 285.
Dschend bei Mas'udi 19; bei Mirchond 595.
Dschikil 21.
Dschizir 491.
Dschon-sjoradan-tora 478.
Dschugari (Culturwort) 49.
Dschulameik 206.
Dschumbak (Räthsel) 227. Ojuni 295.
Dschut oder Jut (Seuche) 194.
Dschuwan 310.
Dschuweini 1.
Dschüjün 137.
Dschürma 231.
Dschüz (= Horde der Kazaken) 285.
Dugnren 565.
Duhousset (citirt) 580.
Dunduk-Ambo 553. Daschi 553.
Dunganen 311.
Dwojedaner 92.

E.

Ebn Dolef über die Türken 18.
Eden (im Zelte) 205.
Edigene 264.
Ee, Ege, Eje 118.
Efendiklasse 613. 620.
Egindschi 312.
Eheschliessung bei sibirischen Türken 109.
Eichwald (citirt) 50. 73.
Eisen (Culturwort) 51.
Ektag 14.
Enareismus 550
Er-Chan, Fürstenname bei den alten Uiguren 22.
Erge 203.
Erkene-kun 6.
Erlik 121.
Ersari 399.
Er-togranl 594. 596.
Ezrel 482.

F.

Feuercultus in Chiwa 368.
Filzbereitung 200.
Filzrollen 201.
Finn-Ugrier 59. 60.

G.

Galkin 164.
Gebirgstataren 529.
Geburt (bei den Nomaden) 213.
Gefrässigkeit der Türken 208.
Georgi über die Nogai-Tataren 545.
Geschlechter, Stämme und Geschlechter unter den Nomaden 180—185.
Gezek 406.
Ghazan Chan 573.
Ghazaria 528.
Ghuz 383.
Ghuz, Sammelname der Türken 19; das Verhältniss zwischen Ghuz und Oghuz 20.
Gmelin über Baschkiren 497.
Gold (Culturwort) 51.
Gothen als Vermittler der Sitte der Statuen mit Opferschalen in Spanien 31.
Göklen 393.
Götschebe oder Götschemen 603. 605.
Götzenbilder der Karagassen 99.
Gravuren auf Felsenwänden in Sibirien 32.
Grigoriew über Uiguren 316. 320.
Grosser Bär (Gestirn) 225.
Gul 368.
Gumari 2.
Gurta-Choschun 101.

H.

Hadschi Girai-Chan 529.
Hakas 256.
Halbnomadenthum 171; sein Entstehen 175; Widerwille gegen Häuser 171; in Chiwa 175; Entstehen nur durch Zwang 176.
Heftjak 431.
Henna bei den Krim-Tataren 533.
Henszlmann (citirt) 26. 31.
Himmelskörper, ihre Auffassung bei den Tschuwaschen 187; Sternbilder 188.
Hochzeitslieder 235.
Hommel 46.
Hunkiar 611.
Hunnen 65.
Hunnische Personennamen 66.
Hyrcania 384.

I.

Ibn-Chordadbeh über die Türken 18.
Ibn-Dasta über die Türken 18.
Ibn-Fozlan über Baschkiren 511.
Ibn-Haukal über die Türken 18.

Idi-Kut 317.
Ignatiew über Bessermänen 524.
Ije 483.
Ijik der Altaier 122.
Ilat 581.
Il-chani 583.
Il-ilter 317.
Imgel oder Imjel körmet 271.
Imrailis 392.
Indigirka 147.
Iranische Türken, Ursprung 569; ihre Einwanderung aus dem Süden 572; ihre heutige Vertheilung 575; Stammesnamen 576; typische Eigenheiten 579; Lebensweise 580; Sittengemälde 583; Familienleben 584; Sprache und Literatur 585; Zahlenverhältniss 592.
Iranischer Cultureinfluss auf Türken 53.
Ira-tora 479.
Irgetsch 450.
Iridschab 374.
Irün 123.
Isker 115.
Ismaeliten 503.
Ismail Chiledschi 559.
— Mirza 540.
Isparta 600.
Iwan der Schreckliche 428.
Izdan = Gott (Culturwort) 53. 118.

J.

Jadrintzew (citirt) 25.
Jafeth und seine acht Söhne 2.
Jagd bei den Nomaden 196; auf Tiger 197.
Jagdvogel (Zeichen der 24 Stämme) 4—6.
Jajik 383.
Jajlak (Sommerwohnung) 185.
Jakschi 230. 231.
Jakut über die Türken 18; über Baschkiren 513.
Jakuten, ihre Heimat 147; ihr Ursprung 148; ihre Wanderung nach dem hohen Norden 149; äussere Erscheinung 150; Kleidung 151; Nahrung 152; Getränke 154; Wohnung 155; Glaube 156; Sitten und Gebräuche 160; Ehe 161; Nationalcharakter 159; Sprache 149; Schamanen 157; Geburt 162; Tod 162; Geschichtliches 165; Seelenzahl 165.
Jakutski-Ostrog 164.
Jamgir-akti 117.
Jana 147.
Jandir 124.
Japkara 137.
Jarik 117.
Jarim Seïd 112.
Jaschigan 117.
Jaschka 450.
Jellei 149.
Jemeschni 443.
Jerek 450.
Jerlik 334.
Jermak 143.
Jermolin 164.
Jesipow'sche Annalen 142.
Jeti atalar (Ahnen) 226.
Jeti-Schehr 327.
Jirich 482.
Jisch-kischi 93.
Jogurt oder Jourt 209.
Jomuten 392; ihre Clanverhältnisse 393.
Jomzja 460. 486. 487.
Joramast 486.
Jögra 72.
Jugor, Jogra 72.
Jungfernfest bei den Tschuwaschen 454.
Jurt (Heimatland) 108.
Jürüken 603. 605; ihre Stammeseintheilung 606; ihre Lieder 617.

K.

Kadr-Chan 326.
Kadschar 402.
Kadscharen 572. 577.
Kagankawadzi (citirt) 570.
Kaibalen oder Koibalen 97.
Kaimak 424.
Kaim-ölöng 295.
Kairà Chan 117.
Kak-asch 534.
Kalabasch bei Ibn-Fozlan 505.
Kalmüken, Beherrscher der Kunduren 553.
Kalym oder Kalim 107. 230. 231; bei den Kazaner Tataren 433.
Kam 120.
Kamasintzen 99.
Kamos (Getränk) 66.
Kangli 7.
Kara-Chan 3.
Karadscha 596.
Karagassen 98.
Kara-Kalpaken 373; ihre alte Heimat 374; Wanderung nach Süden 375; heutige Wohnsitze 376; Zahlenstärke 377; Physikum 377; Charakter und Lebensweise 379; Religionsverhältnisse 380; Sprache 381.

Kara-Kirgizen, Heimat 257; Ursprung 258; von den Russen entdeckt 260; nicht Arier 261; Fabel bezüglich ihres Ursprungs 262. 263; Geschlechter und Familien 263—266; Physikum 266—267; Charakter 268; Religion 268—269; Tracht und Speisen 269; Viehbestand 270; Zahl 271; Ehe 271.
Kara-kirgizische Sprache 276.
Karakojunlu 574. 579.
Karamaner 608.
Kara-Nogai 559.
Karapapak 592.
Kara-söngek (Volk) 287.
Kara-söz (Sprichwort) 227.
Kara-Tatar 60.
Karatschai-Türken, Wohnungen 563; ihre Verwandtschaft mit den Magyaren 594—565; ihre Seelenzahl 566.
Kardran-tora 480.
Karlik 7.
Karluken bei Mas'udi 20. 21.
Kaschibar 536.
Kaschkai 575. 578.
Kasch (Speise) 109.
Kaspulat (Geschlecht der Kunduren) 551.
Kassai (Geschlecht der Kunduren) 551.
Kastamboler 608.
Katharina II., Edict 129. 311.
Katschintzen 97.
Kaurma 210. 309.
Kazachia 280.
Kazak-Kirgizen, ihre alte Heimat 280; ihr Verhältniss zu den Kara-Kirgizen 282; Grenzen ihrer Heimat 284; Eintheilung in Stämme und Geschlechter 284—286; ihr Adel 287; Physikum 288; Sprache 289; Charakter 291; Volkspoesie 293—299; Religion 300; Schamanismus 301; Schule 300; Jurisdiction 305; Seelenzahl 307. 308; Kleidung, Kost 310; ihre Zukunft 312.
Kazan-Dschappau 309.
Kazan (Stadt), Wortbedeutung 119; Gründung der Stadt 119; Centrum des Islams 420.
Kazaner Tataren, Seelenzahl 419; Ursprung 419; äussere Erscheinung 421; Kleidung 422; Speisen und Getränke 423; Wohnung 424; Beschäftigung 425; Religion 427; Religionsstärke und deren Ursachen 429; Moscheen und Schule 430—432; Sittengemälde 433; Feste 435; Literaturverhältnisse 437.
Kazi 211.
Kebe 478.
Kelepusch 505.
Kenger 572. 576.
Kengerlu 572.
Kepisch 337.
Kerege (Zeltgerippe) 203.
Kereksur 26.
Keremet 481; Asla- 471; Kümül- 481; Pilik-tjübe- 481; Tschirislawar- 482; Chirlesir- 482; Jiwasch- 482; Chajar 482.
Kereschen 428. 440.
Kereschen-Tataren 82.
Kerman als Sitz des Türkenthums 575.
Kessel der Janitscharen 612.
Khaladsch 2.
Kharinen 150.
Khatanga 147.
Khazar 2.
Khazaren (türkische Nationalität) 68; ihr Verhältniss zu den Kunduren 558; in Schirwan und in Azerbaidschan 570.
Kherkis 256.
Kibe 417.
Kidsche-jimegi 211.
Kijan 6.
Kijgü 233.
Kiku! 126.
Kilran-tora 480.
Kimaken 23.
Kimis 109. 209. 310.
Kiptschak 7.
Kiptschaken 278.
Kirgizen, deren Name bei den alten Geographen 23.
Kirgiz (Etymologie des Wortes) 261.
Kirilow 375.
Kirk-kiz 262.
Kischatschilo 27.
Kischlak 192.
Kizilbasch in Kleinasien 607.
Kizil-kum 4.
Klaproth über Kunduren 553.
Koboz, Kobuz 192.
Koj kozladi 186.
Kókkil 450.
Konnotatarski Polk 512.
Kosch 206. 280; bei den Baschkiren 498. 500.
Koscha 297.
Koschanti 239.
Koscha-taschi (Heldenstein) 25.
Kosmogonie, altaische 129.
Kosmos (kamos, kimis) 13.
Kosy körpös 297.
Kotschkar aus Teig 119.
Kozak (Ursprung des Wortes) 280.

Kök Alp Chan 596.
Kök-Büri 190.
Kök-Tschulut 101.
Köl-irkin 317.
Köl = See (Culturwort) 49.
Köppen (von den Katschintzen) 97.
Körmüs, Körümüs 481.
Köroglu 587. 588. 589. 616.
Körümlük 234.
Kragenverzierungen bei den Sibirischen Türken 105.
Kremer (citirt) 46.
Kreuzzüge 84.
Krim-Tataren, deren alte Heimat 527; ihr Mischcharakter 528; ihr Physikum 529; ihre Wohnung 530; Kleidung 532; Speisen und Getränke 533; Hauptbeschäftigung 534; Hirtenleben 536; Musik und Tanz 537; Religion 538; Ehe 540.
Kuban (bei Zemarchos) 16.
Kudai 118.
Kuda-joli 409.
Kudaman (Verschwägerung) 229.
Kudatku Bilik (Handschrift) 322; ihr Entstehen 330; ihr Zeugniss von der damaligen Bildungswelt 331.
Kuda-tschagritschi 233.
Kuda-tüzi (Heirathsarrangirung) 230.
Kujruk-baur 269.
Kumalak (Spiel) 191.
Kumalak aschadi 303.
Kumandintzen 93. 94. 95.
Kumüken, ihre Heimat 558; Abstammung und Seelenzahl 558; Tradition von ihrer Abstammung 559; äussere Erscheinung und Sittenleben 560; Tanz, Spiele und Lieder 561; ihre culturellen Beziehungen zu den Nachbarvölkern 562.
Kun (Blutgeld) 305.
Kunduren oder Kundrowen, ihr Ursprung und Seelenzahl 552; ihre alte Heimat nach Nebolsin 553; Eintheilung in Geschlechter 553; Physikum 554; Kleidung 555; Nahrung und Belustigungen 556; Sprache 557.
Kupfer (Culturwort) 51.
Kuraj 506.
Kuralaj 186.
Kurama 312. 372.
Kurbystan 131.
Kurgan, Bedeutung dieses Wortes 25; im Altai 25; in Westmongolien 27; Abbildung 28.
Kurtaba 369.
Kuruk-bag 231.
Kurut 209.
Kuschak-bag 234.
Kuschan, Name einer Stadt im Uigurenlande 22.
Kuschluk 211.
Kübei-Chatun 157.
Kürbös, Kürmös 118.
Kür-siri (Herbstbier) 463.
Kütschüm-Chan 95. 143—145.
Kyzylen 96.

L.

Laubhütte der sibirischen Türken 104.
Lebab-Türkmeni 400.
Leichenbestattung bei sibirischen Türken 112.
Lek 572.
Lena 147.
Lerch über das Wort Sart 371.
Letschek 337.
Lieblingsgräser der Thiere in der Steppe 187.
Lieblingsgericht der verschiedenen Stämme 4—6.
Littorale Tataren 530.
Litauische Tataren 542.

M.

Machdumkuli's Divan 413—415.
Mädchenbir (chir-siri) 454.
Mädchenjagd (Kiz-kovu) 190.
Madschar (Wagen) 550; bei den Karatschais 565.
Magudschar 284.
Magyaren im Zusammenhange mit Baschkiren 512; und Karatschais 565.
Maidaschinak, Zeichnung daselbst 33.
Mai-tere 171.
Malweri 234.
Manap 266.
Manas = Sage 52; Wort 261; Gedicht 272.
Mandy-Schire 121.
Mangasaier 163.
Maniakh 15.
Mantui 338.
Masmak 447.
Mas'udi über die Türken 18.
Ma-tuan-lin 260.
Meddah 615.
Meer (Culturwort) 49.
Mehemmed Kul 144.
Mengli Girai 529.
Menkü-taj 317.
Mennoniten 547.
Menschenopfer bei den Altaiern 119.
Merw-Tekkesi 396.

Meschtscheren, ihre Seelenzahl 518; ihre Heimat 518; ihre Lebensbeschäftigung 520.
Metalle als Culturmomente 50.
Mezari-türk 596.
Michail Köse 600.
Migrationslinien 85.
Mimak 164.
Ming 2.
Mingi-tau 563.
Minusinsk, Zeichen daselbst 35.
Mirchond 1. 595.
Mogila und máglya 25.
Mogul-Chan 3.
Mongolen in physischer Verwandtschaft zu den Türken 62.
Mordwinen 65.
Morgenstern 225.
Moses von Chorene (citirt) 570.
Moslimen (unter sibirischen Türken) 111.
Mörök und Opan-kis 295.
Mubarek Schah 327.
Mun-Kirlatsch 464.
Murza 511.
Musik der Nomaden 192.
Mythologie der Tschuwaschen 476.

N.

Najdik 124.
Namen (Männer- und Frauen-) bei den Nomaden 217.
Nasreddin Chodscha 616.
Nebolsin über Kunduren 553.
Nesche 270.
Neschri (citirt) 573.
Newai (Mir Ali Schir) 351.
Nimir 450.
Nogai Chan 513.
Nogai-Tataren, ihr Ursprung 513; ihr Mischcharakter 514; Wanderungen und Seelenzahl 516; Physikum 517; Kleidung, Wohnung und Religion 518; ihre kurze Lebensdauer 519; Sittengemälde 551.
Nomaden, Ursachen ihres Widerwillens zur sesshaften Lebensweise 177; übertriebene Zahlengrösse 180; Motive ihrer Wanderungen 179; ihr Conservatismus 178.
Nomadenleben, Beginn des 171; Ursachen der Veränderung 172; Process der Umgestaltung 173; Reize des 173.
Nomadische Hausindustrie 198; Seilerarbeiten 199; Holz- und Eisenarbeiten 200; Seifensiederei 201.
Nordstern 225.
Noruz bei Kazaner Tataren 435; in Chiwa 367; Stambul 611.
Nöker 356.
Nöküz 6.

O.

Ochos 383.
Oghuz-Chan 1; seine sechs Söhne und Enkel 4—6.
Ogurdschali 393.
Oichardi 315.
Oikh 15.
Ojich-tora 479.
Öj-karasi 213.
Ok (Zeltreif) 203.
On 112.
Onnigur 317.
Opferfeste der Tschuwaschen, s. Tschukleme.
Opferschalen 30. 31.
Orbi 124.
Ördög 115.
Osman 594. 596.
Osmanen erscheinen in Kleinasien 591. 596; ihre Niederlassung 597; Absorbirung der alten Anatolier 598—601; ihr Mischcharakter 602; typische Eigenheiten 603. 608; Sittenleben 609; moralische Eigenschaften 613; Sprache und Literatur 614; Volkspoesie 617; numerische Stärke 619; Schlussbemerkung 620.
Ostjaken, ihre Verwandtschaft zu den Mongolen 62.
Ostturkestaner und Uiguren 332; ihre heutige ethnische Entstehung 333; ihr Typus 335; moralische Eigenheiten 335; Behausung 336; ihre Feigheit 336; Tracht 337; Speisen und Getränke 338; Ehe 339; Geburt 340; Stellung der Frauen 341; Sprache 342; Seelenzahl 343.
Özbeg-Chan 316; sein Religionseifer 317.
Özbegen, ihre Entstehung und Bedeutung dieses Namens 346—351; ihr barbarisches Auftreten im 16. Jahrhundert 352; Haupt- und Unterabtheilungen 353; Typus 354; Lebensweise 356; Charakter 357; Sprache 360; Literatur 362; Seelenzahl 366; Sittenbild 366; Kleider, Speisen u. s. w. 368.
Özbeg-kischi 370.

P.

Pahliwan = Held, Heiliger (Culturwort) 54.

Pala = Wiesenbrand 52.
Pallas über Baschkiren 502.
Palschi 302.
Parka 150.
Parther 65.
Parti 211.
Pastirma 534.
Pauli über Kunduren 552.
Pereget-tora 479.
Perms Handelswege 52.
Perterli 479.
Petschenegen bei Porphyrogenitus 17.
Pferd, weisses, beim Schamaniren 126.
Pflanzenkost der Nomaden 211.
Philadelphia 598.
Philotheus 100.
Pigambar 478.
Plan Carpin über Kazak-Kirgizen 283.
Plinius über die Hirse 48.
Polak (citirt) 578. 579.
Pontus-Türken 85.
Porphyrogenitus über Türken 16. 17.
Porjadin 156.
Potocky über die Nogaier 550.
Pülüchsi 478.

R.

Rabber 559.
Radloff's Klassifikation der Turksprachen 86.
Raschid-ed-din Tabibi 1.
Raverty (citirt) 2.
Rigler (citirt) 603.
Rimschi 304.
Rittich (citirt) 65.
Roxolanen 68.
Rubruquis über das Uigurische 324.
Rude-paje 368.
Rus 2.
Russen unter Turkomanen 413.
Russificirung der Baschkiren 510.
Rytschkoff (citirt) 374.

S.

Saba (Kumisgefäss) 206.
Saban und Dschijin bei den Baschkiren 506.
Sagaier 96.
Sagajer, ihre Redlichkeit 106.
Säipül-Mälik 298.
Saken 14. 65.
Sakha 149.
Saklab 2.
Salmu 424.
Salname 540.
Salor 398. 399.
Salta 610.
Saltigan 117.
Samjatei 272.
Samojeden 59.
Sanajak 152.
Sanudo (citirt) 598.
Sapan 435.
Sarat (Seret) 527.
Sari-bagisch (Geschlecht) 264.
Sarik 397.
Sarma 533.
Sarpan 448.
Sartawaka (Note) 371.
Sarten in Ostturkestan 331.
Sarten 370; ihre Zahl 372.
Satuk Boghra-Chan 322. 325.
Saudakar 356. 358.
Sautschi Chatun 369.
Sbojew (citirt) 444.
Schabak 151.
Schahsewend (Note) 402.
Schahsewen 572. 578.
Schaitan 118. 219.
Schal-Jime 136.
Schamanen (Anzug) 125.
Schamanengebet 119.
Schamanentanz 126.
Schamanentrommel 120.
Schamaniren 124; bei den Kumandintzen 128.
Schamanische Götzen 123; Opfer 118.
Schamanismus 116.
Schamchal-Jengijurt 558.
Scharki 616.
Schedschrei Türki 1.
Scheökele 309. 405.
Scherbeti Scheich 115.
Schirtan 450.
Schor-köl 248.
Schortzen 93.
Schott (citirt) 256.
Schriftzeichen bei den Kurganen 34.
Schtschukin (citirt) 147.
Schulterblatt-Orakel 128; dessen Zeichnung 129; dessen Einzeltheile 129. 130.
Schulumys 136.
Schulwesen bei den Krim-Tataren 539.
Sebuktekin 84.
Sefiden 581.
Seitowka 552.
Seldschukiden 595—597.
Sheil (citirt) 576.
Sibirische Türken 85. 88. 92; ihre Eintheilung 92—102; äusserliche Erscheinung 102—104; Lebensweise 104; Kleidung 105; Sitten und Gebräuche 106; Kost 109; Familien-

sitten, Ehe 109; Leichenbestattung 112; Religionsverhältnisse 113; Geschichte 141; Einfluss der Russen 145.
Siegel der 24 Stämme 4—6.
Silber (Culturwort) 51.
Sil-tora 479.
Silek 447.
Sipozga 192.
Sir-asschi 479.
Sirdi-padscha 480.
Sjawrampol 150.
Sjol-tora 480.
Sjud-tunzî-tora 478.
Sjüjülti 101.
Sjüldi-tora 477.
Sjülen 479.
Sjürbi 445.
Sjüren-tora 479.
Skythen 12.
Smolansk, Aufschriften daselbst 36.
Spahi 356.
Spiele der Kazaner Tataren 435.
Sprache der Altaier 138.
Stawropol 81.
Stämme und Geschlechter 181; Genesis der Klassifikation 181; Charakter der generischen Nomenclatur 182; Eintheilung der Nomenclatur 184.
Statuen bei den Kurganen 27; deren typische Kennzeichen 30.
Steinbaben im Altai 32.
Stroganow'sche Annalen 142.
Struganina 154.
Söjleschtiri 238.
Sojoten oder Sojonen 99.
Sokum 212.
Sugaj-Tojon 157.
Suleiman Schah 596.
Sultu (Geschlecht) 261.
Sumin 101.
Surpa 221.
Sur-Dajak 157.
Sutur 152.
Süge-Tojon 157.
Sürük 205.
Swiashsk 444.
Székler 21.

T.

Tachtadschi 607.
Tadschiken in Ostturkestan 332.
Tadschikische Gelehrte in Sibirien 113.
Tagai (Wort) 262.
Tagazgazen, deren Name erklärt 21.
Tagazgar 316.
Tagma 15.
Taibuga 142.
Talib 359.
Talkan 210. 424.
Tamga, Marke zur Bezeichnung der Thiere (Siegel) 497.
Tapu (Thiermarke) 226.
Tarandschi 327. 341. 345.
Tardu 15.
Tarichi Wassaf 1.
Tarik (Hirse) 210.
Tarti 232.
Tatar, Erklärung dieses Namens 60.
Tatar-Chan 3.
Tatar-kusch-ha 563.
Tavernier über Nogai-Tataren 551.
Tekke 395.
Telenget-kischi 92.
Teleuten 92.
Telpek 405.
Tengere Chan 117.
Tepteren, ihre Seelenzahl 520; ihre Heimat, Religion und Beschäftigung 521; heidnische 522.
Terdschüman (Zeitung) 540.
Terekme 592.
Tewekkül-Chan 284.
Tewkelew Mirza 375.
Thang-schû 260.
Tiawka-Chan 305.
Timur-Chan 117.
Toboler Tataren 100.
Todtenfeier der Tschuwaschen 185.
Todtenmahl bei sibirischen Türken 113.
Toj (Festessen) 212.
Toj-ata 339.
Tojbastar 235.
Tojmali 230.
Tokratu-Buzluk 317.
Toktusch 124.
Tokuz-ad (Spiel) 191.
Tokuzuigur 317.
Tomdir 447.
Torama 211. 309.
Torba 152.
Tott über die Nogaier 549.
Tör (im Zelte) 205.
Töröngöj 121.
Tös und töstör 123.
Töschek-sali 238.
Tradition (Ursprung derselben) untersucht S. 9; unwahrscheinlich hohes Alter derselben 11; etwaige mythologische Bedeutung 11.
Truchmenen 566.
Tschagarak 203.
Tschagatai (Ursprung dieser ethnischen Bezeichnung) 360; Sprache 361.
Tschala-kazak 312.

Tschambar 309.
Tschamli-Bel 616.
Tschapan 405.
Tschapib-kildi (Hochzeitsgeschenk) 236.
Tschardeng 534.
Tscharwa 406.
Tschascht-jimegi 211.
Tschauduren 391.
Tschegedek 105.
Tschehen 566.
Tscheremissen 77.
Tscherik (Geschlecht) 261.
Tschernajew 144.
Tschij (Zeltmatte) 201.
Tschimbai 376.
Tschin 2.
Tschoban 535.
Tschokan 339.
Tscholym-Tataren 96.
Tschomru 406.
Tschomutsch 406.
Tschong-bagisch 264.
Tschud 73.
Tschukleme 483.
Tschumbul 337.
Tschuwaschen 444; ihr Ursprung 415; Physikum 446; Kleidung 446. 447; Wohnhäuser 448; Speisen und Getränke 449; Charakter 450; geselliges Leben 451; Musik und Tanz 455; Lieder 456; Heirath 458; Tod 462; Zeiteintheilung 463; Sprache 466—476; Religion 476; himmlische Götter 477; böse Götter 480; Kosmogonie 489; Ethnologisches über die Tschuwaschen 492.
Tuba 101.
Tug 497.
Tulipántos láda 531.
Tunguren 59.
Tüngür 121.
Tünlük 203.
Tura 101.
Turalik 101.
Turk als Sammelname 17.
Türk, Stammvater der Türken 2.
Türken, ihr Verkehr mit Finn-Ugriern 50; ihre Herrschaft über das alte Transoxanien und Chorasan 13; ihre Verbreitung im Alterthume 58. 59; ihre Stellung im ural-altaischen Stamme 59—64; ihr Verwandtschaftsgrad zwischen Ugriern und Mongolen 63; ihre Eintheilung in Hauptgruppen 74. 85; ihre migratorischen Richtungen 74; Zeit dieser migratorischen Richtungen 75; ihre Kämpfe mit Völkern des Alterthums 78.
Türkenthum der Baschkiren 517; als Epitheton der Grobheit 612.
Türkische Sprache, Stabilität ihrer Formen 16.
Türkische Sprachverwandtschaft zum Mongolischen und Ugrischen 63.
Türkischer Spracheinfluss aufs Persische 55. 56; aufs Altiranische 56; aufs Tadschikische 57.
Türkmen, s. Turkomanen.
— in Kleinasien 603. 604.
Turkomanen 382; Ursprung 383; Bedeutung des Namens 381; ihr Verhältniss zu den Ghuzen und Uzen 386; ihre frühere Heimat 388; Eintheilung 391; physische und moralische Eigenheiten 403; Kleidung 405; Kost 406; Sprache und Volkspoesie 406; Religion 409; Charakter 410; Gesammtzahl 401; Sprache 408.
Tursuk (Kumisschlauch) 206.
Tyghyn 149.
Tzerni Klobuk 373.

U.

Ubicini (citirt) 619.
Ufa, mohammedanische Synode 429.
Ugaresca lingua 73.
Ugr im Verhältniss zu Uigur 71.
Ugor, Ugur und Ugr, dessen ethnische Bedeutung 23.
Ugrier, ihre Verbreitung im Alterthum 59; Ursprung des Namens 70—71.
Ugrischer Cultureinfluss auf die Türken 52.
Ugrische Theorie von der alten Heimat der Ugrier 69.
Uguren 16.
Uhlan (Ursprung des Wortes) 281.
Ui, Uchu (Uiguren bei den Chinesen) 315.
Uiguren bei Mas'udi und Ibn-Chordadbe 22; ihre Heimat 314; Berichte der Araber über Uiguren 315. 316; Abulghazi über 317; ihr Verhältniss zu dem Stamme der Ural-Altaier 319; chinesische Quellen über 320; Culturverhältnisse 320; Uiguren und Ugrier 321; Uigurisch im officiellen Sprachgebrauche 324; Bekehrung zum Islam 325; ihr Culturverhältnisse 329—331.
Uigurische Inschrift am Ufer des Jenissei 38. 40—42; deren muthmassliches Alter 43. 44.
— Sprache 322; Schrift 321; Sanskrit der türkischen 325; ihr Verhältniss zum Jakutischen 328.

Uiguristan 316.
Uj oder Üj 108.
Ujfalvy über Baschkiren 515. 516.
Ülgen 117.
Uran (Losungswort) 226.
Urasa 154.
Urheimat der Türken nach dem Zeugniss der Culturmomente 48.
Urjanchai 93.
Urjanchaier 101.
Ürgentscher Molla 115.
Urusbi 566.
Uskunluk-Tikrim 317.
Utkurmisch 322.

W.

Wachholderbeeren 125.
Wagenzelt der Nogai-Tataren 551.
Waldtataren 93.
Wararisch 561.
Warsaki 588.
Wassilsursk 111.
Wenjukow (von den Teleuten) 91.
Wesm 37.
Westtürken 86.
Wettrennen 189.
Wetzstein über Wesm 36.
Wickerhauser (citirt) 585.
Wiegenlied der Ostturkestaner 310.
Wogulen, ihre Verwandtschaft zu Mongolen 62.
Wojekow 141.
Wolga-Tataren 412; ihre Gesammtzahl 444.
Wolga-Türken 85.
Wurman-tora 480.

Z.

Zafar-nameh 2.
Zagrjashski (citirt) 186.
Zamachschari 358.
Zeichnungen am rechten Jenisseiufer 33.
Zelt und Zeltgeräthe 202—206; Pflöcke. Bänder und Säulen 205.
Zemarchos' Reisebericht 12.
Zenbusi 338.
Ziegelthee 109.
Zilan 122. 123.
Zimmer, Dr. (citirt) 16.
Zürjänen 65.
Zurna 192.
Zweikampf 191.

QUELLENVERZEICHNISS.

Abulghazi, Bahadur-Chan. Herausgegeben mit französischer Uebersetzung von Baron Desmaison. 2 Bde. (St.-Petersburg 1874.)

Ahlquist, Unter Wojulen und Ostjaken. Reisebriefe und ethnographische Mittheilungen. (Helsingfors 1883.)

Altinsarin, Otscherk swatowstwje i swadbi u kirgizow orenburgskago wjedomstwa. In: Zapiski der Orenburger geographischen Gesellschaft. (Kazan 1870.)

Aspelin, J. R., De la Civilisation préhistorique des peuples permiens. In: Travaux de la IIIe Session du Congrès International des Orientalistes à St.-Pétersbourg (1876).

Berezin, J., Scheïbaniada. Istoria mongolo tjurkow. (Biblioteka wostotschnich istorikow, T. I.) (Kazan, Moskwa, St.-Petersburg 1849.)

— Bulgar na Wolgje. (Kazan 1861.)

Bergé, A., Dichtungen transkaukasischer Sänger des 18. und 19. Jahrhunderts in azerbaidschanischer Mundart. (Leipzig 1868.)

Besse, J. de, Voyage en Crimée, au Caucase, en Géorgie, en Asie Mineure et à Constantinople. (Paris 1838).

Blocqueville, H. Goulibeuf de, Quatorze mois de captivité chez les Turcomans, in: Tour du Monde, Ire année, Nr. 28.

Böthlingk, Die Sprache der Jakuten. (St.-Petersburg 1851.)

Budagow, Srawnitelnij Slowar turetzko tatarskich nawetschij (Vergleichendes Wörterbuch der turko-tatarischen Sprachen). (St.-Petersburg 1869.)

Burness, Alexander, Travels into Bokhara. Being the account of a journey from India to Cabool, Tartary and Persia. (London 1834.)

Castrén, M. Alexander, Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker. (St.-Petersburg 1857.)

Chodzko, Alexander, Specimens of the popular poetry of Persia as found in the adventures and improvisations of Kurroglu, the Bandit-Minstrel of Northern Persia, and in the songs of the people inhabiting the shores of the Caspian. (London 1842.)

Chormudschi, Dschaafar M., Geographie Persiens und der Welt in persischer Sprache. (Schiraz 1857 [1274].)

Chwolson, Izwjestija o Chazarach, Burtasach, Bolgarach, Madjarach, Slowjanach i Russach. (St.-Petersburg 1869.)

Degnignes, Histoire des Huns.

Desmaison, Histoire des Mongols et des Tatars par Aboulghazi Behadour Khan. Publiée, traduite et annotée. (St.-Petersburg 1874.)

Ebn-Dolef, Missar Ibn-Mohalhal de itinere asiatico. Studio Kurd de Schlözer. (Berlin 1845.)

Eichwald, O tschudskich Kopjach (Ueber tschudschische Bergwerke). In: Zapiski der Archäologischen Gesellschaft von 1857. Vgl. dessen Auszug. deutsch in Erman's Archiv, XIX, 55.

Eminow, Sbornik baschkirskich i tatarskich pjesen (Sammlung baschkirischer und tatarischer Lieder). In: Zapiski der Orenburger Section der kaiserlich Russischen geographischen Gesellschaft von 1870.

Erdmann, Ueber die Tataren Kazans. In: Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XIII. Bd., 4. Heft, S. 659—690.

Fischer, J. E., Sibirische Geschichte. (St.-Petersburg 1773.)

Forsyth, T., Report of a mission to Yarkand. (Kalkutta 1873.)

Geiger, W., Ostiranische Cultur im Alterthum. (Erlangen 1882.)

Golowinski, J. P., Sbornik swjedjenij o terskoi oblastij (Magazin der Nachrichten des tereker Gebiets). (Wladikawkaz 1878.)

Grigoriew, W. W., Wostotschni Turkestan (Uebersetzung der Ritter'schen Erdkunde von Asien). (St.-Petersburg 1866.)

— Ob arabskom puteschestwennikje X wjeka Abu Dolefje i stranstwowanij jego po srednej Asii. (St.-Petersburg 1872.)

— Ueber die Kirgizen. In: Journal des Ministeriums der Volksaufklärung März 1875.

Hammer, J. von, Geschichte der Ilchane in Persien.

Henszlman, E., L'âge du fer. Étude sur l'art gothique. (Budapest 1878.)

Heyd, Dr. *W.*, Geschichte des Levantehandels. (Stuttgart 1879.)

Hyacinth, Pater, Zapiski o Mongolii. (St.-Petersburg 1828.)

Ibn-Chordadbe, herausgegeben von M. Barbier de Maynard. In: Journal Asiatique, 6. Serie, V. Bd.

Jadrintzew, M. N., Ueber die Bewohner des Altai und die tschernewischen Tataren. In: Russische Revue, XXI. Bd., 12. Heft.

Khanikoff, N., Mémoire sur l'ethnographie de la Perse. (Paris 1866).

— Mémoire sur les inscriptions musulmanes du Caucase. In: Journal Asiatique, 5. Serie, XX. Bd.

Klaproth, Asia Polyglotta.

— Reise in den Kaukasus.

Köppen, P., Ob etnografitscheskoi kartje jewropeiskoi Rossij (Ueber die ethnographische Karte des europäischen Russlands). (St.-Petersburg 1853.)

Köppen, P. von, Ueber Tumuli in Russland. (St.-Petersburg 1836.)

Köppen, Dr. *W.*, Anthropologisches aus der Krim. In: Russische Revue, XI. Jahrg.

Kostenko, L. Th., Oberst des Generalstabes, Turkestanski kraj. Opît voennostatisches-kago obozrjenija turkestanskago voennago okruga. Materiali dlja geografi i statistiki Rossij. (St.-Petersburg 1880.)

Kuropatkin, A. N., Kaschgarija, Istoriko-geografitscheski otscherk strani, jega woennija sili promischlennost i torgowlja (Kaschgarien, eine historisch-geographische Schilderung des Landes, dessen Militärmacht, Industrie und Handel). (St.-Petersburg 1879.)

Kuun, Géza comes. Codex Cumanicus, Bibliothecae ad templum divi Marci Venetiarum, primum ex integro edidit, prolegomenis notis et compluribus glossariis instruxit. (Budapest 1880.)

Laptew, Materiali dlja geografij i statistikij Rossij. (1861.)

Lehrberg, A. C., Untersuchung zur Erläuterung der ältern Geschichte Russlands. (St.-Petersburg 1816.)

Lewchine, Alexis de, Description des Hordes et des Steppes des Kirghiz-Kazaks ou Khirghiz-Kaisaks. Traduite du Russe par Ferry de Pigny, revue et publiée par E. Charrière. (Paris 1840).

Markham, Clement, Narrative of the mission of George Bogle to Tibet and of the journey of Thomas Manning to Lhassa. (London 1879.)

Marvin, Charles, Merv the Queen of the World and the scourge of the man-stealing Turcomans. (London 1881.)

Mas'udi, Murudsch ez Zeheb we Maaden ul Dschowher (Die Goldwiesen und die Minen der Juwelen), herausgegeben von Barbier de Maynard und Pavet de Courteille. (Paris 1861—66.)

Menander in der bonner Ausgabe byzantinischer Geschichtsquellen.

Middendorf, A. Th., Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens. (St.-Petersburg 1848—70.)

Narodi Rossij, Die Völker Russlands (St.-Petersburg), anonym.

Nebolsin, P. J., Wjestnik imperatorskago russkago geografitscheskajo obschtschestwa, 2. Thl., V. Abschn.

Nöldeke, Auszüge aus Neschri's Geschichte. In: Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XIII. Bd.

Notes et Extraits, XIV. Bd.

O'Donovan, Edmond, The Merv-Oasis. Travels and adventures, east of the Caspian during the years 1879—80—81, including five months' residence among the Tekke's of Merv. (London 1882.)

Pallas, P. S., Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reiches. (St.-Petersburg 1873.)

Pauli, T. de, Description ethnographique des peuples de la Russie. (St.-Petersburg 1862.)

Polak, Dr. *J.*, Persien, das Land und seine Bewohner. (Leipzig 1865.)

Radloff, Dr. *W.*, Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens. (St.-Petersburg 1866.)

— Ethnographische Uebersicht der türkischen Stämme Südsibiriens und der Mongolei. (Leipzig 1883.)

— Phonetik der nördlichen Türksprachen. (Leipzig 1883.)

— Observations sur les Kirghises. (Paris 1864.)

Rajendra Lala Mittra, Indo-Aryan contributions towards the elucidation of their ancient and mediæval history. (London-Kalkutta 1881.)

Raschid-ed-din Tabibi, Tadsch et tewarich.

Rarerty, On the Turks, Tattars and Mongols. Vortrag gehalten auf dem internationalen Congress der Orientalisten in St.-Petersburg. (1876.)

Riegler, Lorenz, Die Türkei und deren Bewohner, in ihren naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhältnissen. (Wien 1852.)

Ritter's Erdkunde.

Rittich, A. F., Oberst, Materiali dlja etnografij Rossij. Kazanskaja Gubernija, Bd. XIV, T. II. (Kazan 1870.)

— Die Ethnographie Russlands. Ergänzungsheft Nr. 54 zu Petermann's Mittheilungen. (Gotha 1878).

Rytschkoff, Peter, Orenburgische Topographie oder umständliche Beschreibung des orenburgischen Gouvernements. Aus dem Russischen von J. Rodde. (Riga 1772.)

Shojew, W., Izsljedowanija ob inorodzach kazanskoi gubernij (Forschungen über die fremde Bevölkerung des Gouvernements von Kazan). (Kazan 1856.)

Scherzer, T. J., Smyrna und seine Umgebung. Geographische Mittheilungen 1874.

Schott, W., Ueber die echten Kirgisen. (Berlin 1865.)

Schtschukin, O., Pajezdka w Jakutsk, Reise nach Jakutsk. (St.-Petersburg 1844.)

Shaw, R. B., A Sketch of the Turki Language as spoken in Eastern Turkistan, together with a collection of extracts. (Lahore 1875.)

Sheil, Lady, Glimpses of life and manners in Persia. With notes on Russia Koords, Toorkomans, Nestorians, Khiwa and Persia. (London 1856.)

Sommier, G., Fra i baschiri. (Florenz 1882.)

Spasski, Zapiski der Geographischen Gesellschaft von St.-Petersburg vom Jahre 1857.

— Zapiski Inscriptiones sibiriacae. (St.-Petersburg 1820.)

Spiegel, Eranische Alterthumskunde. (Leipzig 1871.)

Stumm, Hugo, Der Russische Feldzug nach Chiwa. (Berlin 1875.)

Tavernier, J. B., Le six Voyages. (Paris 1692.)

Tchihatcheff, P., Voyage scientifique dans l'Altai et des parties adjacentes de la Chine. (St.-Petersburg.)

Tewarichi Ali Seldschuk. Handschrift in der Leidener Bibliothek, Nr. 419.

Tott, Baron von, Nachrichten von den Türken und Tataren. (Wien 1788.)

Újfalvi, Ch. de, Mezökövesd. Expédition scientifique française en Russie, Sibérie et dans le Turkestan. (Paris 1880.)

Vámbéry, H., Die Sprache der Turkomanen und der Diwan Machdumkuli's. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, XXXIII, 387—445.

— Čagataische Sprachstudien, enthaltend grammatikalischen Umriss, Chrestomathie und Wörterbuch der čagataischen Sprache. (Leipzig 1867.)

— Wanderungen und Erlebnisse in Persien. (Pest 1867.)

— Uigurische Sprachmonumente und das Kudatku Bilik (Leipzig 1870.)

— Primitive Cultur des Türkenvolkes. (Leipzig 1879.)

— Ursprung der Magyaren. Ethnologische Studie. (Leipzig 1883.)

— Schebaniade, özbegisches Heldengedicht in 76 Gesängen von Prinz Mohammed Salih aus Charezm. Text, Uebersetzung und Noten. (Budapest 1885.)

Van Lennep, Henry J., Travels in Asia Minor. (London 1870.)

Vullers, J. A., Mirchondi Historia Seldschukidarum Persice edidit. (Giessen 1837.)

Welichanow, The Russians in Central Asia. Translated by J. and R. Mitchell. (London 1865.)

Weljaminow Zernow, Izsledowanie o kasimowskich czarach i czarewitschach (Forschungen über die Fürsten und Fürstinnen der Kasimiden). (St.-Petersburg 1864.)

Wenjukow, Die Russisch-asiatischen Grenzlande. (Berlin 1873.)

Wilson, Sir Charles, Notes on the Geography of Asia Minor made during journeys in 1879—82. In: Proceedings of the Royal Geographical Society, Juni 1884.

Yule, H. Col., Cathay and the Way thither being a collection of mediæval notices on China. 2 Bde. (London 1864.)

— The book of Ser Marco Polo the Venetian, concerning the kingdoms and marvels of the East. (London 1871.)

Youferow, Sur les Bachkirs.

Zagrjashski, G. S., Bît kotschewago naselenija dolinej Tschu i Sir darja. In: Turkestanskija Wjedomosti 1874, Nr. 25—32.

— Karekirgizi. In der Turkestaner Zeitung, 1874, Nr. 41—45.

Zimmer, Dr., Altindisches Leben, die Cultur der vedischen Arier nach dem Samhita dargestellt. (Berlin 1879.)

Zinkeisen, J. W., Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa. (Gotha 1840—63.)

Zolotnitzky, N. J., Karnewoi tschuwaschsko-russkij Slowar (Russisch-tschuwaschisches Wurzelwörterbuch). (Kazan 1875.)

Berichtigungen.

Seite 2, Zeile 12 v. u., statt: Munt, lies: Muntahabb
» 131, » 12 v. u., ist vor Gott folgende Zeile einzuschalten: Darauf sprach Erlik: „Ach gib mir doch dieses dein Volk.“
» 471, » 4 v. o., statt: sjtschetsche, lies: sitschtsche

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

10477

AnE
V2162t

Vambéry, Ármin
Das Türkenvolk.

DATE.	NAME OF BORROWER.